



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

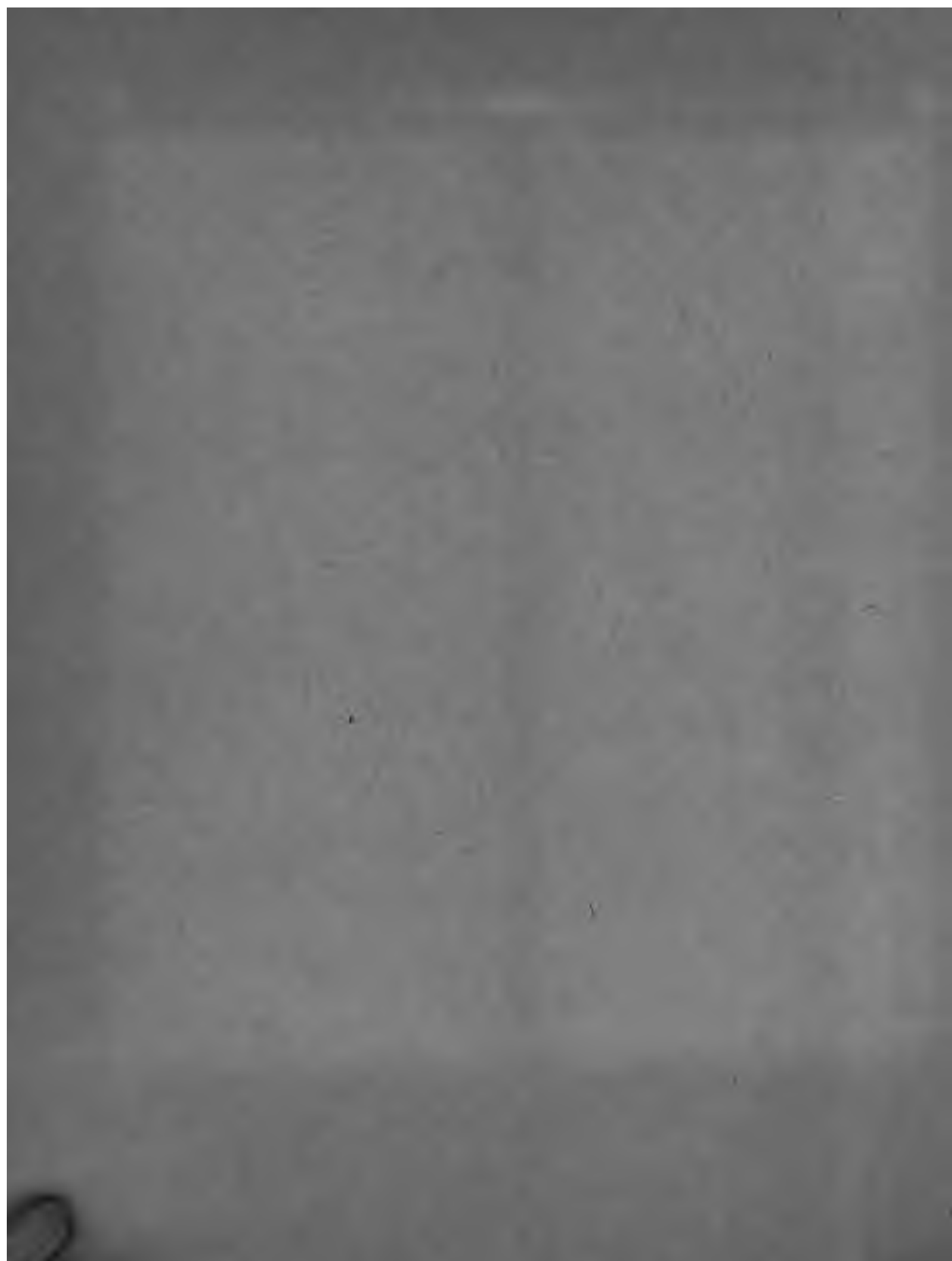


3 3433 06907198 7



KONST.

3 VA



Kunst-

3-VA

~~78.11.19~~

Kunst- und Gewerbe-Blatt.

Gerausgegeben

von dem

polytechnischen Verein für das Königreich Bayern.

Zierundvierzigster Jahrgang

oder

des Kunst- und Gewerbe-Blattes

Sechsenddreißigster Band.

Mit 12 lithographirten Blättern und 21 Holzschnitten.

Redigirt

durch

Dr. R a j. G. R a i s e r.

München, 1858.

Zu haben in München bei dem Vereine und in der E. A. Fleischmann'schen Buchhandlung, dann durch alle bayer. Postbehörden und bei Trautwein in Berlin.

**Seine Majestät
König Maximilian II.**

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
170 FIFTH AVENUE
NEW YORK, N. Y.

Mitglieder des Königlichen Hauses.

VERZEICHNIß. (6)

Seine Königliche Hoheit, Luitpold, Königlicher Prinz von Bayern.

Seine Königliche Hoheit, Adalbert, Königlicher Prinz von Bayern.

Seine Königliche Hoheit, Carl Theodor, Königlicher Prinz von Bayern.

Seine Königliche Hoheit, Maximilian, Herzog in Bayern.

1913-1914

1913-1914

Mitglieder des Königlichen Hauses.

ANFÜHRUNG 1. (6)

Seine Königliche Hoheit, Luitpold, Königlicher Prinz von Bayern.

Seine Königliche Hoheit, Adalbert, Königlicher Prinz von Bayern.

Seine Königliche Hoheit, Carl Theodor, Königlicher Prinz von Bayern.

Seine Königliche Hoheit, Maximilian, Herzog in Bayern.

2. ~~is~~ ~~unclassified~~

[illegible]

Besseling, Carl, Frlsch. v. d. Oberkass.
 Besseling, Carl, Techniker.
 Bider, Wols, f. Hof-Pianosort-Fabrikant.
 Biehl, Joseph, Kontrolleur und Zahlmesser.
 Biehl, Joseph, Buchhalter.
 Biedner, Jakob, Hofschnidtermesser.
 Bied, Georg, Wagnermeister.
 Biehm, Theobald, f. Hofmusik.
 Biehl, Joseph, Inhaber der Maschinen- u. Pharmazie-Handlung.
 Biehl, Joseph, Geschäftsführer des Elias Borchhauser'schen Segementir-Geschäfts.
 Biehl, Wilhelm von, f. Regierungsrath.
 Braun, Paul, f. geh. Ministerialsecretair.
 Bregler, Conrad, Maschinen-Techniker.
 Brey, Ludwig, Bierbrauer zum Löwen.
 Brühl, Ludwig Ferd. v., f. Ministerialrath und Vorstand der Central-Direction der f. b. Verkehrs-Anstalten.
 Buchner, Dr. Ludw. Andr., f. Universitäts-Professor und Akademiker.
 Buchner, Friedrich, Kaufmann und Fabrikbesitzer.
 Buchner, Carl, Chemiker und Fabrikbesitzer.
 Caspar, Joh. Nep. v., qu. f. Oberappellationsgerichtsrath.
 Cetto, Albert v., f. Ministerial-Professor im Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten.
 Darenberger, Jos., Metallwaaren-Fabrikant und Raths-
 Rath.

Rebikow, Gustav, Oberleutenant à la suite, Fabrikbesitzer,
Handelsgerichtsassessor und Gemeindebevollmächtigter.
Reck, Benedikt, Juweller.
Reck, Gottfried, Hofsjuweller.
Reck, Georg, Direktor und Inhaber des optischen Instituts.
* Reck, Eigmund, Optikus und Associé des optischen Instituts.
Reck, Johann, Hofschlosser.
Recklingh, Karl Frhr. v., k. Kämmerer u. pens. Forstmeister.
Reckel, Kaspar Joseph, Bakker.
Recklaue, Georg, k. Münzmeister.
Reckler, Ferdinand v., Inspektor der k. Erzgießerei.
Reckel, Max Graf v., kgl. Kämmerer und Reichsrath.
Reckat, Karl, städtischer Baurath.
Reckler, Ludw. Frhr. v., Fabrikant von Rosenkränzen und
heiligen Waaren.
Reckert, Eugen, k. Professor.
Reckert, Jeremias, Goldarbeiter.
Reckhammer, Julius v., k. b. Kämmerer, erblicher Reichsrath.
Reckburg, Rudolph, Buchhändler.
Reckler, Julius, kgl. Lieutenant im 1. Artillerie-Regiment
Prinz Luitpold.
Reckmayer, Aug., Kaufmann und Gemeindebevollmächtigter.
Reckmaier, Paul, Privatier.
Reckstein, Georg, Instrumentenmacher.
Reck, Eigmund, Pharmaceut.
Reckvicini, Graf von, Caesar sc.
* Reck, Friedr. Aug. von, Vorstand der obersten Baubehörde
und Direktor der Eisenbahnbau-Kommission.
Reck, Eölestin, Hofschmiedmeister.
* Recktofer, Dr. Max, k. Leibarzt, Akademiker und
Universitäts-Professor.
* Reckler, Karl, Gutsbesitzer.
Reckgeber, Georg, Techniker.
Reckfer, Max, Tapezierer.
Reckfer, Benno Heinrich von, k. Ministerialrath im Staats-
Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten.
Recklaue, Markus, Großhändler.
Reckschner, Adolph, k. Ministerialrath im Staatsministerium
der Finanzen.
Reckor, Georg, Bierbrauer.
Reckor, Matthias, Bierbrauer.
Recksofer, Dr. Jakob, I. rechtshundiger Magistratsrath.
Reckpieler, Joseph, Vergolder und Gemeindebevollmächtigter.

Reck, Peter, Hafnermeister.
Reck, Peter, Mechaniker.
Reck, Johann, Mechaniker.
Reckgeber, Jos., Hofschmiedmeister.
Reck, Ferd., Candidat des Berg- u. Salinenwesens.
* Reckebach, Georg, k. Oberberg- und Salinenrath.
Reckstuel, Michael, Zimmer- und Schreinermeister.
Recksch, Otto, Techniker.
Reckmann, Christian, Uhrmacher.
Reck, Matthias, Instrumental-Saitenfabrikant.
Reck, Ferd., Assistent am pharmaz. Institute der k. Universität hier.
Reckler, Joh. Bapt., Schneidermeister.
Reckler, Laz., gräf. Lörring-Guttenzell'scher Sekretär.
Reckler, Karl, Kaufmann.
Reckel, Peter, Tischlermeister.
* Reckerschmied, Ant., Weingelb-, Liqueur- und Essig-
Fabrikant und Magistrats-Rath.
Reck, Johann Adam, k. Münzgraveur.
Reckel, Jakob, Säcklermeister.
Reckel, Heinrich, Hofbuchdrucker.
Reckbach, Joseph, Schlossermeister.
Reckmiller, Ludwig, Architekt und Zimmermeister.
Reckel, Friedrich, Rechtspraktikant.
Reck, Fr. Anton, Vorstadtämter.
Reckwandl, Max Jos., k. Advokat.
Reckter, Franz, Hofgürtlermeister.
* Reckhüttel, Dr. Karl, k. Universitätsprofessor, Akademiker
und Conservator.
Reckte, Jos. Frhr. v., k. Kämmerer und quiesc. Landrichter.
Reckauß, Dr. Emil von, Assistent bei dem k. Haupt-Münzamt.
Recksan, Joseph, Mühlenbau- und Zimmermeister in der
Vorstadt Au.
Reckel, Friedrich v., kgl. Geheimrath und qu. General-
Bergwerks- und Salinen-Administrator.
Reckel, Max, k. Forstrath und Forstmeister.
Reckner, Wilhelm, Juweller.
Reckler, Dr. Max August von, k. Staatsrath.
Reckteggell, Antonin v., k. Oberbaurath.
Recksgärtner, Karl, gräf. Lörring-Seefeld'scher Sekretär.
Reckederer, Ludwig, Bierbrauer in der Vorstadt Au.
Reckederer, Heinrich, Bierbrauer in der Vorstadt Au.
Reckel, Ignaz, Steinmetzfabrikant.
Reckel, Georg, Bäckermeister.

* Schmitz, Christoph, f. Oberberg- und Salinenrath.
 Schmitz, Joh., Obergärtner bei Fehrn. v. Gischthal.
 Schneider, Jos., Kaufmann, Handelsgerichtsassessor und Magistraterath.
 Schneider, Julius, f. Maschinenmeister beim Telegraphenamte.
 Schneider, Jos., Macaronifabrikant.
 * Schnetter, Joh. Rasp., Privatier.
 Schöllhorn, Jos., Juweller und Goldarbeiter.
 Schönlén, Ernst, Großhändler.
 * Schörg, Franz, Schlossermeister.
 Schörg, Karl, Schlossermeister.
 Schöttl, Jakob sen., Bierbrauer u. Gemeindebevollmächtigter.
 Schöttl, Jakob jun., Bierbrauereibesitzer.
 Schreiber, Sebastian, Spänglermeister.
 * Schreiner, L., Fabrikant von Baumwollen- u. Halbsidenwaaren.
 Schuller, Joseph, Mechanikus.
 Schulze, August, Dekorations-Maler.
 Schunk, Richard, Oberleutnant im f. Genie-Reg. u. Adjutant.
 Schuhmann, August, Malerleinwandfabrikant.
 Schwab, Max, Torfküchbesitzer.
 Schwaiger, Alois, Kaufmann.
 Schwaiger, Xaver, Hofjäger.
 Schwarzenbach, Joseph, Bäckermeister.
 Schwarzmann, Franz Xaver, Weißgerbermeister.
 Schwerer, Joh. Bapt., Tapezierer.
 Sebelmayer, Andreas, Fellenhauer.
 * Seblmayer, Gabr., Bierbrauer u. Gemeindebevollmächtigter.
 Seblmayer, Joseph, Bierbrauer.
 Seidel, Dr. Ludw., f. Universitäts-Professor und Akademiker.
 Seidl, Anton, Bäckermeister und Gemeindebevollmächtigter.
 Seiß, Michael, Gießfabrikant.
 Seiß, Jos., Delfabrikant.
 Seuffert, Dr. G. Karl Leopold, Accessit im f. Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten.
 Sickingen, Anselm, Bildhauer und Gemeindebevollmächtigter.
 Spänglerinnung.
 Sped, Friedrich, Oberst bei der f. Zeughaus-Hauptdirektion.
 Steiner, Joh., Mechanikus.
 Steinhell, Dr. Karl, f. Ministerialrath, Akademiker u. Conservator.
 Steinsdorf, Rasp. v., f. rechtskundiger Bürgermeister.
 Stengel, Karl Frhr. v., qu. f. Appellationsgerichts-Präsident.

Stobäus, Carl Albert, f. Rentbeamter in der Vorstadt Au.
 Stollreuther, Ignaz, Mechanikus und Metallbruder.
 Stollreuther, Karl, Mechanikus.
 Streicher, Seb., Lederfabrikant.
 Strobelberger, Johann, Schwertschmied.
 Suter, Joh. Nep. von, f. Ministerialrath und Vorstand der Staatsschulbentilgungs-Commission.
 Thorr, Jos., Inspektor des kaiserlichen allgemeinen Krankenhauses.
 Trimborn, Christian, Papiermaché-Fabrikant.
 Ulllein, Joh. Bapt., Drechsler.
 Ungerer, Friedrich, Mechanikus.
 Vogel, Dr. M. v., f. Akademiker.
 Vogel, Dr. August, f. Universitäts-Professor und Akademiker.
 Vogel, Georg, Kaufmann.
 * Voit, August von, f. Oberbaurath.
 Volz, Ludwig von, f. Staatsrath im ordentlichen Dienste.
 Wagenfeld, Friedr., Chemiker in der Dr. Kuffschläger'schen Fabrik.
 Wagner, Anton, bürgerl. Maler.
 Wallerstein, Karl, Fürst zu Dettingen-Dettingen u. Dettingen-Wallerstein, Durchl.
 Waffermann, G. A., Stearin- und Seifenfabrikant.
 Weber, Max, rechtskundiger Magistrats-Secretär.
 Weber, Wilhelm von, f. Ministerialrath im Staatsministerium des f. Hauses und des Aeußern.
 Weber, Heinrich, Candidat der Chemie.
 Wegmair, Alois, Privatier.
 Weichselkorf, Max, Knopfmacher.
 Weigerleitner, Nep., Glasermeister.
 Weinberger, G. A., Kaufmann.
 * Weishaupt, Karl, Hofsilberarbeiter und Magistratsrath.
 Weishaupt, Ferdinand, Steinbruderei-Besitzer.
 Weiß, Georg, Buchbruderei-Besitzer.
 Weiß, Peter, f. Artillerie-Oberleutnant.
 Wepfer, Joseph, quiesc. f. Oberforstath.
 Widmann, Adolph, Apotheker.
 * Wiedermann, J., Schlossermeister und Maschinist.
 Wild, jun., Joseph, Bierbrauer.
 Wild, Joh. Albert, Doctor der Staatswirtschaft.
 Witt, Franz L., Apotheker und Gemeindebevollmächtigter in der Vorstadt Au.
 Wittstein, Dr. Georg, Chemiker.
 Wäbermeier, Joseph, Silberarbeiter.

Wolf, Friedr., Lithograph, Buch- und Steindruckereibesitzer.
Wolffanger, Eduard v., k. Ministerialrath u. Generalsekretär
im Staatsministerium des Handels u. der öffentl. Arbeiten.
Wolfsmüller, Alois, Fabrikant chem. u. pharm. Apparate.
Wurß, Anton Fr., Delfabrikant.
Zach, Nikolaus, Inspektor der lithographischen Anstalt des kgl.
Staatsrathes.
Zach, Anton, pens. k. Major.
Zachmann, Jos., Cassian-Gerber in der Vorstadt Au.
Zeller, G. Fr., Kaufmann.

* **Zeller, Leonhard,** qu. k. Artillerie-Oberstleutnant.
Zenetti, Arnold, städtischer Bau-Ingenieur.
Zimmermann, Franz, Orgelbauer.
Zimmermann, Martin, Privatier.
Zöllner, Dr. Rud. Hugo Phil., Chemiker der landwirthschaftl.
Versuchstation.
Zötl, Joseph, Buchbinder.
Zwehl, Theodor von, k. Staatsminister des Innern für Kir-
chen- und Schulangelegenheiten, etc.
Zwierlein, Ludwig, k. Oberpollrath.

A. Ordentliche Mitglieder.

b) nach den bayerischen Regierungs-Bezirken.

I. Oberbayern.

Abelholzen: Raler, Georg, Babinhaber.
Aibling: Magistrat für sämtliche Gewerbe-Innungen.
Altenburg: Bich, Philipp, Geschäftsführer der chemischen
Fabrike.
Berchtesgaden: Haubdl, Franz, k. Salinen-Baubeamter.
Haller, Johann Baptist, Realitätenbesitzer und
Stiftungspfleger.
Scheuerer, Joseph, kgl. Subfactor.
Bergen: Aschl, Egid, kgl. Bergmeister an der Maximilian-
hanshütte.
Gränaug, Joseph, Streck- u. Puddling-Frisch-
meister.
Haller, Florian, k. Bergmeister.
Erding: Landgrebe, Eigmund, Apotheker.
Rößler, Joseph, Bauwerkmeister.
Freising: Dohmaler, Michael, Ingenieur.
Weisler, Leopold, Brauntweinbrenner.
Riederer, Dr. Joh., k. Lycealprofessor u. Rektor
der Landwirthschafts- und Gewerbschule.
Friedberg: Schwyer, Joseph, Bräuer- und Oekonomen-
Besitzer, Landtags-Abgeordneter.

Garching: Färman, August, Oekonom.
Garmisch: Diebl, Joh. Bapt., qu. k. Rechnungs-Commissär
und Bergwerksbesitzer.
Grabenstätt: Roth, Heinrich, techn. Gehülfe bei der kgl.
Eisenbahnbau-Section.
Gremertshausen bei Freising: Feller, Joseph,
Cooperator.
Großheffelohe: Edhart, Paul, Chemiker und Gutsbesitzer.
Haimhausen: Buttler, Graf Theobald von, k. Kämmerer
und Gutsheerr.
Hamerau: Ferchl, Franz, gewerkschaftlicher Güttenom-
Verwalter.
Hohenaschau: Bichler, Jos., Bergmeister beim Güttenwerke.
Hohenkammer: Bequel-Westermach, Max Freiherr von,
k. Kämmerer und Rittergutsbesitzer.
Ingolstadt: Berthold, Karl, Lebküchner und Backstube-
Reichlin-Meldeg, Lorenz Freiherr von, k.
Kämmerer, Oberst u. c.
Sölich, Franz Xaver, Knopfmacher und Magi-
stratrath.

Isareck: La Rosée, Em. Graf von, kgl. Kämmerer,
Gutsherr 2c. 2c.

Landsberg: Gewerbe-Verein.

Niederer, Karl, Kaufmann.

Laufen: Neumüller, Fr. Kav., Apotheker.

Mießbach: Karlinger, Joseph, Kaufmann.

Murnau: Sterler, Max, Maler und Vorstand des Gewerbevereins.

Nymphenburg: Knapp, Dr. Friedr., kgl. Universitätsprofessor.

Oberföhring: Dr. Bischoff, Leinwandfabrikbesitzer.

Pasing: Beck, Karl Freiherr v., Guts- u. Fabrikbesitzer.
Bullinger, Karl, Direktor der Freiherrl. von
Beck'schen Papier-Fabrik.

Reichenhall: Häcker, Karl, kgl. Salinen-Inspektor.

Mad, Mathias, Apotheker.

Reichenbach, Karl, kgl. Kunstmeister.

Verein der Zimmermeister.

Rosenheim: Weilhaid, Anton, Hammerwerksbesitzer.

Weilhaid, Barthelomäus, Mechaniker.

Doblinger, Adolph, kgl. Salinen-Inspektor.

Huber, Joseph Anton, Sallmermeister.

Le Feubre, Friedr., kgl. Hauptzollamtskontroleur.

Deller, Franz, Torfstichbesitzer in Innleiten.

Schleißheim: Fuchs, Matthäus, Mechaniker und Vorarbeiter in der Ackerbau-Werkzeugfabrik.

Schongau: Technischer Verein.

Schwaig: Kraus, Johann, Kunstmüller.

Teisendorf: Wieninger, Max, Bierbrauer und Oekonom.

Traunstein: Pauer, Joseph, Apotheker.

Sollinger, Ignaz, Gold- und Silberarbeiter,
und Bürgermeister.

Weihenstephan: Knobloch, Dr. Martin, Professor an
der Centrallandwirtschaftsschule.

Weilheim: Schleifer, Joh. Bapt., Bauführer.

II. Niederbayern.

Ast bei Landshut: Hirschberger, Jos., Gutsbesitzer.

Buchhof: Sikentscher, Friedrich Jos., Chemiker u. Gutsbesitzer.

Deggendorf: Münsterer, Georg, Vorstand der Brauerei-Innung.

Eggensfelden: Höckstetter, Joseph, Apotheker und Magistrate-Rath.

Jauneder, Färber und Bürgermeister.

Esching: Magistrat.

Landau: Hergel, Alois, Maurermeister.

Landshut: Rast, Johann, Branereibesitzer und Leihhaus-Inhaber.

Liebherr, Friedrich, Fabrikbesitzer.

Ludwigsthal: Streber, Joh. von, Glasfabrikbesitzer.

Münchshofen: Kabel, Joseph, Gutsbesitzer.

Oberfrauenau: Poschinger, Michael von, Guts- und Glasfabrikbesitzer.

Oberwieslau: Poschinger, Benedikt von, Guts- und Glasfabrikbesitzer.

Passau: Gewerbe-Verein.

Hornstein, Karl, kgl. Professor an der Kreis-Landwirtschafts- und Gewerbeschule.

Straubing: Polchinger, Johann Nep., Bierbrauer und Oekonom.

Strehler, Ludwig, kgl. Lehrer an der Gewerbeschule.

Ulmer, Joh., Drechslermeister und Mechaniker.

Windsorfer, Heinrich, Pharmazeut.

III. Pfalz.

Bergzabern: Weisler, Hermann, kgl. Landkommisariats-Aktuar.

Bärthelm: Barth, Heinrich, Bierbrauer und Gutsbesitzer.
Kuß, Philipp, kgl. Salinen-Inspektor.

Bermerstheim: Köffelholz, Ludw. Fehr. von, Hauptmann im 2ten Artillerie-Regimente Kaiser.

Grünstadt: Glas, Casimir, Dr. med.

St. Ingbert: Krämmer, Ph. H., Gärtenwerksbesitzer.

Kaiserlautern: Plätsch, Adrian, Privatier.

Haas, Richard, kgl. Professor und Subrektor der lateinischen Schule.

Randel: Gemeinde.

Rufel: Lateinische Schule.

Landau: Böhl, Gottlieb von, Lehrer an der Landwirtschafts- und Gewerbeschule.
 Kragelisen, Karl, I. Generalmajor.
Oggersheim: Borngasser u. Frohmann, Weinschwarz-Fabrikanten.

Speyer: Hohe, Gustav von, I. Regierungs-Präsident.
 Gewerbe-Unterstützungsverein.
Zweibrücken: Lang, G., Tuchfabrikant.
 Dingler, Christian, Fabrikbesitzer.

IV. Ober-Pfalz und Regensburg.

Amberg: Schab, Joseph von, Igl. Bergmeister.
 Trieb, Matthias, Igl. Gymnasialprofessor und Rektor der Landwirtschafts- und Gewerbeschule.
Ortschenreuth: Reichenberger, J. M., Drahtfabrik-Besitzer.
Paasmühl bei Dietfurt: Ebenharter, J., Mechanikus u. Hammerwerksbesitzer.
Neustadt a/W: Lichtenstern, Karl, Freiherr von, I. Landrichter.
Regensburg: Dörnberg, Ernst Freiherr von, Igl. Kämmerer, Chef der Fürstl. Thurn und Taxis'schen Gesamt-Verwaltung.
 Färnrohr, Dr. August, I. Lyceal-Professor u. Lehrer an der Kreislandwirtschafts- u. Gewerbeschule.
 Gaißel, Sebastian, Privatier.
 Guther, Paul, Igl. Lehrer an der Kreislandwirtschafts- u. Gewerbeschule.

Nadler, Joseph, Igl. Regierungs- und Kreisbauath.
 Neuffer, Wilhelm, Großhändler.
 Neumiller, J. M., Kaufmann u. Materialist.
 Niedermayer, Fr. X., Bierbrauer.
 Reibach, A., Kaufmann und Bleistiftfabrikant.
 Scherer, Wilhelm, I. Regierungs-Assessor und Stadtkommissär.
 Schubarth, Benedikt Jakob, I. Commerzienrath.
 Schwerdtner, J. A., Porzellanfabrikbesitzer.
 Thurn und Taxis, Mar, Fürst von, Kron-Oberpostmeister, Standesherr, Durchlaucht.
 Wandner, Dr. Johann, I. Lycealprofessor und Rektor der Kreislandwirtschafts- und Gewerbeschule.
Sandelsdorf: Daffus, Max Freiherr von, I. Kämmerer, Gutsherr.
Stadthof: Lermer, Johann, Privatier.
Weierhammer: Englert, Jos. I. Hüttenmeister.

V. Oberfranken.

Bayreuth: Kolb, Sophian, Kaufmann und Fabrikant.
 Rotenhan, Julius, Freiherr v., I. Kämmerer.
Redwitz: Seeberger, Gabriel, Kupferschmied.

Welsauerhammer bei Bunsiedel: Glas, Gottfried v., Hammergutsbesitzer.
Weissenstadt: Glöter, Florian, I. I. Pfarrer.

VI. Mittelfranken.

Andach: Holz, Gabriel, Civil-Ingenieur.
 Industries- und Gewerbe-Verein.
 Reichelt, Karl, I. Lehrer an der Gewerbeschule.
Dinkelsbühl: Steffenelli, von, Apotheker.
Duwendtich: Späth, Joh. Wilh. feil. Erb., Besitzer einer Maschinenfabrik, Erzgießerei u. Kunstmühle.
Eichstädt: Kellner, Dr. Andr. Edm., Domcapitular und Lycealprofessor.

Erlangen: Brede, Karl, Fürst von, erblicher Reichsrath, Staatsrath, Durchlaucht.
Erlangen: Gorys-Besanez, Dr. Eugen von, ordentl. öffentl. Professor der Chemie an der kgl. Universität.
 Martius, Dr. Theodor, Professor der Pharmacie an der I. Universität.

Gärth: Bernheim, Dr., Heinrich, Lehrer an der Gewerbs- und Handelsschule.
 Glerer, W., Zeichnungslehrer an der Gewerbs- und Handelsschule.
 Jordan, d. A., Schlauchfabrikant.
Mürnberg: Gramer, Albert Joseph, Fabrikant.
 Gramer, Theodor von, Fabrikbesitzer.
 Kiefer, H. gewerkschaftlicher Bergmeister.

Klingenfeld, Friedr. Aug., f. Professor an der polyt. Schule.
 Mayer, Christian, f. Stadtkommissär.
 Merz, Karl Theodor, Chemiker.
 Werther, Ludwig, Maschinenmeister.
Oberkirch: Gitterlein, Adolph, Bergmeister.
Remmweg: Adam, Alf., Fabrikant chemischer Produkte.
Schopfloch: Mandelbaum, Jakob, Privilegiumsinhaber.
Schwabach: Beckh, G. A., Drahtfabrikbesitzer.

VII. Unterfranken und Aschaffenburg.

Aschaffenburg: Gewerbeverein.
 Kittel, Dr., Balduin, f. Lycealprofessor, Akademiker und Rektor der Gewerbs- u. Landwirtschaftsschule etc.
Damm: Müller, Dr., Ernst, kgl. f. Forstmeister und Steingutfabrikant.
Oberzell: König und Bauer, Maschinenfabrikbesitzer.
Orb: Lindner, Joseph, kgl. Salinen-Inspektor.
Reutweinsdorf: Rothmann, Hermann, Freiherr von, f. Kammerer und Gutsbesitzer.

Schweinfurt: Sattler, Wilhelm, Fabrikbesitzer.
Würzburg: Bohonovsky, Dr., Johann Nepomuk, qu. kgl. Regierungsrath.
 Gert, Joseph, Holzhändler, dann Bretz- und Journierschneidmaschinenbesitzer.
 Wagner, Dr., Rudolf, Professor der Technologie an der f. Universität.
 Zuckheim, Friedrich, Freiherr von, f. Kammerer, Reichs- und Staatsrath, Regierungs-Präsident, Excellenz.

VIII. Schwaben und Neuburg.

Augsburg: Dingler, Dr., Emil, Redakteur des polytechnischen Journals.
 Forster, Karl, Rattunmanufakturbesitzer und Magistratsrath.
 Grauvogel, Xaver v., f. Straßen- u. Wasserbau-Inspektor.
 Hurl, Anton, Ingenieur-Praktikant bei dem f. Kreisbaubureau.
 Leo, Dr. Franz, kgl. Rektor der polytechnischen und Kreislandwirtschafts- u. Gewerbeschule.
 Reichenbach, Karl, Besitzer einer Maschinenfabrik und Erzgießerei.
 Seiffert, Dr., Friedr., Rentbeamter.
 Zorn, Gabriel, Kunst- und Schönfärber.
Donauwörth: Bessler, Ignaz, Apotheker.
Hannstetten: Martini, Clemens, Inhaber einer Bleich- und Appretur-Anstalt.

Kaufbeuren: Buchner, Adam, f. Rektor an der Landwirtschafts- und Gewerbeschule.
Memmingen: Koch, Joseph, Thonwaarenfabrikant und Vorstand des allgemeinen Gewerbevereines.
Ulm: Kinkel, G., Landarzt.
 Magistrat.
 Rupperecht, Freiherr von, Großhändler.
Maria Theresia: Kieffler, G., Mechanikus und Reißzeugfabrikant.
Memmingen: Gierl, Dr., Alois, f. Bezirksgerichtsassessor.
 Schurr, Fabrikant physikalischer Instrumente.
Nördlingen: Ghermair, Ernst, Lehrer an der Gewerbeschule.
Donauwörth: Sponfeldner, Max, techn. Funktionär.
 Stölzl, Eugen, kgl. Berg- und Hüttenamts-Gasier.

A. Ordentliche Mitglieder.

a) außerhalb Baiern:

Gall in Steyermark: Rauser, Mich., Geschirrfabrikant.
Dortmund in Westphalen: Bauer, Johann, Chemiker.
Ellwangen: Rieberer, Max, Fabrikant wasserbleicher Stoffe.
Gießen: Stahl, Dr., Wilhelm, k. Universitätsprofessor.
Hudersoda in Sachsen-Meiningen: Schmidt, Eisenwerkbesitzer.

Lungau: Rischner, Alex., Hüttenmeister an der Marienhütte.

Magdeburg: Gewerbeverein.

Paris: Dberhäuser, George, Optikus.

Prag: Schary, J. M., Bierbrauer.

Rostock: Gewerbeverein.

Schönberg bei Hohenstadt in Mähren: Drosbach,
 Max, Direktor der mech. Flachspinnerei.

St. Gallen: Gewerbeverein.

St. Johann am Brühl in Unterkränthen: Veitshad,
 J. G., Maschinenmeister auf dem größt.
 Grilling'schen Gusswerk.

Stuttgart: Flor, Friedrich, Heerd- und Ofenfabrikant.

Waldshut: Dietzsch, Mechanikus.

Wien: Pfaff, Ingenieur und Bevollmächtigter des Hrn. Fabrikbesizers Ritter von Rassei.

Saager, Johann Baptist Paul, k. k. österreichischer Hauptpostamts-Spediteur und Galvanoplastiker.

Zwickau: Fikentscher, Friedr. Christ, Fabrikbesitzer.

B. Ehren-Mitglieder.

Angerstein, Hermann, Apotheker in Hannover.

Kuer, Alois, Ritter von, k. k. österr. Regierungsrath und Direktor der Hof- und Staats-Druckerei in Wien.

Baumgartner, Andreas, Dr. Freiherr von, Präsident der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Burg, Adam, Ritter von, k. k. Regierungsrath und Professor am polyt. Institute in Wien.

Dallwitz, Baron von, k. k. russischer Oberlieutenant, Ritter etc. in Petersburg.

Eckhardt, großh. hess. Geheimrath und Präsident des hessischen Gewerbevereins in Darmstadt.

Förster, Ch. Frdr. Edw., k. k. Architekt u. Professor in Wien.

Fournet, M. J., professeur à la faculté de sciences de Lyon.

Gebel, pens. k. preuß. Regierungsdirektor in Schlesien.

Gile, Thomas Esqu., Herausgeber des Technical-Repository in London.

Jenz, Dr. und Professor an der k. k. Universität in Wien.

Karmarsch, Dr. Karl, I. Direktor der polytechn. Schule in Hannover.

Kuczuran, Georg von, phil., med. et chir. Dr., Direktor der Hospitaller der Moldau und Primärarzt etc. in Jassy.

Leinfelder, Tuchfabrikant in Guben.

Reutter, Dr., k. k. Regierungsrath, Professor u. Conservator des k. k. Produkten-Cabinetts in Wien.

Rößler, Hector, großh. hess. Oberbaurath in Darmstadt.

Rühlmann, Dr. Moritz, Professor an der polyt. Schule in Hannover.

Schwenk, Christian, Professor in Ludwigsburg.

Schröder, J., Professor in Darmstadt.

Schubarth, Dr. G. L., kgl. preuß. geh. Regierungsrath in Berlin.

Steinbeiß, Dr. Friedrich von, Direktor der k. württemberg. Centralstelle für Handel und Gewerbe in Stuttgart.

Ström, Bergwerksdirektor zu Christiania in Norwegen.

Wedding, Wilhelm v., gehelmer Regierungsrath in Berlin.

Wilhelm, Graf von Württemberg, Erlaucht in Wm.

Zentner, von, k. bayer. Kämmerer und Major im Infanterieregiment König Otto in Rempten.

C. Ehren-Ausschuß-Mitglieder.

a) Von den noch lebenden Gründern des Vereins:

Klenze, L. v., k. Geheimrath.

Vogel, Dr. Aug. von, k. Akademiker.

Leonhard, von, k. Geheimrath in Heidelberg.

Bismarck, Jos., k. Akademiker und Oberkirchen- u. Studien-
Rath in München.

b) Auswärtige correspondirende:

Gloeter, H., Pfarrer in Weissenstadt.

Hohe, Gustav von, in Speyer.

Ebel, Georg, in Würzburg.

Martius, Dr. Theodor, in Erlangen.

Kieberger, Dr. Johann, in Freising.

D. Central-Verwaltungs-Ausschuß.

I. Vorstand: Fr. Fav. von Gaidl.

I. Secretär: Dr. C. G. Kaiser (zugleich Redakteur).

II. „ Dr. Karl Schaffhäutl.

II. „ Dr. Heinr. Alexander.

Conservator: Carl Pfändler.

Cassier: J. Biechl.

Mitglieder:

G. v. Weiskler, Grc. L. v. Bever. Th. Böhm. Dr. L. A. Buchner. R. Erter. L. Gluck. Seb. Gaidl. J. Klausner. Fr. Kester. J. Knorr. Dr. Frhr. v. Liebig. Sigm. Merz. J. v. Raffel. F. v. Pauli. Dr. Max Pettenkofer. G. Reichenbach. A. Riemerschmied. Chr. Schmitz. J. R. Schnetter. F. Schörg. L. Schreiner. G. Seblmayer. Aug. v. Voit. Karl Weiskaupt. Ign. Wiebermann. L. Zeller.

Register

zum

Kunst- und Gewerbe-Blatt 1858.

A.

Abhaaren der Thierhäute behufs des Gerbens, warum und wie es geschieht? Wirkung des Schwefelwasserstoff-Schwefelcalcium. S. 638.

AbSORPTIONsfähigkeit der Ackererde für gewisse Salze. S. 356.

Abtritte, eigenthümlich geschlossene. (Priv.) S. 251.

Abtritt-Einrichtungen für die Irrenanstalt bei München. S. 448.

Abtritte, geruchlose, eigenthümliche Construction. S. 545.

Abziehen von Messern auf Gauthschuf-Massa. S. 123.

Ackerkrume, einige Eigenschaften derselben, von Thom.

Wab, dann von J. v. Liebig, in Betreff der Absorptionsfähigkeit derselben zu gewissen Salzen. S. 356.

Aetherische Oele, ihr Verhalten zu wasserfreiem Chlor. S. 447.

Aegen — über das Hochägen und Schwarzfärben des Zinns. S. 379.

Alaun, Gerbversuche damit v. Prof. Dr. Knapp. S. 643.

Alaungewinnung in Bayern i. J. 1856/57. S. 695.

Aluminium, 1) seine Fabrication aus Natrium-Aluminium-Chlorid und Natrium in Flammöfen (erstere wird erhalten durch Ueberleiten von Chlorgas über ein glühendes Gemenge von Thonerde, Rochsalz und Kohlenpulver.) S. 451. 2) Eigenschaften des Alu-

miniums, sein Verhalten für sich, an der Luft, im Wasser, im Feuer, zu Säuren (unorganischen und organischen), zu Salzen (Sauerstoff- und Halbsalzen) — zu den Metallsalzen — Aluminiumamalgam — S. 453 — 463 widersteht der Einwirkung von Säuren, Chloriden und Alkalien sehr wenig S. 464, seine Anwendung ist daher noch precär. S. 465 — 467. 3) Legirungen des Aluminiums — vor- ausgehende Versuche S. 468., nach Aequivalenten zwischen Aluminium und Silber S. 472 — 475. Aluminium und Kupfer S. 476—490. Uebersicht der spez. Gewichte und Volumina zc. der voranstehenden Legirungen. S. 491. Aluminium und Zinn. S. 493 — 498. Uebersicht der spez. Gewichte und Volumina dieser Zinn-Legirungen. S. 499. Aluminium und Blei. S. 500. Aluminium und Zink. S. 502 — 504.

Amerikanisches Harz, die Produkte der trockenen Destillation desselben werden zur Patent-Wagen und Maschinenschulere verwendet. S. 425. Dabei wird ein flüchtiges Oel — Pinolin — gewonnen, was als Beleuchtungsstoff dient. S. 426 u. 427.

Ammoniakgewinnung aus Steinkohlen. S. 308.

Amorphe Baumwolle, über das Färben derselben von Prof. Volleh. S. 439.

C. Ehren-Ausfluß-Mitglieder.

a) Von den noch lebenden Gründern des Vereins:

Klenze, L. v., I. Geheimrath.

Leonhard, von, I. Geheimrath in Heidelberg.

Bogel, Dr. Aug. von, I. Akademiker.

Bismarck, Jos., I. Akademiker und Oberkirchen- u. Studienrath in München.

b) Aufwärtige correspondirende:

Gloeter, H., Pfarrer in Weissenstadt.

Göbel, Georg, in Würzburg.

Gohe, Gustav von, in Speyer.

Martius, Dr. Theodor, in Erlangen.

Niederer, Dr. Johann, in Freising.

D. Central-Verwaltungs-Ausfluß.

I. Vorstand: Hr. Kav. von Gaimbl.

II. „ Dr. Karl Schaffhütl.

Conservator: Carl Pfändler.

I. Secretär: Dr. C. G. Kaiser (zugleich Redacteur).

II. „ Dr. Heinr. Alexander.

Cassier: J. Biechl.

Mitglieder:

H. v. Meisler, Wm. L. v. Meyer. Th. Böhm. Dr. L. M. Buchner. L. Erter. L. Glinf. Seb. Gaimbl. J. Klaußner. Hr. Koller. J. Knorr. Dr. Frhr. v. Liebig. Sigm. Merg. J. v. Raffel. F. v. Pauli. Dr. Max Pettenlofer. W. Reichenbach. H. Riemerschmied. Chr. Schmitz. J. R. Schnetter. F. Schöberg. L. Schreiner. W. Sebmayer. Aug. v. Voit. Karl Weichaupt. Ign. Wiebermann. L. Zeller.

Register

zum

Kunst- und Gewerbe-Blatt 1858.

A.

- Abhaaren der Thierhäute behufs des Gerbens, warum und wie es geschieht? Wirkung des Schwefelwasserstoff-Schwefelcalcium. S. 638.
- Absorptionsfähigkeit der Ackererde für gewisse Salze. S. 356.
- Abtritte, eigenthümlich geschlossene. (Priv.) S. 251.
- Abtritt-Einrichtungen für die Irrenanstalt bei München. S. 448.
- Abtritte, geruchlose, eigenthümliche Construction. S. 545.
- Abziehen von Messern auf Gaultschuk-Massa. S. 123.
- Ackerkrume, einige Eigenschaften derselben, von Thom. Wap, dann von J. v. Liebig, in Betreff der Absorptionsfähigkeit derselben zu gewissen Salzen. S. 356.
- Aetherische Oele, ihr Verhalten zu wasserfreiem Chlor. S. 447.
- Athen — über das Hochäzen und Schwarzfärben des Zinns. S. 379.
- Alaun, Gerbversuche damit v. Prof. Dr. Knapp. S. 643.
- Alaungewinnung in Bayern i. J. 1846/7. S. 695.
- Aluminium, 1) seine Fabrication aus Natrium-Aluminium-Chlorid und Natrium in Flammöfen (erstere wird erhalten durch Ueberleiten von Chlorgas über ein glühendes Gemenge von Thonerde, Kochsalz und Kohlenpulver.) S. 451. 2) Eigenschaften des Aluminiums, sein Verhalten für sich, an der Luft, im Wasser, im Feuer, zu Säuren (unorganischen und organischen), zu Salzen (Sauerstoff- und Haloid-Salzen) — zu den Metallsalzen — Aluminiumamalgam — S. 453 — 463 widersteht der Einwirkung von Säuren, Chloriden und Alkalien sehr wenig S. 464, seine Anwendung ist daher noch precär. S. 465 — 467. 3) Legirungen des Aluminiums — vor- ausgehende Versuche S. 468., nach Aequivalenten zwischen Aluminium und Silber S. 472 — 475. Aluminium und Kupfer S. 476—490. Uebersicht der spez. Gewichte und Volumina zc. der voranstehenden Legirungen. S. 491. Aluminium und Zinn. S. 493 — 498. Uebersicht der spez. Gewichte und Volumina dieser Zinn-Legirungen. S. 499. Aluminium und Blei. S. 500. Aluminium und Zinn. S. 502 — 504.
- Amerikanisches Harz, die Produkte der trockenen Destillation desselben werden zur Patent-Wagen und Maschinenschulere verwendet. S. 425. Dabei wird ein flüchtiges Oel — Pinolin — gewonnen, was als Beleuchtungsstoff dient. S. 426 u. 427.
- Ammoniakgewinnung aus Steinkohlen. S. 308.
- Amorphe Baumwolle, über das Färben derselben von Prof. Volley. S. 439.

Anstrich nach Art von Nußbaumholz von Dr. E. Winkler S. 190.

Anstriche mit Leinöl, wie sie schneller trocknend gemacht werden können. S. 433.

Antimonerz-Gewinnung in Bayern i. J. 1856/57 S. 683 — 695.

Apparat rauchverzehrender von Prof. P. J. Meißner. S. 598 — 606.

Appreturmasse für Leinwaaren aus Stärkeabkochungen mit thierischem Kalk. S. 547 — 551.

Arbeit, die Organisation der, in gegenwärtiger Zeit ruft nothwendig die Maschinen hervor, die von dem Einen als ein Erlumpf des Menschengelstes, von dem Anderen als eine Gelsel der arbeitenden Classe betrachtet wird. S. 277 — 300.

Argentiren des Eisens d. h. dieses Metall ober daraus gefertigte Gegenstände mit Argentan, Messing, Bronze, Kupfer, Silber sehr dünn zu überkleiden.

Atmosphärische Luft, durch Zersetzung derselben mittelst Inductions-Electricität entsteht Salpetersäure und Untersalpetersäure. S. 376.

Ausgaben und Einnahmen des polytechn. Vereines i. J. 1857. S. 134.

Auslagen des Deles bei polirten Meubeln, wie diesem zu begegnen ist. S. 184.

Auszeichnung des Herrn Oberbaudirectors Friedr. Aug. v. Pauli für die rühmlich durchgeführte Construction und Erbauung der eisernen Bahnbrücke bei Großheßelohe durch Verleihung der goldenen Vereins-Medaille des polytechnischen Vereines für Bayern. S. 3.

B.

Bahnbrücke, eiserne, über die Isar bei Großheßelohe unweit München, ausgeführt von dem k. bay. Oberbaudirector Friedr. Aug. v. Pauli — ihre Ausdehnung und das Eigenthümliche dieses Systemes im Unterfalle der Laves'schen Bauweise, womit jenes System von Ununterrichteten irrthümlich verwechselt worden ist. S. 5 — 7. Belastungsproben, welche

bei Vollendung dieser Brücke am 24. Sept. 1857, S. 8 — am 25. Sept., S. 10 — am 26. Sept., S. 12 — am 27. Sept., S. 13 — am 1. Octob., S. 14 — am 9. und 11. Octob., S. 15 — am 13. Octob., S. 16 — am 14. Octob., S. 17 — am 16. u. 19. Octob., S. 18 — und am 21. October 1857 gemacht worden nebst tabellarischer Uebersicht der Resultate. S. 20 — 24.

Badwerk aus Mehl von gemaltem Walzen. S. 190.

Batterie, elektrische, eine neue. (Priv.) S. 251.

Baumwolle, Maschine zum Kämmen und Zertheilen derselben. S. 251.

Baumwolle, amorphe, über das Färben der, von Professor Volleh. S. 439.

Baumwollenfabrikation, statistische Notizen über dieselbe von Regierungsrath Moser in Berlin. A. in Großbritannien, S. 707. B. in Deutschland, S. 710.

Baumwollen und Leinen können in Wolzeugen durch concentrirte Schwefelsäure zersetzt werden. S. 381.

Baumwollenspinnmaschine. (Priv.) S. 127.

Bauzeitschriften, der Inhalt von sechs derselben in einem Verzeichnisse angelegt von der obersten Bau-Behörde, was sehr zu schätzen ist. S. 129.

Beamte des Vereins für das Jahr 1858. S. 4.

Bed., J., in München, Fabrikant der Stein-(Theer-)Pappe. S. 384. 449.

Bedachung der Eisenbahn-Einstiegshallen, Spinnereien, Webereien, Lichtöfen, Treibhäusern etc. mit starkem gegossenen Glas. S. 441.

Bedachung mit Theer-(Stein-)Pappe. S. 65-78. 319. 324.

Beinarbeiter, über das Bleichen der Knochen für dieselben. S. 188.

Beleuchtung über die, von Dr. L. Merz, S. 33 — die Lichtquellen, Messung der Lichtstärke und Vergleichung der gebräuchlichsten Beleuchtungsmaterialien, S. 34. 36. — Verstärkung und Beschränkung der Licht-Intensitäten, S. 37. 38. — Flamme, Einfluß der Dichte, Mehrung der Brennstoffe, S. 39. 43. — das Beleuchten oder Erleuchtetsein eines Gegenstandes, S. 44. 47.

- Beleuchtungsstoffe, zwei ätherische — Pinolin und
 Neon — von Dr. Hermann Wohl in Bonn.
 S. 425 — 429.
- Belleville's horizontal liegender Dampferzeuger. S. 257.
- Bergbau-Produktion in Bayern im Jahre 18^{66/67},
 an Gold, gold- und silberhaltigen Erzen, Eisenerzen
 S. 679, an Bleierzen, Quecksilber, Kupferkiesen,
 Fälscherzen S. 681, an Antimonerzen, Magnet- und
 Schwefelkiesen, Stein- und Braunkohlen, Graphit,
 Porzellanerde, Ocker- und Farberde S. 683, an
 Schmirgel, Thonerde, Speckstein, Dach- und Tafel-
 schiefer, Schwer- und Flußspath, dann Feldspath und
 Quarz S. 685, an Gyps S. 687.
- Bergbohrer mit einem Drahtseile. (Priv.) S. 734.
- Berg-, Hütten- und Salinenbetrieb in Bayern
 pro 18^{66/67}, S. 626, Gesamt-Ergebnis und Zu-
 sammenstellung S. 701. 703.
- Bergeat, Chr., in Passau, über die Bestimmung der
 Faktoren eines galvanischen Stromes und einen da-
 zu sehr bequemen Rheostaten. S. 153 — 169.
- Bergwachs — ausgeschmolzener Ozokerit — Untersu-
 chung hierüber von J. Fritzsche. S. 345. 396.
- Bertschwinger, über Zeithaltung und Regulirung der
 sogenannten Taschen-Chronometer mit Vascule- oder
 Federhemmung im Allgemeinen. S. 246.
- Bewegende Kräfte, Maschinen zur Erzielung derselben.
 (Priv.) S. 734.
- Biber, Alois, Hofpianosorte-Fabrikant in München, ge-
 boren den 1. Sept. 1804 in Ellingen, gestorben den
 13. Dezember 1858 in München, dessen Nekrolog.
 S. 717 — 733.
- Bibliothek des Vereins, Zuwachs derselben. S. 1. 130
 324. 628. 629.
- Bickford'sche Zündschnüre, über die, von Direktor
 Grimm in Pragbram. S. 561. — ergänzende Be-
 merkungen dazu von Bergmeister Haller. S. 630.
- Bier. Siehe auch „Gerstenbier.“
- Bijouterie-Waaren, Anfertigung von solchen mit be-
 weglichem Theilen. (Priv.) S. 734.
- Billardkugeln gelb zu färben nach Dr. Winkler.
 S. 319.
- Bis muthoxyd, basisch salpetersaures, dient zur Bött-
 ger'schen Zuckerprobe. S. 430.
- Blätter aus Oelfarbe zu Unterlagen für Delmalerei und
 Delbrud. S. 554.
- Blaf's Vorrichtung zur Verhinderung der Dampfkeffel-
 Explosionen. S. 78.
- Bleichen der Knochen für Drechsler und Beinarbeiter
 nach Hedinger. S. 188.
- Bleierz-Gewinnung in Bayern im Jahre 18^{66/67}.
 S. 681. 695.
- Bleisuperoxyd zu bereiten nach einer neuen Methode.
 S. 374.
- Bleizucker, Verunreinigung des Jods damit. S. 124.
- Blutlaugensalz, über die Darstellung desselben von
 Dr. Gräber. S. 98 — 113.
- Bodenculturmashine, patentirte. S. 324.
- Böttger's Nachweisung einer Verälschung des Leber-
 s, thranes mit Harz. S. 120.
- Böttger'sche Zuckerprobe ist Magisterium bismuthi. S. 430.
- Bohrmaschine, verbessert von Sharp-Furnival.
 S. 147 — 151.
- Bolley, Professor, über das Färben der amorphen
 Baumwolle. S. 439.
- Boussfield's Metallverzinnung. S. 553.
- Braunkohlen-Produktion in Bayern im Jahre 18^{66/67}.
 S. 683.
- Bromels, Dr., Th., Direktor der Provincial-Gewerb-
 schule in Aachen, über die neuesten Methoden der
 Aufbereitung und Verdichtung des Torfs. S. 573 — 592.
- Broncebrud, über die Vereitung des Leinölsfirnisses
 dazu nach Winkler. S. 181.
- Broncefärben, blaue und violette. (Priv.) S. 735.
- Buchbrud, über die Vereitung des Leinölsfirnisses dazu
 nach Winkler. S. 181.
- Buchdruckerfarbe. (Priv.) S. 320.
- Burg, A., Ritter v., Regierungsrath in Wien, über den
 Einfluß des Maschinenwesens auf unsere socialen
 Verhältnisse. S. 277 — 299.

C.

- Cassen, Sicherung der, vor unbefugtem Öffnen, Einbruch, Diebstahl und Feuer. S. 47—51.
- Caffeingehalt der Caffeebohnen, bestimmt von Prof. Dr. Vogel jun. S. 27.
- Calanderwalzen von Malzstroh. S. 126.
- Campfinlampen. (Priv.) S. 63.
- Caoutchoucmasse zum Schärfen und Abziehen von Messern. S. 123.
- Caucasisches Insectenpulver, seine Abstammung, Anwendung, Preis etc. S. 310.
- Cementbereitung, gehört sie zu den freien Erwerbsarten? S. 448.
- Changirbilder. (Priv.) S. 192.
- Chenillegewebe, über Anfertigung derselben. S. 332.
- Chlorsilber auf Jod zu prüfen, nach Stein. S. 178.
- Chlor, wasserfrei, sein Verhalten zu ätherischen Oelen. S. 447.
- Chloraluminium, Versuche damit, von Prof. Dr. Knapp. S. 644.
- Chlorkalk-Erzeugung, was dabei im großen Betriebe zu beachten ist. S. 531.
- Chronometer über die Zeithaltung und Regulirung der mit Vascule- und Federhemmung. S. 246.
- Cigarrenfabrikation. (Priv.) S. 63.
- Cigarrenspinnmaschine. (Priv.) S. 127.
- Colophonium, Versuche damit. S. 648.
- Condensations-Apparate für das Salzsäure-Gas in den Glauberzsalz-Fabriken. S. 522.
- Copirschwärze für den Druck von J. Underwood und F. W. Durr. S. 189.

D.

- Dacharbeiten aus verbleitem Eisenbleche kommen den Kupferschmieden zu. S. 1.
- Dacheindeckung mit Steinpappe S. 65, neueste bayerische Verordnung hierüber S. 319, die Steinpappe dazu liefert J. Beck, Pfaffinger-Landstraße No. 1 in München. S. 384. 449.

- Dachziegel, patentirte, vom Werkmeister Ruzinger in Rossbach. S. 621.
- Dächer mit Theerpappe eingedeckt. S. 65—68.
- Dampfzeuger, horizontallegender, von Belleville, vollständige Beschreibung mit Feuerkasten, Rauchkasten, Wärme-Regulator, rauchverzehrendem Roste u. s. w. S. 257—271.
- Dampfkessel, über die besten für den Gewerbe- und Fabrikbetrieb. S. 387—396.
- Dampfkessel-Explosionen zu verhindern, eine Vorrichtung dazu. S. 78.
- Dampfkessel, Wasserstandsregulator für dieselben von Rappam. S. 114.
- Dampfmaschine, rotirende. (Priv.) S. 252.
- Deblanque's Caoutchouc-Massa zum Schärfen und Abziehen von Messern. S. 123.
- Degen, Ludw., Ingenieur bei der Lokal-Bau-Commission der k. Haupt- und Residenzstadt München, über die Eindeckung von Dächern mit Theerpappe. S. 65—78.
- Drahtgewebe, wie sie Kaltenecker in München darstellt, dienen, wenn grundirt, wie Malerleinwand zu Malereien. S. 186.
- Drehöler, über das Bleichen der Knochen für dieselben. S. 188.
- Druck, Copirschwärze für den. S. 189.
- Drucken mit Murexid S. 331 und Vereitung des Letzteren. S. 619.
- Düngsalz, dessen Production auf den bayerischen Salinen. S. 699.

E.

- Ebenisterei. Siehe „Kunsttischlerei“.
- Einnahmen und Ausgaben des polytechnischen Vereins. S. 133.
- Eindlen der Maschinen, wie die Mittel dazu beschaffen sein müssen und das Steindöl sich besonders dazu eignet. S. 231—239.
- Eis, über Aufbewahrung von, nach dem Principe von Malapert (siehe diese Zeitschrift 1838 S. 270) S. 169—173.

Eisen, Argentiren desselben nach Dr. H. Fleck. S. 418—424.

Eisen, geschmiedetes, über Veränderung desselben. S. 185.

Eisen, rohes, giebt beim Auflösen Siliciumoxyd. S. 560.

Eisenbahnen, Einrichtung und Fuhrwerke für diese und für Straßen. S. 626.

Eisenbahnschienenhalter von dem Ingenieur F. Warberot von St. Dizier. S. 140—146.

Eisenbahn-Statistik. S. 124.

Eisenbahnwaggon-Räder. (Priv.) S. 192.

Eisenblech, verbleites, für Dacharbeiten verarbeiten die Kupferschmiede. S. 1.

Eisenchlorid, Gervversuche damit, von Prof. Dr. Knapp. S. 647.

Eisenchlorid mit weinsaurem und kohlensaurem Natron blent nach Schwenthal zu Zuckerproben. S. 432.

Eisenerz-Gewinnung in Bayern im J. 18⁶⁶/₇₇. S. 679—681.

Eisengewinnung in Bayern im J. 18⁶⁶/₇₇. S. 687.

Eisengewinnung S. 689. Stab- und gewalztes Eisen S. 691. Eisenblech S. 693. Eisendraht S. 695.

Eisenprobe, Fuchs'sche, ihre Sicherheit neuerdings dargethan und gegen irrige Vorwürfe gerechtfertigt, auf heißem und kaltem Wege ausgeführt. S. 82—98.

Eisensteinwäusche ist dem Perlenwasser nicht schädlich. S. 449.

Eiweiß, eingetrocknetes, welches bei der Handschuhleberbereitung abfällt, wird als Gummisurrogat in den Handel gebracht. S. 1.

Elektrische Telegraphen und Pulvermagazine, dazwischen einzuhaltende Entfernungen. S. 712.

Elektrometer, neues (Sinus-) von G. Heibner, f. Lehrer der Mathematik in Schweinfurt. S. 593—597.

Englisches Pflaster, Erfahrmittel. (Priv.) S. 251.

Enkaustischer Farbenbrud. (Priv.) S. 733.

Enthaaren. Siehe „Abhaaren.“

Essig aus Runkelrüben zu bereiten. S. 176.

Explosirende Silberverbindung mittelst Steinkohlen-Leuchtgas, dargestellt von Prof. Dr. Vogel jun. S. 26.

F.

Fabrikbetrieb, die besten Dampfessel für denselben. S. 387—396.

Fadenglas, über die Bereitung desselben. S. 51.

Färben der amorphen Baumwolle nach Prof. Volleh. S. 439.

Färben mit Murexyd, Vorschriften dazu S. 381, sowie die Bereitung des letzteren. S. 619.

Farbenbrud enkaustischer, (Priv.) S. 733.

Farbstoffe, wie sie nach Prof. Dr. Vogel jun. in feinvertheiltem Zustande zu gewinnen sind. S. 25.

Federn, an den Locomotiven und andern Maschinen, Verbesserungen in ihrer Construction. S. 226—231.

Fehling's Methode, Wachs auf seine Reinheit zu untersuchen. S. 115.

Fehling's Zuckerprobe, — eine Kupfervitriollösung mit einer alkalischen Selgnettesalzlösung. — S. 614—617.

Felchtinger G., Assistent am chemischen Laboratorium des physiologischen Institutes in München, vergleichende Untersuchungen über die Zusammensetzung der Kuhmilch und über die Angaben verschiedener Galaktometer. S. 193—209.

Felchtinger, über eine plastische Masse aus Zinkoxyd und Zinkchlorid. S. 325.

Feldspath-Gewinnung in Bayern i. J. 18⁶⁶/₇₇. S. 685.

Fensterrahmen aus Zink. S. 623.

Fette zu verdichten oder starr zu machen. (Priv.) S. 733.

Feuergefährlichkeits-Grad der Ledertrockenloale. S. 129.

Feuerung, rauchverzehrende, von Prof. P. L. Meißner. S. 598, von Dumeri, ist bel und nicht mehr neu S. 318.

Feuerungs-Construction, neue von Robert Johanny. S. 408—412. Einwendungen dagegen von Prof. P. L. Meißner. S. 598.

Filzbereitung neuer Art. (Priv.) S. 735.

Firnif. Siehe auch: „Leinölfirnif“ eben so: Grundfirnif.“

Firnif für die Kunstschlerei von Verdrix in Lyon. S. 624.

Flamme, Einfluß der Dichte, Mchrung des Brennstoffes u. bei Verstärkung derselben. S. 39—43.

- Fleck, Dr. Hugo, über das Argentiren des Eisens. S. 418—424.
- Fleischräucherungs-Methode, ein bekanntgemachtes Geheimmittel. S. 173.
- Flußbett-Correction. (Priv.) S. 735.
- Flußspath-Gewinnung in Bayern i. J. 18^{56/57}. S. 665.
- Friedländer, über die Brauchbarkeit des Wasserglases statt der Selse. S. 606—611.
- Frischen, G., in Hannover, über die Conservirung der Guttaperchadrähte. S. 367.
- Fritzsche, J., über Opokerit, Rest-Öl und Kir. S. 345—396.
- Fuchs'sche Eisenprobe wurde von Dr. Ed. Ebermayer zu Heinrichshütte bei Lobenstein fehlerhaft angewendet, und wird ihre Zuverlässigkeit neuerdings bestätigt durch eine Versuchsreihe von Dr. Julius Löwe. S. 82. 84—91, dann von Ehr. R. König, Assistenten am chem. Laboratorium der Universität zu Leipzig S. 92. 93, mit besonderer Hervorhebung der kalten Eisenprobe, welcher Fuchs bei Gelegenheit der Untersuchung von Litaneisen Erwähnung that. S. 94—98.

G.

- Gährungsverfahren, das, ist für die Zucker-Bestimmung nicht sicher. S. 614.
- Gaine, M., über Pergament-Papier. S. 249.
- Galaktometer, die Angaben verschiedener, im Vergleich mit der Zusammensetzung der Milch-Untersuchungen von G. Fechtlinger. S. 193—209.
- Gallussäure, quantitative zu bestimmen mit Hilfe von übermangansaurem Kalk. S. 365.
- Galvanischer Strom, wie seine Factoren zu bestimmen und Instrument dazu. S. 153.
- Galvanoplastische Vervielfältigung der Holzschnitte. S. 714.
- Galz-Cazalat und Guillard, deren Apparat zur Fabrikation von Schwefelkohlenstoff, thierischer Kohle und Kohlensäure. S. 705—707.
- Garand's Kuppelung. S. 543.
- Gasgeneratoren zur besseren Ausnützung schlechter Brennstoffe, und insbesondere des Torfes. S. 590.
- Gasmesser, eigenthümlich construirte. (Priv.) S. 733.
- Gaszähler, Vervollkommenung der nasen. S. 542.
- Geheimmittel, bekanntgemachte: eine neue Schnellräucherungsmethode. S. 173—176.
- Gelbfärben der Billardkugeln nach Dr. Winkler. S. 319.
- Gemüse-Aufbewahrung, neue Art derselben. (Priv.) S. 735.
- Gerberei. Siehe auch: „Schnellgerberei“.
- Gerberei und Leder, über, eine Abhandlung der naturwissenschaftlich-technischen Commission bei der k. b. Akademie der Wissenschaften von Prof. Dr. Fr. Knapp S. 633, Geschichtliches S. 634, die Hauptoperationen beim Gerben: das Abhaaren, wie es bewirkt wird, — durch Schwefelwasserstoff — Schwefelcalcium — S. 638, das Gerben S. 639, Versuche darüber mit Alaun S. 643, mit schwefelsaurer Thonerde und mit Chloraluminium S. 644, mit essigsaurer Thonerde S. 645, mit Eisenchlorid S. 647, mit Delsäure, mit Thran, mit Colophonium S. 648, mit Pikrinsäure S. 649, Betrachtungen darüber S. 650—660.
- Gerbesäure, quantitative zu bestimmen, mit Hilfe von übermangansaurem Kalk. S. 365.
- Gersheim's Metallverzinnung. S. 553.
- Gerstenbier, weißes und braunes, worin besteht der Unterschied? S. 449. 551.
- Gewehrfabrik-Concession, müssen in diesen Fabriken auch die Rohre geschmiedet und gehobrt werden? nein. S. 627.
- Gewerbetrieb, die besten Dampfessel für denselben. S. 387—396.
- Gewerbe-Vereine in Reudting, Murnau, Frankfurt. S. 626.
- Glühgase in eigenthümlicher Weise zu benützen. S. 320.
- Glas, Analysen von krystallisirtem und entglasetem, nach Terrell. S. 121.
- Glas, über die Bereitung des Milleflori, des Fadens und des Bettinet-Glases. S. 51.

Glas, gegossenes starkes, zur Bedachung von Lichtböfen, Treibhäusern, Eisenbahn-Einzelhallen, Spinnereien, Webereien u. s. w. S. 441.

Glasverfilberung, verbesserte von Ludwig Mark in Bamberg. S. 300.

Glaswaaren, verzierte, wie sie angefertigt werden. S. 558.

Glaubersalz-Fabrikation, über den Betrieb, die Einrichtung, und die Beseitigung der Nachtheile für die Umgegend. S. 519—526.

Gold. Siehe „Muschelgold.“

Gold, und gold- und silberhaltige Erze in Bayern, wie viel im Jahre 18⁵⁶/, gewonnen worden ist. S. 679. 687.

Gräger's Blutlaugensalz-Fabrikation. S. 98—113.

Graphit-Gewinnung in Bayern im Jahre 18⁵⁶/. S. 683.

Grimm, Direktor in Prizibram, über die Bickford'schen Zündschnüre. S. 561.

Grundfirniß für Nußbaumholzanstrich nach Winkler. S. 190.

Gußwaaren, unmittelbar aus den Erzen hergestellt. S. 689.

Gutta-Percha, Streichriemen daraus. S. 627.

Gutta-Perchadrähte zu conserviren nach Frischen. S. 367.

Gyps vor den Wirkungen der Nässe zu schützen. S. 445.

Gyps-Gewinnung in Bayern im Jahre 18⁵⁶/. S. 687.

H.

Hadern für die Papierfabrikation zu kochen, durchzuwaschen und zu reinigen mittelst eines eigenen Kessels. S. 79.

Haller, H., k. bayr. Bergmeister, über die Bickford'schen Sicherheitszünd. S. 630.

Hamm's Pferdegeschloß. S. 559.

Harz wurde als Verfälschungsmittel im Leberthran nachgewiesen von Böttger in Frankfurt a. M. S. 120.

Harz, amerikanisches, die Produkte der trocknen Destillation desselben werden zur Patent-Wagen- und

Maschinen-Schmiere verwendet S. 425, und ein flüchtiges Del „Essenz“ auch „Pinollin“ genannt, als Beleuchtungsstoff gewonnen. S. 426.

Hebinger, über das Bleichen der Knochen für Drechsler und Weinarbeiter. S. 188.

Heidner, G., k. Lehrer der Mathematik in Schweinfurt, über ein Sinusdilektrometer. S. 593—597.

Heizeinrichtungen, verbesserte. (Priv.) S. 63.

Herrenberger, Heinr., Schlossermeister in Ulm, dessen Peripherie-Maßstab in seiner Anwendung in Werkstätten, sowie dessen Anfertigung. S. 617.

Heumann, A., Apotheker in Oberramstadt, über Verbesserung in der Herstellung von Delanstrichen. S. 433.

Hirzel, Dr., Heinr., Neues über das Aluminium und einige seiner Legirungen. Eine Abhandlung höchst interessanten Inhaltes. S. 451—504.

Hirzel, Dr. H., eine Methode, um aus jeder kupferhaltigen oder reinen Silberlösung sofort reines Silber niederzuschlagen. S. 556.

Hochstätter's, Phosphorzündhölzchen. S. 317.

Hohlziegel. S. 243.

Holländischer Käse, wie er im Lev'schen fabricirt wird. S. 303.

Holzanstrich, nußbaumartiger, Grundfirniß dazu nach Winkler. S. 190.

Holzgasbeleuchtung in Passau S. 323, in Landshut S. 419.

Holzschritte, galvanoplastische Vervielfältigung derselben von Professor Otto in Braunschweig. S. 714.

Hopfen und seine Surrogate, eine Mittheilung aus Johnston's chemischen Wälzern, ein Muster von Uebertreibungen. S. 533—539.

Hütten-Produktion in Bayern im Jahre 18⁵⁶/, an Gold, Eisen S. 687, an Gußwaaren unmittelbar aus den Erzen S. 689, an gefrischten Eisen (Stab- und gewalztes Eisen) S. 691, an Eisenblech S. 693, an Eisendraht und Stahl, dann an Blei, Antimon, Vitriol, Alaun S. 695.

Guillard u. Galy-Gazalat, Fabrikation von Schwefelkohlenstoff, thierischer Kohle und Kohlenäure. S. 705—707.

Hydraulische Pressen. (Priv.) S. 521.

I.

Insektenpulver, kassaisches, seine Abstammung und Anwendung. S. 310.

Instruktion zur Prüfung der Waagen. S. 129.

Jod mit Bleizucker verunreinigt. S. 124.

Jod im Chl.-Salpeter und in der Salzsäure zu erkennen nach Stein. S. 178.

Johann's neue Feuerungs-Construction. S. 408—412.

K.

Kämmmaschine für Wolle und Baumwolle. S. 251.

Käse, holländischer, wie er im Cleve'schen fabricirt wird. S. 303.

Kali, übermanganfaures, zur quantitativen Bestimmung der Gerbsäure, Gallussäure und Pyrogallussäure. S. 365.

Kalkseife gibt bei der trocknen Destillation ein flüchtiges Del „Oleon,“ welches zur Beleuchtung verwendet werden kann. S. 425—428.

Kattun zu färben und zu drucken mit Murexid. S. 381.

Kerl's Stempelschuhe für Pulvermühlen. S. 118.

Kessel zum Kochen, Durcharbeiten und Reinigen von Habern und andern Stoffen in der Papierfabrikation. S. 79.

Kesselschmiederei, ob freie Erwerbsart oder selbstständiges Gewerbe? S. 625.

Kitten-Anfertigung (Priv.) S. 63.

Kir, eine schwarzbraune, harzige, zähe Substanz, an den Naphtabrunnen zu Vaku vorkommend. S. 345—396.

Kittel, Dr., in Aschaffenburg, über die Frage: Kann die Fabrikation von Schießern jemals eine bedeutende Ausdehnung erlangen? S. 413—415.

Knapp, Prof. Dr., über Gerberei und Leder. Eine Abhandlung der naturwissenschaftlich-technischen Commission bei der k. b. Akademie der Wissenschaften. S. 633—660.

Knapp, Prof. Dr., über die Geschichte der Fabrikation des ächten Porcellans, ein Vortrag in einer Monats-Versammlung der Vereins-Mitglieder S. 135.

Knochen zu bleichen für Drechsler und Beinarbeiter nach Hedinger. S. 138.

Knochenkohle, Apparat zur Bereitung derselben. S. 706.

Knochenverkohlungsöfen (Priv.) S. 251.

Knoderer, Ch., in Stuttgart, dessen Verbesserungen in der Schnellgerberei — Gerben im luftleeren Raume. S. 660—667.

Knoche aus Speckstein, über ihre Anfertigung von dem Fabrikbesitzer J. v. Schwarz in Nürnberg. S. 424—425.

Knorr, G. A. F., in Chemnitz, über die Anfertigung von Chenille-Geweben. S. 332.

Kobell, v., beobachtete ein eigenthümliches Verhalten der natürlichen Schwefelmetalle zur Salzsäure bei galvanischem Einflusse. S. 187.

Kochherde (Priv.) S. 63.

Kochsalz zu technischen Zwecken, wie es sich damit in Bayern verhält, wird von dem herzogl. bairischen Gewerbevereine in Wiesbaden zu wissen verlangt. S. 130.

Kochsalzgewinnung in Bayern. S. 697.

Kohlenäure, Apparat zur Bereitung derselben. S. 706.

Krebs, die Verunreinigung des Jods mit Bleizucker. S. 124.

Kuhmilch, siehe „Milch.“

Kunstschlerei, Firniß für die, von Verdrix in Lyon. S. 624.

Kupferdruck, die Bereitung des Leinöl-Firnisses dazu nach Winkler. S. 181.

Kupfererz-Gewinnung in Bayern i. J. 18⁶⁶. S. 681.

Kupferoxyd-Ammoniak, dient als Auflösungsmittel für die Pflanzenfaser. S. 438.

Kupferoxydhydrat, ein sich nicht leicht zersetzendes, darzustellen. S. 373.

Kuppelung, von F. Garand in Paris. S. 543.

Kuppelung, eigenthümliche, von zweien oder mehreren Orgelmanualen. S. 385.

L.

- Ladé's neue Milchprobe. S. 117.
 Lapham's Wasserstandregulator für Dampfkessel. S. 114.
 Leberthran mit Harz verfälscht, nachgewiesen von Professor Böttger in Frankfurt a. M. S. 120.
 Leder, über das, von Professor Dr. Knapp S. 633, Geschichtliches S. 634, Hauptoperationen bei seiner Darstellung, das Abhaaren S. 638, das Gerben S. 639, mehrere Versuche hierüber S. 643—649, Betrachtungen darüber. Das Leder ist keine chemische Verbindung der Haut mit dem Gerbstoff. S. 650—660.
 Lederarten, welche zur Leimbereitung taugen. S. 53.
 Leder-Salbe. (Priv.) S. 62.
 Ledertrockensole, Feuergefährlichkeits-Grad derselben. S. 129.
 Legirungen des Aluminiums mit Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Zink. S. 468—504.
 Leim aus gewissen Lederarten bereitet. S. 53.
 Leim, thierischer, zu den Stärkeabkochungen gibt eine gute Appreturmasse für die Leinenwaaren. S. 547—551.
 Leinen aus den Wollenzengen zu entjernen mittelst concentrirter Schwefelsäure. S. 381.
 Leinenwaaren, Appreturmasse für die, aus Stärkeabkochungen mit Leim. S. 547—551.
 Leinöl wird am schnellsten trocknend durch Manganoxydhydrat. S. 433.
 Leinölfirnisse für den Buch-, Kupfer-, Stein- und Broncebrud nach Winkler. S. 181.
 Leuchtgas aus Torf S. 670, I. Versuche hierüber in der Holzgasfabrik der k. k. Irrenanstalt in Wien S. 671, II. in der k. k. priv. Lambacher-Glaspinnerei S. 673, III. des Hrn. Ingenieur Gräser in Salzburg S. 675.
 Licht. Siehe auch „Beleuchtung.“
 Liebig, J., v., über die Absorptions-Fähigkeit der Ackererde für Salze. S. 356.
 Locomotiven, Raffel'sche. (Priv.) S. 624.
 Locomotiven, Verbesserungen an der Construction derselben nach den hervorragenden Mechanikern in Manchester. S. 226—231.

- Löwe, über die Brauchbarkeit des Wasserglases zur Wäsche statt der Seife. S. 606—611.
 Löwenthal'sche Zuckerprobe ist Eisenchlorid mit weinsäurem und kohlensaurem Natron. S. 432.

M.

- Raffel's Locomotiven. (Priv.) S. 624.
 Magnesium, dargestellt und beschrieben von Dr. Marquart. S. 371.
 Mahlf Früchte- und Mühlenfabrikate-Sortiren. (Priv.) S. 63.
 Maisstroh zu Galanderwalzen. S. 126.
 Malereien auf grundirten Drahtgeweben, eine für viele Zwecke sehr nützliche Malart. S. 186.
 Malz aus Weizen zu Backwerken. S. 190.
 Manganoxhydrat ist das beste Mittel, das Leinöl schnell trocknend zu machen. S. 433.
 Mannhardt's neu construirte Thurmuhr. S. 272.
 Mark's verbesserte Glasverflüßung. S. 300.
 Marquart, Dr., in Bonn, über das Magnesium. S. 371.
 Maschinen, ihr Einfluß auf die socialen Verhältnisse S. 277, Gründe für dieselben S. 278—288, Gründe gegen dieselben S. 289—291, der Begehr nach denselben geht aus der dermaligen Organisation der Arbeit hervor S. 292—299.
 Maschinen, wie die Schmiermittel dafür beschaffen sein müssen und wie das Steindöl sich besonders dazu eigne. S. 231—239.
 Masse, plastische, aus Zinkoxyd und Zinkchlorid von G. Feichtinger. S. 325.
 Maßstab für Peripherieen, von dem Schlossermeister Herrenberger in Ulm, und dessen Anfertigung. S. 617.
 Mauern, rissige, eine neue Art sie zu verankern S. 444, sie vor Erdfeuchtigkeit zu schützen S. 445.
 Mehl aus gemalztem Weizen zu Backwerken. S. 190.
 Meißner's rauchverzehrender Apparat. S. 598—606.
 Merz, Dr., L., über die Beleuchtung. S. 33—47.
 Messer abziehen und schärfen auf Kauchschulmassa. S. 123.
 Messingstaub, über den Einfluß des, auf die Gesundheit der Arbeiter. S. 711.

- Mestern's neues Pressverfahren für Zuckerrüben. S. 589.
 Metalle zu verzinnen — nach Gerdsheim und Bousfield. S. 553.
 Metallsägen, Beschleunigung desselben mit einem von Professor Dr. Vogel jun. construirten Instrumente. S. 31—33.
 Meyer, Dr. Emil, zur Fabrication der Stearinsäure. S. 435.
 Milch, über die Zusammensetzung derselben und die Angaben verschiedener Galaktometer von G. Feichtinger, vergleichende Untersuchungen. S. 193—209.
 Milchfälschung. S. 323.
 Milchprobe, neue, von Labé. S. 117.
 Millesiori-Glas über die Verreibung desselben. S. 51.
 Mineralöl (Steinöl) ist ein vorzügliches Schmiermittel für Maschinen. S. 231—239.
 Mitglieder, ordentliche, welche im Verlaufe des Jahres dem Vereine beigetreten sind. S. 1. 130. 324. 628.
 Möbel, polirte, wie dem Ausschlagen des Deles dabei zu begegnen ist. S. 184.
 Monter, G., über die quantitative Bestimmung der Gerbsäure, Gallussäure, Pyrogallussäure mittelst übermangansauren Kali. S. 365.
 Moore's Nähmaschine für Zeug aller Art und Leder. S. 668.
 Mosaisk-Arbeiten. S. 239—243.
 Murexid zum Färben und Drucken der Rattune — Vorschriften dazu S. 381, seine Darstellung S. 619.
 Muschelgold, schönes, wie es nach Winterfeld bereitet wird. S. 622.

N.

- Nähmaschine, für Zeug aller Art und für Leder von Moore. S. 668.
 Natrium-Fabrikation, durch Deville vereinfacht und daher dasselbe sehr wohlfeil. S. 450.
 Neefst-Oil, ein brennbares Fossil, vielleicht vertrocknete Bergnaphtha, gleicht einem mit Del oder Fett gemischten Wachs. S. 345—396.
 Retrolog von dem L. Oberberg- und Sallnenrath v. J. B. Stögl. S. 56—62.
 Retrolog, von dem L. & Hofplanoforte-Fabrikanten Alois Wiber in München. S. 717—738.
 „ „ von dem L. Ministerial-Oberstudien- und Kirchenrath v. J. Wisnahr. S. 448.
 Niedermayer's Leigbereitungsmaschine (Priv.) S. 560.
 Noedt, Dr., L. L. russ. Hofrath in Reichenhall, theilt Notizen mit über das caucasische Insectenpulver. S. 310.
 Nussbaumholzansatz, Grundriß dazu, nach Winter. S. 190.
 Nuth-Maschine, verbessert von Sharp-Furnival. S. 147—151.
 Nupinger's patentirte Dachziegel. S. 621.

O.

- Ofen beschlagene, gußeiserne, wenn soll der Verkauf derselben sein, den Eisenhändlern oder den Schlossern und Spänglern? S. 626.
 Del, Mittel gegen das Ausschlagen desselben bei polirten Meubeln. S. 184.
 Delansätze, rasch trocknende, wie sie darzustellen. S. 433.
 Dele ätherische, ihr Verhalten zu wasserfreiem Chlor. S. 447.
 Deldruck und Delmalerei auf Blätter von getrockneter Delfarbe. S. 554.
 Delsäure, Gerberversuche damit von Prof. Dr. Knapp. S. 648.
 Ofen, siehe auch „Heuerungs-Construction“ und „rauchverzehrender Apparat.“
 Ofen, zum Knochen-Verkohlen (Priv.) S. 251.
 Ofenkachel, zu bemalen (Priv.) S. 252.
 Ockererde-Gewinnung, in Bayern i. J. 1866/67. S. 683.
 Oleinseifen, in ihrem Unterschiede von den gewöhnlichen Unschlitt- — (Falg-) Seifen, eine Zeitfrage in der niederen Technik beantwortet. S. 151.
 Oleon, ein flüchtiges Del durch Destillation der Kaliseifen erhalten, liefert einen Beleuchtungsstoff nach Dr. Herm. Wohl in Bonn. S. 425.
 Optische Probe, die, ist für die Zuckerbestimmung nicht sicher. S. 65.

- Orgelmanuale**, über eine eigenthümliche Kuppelung zweier oder mehrerer derselben. S. 385—387.
- Osterrich's Malereien** auf grundirte Drahtgewebe. S. 187.
- Otto in Braunschweig**, über das Verfahren bei der galvanoplastischen Vervielfältigung der Holzschnitte. S. 714.
- Oxokerit**, ausgeschmolzenes, heißt Bergwachs. Untersuchung darüber. S. 345.
- Ozon**, den Geruch desselben hat zuerst J. W. Ritter bei Zerlegung des Kali's und Natrons auf galvanischem Wege wahrgenommen. S. 378. 396.

P.

- Paraffin** zu reinigen mit Schwefelkohlenstoff. S. 442.
- Patent-Schmelztiegel-Fabrik** in Riehlau bei Köln von Hrn. A. Japp u. Comp. S. 384.
- Patent-Wagen- und Maschinen-schmiere** aus den Produkten der trocknen Destillation des amerikanischen Harzes. S. 426.
- Pauli'sches Brückensystem**, ausgeführt bei Großheßelohde unweit München S. 5, das Eigenthümliche in demselben zum Unterschiede der Laves'schen Bauweise, womit Ununterrichtete daselbe verwechselten S. 5—7, dann die Belastungsproben S. 8—24.
- Perdrix**, in Lyon, dessen Firnis für Kunstschlerei. S. 624.
- Pergament-Papier**, über das. S. 249.
- Peripherie-Maßstab**, seine Anwendung in Werkstätten und seine Anfertigung von dem Schlossermeister Heinrich Herrenberger in Ulm. S. 617.
- Perlenwasser**, leidet es durch eine Eisensteinwäsche keinen Schaden? S. 449.
- Petinet-Glas**, über die Bereitung desselben. S. 51.
- Petiotifiren**, eine Weinschmiererei, worin sie sich vom Gallifiren unterscheidet S. 716.
- Pferdegöpel** von Dr. W. Samm. S. 559.
- Pflanzenfaser** wird durch Kupferoxyd-Ammoniak aufgelöst. S. 438.
- Phosphorzündhölzchen**, Composition für dieselben von Hochstätter. S. 317.
- Photogen**, welche Vorichtsmaßregeln beim Transporte desselben auf Eisenbahnen sind zu beobachten? S. 1.
- Photometer**, die vorzüglichsten sind: von Rumford, von Ritchie, Bunsen, Lampadius, Graf de Maistre, von C. Merz, Lamont, Schaffhütl, Leslie. S. 35.
- Picard's hohle Schleifsteine** von Fontenoy-le-Chateau in den Vogesen. S. 416—418.
- Picker's geruchlose Abtritte**. S. 545.
- Pietra Santa**, über den Einfluß des Messingstaubes und Schweinsurtergrüns auf die Gesundheit der Arbeiter. S. 711—712.
- Pikrinäure**, Gerbeversuche damit, von Professor Dr. Knapp. S. 649.
- Pincetten** für kleinere Gewichte neuerer Construction von Professor Dr. Vogel jun. S. 28—32.
- Pinolin**, ein künftiges Del durch die Destillation des amerikanischen Harzes erhalten, ist ein Beleuchtungsstoff nach Dr. Herm. Wohl in Bonn. S. 425—527.
- Plastische Masse** aus Zinkoxyd und Zinkchlorid von G. Feichtinger. S. 325.
- Pousson's Blätter** aus Oelfarbe zu Delbrud und Del-Maleret. S. 554.
- Polirte Möbel**, wie dem Ausflagen des Oeles dabei zu begegnen ist. S. 184.
- Porzellan**, über die Geschichte der Fabrikation des ächten, ein Vortrag des Professors Dr. Knapp in einer Monatsversammlung der Vereins-Mitglieder. S. 135—139.
- Porzellanerde-Gewinnung** in Bayern im Jahre 1856/57. S. 653.
- Pouillet's Bericht** über die einzuhaltenden Entfernungen zwischen den Pulvermagazinen und den Linien des elektrischen Telegraphen. S. 712—714.
- Pressen**, hydraulische. (Priv.) S. 251.
- Pressverfahren**, neues, für Zuckerrüben. S. 539.
- Privilegien-Beschreibungen** wurden bekannt gemacht von
1. Barberot, Felix, von St. Dizier, über ein neues System von Eisenbahnschienenhaltern. S. 140—146.

2. Belleville, François Jules, in Paris, über einen horizontal liegenden Dampferzeuger. S. 257—271.
3. Knoderer, Christian, Lederfabrikant in Straßburg, über Verbesserungen in der Schnellgerberei. S. 660—667.
4. Mannhardt, Joh., Mechaniker und Statuirenmacher, über eine neu construirte Thurmuh. S. 272—276.
5. Mark, Ludwig, nordamerikanischer Consul in Bamberg, über eine Verbesserung im Proceß der Glas-Verfälschung. S. 300—303.
6. Meßtern, Adolph, Ingenieur von Wilhelmshütte in preuß. Schlessen, über ein neues Preßverfahren zur Gewinnung des Saftes aus Zuckerrüben. S. 539—542.
7. Moore, Benjamin, aus New-York, über eine Maschine zum Nähen von allen Gattungen von Zeugen und Leder. S. 668—670.
8. Päder, Joseph, in München, über eigenthümliche Construction geruchloser Abtritte. S. 545—547.
9. Robinson, John, Cunliffe, Richard, und Collet, Jos. Anthony, von Manchester, über Verbesserungen an der Construction von Locomotiven und an den Federn für diese und andere Maschinen. S. 226—231.
10. Schwarz, J. v., Fabrikbesitzer in Nürnberg, über die Verfertigung von Knöpfen aus Speckstein. S. 424—425.
11. Sharp, Thomas, und Fournival, Richard, in Manchester, über eine verbesserte Bohr-, Stoß- und Nuth-Maschine. S. 147—151.
12. Siry Lizar, A., und Comp., in Leipzig, über eine neue Vervollkommnung der nassen Gadsähler. S. 542—543.
13. Wölter's Söhne in Heidenheim, über einen neuen Kessel zum Kochen, Durcharbeiten und Reinigen von Habern und anderen Stoffen. S. 79—82.
14. Watremez, J., zu Aachen, über eine von F. Blat in Cambrai erfundene Vorrichtung zur Verhinderung der Dampfkessel-Explosionen. S. 78—79.

15. Zimmermann, Franz, Orgelbauer in München, über eine eigenthümliche Kuppelung zweier oder mehrerer Orgelmanuale. S. 383—387.

Privilegien wurden ertheilt dem

1. Bechmann, Hermann, in Nürnberg. S. 62.
2. Bodmer, M., in London. S. 192.
3. Burlow, Karl, von Brühl. S. 733.
4. Deslaffieux, L. A., v. Ribe de Wit. S. 191.
5. Earnshaw, J. G., in Nürnberg. S. 252.
6. Gumann, G., in Stuttgart. S. 734.
7. Ferreaux, W., in Paris. S. 320.
8. Gernet, G., und Davin, A., in Paris. S. 251.
9. Gummi, G. F., in Ansbach. S. 251.
10. Hahn, A., in München. S. 251.
11. Harthan, John, und Ezra, in Timbersbrud. S. 734.
12. Heim, J., und Birnbauer, J., aus Nürnberg. S. 127.
13. Huber, J. J., in Genf. S. 734.
14. Killinger, Joseph, in München. S. 733.
15. Kolb, Georg, in Leined. S. 734.
16. Leigh, G., von Manchester. S. 127.
17. Liebig, Dr., Frh. v., in München. S. 252.
18. Michaelis, Friedr., in Magdeburg. S. 126.
19. Niedermayer, Gottfried, in Lindau. S. 560.
20. Pomme, L. J., von Paris. S. 192.
21. Brillwitz, G. F. F., in Berlin. S. 192.
22. Durin, Johann, in Mittelberbach. S. 733.
23. Rieter, Jak. u. Comp., von Winterthur. S. 62.
24. Schldr, Joseph, von Heßleichen. S. 320.
25. Schlumberger, J., in Quebwiller. S. 251.
26. Schmitz, F., in Paris. S. 251.
27. Schmitz, F. und G., aus Paris. S. 192.
28. Steinhäuser, M., in Waldsee. S. 251.
29. Tilgmann, Benjamin, in Philadelphia. S. 733.
30. Timpe, Joh., zu Rheine in Westphalen. S. 560.
31. Voss, W. F. G., in Augsburg. S. 320.
32. Ziegler, D. G., in Winterthur. S. 734.

Privilegien wurden verlängert, von

1. Adler, M., in München. S. 63.

2. Schumann, Hermann, in München. S. 735.
 3. Danzer, M., in München. S. 63.
 4. Grich, Ch. Aug., in München. S. 63. 127.
 5. Graßl, F., in München. S. 192.
 6. Gruber, E., in Nürnberg. S. 252.
 7. Hammer, Ant., (Rothmann J.), in München. S. 320.
 8. Horn, Friedrich, in München (Rothschild J.) S. 63.
 9. Killinger, Jos., (Kleischmann, P.) in München. S. 320.
 10. Kraus, A., u. Spießl, Th., in München. S. 735.
 11. Raffel, v. Jos., in München. S. 624.
 12. Mandelbaum, J., in Schopfloch. S. 252.
 13. Reiner, Heinr., u. Feuchter, Karl, in München. S. 735.
 14. Rößl, Heinr., in München. S. 320.
 15. Schlotthauer, Jos., in München. S. 735.
 16. Schmelz, J., in München. S. 102.
 17. Schupp, J. G., von Augsburg. S. 63.
 18. Tetzner, Georg, in München. S. 734.
 19. Wagenpfeil, Rich., in Freising. S. 63.
 20. Waltenberger, R., u. Reischmann, R. u. A., in Deggenhof. S. 734.
 21. Weber, Wilhelm v., in München. S. 127.
- Privilegien wurden eingezogen, von
1. Arlen, in Baden, Baumwollenspinnerei und Weberei. S. 736.
 2. Beattie, Joseph, in London. S. 383.
 3. Beauché, Louis, in Paris. S. 384.
 4. Belleville, F. J., von Paris. S. 128.
 5. Deslaffieux, L. A., in Rive de Gier. S. 736.
 6. Dufresne, Alexander, in Paris. S. 127.
 7. Dunlop, Ch. J., von St. Rollox. S. 64.
 8. Freret, Victor, von Fecamp. S. 64.
 9. Hirschfeld, A., u. Jander, G., in Hamburg. S. 384.
 10. Knoderer, Chr., in Straßburg. S. 735.
 11. Lapham, R., in New-York. S. 736.
 12. Leonhardt, Aug., von Dresden. S. 74.
 13. Lippelt, Friedrich Ad., von Bittau. S. 128.
 14. Neßern, Adolph, von Wilhelmshütte. S. 128.
 15. Nussgraber, K., in Schwaben. S. 736.
 16. Pöcker, J., in München. S. 252.
 17. Prillwitz, J. G. J., von Berlin. S. 64.
 18. Rappaciotti, L. G., von Turin. S. 64.
 19. Reichenberger, F. P., in Grötschenreuth. S. 252.
 20. Reichenberger, J. M., v. Erbenhof. S. 320.
 21. Reichmann, L., u. Raumburger, G., in Fürth. S. 736.
 22. Reiffenstuel, M., in München. S. 736.
 23. Reinhard, L., in Neubüttig. S. 252.
 24. Richter, G., in München. S. 383.
 25. Rieter, J. u. Comp., in Winterthur. S. 736.
 26. Robinson, J., Cunliffe, Rich., und Collet, J. A., von Manchester. S. 64.
 27. Schmidt, Dr. G., u. Paget, Friedr., aus Wien. S. 64.
 28. Schwarz, J. v., in Nürnberg. S. 383.
 29. Scribe, G. A., von Lille. S. 192.
 30. Seyferth, Dr. A. G., in Langensalza. S. 736.
 31. Sharp, Th., und Furnival, Rich., aus Manchester. S. 63.
 32. Siry Lizar, und Comp. in Leipzig. S. 384.
 33. Streng, J. Ph., in Fürth. S. 735.
 34. Uhlhorn, Gerhard, von Grehenbroich. S. 128.
 35. Wid, Fried. G., in Leipzig. S. 127.
 36. Zimmermann, Fr., von München. S. 64.
- Privilegien, wurde darauf verzichtet, von
 März Karl, und Schleifer Kaspar, in Augsburg. S. 128.
- Pulvermagazine, ihre Entfernungen von elektrischen Telegraphen. S. 712—714.
- Pulvermühlen, Stempelschuhe für die, von dem Hüttenmeister W. Kerl in Clausthal. S. 118.
- Pumpen-Ventile. (Priv.) S. 320.
- Pyrogallussäure, quantitative zu bestimmen mit übermangan-saurem Kali. S. 365.
- D.**
- Quarz-Gewinnung in Bayern i. J. 18⁹⁹/100. S. 685.
- Quecksilber-Gewinnung in Bayern im J. 18⁹⁹/100. S. 681.

R.

- Raketen, über ihre Feuergefährlichkeit. S. 323.
 Rauchverzehrender Apparat von Prof. W. J. Meißner. S. 598—606.
 Rauchverzehrende Feuerung von Dumeri ist nicht neu bei uns. S. 318.
 Reactions-Wasserrad. (Priv.) S. 320.
 Retiraden, eigenthümlich geschlossene. (Priv.) S. 251.
 Rheostat, ein Meßinstrument zur Bestimmung der Factoren eines galvanischen Stromes, von G. Vergat in Passau. S. 153—169.
 Rhuma, ein Gemisch von Schwefelarsenit mit gelblichem Kalk, erweicht die Haare, daß sie leicht entfernt werden können. Das Wirksame darin ist Schwefelwasserstoff-Schwefelcalcium. S. 638.
 Rothfärbte, künstliche, wie sie angefertigt werden. S. 314.
 Rübenzucker-Saft, neues Reinigungsverfahren. (Priv.) S. 126. 127.
 Rühlmann, Dr. u. Prof. in Hannover, über die besten Dampfkessel für den Gewerbe- und Fabrikbetrieb. S. 387—396.
 Runkelrüben. Siehe „Zuckerrüben.“
 Runkelrüben, wie daraus Essig zu bereiten. S. 176.
- S.
- Sägen. Siehe auch „Zirkelsägen.“
 Sägen, vertikale. (Priv.) S. 734.
 Salinenbetrieb in Bayern pro 18⁵⁶/₅₇. S. 626.
 Salinenbetrieb und Salzbergbau in Bayern, dessen Produktion im J. 18⁵⁶/₅₇ an Steinsalz und Rochsalz S. 697, an Blehsalz und Dungsalt. S. 699.
 Salmiakfabrikation mit Hülfe des Stickstoffes der Steinkohle. S. 309.
 Salpeter und Salpetersäure auf Jod zu prüfen, nach Stein. S. 178.
 Salpetersäure und Untersalpetersäure durch Zersetzung der atmosphärischen Luft mittelst Inductionselectricität erzeugt. S. 376.
 Salzsäure-Fabrikation, wie sie in Belgien ausgeführt wird und die damit verbundenen Nachteile für die Nachbarschaft zu beseitigen sind. S. 519—526.

- Schärfen der Messer auf Caoutchout-Masse. S. 123.
 Schaffhäutl, Dr. G. G., über das Leben und Wirken des Pianoforte-Fabrikanten A. Silber. S. 717—733.
 Schiefer-Gewinnung in Bayern i. J. 18⁵⁶/₅₇. S. 685.
 Schienenhalter für Eisenbahnen von dem Ingenieur F. Barberot von St. Dizier. S. 140—146.
 Schleifsteine, hohle, von Picard jun., zu Fontenoy-le-Chateau in den Vogesen. S. 416—418.
 Schloßer, kann ihre Fabrikation jemals eine bedeutende Ausdehnung erlangen? S. 413—415.
 Schlossergewerbe, über den jetzigen Betrieb des, in England und Frankreich. S. 248.
 Schumberger's Tenoxüre, oder Spiraltrockenmaschine. S. 611—614.
 Schmelztiegelfabrik, in Riehlau bei Rdn von Zapp und Comp. S. 384.
 Schmiedesse, neu construirte. (Priv.) S. 733.
 Schmierbüchse, für die Achspindel der Waggon. (Priv.) S. 192.
 Schmiere, für Wagen und Maschinen aus den Destillationsprodukten des amerikanischen Harzes. S. 426.
 Selbstwirkende Apparate dazu. (Priv.) S. 734.
 Schmiermittel, für Maschinen, wie sie beschaffen sein müssen. S. 231—239.
 Schmirgel-Gewinnung, in Bayern i. J. 18⁵⁶/₅₇. S. 685.
 Schnellgerberei im luftleeren Raum nach Knoderer in Strassburg. S. 660—667.
 Schnellräucherungs-Methode, ein bekannt gemachtes Geheimmittel. S. 173.
 Schubarth, Prof. Dr. G. L., in Berlin, über die sauren Gase, welche Schwefelsäure- und Sodafabriken verbreiten, und die Mittel, dieselben unschädlich zu machen. Nach einer belgischen Staatschrift auszugsweise bearbeitet. S. 504—533.
 Schwärze, siehe auch „Copierschwärze.“
 Schwefelalkohol, — Schwefelkohlenstoff, — Apparat zur Verleitung desselben. S. 705. 707.
 Schwefelkies-Gewinnung, in Bayern im Jahre 18⁵⁶/₅₇. S. 683.

- Schwefelkohlenstoff**, zum Reinigen des Paraffins. S. 442. Derselbe auch ein Mittel gegen Zahnweh. S. 443.
- Schwefelmetalle**, natürliche, ihr Verhalten zur Salzsäure unter galvanischem Einflusse nach v. Kobell. S. 187.
- Schwefelsäure- und Sodafabriken**, über die saueren Gase, welche sie verbreiten, und die Mittel, dieselben unschädlich zu machen S. 504, über die Nachteile, welche sie der Vegetation bringen und über die relative Empfindlichkeit der Bäume, Sträucher, und sonstigen Gewächse für die Einwirkung salzsaurer Dämpfe, wie auch über die Nachteile für Menschen und Thiere S. 505—507. I. Schwefelsäurefabrikation — durch Verbrennung von Schwefel, Röhren von Schwefelkies oder Blende — Ofen-Construction, Zugregulirung in den Kammern, Abdampfen der Kammerensäure, Verlust an schwefliger Säure in den Fabriken zu Risle, Floresse, Moustier und Anvelais nach der erhaltenen Menge Schwefelsäure im Vergleiche mit dem verbrannten Schwefel und nach Untersuchung der durch das Abzugsrohr in die Gasse abgeführten Gase. S. 508—512. Hierbei sind zu berücksichtigen die Construction der Röhren S. 513, die Anwendung des Salpeters statt der Salpetersäure und die Kammern, wenn sie im Freien stehen, bezüglich der Temperatur S. 517. II. Glaubersalz- u. Salzsäure-Fabrikation. 1. Sulfatöfen, verschiedene Arten — mit einer — mit zwei Pfannen — mit Muffeln — ihr Werth S. 519. 2. Condensationsapparate für das salzsaure Gas, ihre Leistungen S. 522, Verlust an diesem Gase in den oben genannten vier Fabriken S. 524, hat mehrfache Ursachen in den Öfen, in den Bombes, in den Zug S. 525, wie diesen Uebelständen zu begegnen ist S. 526. 3. Sodabereitung, über die Nachteile der abgelaugten Rückstände und ihre Beseitigung S. 530, dann 4. Chlorkalk-Erzeugung S. 531.
- Schweinfurtergrün**, über den Einfluß dess., auf die Gesundheit der Arbeiter. S. 711.
- Schweiger, Dr. Eduard**, über das Kupferoxyd-Ammoniak als Auflösungsmittel für die Pflanzenfaser. S. 438.
- Schwerspath-Gewinnung** in Bayern im J. 18⁶⁶/77. S. 685.
- Seife** zur Wäsche wird durch Wasserglas ersetzt. S. 311. 606.
- Seifen**, worin sich die Meiseifen von den Talgseifen unterscheiden S. 151.
- Seifenfabriken**, das Talgschmelzen in denselben ruft viele Klagen hervor, die durch Anlegung eines gemeinsamen Schmelzhauses verschwinden würden. S. 312. 323.
- Sharp-Furnival's** verbesserte Bohr-, Stoß- und Rhythmaschine. S. 147—151.
- Sharp-Stewart u. Comp.** in Manchester, deren Verbesserungen an der Construction von Locomotiven und an den Federn für diese und andere Maschinen. S. 226—231.
- Siccativ**, über die Bereitung desselben. S. 55.
- Siccativ** mit Manganorydhydrat dargestellt, ist ganz vorzüglich. S. 433—435.
- Silber**, reines, niederzuschlagen aus jeder kupferhaltigen oder reinen Silberauflösung. S. 556.
- Silberspiegel**, galvanische. (Priv.) S. 252.
- Silberverbindung**, explosirende, mittelst Steinkohlen-Leuchtgas, dargestellt von Prof. Dr. Vogel jun. S. 26.
- Siliciumoxyd**, aus der Auflösung des Kieselens von Schaffäutl beobachtet und von Wöhler bestätigt. S. 559.
- Sinus-Elektrometer**, von G. Seidner in Schweinfurt. S. 593—597.
- Sirh Lizar**, Vervollkommenung der nassen Gaszähler. S. 542.
- Soziale Verhältnisse**, Einfluß der Maschinen auf dieselben S. 277, widersprechende Ansichten darüber S. 278. 289, diese Frage findet ihre Lösung in der Organisation der Arbeit S. 292—300.
- Soda-Fabriken**, siehe oben „Schwefelsäure-Fabriken.“

Speckstein-Gewinnung, in Bayern i. J. 18⁵⁹/₆₀.
S. 685.

Speckstein-Rindpfe, über ihre Verfertigung von J. v. Schwarz, Fabrikbesitzer in Nürnberg. S. 424—425.

Spiegel, siehe auch „Silber Spiegel“.

Spinnmaschine (Self-Actor). (Priv.) S. 63.

Spinnmaschine, verbesserte. (Priv.) S. 252.

Spiraltrockenmaschine (Tenoxère), v. A. Schumberger. S. 611—614.

Stabelisen, über Veränderung desselben. S. 185.

Stärkeabkochungen, mit thierischem Leim geben eine gute Appreturmasse für Leinengewebe. S. 547—551.

Statistische Notizen, über die Baumwollenfabrikation in Großbritannien. S. 707. In Deutschland. S. 710.

Stahlgewinnung, in Bayern. S. 698.

Stearinsäure, zur Fabrikation der, ein Beitrag von Dr. Emil Meyer. S. 435.

Steinbeiß, Dr. v., über den jetzigen Betrieb des Schlossergewerbes in England und Frankreich. S. 248.

Steindruck, über die Verleitung des Leinölfirnisses dazu, nach Winkler. S. 181.

Steinkohlen, über Ammoniakgewinnung aus denselben. S. 308.

Steinkohlen-Gewinnung in Bayern i. J. 18⁵⁹/₆₀. S. 683.

Steinmauern vor Erdfeuchtigkeit zu schützen. S. 445.

Steinöl (Mineralöl), wie sich dieses insbesondere zum Einölen der Maschinen eignet. S. 231—239.

Steinpappe zur Dacheindeckung, neueste bayerische Verordnung darüber S. 319, von J. Bedl in München hergestellt S. 384. 449.

Steinpappe. Siehe auch: „Theerpappe“.

Steinsalzgewinnung in Bayern. S. 697.

Stenhouse, J., dessen Verfahren über Leimbereitung aus einigen Arten von Leder. S. 53.

Stephan, über die Brauchbarkeit des Wasserglases zur Wäsche statt der Seife. S. 606—611.

Stölzl, J. W., f. Oberberg- und Salinenrath, geboren den 23. August 1783, gest. den 11. Jänner 1858, war Mitglied des polyt. Vereins vom J. 1818 an

und Mitglied des Ausschusses seit dem 2. Jänner 1833, dessen Nekrolog. S. 56—62.

Stoßmaschine, verbesserte, von Sharp-Furnival. S. 147—151.

Streichriemen von Guttapercha. S. 628.

Streichzündhölzer, ihre Versendungsart. S. 626.

Strom galvanischer, wie er zu messen, nebst dem Instrumente dazu. S. 153.

Sulphatöfen, Arten derselben und ihre Einrichtung. S. 519.

T.

Tabak, siehe auch „Cigarren.“

Talggeschmelzen, in Seifenfabriken veranlaßt viele Klagen. Gemeinsame Schmelzhäuser werden dagegen empfohlen. S. 812. 323.

Talg-(Unschlitt)-Seifen, worin sie sich von den Oleifelsen unterscheiden. S. 151.

Taschen-Chronometer, über ihre Zeithaltung und Regulirung. S. 246.

Teigbereitungsmaschine, (Priv.) S. 560.

Telegraphen, elektrische, über die einzuhaltenden Entfernungen zwischen denselben und den Pulvermagazinen. S. 712—714.

Tenoxère, eine Spiraltrockenmaschine von A. Schumberger. S. 611—614.

Terrell's Glasanalysen, (des krystallisirten und entglasten.) S. 121.

Theerpappe, zum Dachdecken, von dem Ingenieur Degen in München angewendet, wird von Stalling und Blem in Barge und Odrlitz, dann von den Gebrüdern Ebart in Berlin, in ganz vorzüglicher Beschaffenheit aber von J. Bedl in München, Pfaffinger Landstraße Nr. 1., bereitet. S. 65—78. 384. 449. Siehe auch „Steinpappe.“

Thonerde, schwefelsaure und eiffigsaure, Versuche damit zum Gerben von Prof. Dr. Knapp. S. 648.

Thongewinnung, in Bayern i. J. 18⁵⁹/₆₀. S. 685.

Thran, Gerbeversuche damit von Prof. Dr. Knapp. S. 648.

Uhrenuhr, Mannhardt'sche, neu construirte, umständlich beschrieben. S. 272—276. Die Lerzer'sche empfohlen. S. 323.

Uhrenuhren, eigenthümlich construirte. S. 734.

Umpe's Waschmange, (Priv.) S. 560.

Utschler, siehe „Kunsttschler.“

Urf, Leuchtgas aus demselben. S. 670. I. Versuche darüber angestellt in der Holzgasfabrik der k. k. Irrenheilanstalt in Wien. S. 671. II. Versuche in der k. k. priv. Kambacher Stachspinnerei. S. 673. III. Versuche des Herrn Ingenieurs Gräfer in Salzburg. S. 675.

Urf, über die neuesten Methoden der Aufbereitung und Verdichtung desselben von Dr. Th. Bromels, Director der Provinzial-Gewerbschule, in Aachen. S. 573. Durch Concentration. S. 574. Durch Vergasung. S. 589.

Urfpresse, von Mannhardt und Koch, wurde geprüft. S. 324.

Urfpressmaschinen, (Priv.) S. 192.

Uraubenzucker, Reagentien auf dem, a) von Prof. Böttger, ist das basisch salpetersaure Wismuthoxyd (Magisterium Bismuthi), welches davon auf Wismuthsuboxyd oder gar Wismuthmetall reducirt wird, empfohlen. S. 430. b) von J. Löwenthal, ist ein Gemisch von weinsaurem und kohlensaurem Natron mit Eisenchlorid als eben so empfindlich wie das vorige geschilbert. Hierbei wird Eisenoxydul reducirt. S. 432.

Urodenmaschine, spiralförmige, von A. Schlumberger. S. 611—614.

U.

Uhren, siehe auch „Uhrenuhr.“

Uhren mit Vascul- oder Federhemmung müssen für den Besitzer, wenn sie getragen werden, elends regulirt werden, wenn sie die Zeit halten sollen. S. 246.

Uhrendl, seines, Prüfung eines solchen. S. 321.

Unschlitt-Seifen, worin sie sich von den Oleinfelsen unterscheiden. Siehe auch „Zalg.“ S. 151.

V.

Ventilation von Gefängnissen, Schiffen etc. von einem Belgier. S. 448.

Ventile, zur Sicherheit bei Dampfmaschinen, verbesserte. (Priv.) S. 192.

Ventilsystem, neues, für Pumpen. (Priv.) S. 320.

Verbrennung, rauchverzehrende. S. 598—606.

Verdichtung des Urfes. S. 573—592.

Vereinsbeamte für das Jahr 1858. S. 4.

Verhandlungen des Vereines. S. 1. 129. 321. 448. 625.

Verklammerung, eine neue Art für ritzige Mauern von E. Wellenkamp. S. 444.

Verkohlungsöfen für Knochen. S. 251.

Versilbern von animalischen, vegetabilischen und mineralischen Stoffen, ein neues Verfahren S. 182, des Glases in verbesserter Weise S. 252. 300.

Vertical-Sägen. (Priv.) S. 734.

Verginnung von Metallen von Gersheim und von Bousfield. S. 553.

Viehsalzgewinnung in Bayern. S. 695.

Vitriolgewinnung in Bayern. S. 695.

Völkter's Kessel zum Kochen, Durcharbeiten und Reinigen der Fäden für die Papierfabrikation. S. 79.

Vogel, Professor, Dr., jun., dessen chemisch-technischen Mittheilungen. S. 23—33.

Vogel, Professor, Dr., jun., über metallisches Zink und einige seiner Anwendungen. S. 209—226.

Wohl, Dr., Hermann, in Bonn, über zwei ätherische Beleuchtungsstoffe — das Pinolin und Oleon. — S. 425—429.

W.

Waagen, Instruction für die Prüfung der. S. 129.

Waagen. (Repetitions-Multiplicum-) (Priv.) S. 192.

Wachs, auf seine Reinheit zu untersuchen nach Fehling. S. 115.

Wagner, Rud., in Würzburg, über die Ammoniakgewinnung aus Steinkohlen. S. 308.

Wagenschmiere aus den Destillations-Produkten des amerikanischen Harzes. S. 426.

Weizen, gemalzter, Backwerk aus solchem Mehl. S. 190.
 Wallfischbarden zählen zu den hygroskopischen Körpern. S. 448.
 Waschmange. (Priv.) S. 560.
 Waschmittel für Wäsche in Strafanstalten u. dergl. ist das Wasserglas. S. 311. 606.
 Wasserglas, Anwendung desselben statt der Seife zum Reinigen der Wäsche. S. 311. 606.
 Wasserrad, sogenanntes „Reaktions-“ von Wos in Augsburg. (Priv.) S. 320.
 Wasserstandsregulator für Dampfkessel von Lapham. S. 114.
 Wein, eine neue Schmiererei von Petiot in Burgund. S. 716.
 Wische, neue Verfertigung. (Priv.) S. 735.
 Winkler, Dr., G., über Darstellung der Leinölfirnisse zu Buch- Kupfer- Stein- und Broncedruck S. 181, eines Grundfirnisses für Nußbaumholzanstrich S. 190, dessen Methode die Billardkugeln gelb zu färben S. 319.
 Winterfeld's Muschelgold-Verfertigung. S. 622.
 Wisnahr, J., kgl. Oberstudien- und Kirchenrath, dessen Nekrolog. S. 448.
 Wismuthsuperoxyd zu bereiten. S. 574.
 Wolle, Maschine zum Kämmen und Berthellen derselben. (Priv.) S. 251.
 Wollenwaaren sind beim Einkaufe genau zu untersuchen, weil viele aus Wollenabfällen und getragenen Wollenkleidern gemacht werden. S. 316.
 Wollenzeuge, gemischte, werden von Baumwolle und Leinen durch concentrirte Schwefelsäure völlig gereinigt. S. 381.

3.

Bahnweh, ein Mittel dagegen ist Schwefel-Kohlenstoff (Kälteerzeugung). S. 443.
 Bapp, G. A. und Comp. in Kiehlau, ihre Patent-Schmelzriegel-Fabrik. S. 384.

Zeugdrucken, mit Murexid, S. 381 und die Verfertigung des letzteren. S. 619.
 Riegel, siehe auch „Dachriegel.“
 Riegel, hohle. S. 243.
 Riegelmauern, vor Erdfeuchtigkeit zu schützen. S. 445.
 Zimmermann's Kuppelung zweier oder mehrerer Dringelmanuale. S. 385 — 387.
 Zink, über das Hochätzen und Schwarzfärben desselben. S. 379.
 Zink, über das metallische und einige seiner Anwendungen von Prof. Dr. Aug. Vogel jun., vorgelesen in einer Monatsversammlung der Mitglieder des polytechnischen Vereins S. 209 — 226. Festserrahmen aus demselben. S. 263.
 Zinkoxyd und Zinkchlorid bilden zusammen eine plastische Masse — hierüber G. Feichtinger. S. 325.
 Zirkelsägen, neue Anwendung der. S. 446.
 Zolltarifizirungs-Gegenstände, vergoldete Uhrgehäuse. S. 1. Gummifurrogat. S. 1. Bitumenöser Schlefer. S. 322. Email. S. 322.
 Zucker, über die quantitative Bestimmung desselben nach Fehling. S. 614. Geschlecht am sichersten durch die bekannte Kupfervitriollösung mit einer alkalischen Seignettesalzlösung. S. 616.
 Zuckerproben, Böttger'sche, mit Magisterium Bismuthi. S. 430. Löwenthal'sche mit Eisenchlorid und weinsaurem und kohlensaurem Natron. S. 432 — Fehling'sche. S. 614.
 Zuckerrüben, neues Pressverfahren für die. S. 359.
 Zündhölzer, ihre Verfertigungsart. S. 626.
 Zündschnüre, Wiktor'sche, Mittheilungen über die in Oesterreich damit gemachten Erfahrungen von Direktor Ortum in Pragbram. S. 561. Erörterungen hierauf vom Bergmeister Haller zu Bergen in Bayern. S. 630.
 Zwirnmaschine, (Priv.) S. 320.

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des

polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Vierundvierzigster Jahrgang.

Monat Januar 1858.

Verhandlungen des Vereins.

In den sechs Sitzungen des Central-Verwaltungs-Ausschusses vom 18. November 1857 bis 13. Januar 1858 wurden nachfolgende Gegenstände verhandelt:

- 1) Die General-Direktion der k. bay. Verkehrsanstalten erholte ein Gutachten bezüglich der Vorsichtsmaßregeln beim Transporte von Photogen auf Eisenbahnen.
- 2) Der kgl. General-Holl-Administration wurden Gutachten mitgetheilt über vergoldete Uhrgehäuse sowie über ein Gummisurrogat. Letzteres stellte sich als eingetrocknetes Elweiß dar, welches als Abfall der Handschuhlederbereitung erst in neuerer Zeit Verwendung fand, vorzugsweise zum Verblenden der Farben u.
- 3) Der kgl. Regierung von Oberbayern wurde bezüglich der Erweiterung der den Kupferschmieden zustehenden Gewerbsbefugnisse ein Gutachten dahin abgegeben, daß denselben die Herstellung von Dacharbeiten aus verbleitem Eisenblech, welches zu diesem Zwecke erst in neuerer Zeit als Surrogat des einfachen Eisenbleches in Anwendung kam, im Sinne des §. 93 der Ge-

werbs-Instruktion vom 17. Dezember 1853 einzuräumen sei.

- 4) Als ordentliche Mitglieder traten dem Vereine bei:

Herr Joseph Jägerhuber, Privatier dahier, und Herr Max Sterler, Maler und Vorstand des Gewerbevereines in Murnau.

- 5) Die Vereinsbibliothek wurde mit nachfolgenden Werken bereichert:

- a) Das kgl. großbritt. Patentamt übersendete die Fortsetzungen der von ihm veröffentlichten „Specifications of english Patents“, mit den dazu gehörigen Registerbänden.

Die Anwendung dieses höchst kostbaren Werkes, von dem in Deutschland nur sechs vollständige Exemplare vorhanden sind, haben wir der Gnade Sr. Excellenz des Herrn Ministerpräsidenten Erh. v. der Pfordten zu verdanken.

- b) Abhandlungen der mathematisch-physikal. Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften, Band VIII. Abth. I. Dr. v. Martins: Denkrede auf Chr. S. Weiss und Dr. Solty: Rede über die Physik der Molekularkräfte, mitgetheilt von der kgl. Akademie.

- c) Ruhn, über die Benützung von elektrischen

und Volta'schen Apparaten zum Zünden von Sprengladungen und Minenöfen. (Geschenk des Herrn Verfassers.)

d) Böhm, das Neueste und Interessanteste der Brenneampagne von 1857.

e) Brüggemann, praktische Anleitung zur Leimfabrikation.

f) Hartmann, die Aufbereitung und Verkokung der Steinkohlen und des Torfes.

g) Menzel, Verleitung der chinesischen Lurche und der Sepla.

h) Müller, Chr., Anleitung zur Prüfung der Kuhmilch.

i) Müller, Fr., die trockene Destillation und die auf ihr beruhenden Industriezweige.

k) Rittinger, Centrifugal-Ventilatoren und Centrifugalpumpen.

l) Schmidt, Lehrbuch der Spinnerei-Mechanik.

m) Wild's praktischer Rathgeber. 7. Auflage von Prof. Dr. Wötger.

6) Es ist in dem Verufe des polytechnischen Vereins gelegen, nicht nur allen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Technik zu folgen, sondern auch hervorragende Leistungen zu würdigen und gebührend anzuerkennen. Wenn es dem Vereine von jeher eine besondere Freude gewährt hat, ein Zeichen seiner Anerkennung geben zu können, so konnte es für das Organ desselben, den Central-Verwaltungs-Ausschuß, nur das Gefühl freudiger Anerkennung erhöhen, einem seiner ältesten und verdienstvollsten Mitglieder eine gerechte Würdigung zu Theil werden zu lassen. Dieser Fall war nun durch die Vollendung der eisernen Bahnbrücke bei Großhesselohe hervorgerufen, — eines großartigen Werkes, das sein Entstehen und Gelingen dem schöpferischen Geiste und den rastlosen technisch-wissenschaftlichen Forschungen des k. k. Direktors, Hrn. Friedr. August v. Pauli, Vorstandes der k. obersten Baubehörde und der k. Eisenbahnbau-Commission, zu danken hat. Demselben

wurde daher in der Sitzung vom 16. Dezember v. J. die goldene Vereinsmedaille*) einstimmig zuerkannt und am 31. v. Mts. durch eine Deputation des Central-Verwaltungs-Ausschusses mit einer von sämtlichen Ausschussmitgliedern unterzeichneten Adresse überreicht.

7) Die Verdienste des am 11. d. M. verstorbenen Ausschussmitgliedes Herrn Oberberg u. Salinen-Rathes Bartholomäus Stölzl wird ein in dieser Zeitschrift folgender Nekrolog kundgeben.

8) In der 35ten, d. i. in der letzten Sitzung des Vorjahres wurden von den Mitgliedern des Central-Verwaltungs-Ausschusses als Vereinsbeamte für das Jahr 1858 wiederholt gewählt:

Als Vorstand:

Herr Obermünzmeister F. K. von Gaidl.

Als Stellvertretender Vorstand:

Herr Universitäts-Professor, Akademiker und Conservator Dr. Schaffäutl.

Als Secretär:

Herr Universitäts-Professor Dr. G. G. Kaiser.

Als Stellvertretender Secretär:

Herr Ministerial-Referent, Rektor Dr. Alexander.

Als Cassier:

Herr Jos. Biechl, Controllieur der städtischen Sparkassa.

Als Conservator:

Herr Gutsbesitzer Carl Pfändler.

Als Redakteur:

Herr Professor Dr. Kaiser.

*) Außer Hrn. v. Pauli sind noch Hr. Oberberggräf Schütz im J. 1827 und Hr. Jos. Ritter v. Raffe im J. 1851 mit dieser Medaille ausgezeichnet worden — (Siehe diese Zeitschrift 1851 S. 668.)

Abhandlungen und Aufsätze.

eiserne Bahnbrücke über die Isar i Großhesselohe unweit München.

Unter den Bauwerken der Gegenwart und insbesondere unter den Werken des Brückenbaues zieht die Isar bei Großhesselohe die Aufmerksamkeit aller Sachgen wie die Bewunderung aller Laien auf sich. Sie ist das Werk mehrjährigen Studiums des ebenjachten als eifrigen Vorstandes der bayerischen ober-Baubehörde und der k. b. Eisenbahnbau-Commissionen. Direktors Friedr. Aug. v. Pauli —, eines des, der sich von den jugendlichen Tagen seiner Heran-ig an bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt zur Auf-jemacht hat, „die Wissenschaft mit der Technik-erbinden“, jene in diese überzutragen, und seither-ösung dieser Aufgabe in Wort und That voll-: hat.

Die Brücke überspannt das Isarthal in jener drittl-ündigen Entfernung von München, wo der Thal-820 Fuß breit ist, in einer Höhe von $106\frac{1}{2}$ Fuß dem niedrigsten Wasserspiegel. Sie hat mit Ein- von zwei auf den beiden Außenseiten angebrachten egen eine Breite von 34 Fuß und ruht auf vier oänden. Ihre Spannweiten sind außergewöhnliche; 185,2 Fuß bahr, ist die Weite von Mauer zu Mauer n beiden mittleren Oeffnungen oder 189,75 von ger zu Auflager und 96,7 Fuß in den beiden auß- Oeffnungen oder 102,0 von Auflager zu Auflager, wo die von unten getragene Fahrbahn liegt.

Das Neue und Eigenthümliche an dem von Pauli-Brückensysteme, welches in mehreren Staaten patentirt steht in der Construction der Tragwände. Es sind ch die Querträger (Traversen) analog jenen bei an-eisernen Brücken. Diese ruhen im vorliegenden zundächst auf Längenträgern, welche von einer Trag-säule zur andern reichen. Während dagegen bei sonst üblichen Blechbalken- oder den Gitterbrücken Tragwände ununterbrochen über alle Oeffnungen

sich ausdehnen, ist hier die Ueberspannung jeder ein-zelnen Oeffnung ein abgeschlossenes Ganze; indessen bei erstern die Wände eine gleiche Höhe behaupten, wird bei letztern die Last mittelst der Säulen, auf welchen, wie oben erwähnt, die Längenträger ruhen, auf einen aufwärts und einen abwärts gekrümmten eisernen Bogen übertragen, welche beide gleichmäßig durch die Last in Anspruch genommen werden, und als eine solidarische Verbindung eines Gewölbe- und eines Kettenbogens von gleicher Bo-genform gedacht werden können. Die Bogenform ist über-dies so berechnet, daß sowohl der Gewölbe- wie der Ket-tenbogen, jeder auf seine ganze Längenausdehnung, um den Gebrauchsanforderungen zu entsprechen, gleichen Querschnitt haben kann und muß, wodurch die Ausführung ungewöhnlich vereinfacht und erleichtert wurde. Jede Tragwand besteht sonach im Wesentlichen aus den Säulen zum Uebertragen der senkrechten Last: aus einem Gewölbebogen, aus einem Kettenbogen und endlich aus diagonalen Zugbändern zwischen den obern und den untern Knotenpunkten, um der Deformation bei der ungleichen Belastung zu begegnen. Wir sagen: im wesentlichen; denn hätte man die Säulen so dicht an einander gestellt wie die Querträger, so hätte es der Längenträger nicht bedurft, da diese nur von einer Säule zu der andern reichen.

Am meisten Ähnlichkeit hat diese Construction mit der von Laves, unterscheidet sich indessen von dieser in zwei wesentlichen Punkten. Laves will nemlich durch den oberen Druckbogen nur die horizontale Spannung an den Enden des Kettenbogens aufheben. Von eisernen Brücken redend sagt Laves ausdrücklich, daß er dem ge-drückten Gliede darum eine convexe Form gebe, damit dasselbe bei großer zufälligen Belastung in Folge seiner eigenen elastischen Zusammenrückung und der elastischen Ausdehnung der Kette nicht in oder unter die wagrechte Lage komme, in welchem Falle diese Stütze dem von den beiden Enden her wirkenden wagrechten Druck keinen Widerstand mehr leisten könne. Laves hatte sonach nicht die Absicht, dem convexen Druckbogen einen Theil der Vertikallast zu übertragen. — Pauli dagegen überträgt dem Gewölbe- und dem Kettenbogen, welche unter sich,

wie bei Laves, verbunden sind, einen gleich großen Antheil an der Vertikallast, gestaltet zu diesem Zweck beide ganz gleich, so daß sie von der geraden Linie zwischen den Stützpunkten als neutralen Achse aus, ganz symmetrisch liegen. — Ueber die Gestalt der Bögen äußert sich Laves gar nicht, sondern verweist einfach auf Skizzen (croquis). Pauli dagegen berechnet für jeden Knotenpunkt die Maximalmomente der auf die Brücke wirkenden Kräfte, die die Brücke befahrenden Locomotive und Wagen mögen stehen, wie und wo sie wollen. Aus diesen Maximalmomenten leitet derselbe in jedem speziellen Falle jene Längengestalt der Bögen ab, bei welcher ihre Querschnitte auf ihre ganze Längenausdehnung gleich sein müssen.

Dieser, auf Materialökonomie und Einfachheit in der Ausführung hieselende Grundgedanke führt bei seiner analytischen Verfolgung auf die symmetrische Gestaltung der Druck und Spannbogen. Die von Laves angegebene unsymmetrische Form hat diesen Vortheil nicht. — Vergleicht man hiernach die beiden Constructionen, so darf man wohl die Aufstellungen des Laves nur eine Bauweise, die des Pauli dagegen ein System nennen.

Der Gewölbobogen und der Kettenbogen sind an ihren Enden auf das solideste mit einander verbunden. Da beide gleiche Bogenform haben, so wird der horizontale Schub des Gewölbes von dem horizontalen Zug der Kette absolut aufgehoben, und an den Auflagerpunkten äußert sich nur senkrechter Druck.

Die auf mächtigen Granitwerkstücken ruhenden Auflagerstütze in den Pfeilern und Widerlagern sind so konstruirt, daß sie den Längenveränderungen der Brücke in Folge des Temperaturwechsels, so wie den schwachen senkrechten Oscillationen bei dem Befahren, entsprechenden Spielraum geben. Selbstverständlich sind die vier Tragwände durch senkrechte und horizontale Querdiagonalen unter einander verbunden, wie dieses bei Blechbalken- und Gitterwerkbrücken auch zu geschehen pflegt. Da die Neuheit des Systems nur in der Construction der Tragwände besteht, so ist es einleuchtend, daß dasselbe, ganz gleich, wie die Tragwände aus Blech oder aus Gitterwerk,

auch auf solche Fälle anwendbar ist, wo die Fahrbahn in der halben Höhe oder wegen mangelnder Lichthöhe der Brücke über dem Wasser, unten angebracht werden muß.

Eine Eisenbahnbrücke nach diesem System und in dieser Verbindungsweise war noch nie zur Ausführung gekommen.

Der Central-Verwaltungs-Ausschuß des polytechnischen Vereines für das Königreich Bayern hielt es daher in seiner Pflicht gelegen, dem Erfinder dieses für unser Vaterland so ruhmvollen Brückensystemes durch Verleihung der goldenen Vereins-Medaille, als der höchsten Auszeichnung, welche demselben zu Gebote steht, seine volle Anerkennung zu widmen.

Der Gefeierte drückte in einem Schreiben vom 12. Januar l. Js. dem Central-Verwaltungs-Ausschuße seinen Dank hiefür aus und übersendete demselben das Protokoll, welches bei der Prüfung dieser Brücke aufgenommen und von dem hohen kgl. Staatsministerium zum beliebigen Gebrauche ihm überlassen wurde. Diese authentischen Dokumente in Nachstehendem veröffentlichen zu dürfen, gereicht uns zur besonderen Freude, als wir dadurch Jedermann von der Leistungsfähigkeit des neuen Bauwerkes Ueberzeugung verschaffen können. Sie lauten, wie folgt:

Protokoll

über

die Wahrnehmungen bei den Belastungsproben bei der eisernen Bahnbrücke über die Isar

bei

Großhesselohe.

Gegenwärtig:

Von Seite der kgl. Eisenbahnbau-Commission
der kgl. Commissions-Rath Deuschel,
der kgl. Section-Ingenieur Geiger,
der Ingenieur-Praktikant Gerker.

Von Seite der kgl. General-Direction
der kgl. Oberpostrath und Oberingenieur Erbingen,
der kgl. Betriebs-Inspector Chenn.

Von Seite des Etablissements

Mietz & Comp.

Der technische Director L. Werder.

Nach q. Act.

Bauhütte Großhesselohe, den 24. September 1857.

Nachdem die eiserne Fahrbahn über der IV. Oeffnung der Bahnbrücke bei Großhesselohe soweit fertig war, daß die vertragmäßigen Belastungsproben vorgenommen werden konnten, traten heute Nachmittag die Obengenannten im Auftrag ihrer hohen vorgesetzten Stellen zusammen, beaufsichtigten die fragliche Brückenöffnung, besprachen sich über die theils schon angebrachten Messungsapparate, theils weitere anzuwendende Controlmessungen der verschiedenen vertikalen und horizontalen Bewegungen und einigten sich über folgende Messungs-Arten:

Die vertikalen Bewegungen sollen gemessen werden:

- 1) durch Einnivellirung der Oberfläche der Querträger, worauf die Schienenlage kommt, an allen Knotenpunkten und in der Mitte der beiderseitigen Geleise, mit Beziehung dieser 16 Knotenpunkte auf einen Fixpunkt auf dem Widerlager;
- 2) durch Schreibapparate, worin der Schreibstift an der beweglichen eisernen Brücke und die Schreibtafel an dem unbeweglichen, außer Verbindung mit der Brücke stehenden Werkgerüst angebracht ist.

Der Schreibstift ist eine stählerne $1\frac{1}{2}$ Linien starke Nadel, welche durch eine Feder an die aus einem polirten Messingblech bestehende Schreibtafel angebrückt ist, und bei jeder Bewegung der Brücke diese auf dem Messingblech durch eine eingeritzte, kontinuierliche Linie wiedergibt und fixirt.

Mittels dieser Schreibapparate soll die vertikale und horizontale Bewegung gemessen werden, und sind daher angebracht

- a) an jedem Knotenpunkt der 4 Druckbögen (obere Bögen) ein vertikaler und ein horizontaler
- b) an jedem Knotenpunkt der 4 Spannbögen (untere Bögen) ein horizontaler und

- c) an den mittleren Knotenpunkten der äußeren Spannbögen je ein vertikaler. Diese 2 sollen dazu dienen, bei allensfalliger Differenz der oben und unten gefundenen Senkungen auf die Zusammenpressung der Ständer oder deren Ausdehnung in Folge erhöhter Temperatur zu schließen.

Der Anfangspunkt der Bewegung auf diesen Messingblättchen wird durch einen Punkt, der durch Andrücken der Nadel entsteht, bezeichnet, und dazu Nro. 0 geschrieben. Bei jedem Stadium der Belastung, deren Wirkung gemessen werden soll, wird wieder ein Punkt gemacht, und Nro. 1. 2. 3 u. dazu geschrieben. Diese beschriebenen Blättchen werden am Schluß der Messungen abgenommen, nachdem sie durch Nummern bezüglich ihrer örtlichen Lage bezeichnet sind, und bilden dann ein Belege zu diesem Protokoll.

Da ein genaues Abgreifen der Maaße nicht möglich ist, ehe sie abgenommen sind, so werden die Maaße auch nicht während der einzelnen Messungen hier angeführt, sondern nur jene des Nivellements.

- 3) Durch 2 Nonien am mittleren Knotenpunkt der äußeren Spannbögen, worauf die Senkung nach Beinhelcklinien in jedem Stadium abgelesen und notirt wird.

Als diese vorbereitenden Arbeiten getroffen und vom k. Bahninspektor T h e n n und Sections-Ingenieur S e i g e r das Nivellement der Querträger genommen war, wurde für heute geschlossen.

Fortgesetzt am 25. September.

Vor der Belastung und unter Freihaltung der Brücke von allen Leuten wurden die Schreibstifte, welche vorher zurückgestellt worden waren, losgelassen, und der Anfangspunkt markirt. Hierauf wurde mit der Belastung begonnen und zwar in folgender von der k. Eisenbahnbau-Commission bestimmten Weise:

Die Brücke ist für Doppelbahn gebaut, und soll daher zuerst das eine Geleise mit 20 Ctr. per laufenden Fuß und darauf in entgegengesetzter Richtung das Doppelgeleise ebenfalls mit 20 Ctr. per laufenden Fuß belastet

werden, um im ersten Fall die Folgen der ungleichseitigen Belastung, und im zweiten Fall, wo 40 Ctr. per laufenden Fuß auf der Brücke liegen, die Folgen zweier sich begegnender Büge zu ersehen.

Hiebei wird jedoch die Last von je 20 Ctr. per laufenden Fuß Geleise nicht gleichmäßig auf die ganze Länge aufgelegt, sondern dem Einfahren der Locomotive entsprechend, so, daß immer auf eine Schienenlänge von 19 Fuß sogleich die volle Last von $19 \times 20 = 380$ Ctr. aufgetragen wird.

Zu den 20 Centnern per laufenden Fuß sollen dann noch je 10 Centner per laufenden Fuß Geleise aufgelegt werden, so daß also per laufenden Fuß Brücke 60 Ctr. Belastung kommen, jedoch sollen diese letzteren 10 Ctr. gleichmäßig vertheilt werden.

Als Belastungsmittel in so großem Maaße sind nur Schienen anwendbar, und müssen diese, um die einseitige Belastung des einen Geleises bei künftiger Doppelbahn in ihren Folgen zu zeigen, nach der Längsrichtung der Brücke gelegt werden, wobei es, da die Brücke 97' lang ist, gerade 5 Stöße zu 25' Gesamtlänge giebt.

Diese benützt werden Schienen wiegen per laufenden Fuß 21,7 Zollpfund und sind daher für eine Last von 20 Ctr. per laufenden Fuß $\frac{2000}{21,7} = 92$ Schienen per Geleis nötig.

Diese 92 Schienen dürfen nicht auf die ganze Breite der Quertwände gelegt werden, sondern je 46 über eine Tragwand, und werden dieselben so vertheilt, daß in der untersten Schichte 6 Stück, in 5 darüber liegenden Schichten je 7 Stück und in der obersten 5 Stück liegen, zusammen 46 Stück.

Numerirt man die 4 Tragwände der Brücke, von der rechten Seite (flusaufwärts) gegen die Linke gehend, mit Nro. 1. 2. 3 und 4, so trifft das künftige einfache Geleise *) zwischen 1 und 2 und das künftige Doppel-

geleise zwischen 3 und 4. Es wurde nun mit dem Doppelgeleise zwischen Tragwand 3 und 4 begonnen, vom Ufer aus gegen den Pfeiler gehend.

Nach Auflegen je eines Stoßes von 92 Stück wurde auf den Schreibapparaten der jeweiligen Punkte gekörnt und das betreffende Beobachtungs-Nummer beigezeichnet. Ebenso wurde an den Nonten der Stand notirt.

Nivellirt wurde erst nach Volltragung des ganzen Geleises bis auf etliche 40 Stück Schienen am Abend, und ergiebt sich hiebei, daß

- a) die Mitte der Brücke im belasteten Geleise an den 2 beobachteten Knotenpunkten sich um 2,9 und 2,7 Linien gesenkt.
 - b) die Mitte der Brücke im unbelasteten Geleis an einem Punkt um 0,4 Linien gesenkt, und am andern Punkte um 0,1 Linie gehoben hatte.
- Hiermit wurde für heute geschlossen.

Fortgesetzt am 26. September.

Am Morgen des 26ten wurden die noch fehlenden Schienen des letzten Stoßes eingetragen und nochmals nivellirt und gemessen, um die während der Nacht und nach Vollendung des Geleises eingetretene Senkung etc. zu notiren, und fand sich diese:

- a) in der Mitte des belasteten Geleises an beiden Knotenpunkten bis zu 3,5 Linien;
- b) in der Mitte des unbelasteten Geleises an einem Knotenpunkt bis zu 0,4 Linien, während der andere Knotenpunkt bis zu 0,2 in die Höhe gegangen war.

Als am Abend das 2te Geleise zwischen den Tragwänden 1 und 2 in der Richtung vom Pfeiler gegen das Widerlager vollgetragen war, und zwar ebenfalls nicht gleichmäßig, sondern stoßweise und mit Markfirungen nach jedem Schienenstoße, so ergab das Nivellement:

wärtige ausgeführte Geleise ist hier das „einfache“ genannt. Auf der Brücke jedoch ist gegenwärtig das einfache Geleise in die Art der Doppelbahn gelegt.

M. u. d. H. d. B.

*) Die Bahn von München nach Rosenheim erhält vorläufig ein Geleise und zwar in der Richtung von München nach Rosenheim zur rechten Seite. Dieses gegen-

- a) in der Mitte des zuerst belasteten Geleises an einem Punkt 3,8 Linien, am andern Punkt 3,7 Linien Senkung;
- b) in der Mitte des 2ten belasteten Geleises an einem Punkt 3,5 Linien Senkung, am andern Punkt 3,0 Linien Senkung.

Hierauf wurden noch 76 Schienen für die 3te Belastung mit je 30 Centner per laufenden Fuß Geleis aufgelegt, aber keine Messung mehr gemacht und geschlossen.

Fortgesetzt den 27. Sept. Nachmittag 3 1/2 Uhr.

Nachdem bis 11 1/2 Uhr die weitere Belastung bis zu 30 Ctr. per Geleis resp. 60 Ctr. per laufenden Fuß Brücke gleichmäßig aufgetragen war, wurde Nachmittag 2 1/2 Uhr zuerst die Brücke in allen ihren Theilen untersucht, jedoch weder eine Abweichung von der normalen Form und Lage noch eine Trennung der zusammengefügte Theile wahrgenommen.

Hierauf wurden wiederum die 16 Punkte auf den Querträgern nivellirt und gefunden, daß

- a) in der Mitte des zuerst belasteten Geleises an einem Punkte die Senkung 5,4 Linien, am andern 5,1 Linien betrug, und
- b) in der Mitte des zuletzt belasteten Geleises an einem Punkte 5,9 Linien, am andern Punkte 4,7 Linien.

Nachdem während der Zeit auch die Punkte an den Tafeln notirt waren, wurde geschlossen, und soll nunmehr wieder mit der Entlastung begonnen werden, in demselben Gange wie die Belastung stattfand, um in den betreffenden Stadien die geeigneten Messungen zu machen.

Zur Bestätigung der an den vorausgehenden 4 Tagen gemachten Beobachtungen unterzeichnen:

Deuschel.	Erdingen.	Werder.
Geiger.	Thenn.	
Gerber.		

Fortgesetzt am 1. Oktober 1857.

Nachdem am gestrigen Abend die Belastungsschienen wieder sämmtlich abgeräumt waren, wurde heute Nachmittag 3 Uhr die einnivellirten 16 Punkte der Quertträger wieder vom Fixpunkt aus nivellirt und fand sich, daß

- a) der Punkt in der Mitte des zuerst belastet gewesenen Geleises, welcher sich bei 30 Centner um 5,4 Linien eingebogen hatte, wieder vollkommen bis auf 0,1 Linie gehoben hat, und jener, welcher sich um 5,1 Linien gesenkt hatte, um 0,1 Linie über die ursprüngliche Höhe gegangen ist, und daß ebenso
- b) der Punkt in der Mitte des zuletzt belasteten Geleises, welcher sich um 5,9 Linien gesenkt hatte, ebenfalls wieder bis auf 0,2 Linien, und jener, welcher sich um 4,7 Linien eingebogen hatte, auf 0,1 Linie über seine frühere Höhe zurückgegangen ist; d. h. — nachdem eine Genauigkeit bis zu Zehntels-Linien in der Messung kaum sicher zu erreichen und abzulesen ist — die 4 Punkte in der Mitte, welche sich bei der Belastung am stärksten eingebogen hatten, sind nach der Entlastung wieder vollkommen auf ihre ursprüngliche Höhe zurückgegangen, und ebenso auch alle übrigen 12 Punkte.

Während des Abtragens der Schienen waren in dem Stadium, wo auf einem, nämlich dem zuletzt belasteten rechtseitigen Geleise 20 Ctr. per laufenden Fuß lagen, obige 16 Punkte auf den Querträgern abermals vom Bauführer Gerber einnivellirt worden, und zeigte sich conform dem am 26. Morgens gefundenen Resultate, daß das belastete Geleise in der Mitte noch um 3,8 und 4,2 dagegen das unbelastete nur mehr um 0,5 und 0,7 Linien eingebogen war.

Zur Bestätigung unterzeichnen:

Deuschel.	Erdingen.	Werder.
Geiger.	Thenn.	
Gerber.		

von den Fixpunkten aus wieder einmessen mit folgendem Resultat:

- a) In der I. 97' weiten Deffnung zeigten die beiden mittleren Knotenpunkte im linksseitigen Geleise, welche sich 3,1 und 3,5 Linien gesenkt hatten, gar keine Einbiegung mehr, während im rechtsseitigen Geleise, wo die Einsenkung 3,9 und 4,4 Linien betragen hatte, noch je 0,6 Linien blieben;
- b) In der II. 185' weiten Deffnung war die Einsenkung der zwei mittleren Knotenpunkte im linksseitigen Geleise von 19,1 und 19 Linien bei 60 Ctr. Belastung per laufenden Fuß wieder bis auf 0,7 und 0,6 Linien; im rechtsseitigen Geleise von 19,4 u. 20,4 Linien wieder bis auf 2,0 „ 2,3 „ zurückgegangen.
- c) In der III. ebenfalls 190' weiten Deffnung im linksseitigen Geleise von 13,2 und 14 Linien bei 40 Ctr. Belastung per laufenden Fuß bis auf 1,7 u. 2,3 Linien, im rechtsseitigen Geleise von 14,0 „ 14,0 „ bis auf 1,6 „ 1,8 „

Die bleibende Einsenkung der großen Deffnungen beträgt daher im Mittelpunkte 1,6 Linien.

Hierauf wurden die Belastungen auf zwei Geleise mittelst aufgelegter Schienen geschlossen und die k. Betriebsbehörde eingeladen, auf dem zur Zeit nur einspachen, in der Mitte der Brücke liegenden Geleise weitere Proben mit Locomotiven und ganzen Bahnzügen in jeder ihr zweckdienlich scheinenden Weise in Bezug auf Last und Geschwindigkeit vorzunehmen, wozu sofort der 21. dies bestimmt, und die Wiederanbringung der Schreibapparate mit neuen Tafeln angeordnet wurde; um darauf die horizontalen Schwankungen und vertikalen Einbiegungen ersichtlich zu machen.

Zur Bestätigung unterzeichnen

Deuschel.	Erdinger.	Chenn.
Geiger.		Werder.
Gerder.		

Fortgesetzt am 21. Oktober 1857.

Heute wurde ein Zug, gebildet aus 3 Lokomotiven mit Tendern und Korfwagen, und zuerst mit einer Maschine, dann mit zwei und endlich mit drei Maschinen, wobei zwei mit den Kaminen gegen einander standen, langsam über die Brücke gefahren, wonach jedesmal die Einsenkungen auf den Schreiftafeln markirt, und die Schreiftafeln behufs neuer Messung verrückt wurden.

Nachdem diese Fahrten ein günstiges Resultat geliefert und nur sehr gering über $\frac{1}{10}$ Linien gehende Seitenschwankungen gezeigt hatten, fuhr der ganze Zug mit der Güzgeschwindigkeit von 39' per Sekunde über die Brücke und mit derselben Geschwindigkeit wieder zurück, wobei wiederum zwei Maschinen mit den Kaminen gegen einander gelehrt waren.

Bei dieser Schnelfahrt betrugen die Seitenschwankungen in den kleinen Deffnungen 0,36 bis 0,97 und in den großen Deffnungen von 0,48 Linien bis 0,90 Linien.

Hierauf stellten sich nochmals die 3 Lokomotiven auf die Brücke und zwar so, daß bei der kleinen Deffnung die 2 gegen einander stehenden Schilde über der großen Deffnung, die mittlere Lokomotive in der Mitte der Brückendeffnung standen.

Die Einbiegungen waren nahezu dieselben und gingen auch ebenso wie bei allen vorangegangenen wieder vollkommen zurück.

Es wurden hierauf die Schreibapparate abgenommen, um die einzelnen Maße genau mit einem Proportional-Zirkel abgreifen zu können und sind die Resultate in der unten folgenden Tabelle zusammengestellt. Die Maschinen hatten nachstehende Gewichte:

Maschine Grünen.

mit Wasser	443 Ctr.
Tender mit Wasser	200 „
Korf auf dem Tender	5 „
Korfwagen leer	112 „
Korf im Wagen	84 „

844 Ctr.

zung bis zum 26. oder 27. d. Monats dauern, ehe die Brücke wieder von den Belastungsschienen gekäumt sein wird.

Die Herbeischaffung der Gefirmsquadern auf die Pfeiler und die Herstellung des Dielenbelegs auf 3 Deffnungen könnte erst nach dieser Räumung beginnen, und wäre somit die Vollendung der Brücke bis zum 1. November in Frage gestellt.

Es wurde daher behufs Beschleunigung der Prüfung der noch übrigen 2 Deffnungen, dann in Betracht, daß diese in Construction und Bearbeitung ganz gleich sind, mit den zwei bereits geprüften, nach erholter mündlicher Zustimmung der hohen vorgesetzten Stellen beschloffen, dieselben vorläufig nur mit 40 Ctr. per laufenden Fuß Brücke zu prüfen, und wenn sich hierbei nahezu die nämliche Einsenkung zeigen wird, wie bei den entsprechenden bereits geprüften Deffnungen unter der gleichen Last von 40 Centner, dann die Belastungsprobe zu schließen.

Hierauf wurde die I. Deffnung als zur Prüfung fertig, in derselben Weise, wie die entsprechende IV. einnivellirt, ebenso die Meßapparate angebracht, und dann heute noch mit Belastung begonnen.

Zur Bestätigung unterzeichnen

Beuschel.	Erdinger.	Chenn.
Seiger.		Werber.
Gerber.		

Fortgesetzt am 14. October 1857.

Heute Nachmittag war die I. Deffnung mit 40 Ctr. per laufenden Fuß Brücke belastet, und wurde daher von dem gestern genommenen Fixpunkte aus wieder nivellirt.

Hiebei zeigte die Einblegung:

in der Mitte des rechtsseitigen Gefasses 3,5 u. 3,1 Linien
 „ „ linksseitigen „ 3,9 „ 4,4 „

Die Einsenkungen der IV. Deffnung betrugen bei gleicher Belastung 3,0 und 3,5 dann 3,7 und 3,8 Linien, also nahezu dasselbe.

Es ist daher auch bei 60 Centnern per laufenden Fuß das gleiche Resultat zu erwarten, und wird die Belastungsprobe für diese I. Deffnung somit geschlossen erklärt.

Im Innern der Brücke hat sich nicht die geringste Veränderung gezeigt. Es wurde hierauf die III. Deffnung einnivellirt und noch am Abend mit deren Belastung begonnen.

Zur Bestätigung

Beuschel.	vid. Erdinger.	Chenn.
Seiger.		Werber.
Gerber.		

Fortgesetzt am 16. October 1857.

Die Belastung der III. von Auflager zu Auflager 190' weiten Deffnung wurde in der Weise begonnen, als wenn sich zwei Lüge gleichzeitig nebeneinander und in gleicher Richtung bewegen, d. h. es wurden auf beiden Geleisen von einem Ende angefangen immer die volle Last mit 20 Ctr. per Geleis aufgetragen und so bis zum andern Ende fortgefahren.

Als die Last bis in die Mitte vorgerückt war, wurden die Erscheinungen auf den Schreibapparaten markirt.

Nivellirt wurde erst, nachdem die ganze Deffnung vollgetragen war, und zeigte sich hierbei die Senkung der zwei mittleren Knotenpunkte

im rechtsseitigen Geleise als 13,2 und 14 Linien,
 „ linksseitigen „ „ 14,0 „ 14 „

Bei der gleichweiten II. Deffnung betrug die Senkung bei gleicher Belastung laut Protokoll vom 11. d. 12,5 bis 13,2 Linien.

Bei dieser Zusammenstimmung der Resultate bei 40 Centner Belastung per laufenden Fuß Brücke ist daher die weitere Belastung bis zu 60 Centner nicht mehr nöthig und wird die Probe geschlossen.

Zur Bestätigung unterzeichnen

Seiger.	vid. Erdinger.	Chenn.
Gerber.		Werber.

Fortgesetzt am 19. October 1857.

Am 16. war die II. Deffnung wieder leer geworden; am 17. die erste und heute die III., auf welcher die volle Last von $190 \times 40 = 7600$ Ctr. über 24 Stunden gelegen hatte. Alle drei Deffnungen wurden nun heute

Maschine Ämper.		Maschine München.	
mit Wasser	443 Ctr.	mit Wasser	512 Ctr.
Tender beschleichen	200 „	Tender mit Wasser	300 „
Torf auf dem Tender	5 „	Torf und Requisiten auf dem Tender	5 „
Torfwagen leer	112 „	Torfwagen leer	112 „
Torf im Wagen	84 „	Torf im Wagen	84 „
844 Ctr.		1019 Ctr.	
		Zusammen 2701 Ctr.	

Vertikale und horizontale Bewegungen

der

eisernen Brücke bei Großhesselohe beim Befahren mit Lokomotiv-Probefzügen
am 21. Oktober 1857.

Verf. Nr.	Art der Zusammenstellung	Gewicht	Schnelligkeit in Fuß per Sekunde	Vertikale Einbiegung in der Mitte der Deffnung				Größte horiz. Abweichung d. Spannbogens v. d. vertik. Linie, welche durch den Aufhängepunkt geht, i. d. Deffn.				Bemerkungen.
				I 97' weit.	II 185' weit.	III 185' weit.	IV 97' weit.	I	II	III	IV	
	des Probefzuges.											
1	Eine Maschine, Gränten, mit Tender und Torfwagen . . .	844	ca 12—15	Einien	Einien	Einien	Einien	Einien	Einien	Einien	Einien	Diese Maasse sind bei allen 4 Deffnungen an einer mittleren Tragrippe beobachtet; es sind aber jene, welche an den äußeren Rippen, bis auf $\frac{1}{10}$ Einien diesen gleich. Die horizontalen Abweichungen der Druckbögen sind bis $\frac{1}{10}$ Einien geringer, als die hier verzeichneten an den Spannbögen.
2	Zwei Maschinen, Ämper und München, beide mit Tender und Torfwagen	1857	ca 12—15	1,28	2,63	2,30	1,02	0,17	0,10	0,08	0,05	
3	Drei Maschinen, Gränten, versetzt stehend mit Tender voran, dann Ämper und München, welche mit Tender und Torfwagen gerade eine große Deffnung ausfüllen	2505	15'	1,84	4,96	4,90	1,50	0,17	0,29	0,33	0,22	
4	Dieselben 3 Maschinen, wie in No. 3 und in derselben Stellung, als Schnellzug fahrend	2505	39' (612' in 16 Sekunden.)	1,89	5,17 u. 5,00 zurück	4,98	1,54	0,97	0,90 u. 0,80 zurück	0,48	0,36	
5	Dieselben, langsam einfahrend u. über jeder Deffnung stehen bleibend	2505	—	1,68	4,82	4,83	1,43	—	—	—	—	

Aus dieser Tabelle und den voranstehenden Protokollen ergibt sich nachstehende für den Ueberblick der Thatsachen bequeme

selbe auf ein Filtrum gebracht und mit destillirtem Wasser vollständig ausgewaschen, expodirt auf einem Platinspatel über der Weingeistlampe mit großer Festigkeit.

Die Bildung des Niederschlages findet am reichlichsten in einer neutralen Silbersalzlösung statt und wird bei vorwaltender Salpetersäure in geringerer Menge wahrgenommen.

Der Bericht über die fortgesetzten Versuche hierüber, so wie die Veränderung anderer Metallsalze durch das Einleiten von Leuchtgas wird bei einer anderen Gelegenheit folgen.

III.

Ueber den Caffeingehalt der Caffeebohnen.

Die bisherige Methode, das Caffein aus den Caffeebohnen oder Theeblättern zu extrahiren, ist eine sehr complicirte und auch unsichere. Sie besteht darin, daß man die Caffeebohnen mit Wasser auszieht, aus der wässrigen Lösung die Gerbsäure durch Bleisalze fällt und nur die vom Blei befreite Lösung zur Krystallisation verdampft. Wer diese Methode der Caffeindarstellung einmal angewendet hat, weiß, wie unbequem sie auszuführen ist. Diese Methode ist wohl auch der Hauptgrund, daß die Angaben über die Quantitäten des Caffeins in den Caffeebohnen so sehr von einander abweichen.

Folgende Methode, Caffein darzustellen, scheint mir weit einfacher und daher auch genauere Resultate zu ergeben. Sie beruht auf der Behandlung der gepulverten Caffeebohnen mit käuflichem Benzol. Dieses nimmt aus dem Caffee zwei Bestandtheile auf, Caffeeöl und Caffein. Nach dem Verdampfen des Benzols sind diese beiden Substanzen sehr leicht von einander zu trennen durch Schütteln mit heißem Wasser, worin sich das Caffein auflöst, das Öl oben aufschwimmt und abgenommen werden kann. Aus der wässrigen Lösung erhält man durch Verdampfen das Caffein in sehr schönen Krystallen, welche sublimirt werden können.

Man kann die ganze Menge des Benzols wieder gewinnen, indem man dasselbe, wenn es ungefähr eine Woche mit den Caffeebohnen digerirt worden, in einer

Retorte überdestillirt. Der Rückstand in der Retorte ist Caffeeöl und Caffein, welche auf die angegebene Weise durch Wasser getrennt werden können, oder durch Behandlung mit Aether, welcher das Caffeeöl löst und das Caffein in Krystallen zurückläßt.

Nach dieser Methode könnten in Benzolfabriken Caffeeöl und Caffein als Nebenprodukte gewonnen werden.

Ich bin damit beschäftigt, die verschiedenen Caffeeforten nach dieser Methode zu untersuchen; vielleicht ergeben sich in solcher Weise unterscheidende Merkmale, um dieselben zu erkennen und ihren Werth zu bestimmen.

IV.

Ueber Gewichts- und Drahtpincetten neuer Construction*).

Das leichte kaum immer zu vermeidende Entgleiten der kleineren Gewichte aus den gewöhnlichen Gewichtspincetten ist dadurch bedingt, daß sich die Spitzen derselben bei dem geringsten Auseinandergehen der sie haltenden Finger oder beim Nachlassen des erforderlichen Druckes öffnen und so das Gewichtstück fallen lassen. Die geringste Unsicherheit in der Hand hat bekanntlich dies zur Folge. Wir vermeiden diesen Nachtheil auf einfachem Wege, indem wir den hartgeschlagenen Messingspitzen d des Instrumentes c eine geringere Stärke geben, so daß sie sich gut federn, und biegen sie dann, wie aus der Figur zu ersehen ist, in einer schlanken Curve etwas einwärts. Mit dieser geringen Abänderung in der Construction wird die Gefahr vollkommen ausgeschlossen, das gefaßte Gewicht durch eine geringe Veränderung in der gegenseitigen Lage der Finger fallen zu lassen. Indem man durch einen leichten Druck die schwachen Schenkel der Pincette noch weiter, als für das einfache Festhalten des Objectes erforderlich ist, zusammenpreßt, ist es in solcher Weise auch gestattet, die Schenkel der Pincette wieder durch Nachlassen des Fingerdruckes so beträchtlich zu öffnen, daß selbst eine bedeutende Unsicherheit der Hand, welche beim Gebrauche der Pincetten

*) Vgl. Buchner's Repertorium Bd. VI. S. 6 u. 9.

Forschungen in dem Techniker nicht selten Ideen anregt werden können, welche erst in der Folge nützliche Früchte tragen. In diesem Sinne bitte ich, meine kurzen Mittheilungen auffassen zu wollen, — nicht als etwas Fertiges, Vollendetes, sondern als einen Anfang, der erst in der Hand der Techniker das gewünschte Ende erreichen kann.

I.

Ueber die Gewinnung der Farbstoffe in feinvertheiltem Zustande.

Um eine Farbe mittelst Lack oder eines Firnisses auf eine Fläche aufzutragen, ist es zur Erzielung eines gleichmäßigen Anspruchs die erste und wesentlichste Bedingung, sich den Farbstoff, namentlich wenn er eine Mineralfarbe ist, in dem Zustande der möglichst feinsten Vertheilung zu verschaffen. Ein Farbstoff befindet sich aber in der feinsten Vertheilung in dem Augenblicke seiner Entstehung, also dann, wenn man zwei Flüssigkeiten, die vermengt einen gefärbten Niederschlag geben, zusammenmischt. Die meisten Deckfarben werden gerade durch Fällung hervorgebracht, so daß man sie also von vornherein schon in dem gewünschten und nothwendigen Zustande feinsten Vertheilung besitzt. Diesen Vortheil muß man aber wieder gänzlich aufopfern, weil der Niederschlag getrocknet werden muß, einmal um den Farbstoff für den Transport in eine geeignete Form zu bringen und dann um denselben mit Weingeist- und Terpentinölfirnissen vermengen zu können, da diese keine Verührung mit Feuchtigkeit vertragen, ohne zerfällt zu werden. Durch das Trocknen nimmt bekanntlich die Masse des Farbstoffs eine sehr feste Consistenz an, es bilden sich harte Stücke, und es ist nachher ein sehr langwieriges Reiben nothwendig, wenn dieß nicht durch Maschinen, sondern durch Handarbeit ausgeführt werden soll. Diesem Uebelstande kann durch folgende sehr einfache Methode vorgebeugt werden. Setzt man einen gefärbten Niederschlag durch Vermengen von zwei Flüssigkeiten, z. B. Chromgelb aus Lösungen von essigsaurem Bleiorz und chromsaurem Kali, darge-

auf ein Filtrum gebracht und mit Wasser vollkommen ausgewaschen. Statt nun den Niederschlag mit dem Filtrum zu trocknen, übergießt man ihn auf dem Filtrum mit Weingeist. Dieser verdrängt, indem er durch den Niederschlag hindurchgeht, das abhärtende Wasser, und fließt als verdünnter Weingeist ab. Nach vollständigem Abtropfen übergießt man zur größeren Sicherheit den Niederschlag auf dem Filtrum nochmals mit einer neuen Quantität Weingeist, welcher nun, wenn er kein Wasser mehr aufgenommen hat, zu einem späteren Versuche wieder verwendet werden kann. In diesem Zustande ist der Farbstoff höchst fein vertheilt und kann sogleich mit einem Weingeistfirnis vermengt werden. Will man nicht gleich die ganze Quantität verwenden, so wird der Niederschlag in einer wohlverschlossenen Flasche unter Weingeist aufbewahrt, um dessen Eintrocknen zu verhindern.

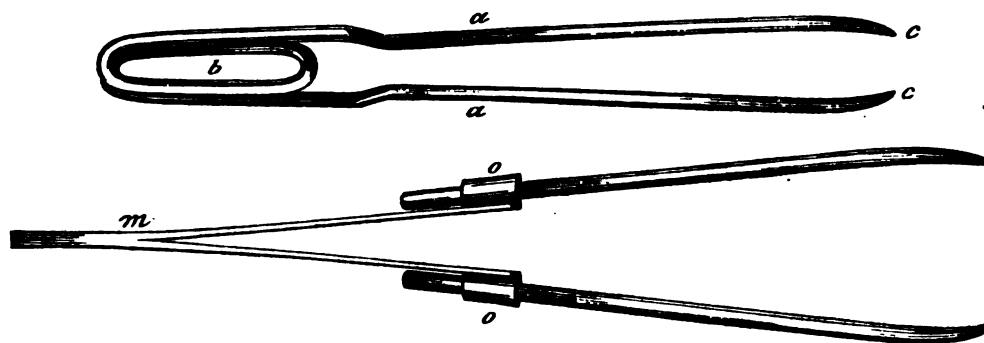
Zum Schlämmen von Pigmenten, die mittelst Firnis aufgetragen werden sollen, beziehe ich mich mit großem Vortheil des Alkohols statt des Wassers. Hierdurch wird ein doppelter Zweck erreicht. Einmal erzielt man in kürzerer Zeit wegen des geringeren specifischen Gewichtes des Alkohols ein feiner geschlammtes Pulver und dann hat man nicht nöthig zu trocknen, da die noch feuchte Masse sich direkt mit Weingeist- und Terpentinölfirnissen vermischen läßt. Auch für rein chemische Zwecke, wenn es sich darum handelt, leicht oxydirbare Stoffe, Mineralien u. zu schlämmen, ist die Anwendung des Alkohols besonders zu empfehlen. Ich habe mit Alkohol geschlammtes Eisenroth aus ganz gewöhnlichen Sorten in der kürzesten Zeit dargestellt, welches sich zu den feinsten Polituren brauchbar erwies.

II.

Ueber die Darstellung einer explosirenden Silberverbindung aus dem Steinkohlen-Leuchtgas.

Beim Durchleiten des hiesigen Leuchtgases durch eine Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd wurde die Beobachtung gemacht, daß die Flüssigkeit sich trübte und nach einer mehrere Stunden fortgesetzten Durchleitung die Bildung eines krystallinischen Niederschlages erfolgte. Der-

achten, daß die Winkel an den Spitzen genau unter 45° gegen die Längsaxe des Instrumentes gerichtet sind, da sonst beim weiteren Öffnen desselben das zur Aufnahme des Gefäßes bestimmte Biered eine sehr verzerrte Form annehmen würde. Die kräftig nach außen wirkende Elastizität gibt man den Schenkeln leicht, indem man auf die kreisförmige über einen Dorn geschobene Umschlingung desselben einige angemessene Hammerschläge führt.



Die andere darunter befindliche Zeichnung stellt eine Messing-Pincette *m* dar, welche an ihren Enden *oo* mit ringförmigen Fortsätzen versehen ist; in diese sind Glasspitzen eingekittet, wodurch man den Vorzug einer Glasspincette mit dem Vortheile geringerer Zerbrechlichkeit verbindet.

V.

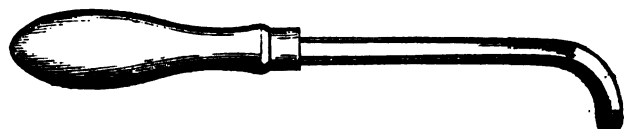
Ueber ein Instrument zur Beschleunigung des Metallsägens.

Um das Metallsägen, welches bekanntlich eine sehr zeitraubende Arbeit ist, da die Säge nur einen sehr geringen Druck aushält, zu beschleunigen, haben wir ein Instrument construirt, das sich bei zahlreichen Arbeiten in dieser Richtung als zweckmäßig und dauerhaft bewährt hat. Seine Construction beruht im Allgemeinen darauf, daß man damit einen weit stärkeren Druck, als es sonst möglich ist, auf das Sägeblatt ausüben kann und somit eine Beschleunigung der Arbeit erzielt.

Es ist nun an und für sich klar, daß dieser Druck auf den Bügel des Sägehalters oder dessen Enden

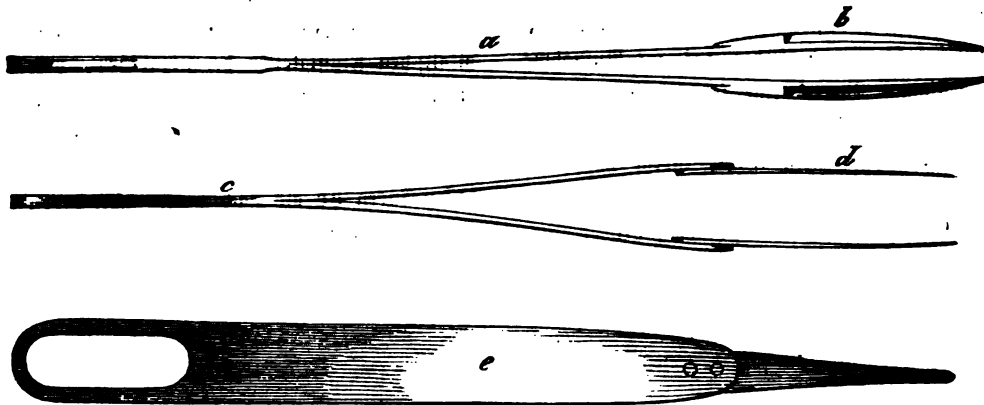
Ich erwähne noch einer Glasspincette, deren man sich zu chemischen Zwecken, um Gegenstände aus sauren oder alkalischen Flüssigkeiten herauszuheben, mit Vortheil bedienen kann. Sie besteht, wie sich aus der beiliegenden Zeichnung ergibt, aus einem dünnen Glasstabe *aa*, welcher bei *b* in eine ovalförmige Spirale gewunden ist und dessen Enden *cc* als nach hinten zugewendete abgeschliffene Spitzen auslaufen.

angebracht werden könne, indem dieß sofort ein Zerreißen der Säge zur Folge haben müßte. Wir lassen deshalb diesen Druck unmittelbar hinter dem Arbeitsstücke selbst wirken und versehen das vorliegende Werkzeug zur Conservirung der Säge und zur Verringerung der Reibung mit einer kleinen glasharten Stahlrolle.



Das Instrument ist daher nichts anderes, als ein mit einem Schlitze zur Aufnahme der Stahlrolle versehener Stahlbrett, zur Bequemlichkeit der Führung in einen hölzernen Griff eingelassen. Die Anwendung des Instrumentes ergibt sich ganz einfach, daß man es nahe am Arbeitsstücke auf dem Rücken des Sägeblattes mit mäßigem Drucke anlegt.

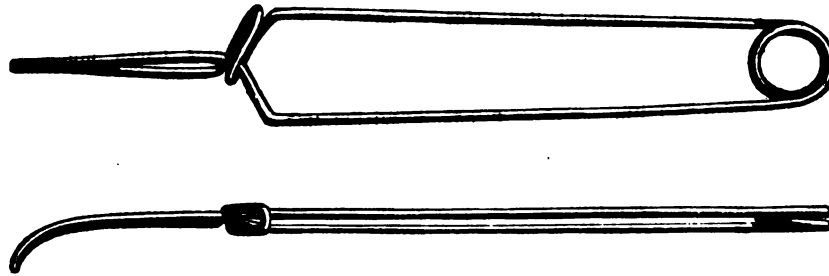
Vergleichende Versuche unter ganz gleichen Umständen mit und ohne Anwendung des Instrumentes ausgeführt zeigen eine wesentliche Beschleunigung der Arbeit und zwar in dem Verhältnisse von 3 : 1, d. h. man gewinnt bei Anlegung des Instrumentes $\frac{1}{3}$ an der Zeit.



mit Stielen und namentlich mit Eisenbeinspitzen, ab, so fühlbar ist, völlig aufgehoben wird. Der am oberen Ende der Pincette e angebrachte ovale Ausschnitt bezweckt eine leichtere Führung des Instrumentes, ohne daß es durch diese Verlängerung bedeutend erschwert wird.

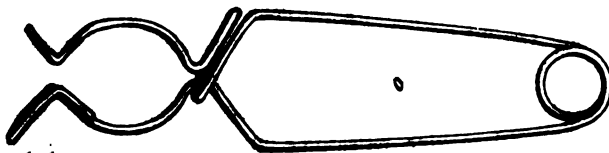
Der unmittelbare Vergleich der neu konstruirten Pincette ab mit der älteren wird die Vorzüge der ersteren erkennen lassen.

Die folgende Zeichnung veranschaulicht eine neue Art von Kiegehpincette, welche durch das Umbiegen des Schna-



des einer Drahtpincette entsteht, wie sie in den Werkstätten der Metallarbeiter allgemein angetroffen wird, die sich auf den Druck öffnet und dann durch ihre eigene Elasticität den Gegenstand festhält, ohne eine weitere Festhaltung der Finger.

Die Zeichnung o stellt eine Pincette dar für das



Festhalten über der Lampe zu erhitzender Proberöhren oder Röhren.

Ein hart gezogener, nicht zu brüchiger Eisendraht wird in seiner Mitte über einem Dorne zu einer Schlinge und an den beiden freibleibenden Enden knieförmig gebogen, jedoch in der Weise, daß sich das eine Kniestück in dem ein längliches Rohr bildenden anderen schiebt und darin seine Führung findet. Das einfache rechtwinklig gebogene Ende tritt zwischen die beiden übereinander liegenden Schenkelbiegungen, wodurch zwischen ihnen eine quadratische Oeffnung entsteht, in die man den Hals des Proberohrs oder Röhrens einschiebt. Beim Nachlassen des Fingerdrucks wird das Object durch die nach außen wirkende Federkraft der Schenkel festgehalten.

Bei der Anfertigung des Instrumentes ist darauf zu

gegen einander genetzte Papierzflächen gleichmäßig beleuchten läßt, aber v. Bunsen verbessert und setzt am meisten gebraucht, mit einem gefetteten Fleck im Papier, der bei bestimmter Lichtstärke dem übrigen Papier gleich scheint; unter denen, welche mit der verschiedenen Dicke dazwischen gesetzter Medien messen, jenes von Lampadius mit Hornscheiben, das vom Grafen de Maille mit blauen Glasprismen und das von S. Merz mit wechselnden Mengen einer blauen Flüssigkeit; ferner unter den mit veränderlichen Oeffnungen jenes vom Conservator Lamont, wo in zwei ineinander greifende Räder eine in Tiefe und Breite allmählig zunehmende Rute eingefellt ist, und das von Conservator Schaffhäutl mit einem Löthlein in schwingender Stahlfeder, wohl das subtilste von allen; endlich diejenigen, welche die Zeit, in welcher Hornsilber geschwärzt wird, zum Maßstab nehmen, wie das von Leslie. Das Herschel'sche Aktinometer, das aus der Erwärmung einer geschwärzten Thermometerkugel auf die heiläufige Lichtmenge der Wärmequelle schließt, gehört nicht wohl hieher.

Ueber das Sonnenlicht hat Lambert die meisten Messungen angestellt. Wir finden, daß eine Wachskerze nur $\frac{1}{10}$ so hell wie das Tageslicht ist, und da dieses nur $\frac{1}{100}$ der Intensität vom Sonnenschein besitzt, so hat jene nur $\frac{1}{1000}$ der Sonnenhelle. Nach andern Messungen ist das Sonnenlicht an der Erde gleich dem Lichte von 5563 Kerzen in 1 Fuß Entfernung, das Mondlicht aber nur $\frac{1}{100}$ Kerzenlicht. Nur das elektrische Licht verschwindet nicht vor der Sonnenscheibe und ward bereits auf circa 3500 Wachskerzen gebracht. Die gleiche Lichtquelle ist übrigens nach Umständen selbst verschieden intensiv, was bei solchen Messungen die Genauigkeit beeinträchtigt. Wenn frischgeputztes Talglicht 100° Intensität hat, so besitzt es nach 11 Minuten nur 39°, nach 19 Minuten nur 23°, nach 29 Minuten nur mehr 16°. Wachslight variiert hierin zwischen 100 und 60, während Lampenlicht ziemlich gleich bleibt. Wachslight von 0"8 Dicke habe 100°, dann hat eines mit 0"4 aber gleich dicken Docht 83° und mit dünnem Docht sehr langsam brennend nur 68°. Bei gleicher Quantität des Brennstoffes aber:

folgender Flammenlänge . . 2" 3" 4" 5"
 hat angeblich Steinkohlengas 100°, 109, 131, 150.
 Delgas . . 100°, 282, 560, 582.

Was nun die Consumtion von Brennstoff betrifft, so hat Benjamin Thompson Graf von Rumford, dem wir auch unsern englischen Garten verdanken, eine Argand'sche Lampe und ein Wachslight zu gleicher Intensität gebracht und gefunden, daß wenn das Wachslight bei 0"8 Dicke in einer Stunde 108 Gran verzehrte, die Lampe 228 brauchte, daß daher wenn 100 Theile Wachslight 100°, dann 100 Theile Del nur 48° geben.

Für größere Intensitäten braucht man ihm zufolge jedoch nicht das entsprechende Multiplum von Del, nämlich für 300° nicht 3×228 sondern nur 305, für 600° nur 441, für 900° nur 560 Theile, was bemerkenswerth ist; denn nach der Verbrennungstheorie sollte man den Delverbrauch proportional mit der Lichtmenge fortschreitend erwarten, daher hier ein anderes Moment mitwirken muß. Der Verbrauch ist ferner verhältnismäßig bei

stets gepuztem Wachslight .	100
" " Talglicht .	101
nicht gepuztem Talglicht .	129
gewöhnl. Lampe mit Olivenöl	120
detto mit breitem Dochte .	129
Lampe mit Repsol .	125
Lampe mit Leinöl .	120.

Ich läugne indeß nicht, daß einige dieser Resultate einer Revision bedürften und wünschte sehr, daß Jemand Zeit hätte, sie vorzunehmen.

Noch haben wir nach Beclet folgende Reihe der Intensität u. des Verbrauches.

		100°	42 Grm. p. 1 Stunde.
Garcel'sche Lampe			
Talglicht	6 p. Z	10,6	8,5
"	8 " "	8,7	7,5
Stearinlicht	5 " "	7,5	7,4
Wachslight	5 " "	13,6	8,7
Wallrathlicht	5 " "	14,4	8,9
Stearinsäurel.	5 " "	14,4	9,3

In Hamburg wurden von der Gesellschaft für Be-

Als ein Vortheil muß noch hervorgehoben werden, daß man auf diese Weise ein Sägeblatt viel länger gebrauchen kann, wie auch daß sich das Sägeblatt weiter abnutzen läßt, da bei Anwendung dieses Instrumentes ein sehr abgenütztes Sägeblatt, welches ohne dasselbe nicht mehr brauchbar wäre, noch eine kräftige Wirkung äußert.

Ueber Beleuchtung.

Von Dr. F. Merz.

Eseltsam ist, daß viele unserer Beleuchtungsapparate noch lange nicht das leisten, was man von ihnen erwarten sollte, volle Wiedergabe des aus der Lichtquelle zu erhaltenden Lichtes; manche lassen nur einen Theil des Lichtes vermöge überflüssiger oder zu geringer Wärme zur Entwicklung kommen, andere lassen wieder von diesem Lichte nur einen Theil Verwendung finden, während der übrige Theil als falsches Licht oft selbst nachtheilig wirkt. Von manchen Lichtern kann man behaupten, daß sie nicht nur dienen, die Finsterniß sichtbar zu machen, und wenn der Witz unsere früheren Straßenlaternen mit halben Johanniswürmchen verglich, so kann man selbst von der heutigen Straßenbeleuchtung dort und da sagen, sie sei besser geeignet, das Firmament als die Stadtwege zu erleuchten. Manchmal leuchtet uns aber, wenigstens bei einigen physikalischen Versuchen, selbst das Sonnenlicht nicht genug oder nicht in der rechten Art, und wir müssen dann suchen, es zu sammeln oder abzuändern. Um zur Lichtverstärkung Mittel und Wege zu finden, müssen wir zuvor die Lichtquellen und ihre Intensitäten kennen lernen.

Die vornehmsten Lichtquellen sind nun:

- a) Das natürliche Licht, worunter wir das Sonnenlicht verstehen; hieher könnten wir noch das Mond- und das Sternenlicht zählen; auch die Phosphoreszenz der Leuchtfläse, des faulen Holzes u. c. mag hieher gerechnet werden.
- b) Das künstliche Licht und zwar mit Vergasung im Brenner:

Das Kerzenlicht von Talg (Unschlitt).

„ „ „ Talgstoff (Stearin).

„ „ „ Wallrath.

„ „ „ Wachs.

„ Lampenlicht von Thran.

„ „ „ Talg.

„ „ „ Del (Rüb- oder Baumöl).

„ „ „ Terpentindl (Camphin).

„ „ „ Theeröl.

„ „ „ Mineral- oder Schieferöl.

„ „ „ Spiritus mit oder ohne Docht.

Mit Vergasung außer dem Brenner:

Gaslicht von Delgas (Luft mit flüchtigen Oelen).

„ „ Steinkohlengas, Doppelkohlenwasserstoffgas.

„ „ Holzgas auch Harzgas.

Das Drummond'sche Licht von Hydrooxygens.

Das elektrische Licht.

Das Feuer, durch Reibung oder Mittheilung mit Holz oder andern Brennstoffen erzeugt, auch glühender Platindraht, Bologneser Leuchtseln u. c. kann noch mitgerechnet werden. In Waku, China u. c. brennt Feuer aus dem Kohlenwasserstoffgas der Naphthalager und Soolenschichten.

Die Lichtstärke der aus diesen Quellen entspringenden Flammen ist sehr ungleich; sie wird durch Photometer (Lichtmesser) ausgemittelt. Bereits zählt man über 20 Photometer, aber keiner gibt eine absolute Maßbestimmung gleich der des Thermometers; denn alle hängen sie von dem Urtheile und der Accomodation des Auges ab, das leider nicht einmal bei ein und demselben Individuum ein constantes ist. Man muß sich also mit relativen oder Durchschnittsergebnissen begnügen. Ein zur Messung der Augenempfindlichkeit vom Oculisten Dr. Förster in Breslau jüngst erfundener Apparat kann nicht als eigentliches Photometer betrachtet werden, läßt sich auch nicht wohl unmittelbar mit einem solchen verbinden. Die gewöhnlichsten Photometer sind indeß: unter denen, welche die verschiedenen Lichtabstände zum Maße nehmen, das von Rumford, welches Gleichheit der Schatten von einem Stabe erzielt, und das von Ritchie, welches zwei

kanntlich, wenn wir Kalium in Chlorgas oder Phosphor in Sauerstoffgas verbrennen.

An der Flamme haben wir drei Theile zu unterscheiden; einen dunklen im Innern, einen blauen nach unten und einen gelben zugespitzten nach oben hin, wo die meiste Verbindung mit der Luft statt hat. Da sich nun findet, daß ein in die Flamme gehaltenes Drahtstüb nur an ihrer Peripherie glühend wird, während ein in's Innere gehaltenes Phosphorstückchen bloß schmilzt und nicht sich entzündet, so ergibt sich, daß der dunkle Theil am wenigsten, der helle äußere am meisten Wärme enthält. Das Licht der Flamme kann man bekanntlich auch färben, z. B. durch Kochsalz, womit der Docht einer Weingeistflamme eingegeben wird, der Art, daß alle Gegenstände in unheimlichem Gelb erscheinen, durch Strontian roth, durch salpetersaures Kupfer grün; doch das gehört in die Pyrotechnik, und hier sei nur noch bemerkt, daß das Spektrum dieser Flammen einen hellen Streifen statt der fixen Linien des Sonnenspektrums enthält. Wird der Docht einer Weingeistflamme mit Soda getränkt, so brennt sie heller, ist der Weingeist mit Wasser versetzt, gelblich, wenn aber $\frac{1}{10}$ Terpentinöl in ihn kömmt, so hell wie Kerzenlicht. Wenn an die Flamme ein guter Wärmeleiter gebracht wird, dann brennt sie mit ihrem hellen Theil nicht darüber hinaus, und darauf beruht bekanntlich die Davy'sche Sicherheitslampe. Mehrere Flammen in naher Berührung steigern sich gegenseitig im Effect ebenso, wie beisammenliegende Kohlen ein Feuer länger unterhalten, während die einzelne Kohle baldverlischt.

Die Kerzen und die meisten Lampen haben einen Fadenbocht; dieser hat zunächst die Bestimmung, den geschmolzenen Brennstoff durch Haarröhrchenwirkung in die Höhe zu bringen, damit er dort leichter zur Verbrennung gebracht werde; er dient aber auch, um die Reaction eines festen Körpers in der Flamme zu vermitteln, und deren Gegenwirkung zu erhöhen. Man darf die Döchte nicht zu dicht machen, damit das Del oder geschmolzene Wachs leichter aufsteige und in den brennbareren Theil der Flamme geführt werde. Geflochtene Döchte sind am besten, und um das Eindringen von schädlicher Feuchtigkeit zu verhüten,

bern, trinkt man sie gerne mit Wachs oder heißen Talg. Daß alle sonstigen das Del am Aufsteigen hindernden Stoffe entfernt sein müssen, versteht sich von selbst. Drei dünnere Fadenlagen durch Wachs bis zu 1 Linie Dicke zusammengeklebt, geben einen guten Docht, der noch durch eine Querschichte in Kreuzform gebracht werden kann. Zu langer erzeugt viel Schatten und unverbrannte Kohle, daher ungeputzte Lichter schlecht brennen. Gebrechte Döchte und namentlich solche, die an einer Seite mit etwas Wismuthoxyd bestrichen sind, fallen von selbst ab. Zu kurzer Docht bewirkt durch Schmelzen des Talges und Wachses zu viel Wärmeconsumtion, daher Kerzenlichte nicht gleich beim Anzünden hell brennen. Baumwollböchte sind besser als Leinwandböchte, wenn auch schneller brennend. Bei Wachs findet die Perforation am obern, bei Talg am untern Theil des Döchtes statt, daher er bei diesem mehr putzen braucht. Hermbstädt schlug nur wegen minderen Rauches hohle Kerzenböchte vor. Walmer nahm zwei dünne gewundene Döchte, die gegen einander brennen. Dicke Kerzen verbrennen relativ mehr, als dünne; diese sind also Sparkerzen. Gegossene Kerzen brennen ruhiger als gezogene. Etwas schräg stehende Lichter brennen ein wenig besser. Das Anziehen und Abstoßen der Kohlentheilchen im geschmolzenen Kerzentheil ist hübsch anzusehen. Abest nimmt man zu unverbrennlichem Döchte. Die verschiedenen Kerzen haben wir Anfangs schon aufgezählt; es ist nur noch zu erwähnen, daß es je nach der Auspressung und Behandlung des Stearins verschiedene Stearinkerzen mit mancherlei anpreisende Benennungen gibt, auch Compositionskerzen, die den nach dem Erfinder der Stearinkerzen benannten Millykerzen an Helle gleichkommen, bei denen jedoch manchmal zur Reinigung Arsenik gebraucht wird. Manche Brennstoffe entwickeln Rauch und widrigen Geruch, und zwar je kleiner die Flamme ist, desto mehr, ebenso bei zu großem Docht wie auch bei zu kleinem. Bei Lampen hilft dagegen nur trichterförmige Ausmündung am Brenner, die den ausweichenden Luftstrom zurückwirft, der dann das Del am Rande warm erhält. Gasrauchröhren sollten in den Kamin münden.

Deallampen giebt es von gar verschiedener Construc-

förderung der Künste und nützlichen Gewerbe“ Versuche angestellt, wornach bei gleicher Helle die Kosten sich verhielten:

Gas.	Gampolin.	Carcellampe.	Wachskerze.
16	29	39	346

Kalglicht und Del-Lampenlicht mit flachem Docht kostet mehr als das Doppelte von Del bei der Uhrlampe, die man doch gerne mit dem Namen „Delfreier“ schilt. Gampolinlicht, das z. B. für photographische Zwecke sich gut eignet, greift manche Geruchsnerven zu sehr an und ist der leichten Entzündlichkeit wegen gefährlich; es wäre sonst eines der schönsten Lichter. Solaröl von Dr. A. Fischer dahier aus Destillation des Theers ist in Gampolinlampen gleich 11,5 Kerzen und braucht p. St. 1,8 Loth zu 3 Gr. Schieferöl ist jetzt von Riedmahr in Innsbruck billig zu erhalten, und besonders für Stationshäuser an Eisenbahnen gebraucht. Rohes Rüböl brennt besser, als mit Schwefelsäure raffinirtes, das weniger Kohlenstoff enthält, wenn auch weniger raucht und verstopft. Wachs ist theurer, brennt aber langsamer als Stearin.

Nach Riedinger braucht man per Stunde Leuchtkraft in

Normalkerzen.	5	10	14	16	18
Kubikf. Steinkohleng.	2,55	4,08	5,01	5,80	6,66
Preis M	0,92	1,47	1,87	2,14	2,4
Kubikf. Holzgas	1,7	2,7	3,7	3,97	4,3
Preis M	0,17	1,13	1,55	1,67	1,8

Am billigsten nach dem Gesagten ist Gaslicht, für was besonders das vom Pettenkofer'schen Holzgas, das noch den Vorzug hat, daß es Stoffe, Farben, Athmungsorgane nicht wie das Steinkohlengas angreift. In England haben Städtchen von 3000 Einwohner schon Gaslicht. London braucht jährlich für mehr als 1 Mill. Lst. Comprimirtes Gas in kupfernen Kugeln gibt tragbare Lampen, erfordert aber Vorsicht.

Um nun zu wissen, wie man die Intensität verstärkt oder beschränkt, und wie man den Verbrauch vermindern kann, müssen wir zunächst die Entstehung oder die Theorie der Flamme in Betracht ziehen. Die Flamme ist aber bekanntlich ein Akt der Verbrennung, und zur Verbrennung benötigen wir hauptsächlich Sauerstoff; sie ist

jedoch nicht ein bloßes Verbrennen, sondern auch eine zu hohem Grade gesteigerte Expansion der aus dem Brennstoffe entwickelten Gase; allein auch diese genügt nicht zu einer möglichst starken Lichtentwicklung, wenn sie nicht durch eine dazwischentretende Reaction fester Körper zu größerer Lebhaftigkeit gereizt wird. Vielleicht ist die Flamme nur die Erscheinung einer aus der Verbrennung frei werdenden Kraft. Nach Davy entwickeln die Gase bei der Verbrennung allerdings Licht, jedoch nur in geringerer Menge, und sie geben an und für sich kein intensives Licht, wenn sie nicht einen festen Körper in Pulverform ausschelden, oder wenn sie nicht gegen einen festen Körper reagiren. Nicht der entwickelte Kohlenwasserstoff also brennt mit großer Helligkeit, sondern die feinen in der Flamme schwebenden intensiv glühenden Kohlentheilchen sind es, die ihr größeren Glanz geben. Und halten wir etwa einen Draht in's Licht, so wird dieses lebhafter, und lassen wir das Hydrooxydengas auf ein Kalstüchchen streichen, so bestreut das Licht desselben erst die große Intensität, durch die es unter dem Namen Drummond'sches Licht bekannt ist. Es braucht dieses letztere Licht eigentlich keine große Menge Brennstoff, während z. B. unser Athmungsproceß viel Sauerstoff verbraucht. Daß die gesteigerte Lichtintensität nicht eine im gleichen Verhältnisse gesteigerte Brennstoffmenge in Anspruch nimmt, haben wir früher bemerkt. Es ist also die Flamme nicht lediglich eine Verbrennung; allein sie hängt jedenfalls sowohl von der Reinheit des Materials, als auch von einem bedeutenden Hitzegrad ab. Platinbraut in Weingeist soll bei 1148° R. um 36 Mal mehr leuchten als bei 830°. Je rascher und vollkommener eben die Verbrennung vor sich geht, was auch durch Zuführung von Luft gefördert wird, desto schöner ist die Flamme. Daß die Flamme nicht ein bloßes Verbrennen im gewöhnlichen Sinne sei, sehen wir auch daraus, daß es gleichwie dunkle Wärme (z. B. von Wasserstoffgas), so auch kaltes Licht (z. B. das Sternenlicht) gibt. Das Sonnenlicht neutralisirt nicht bloß durch seine größere Helle, dem Effect des künstlichen Lichtes, sondern schwächt nach Mac Kever seltsamerweise auch direct dessen Verbrennungsproceß. Sehr intensives Licht erhalten wir be-

oder oben und unten eine durchbohrte Platte. Einziehen oder Einschnüren der Glasröhre unmittelbar über der Flamme hindert außerdem ihr Anlaufen und Trübwerden.

Es ist bereits angedeutet worden, daß nahe aneinander stehende, fast sich berührende Flammen den Lichteffekt gegenseitig steigern, und bereits Rumford hat deshalb vier parallele Dochte mit geringem Zwischenraume, so daß eine Flamme die andere gegen Erköhlung schützen konnte, angewendet. Wenn er jedoch behauptet, daß die Flamme durchsichtig sei, so ist dies nicht ganz richtig, und der Grad ihrer Durchsichtigkeit hängt jedenfalls von ihrer GröÙern oder geringern Reinheit ab. Weit besser soll es gehen, wenn man 2 oder 3 röhrenförmige Dochte von wenig verschiedenen Durchmesser ineinander steckt, oder vielfache concentrische Ausflußröhren construirt. Eine einzelne Flamme, die sonst 8 Kerzen gleich, wurde mit dem dreifachen Dochte angeblich bis zu einer Helligkeit der Leuchtkraft von 200 Kerzen gebracht und brauchte deshalb nicht 25mal, sondern nur 8mal mehr Material. Es wäre sehr zu wünschen, daß man auf diesem Wege eifrig voranginge, wenn auch in das eben erwähnte aus Wien gemeldete Resultat einiger Zweifel gesetzt werden muß, und jedenfalls Rauch und Hitze dabei viel Schwierigkeiten verursachen. Rumfords längst vergessene Beobachtung hat Magistratsrath und Spielwaarenverleger Hr. Edel dahier neu entdeckt und auf dieses Princip seine Sparbrenner von überraschendem Erfolge construirt. Zwei aneinander gebrachte Gasflammen geben so das Doppelte ihres sonstigen Effectes, daher, wenn man bloß diesen zu erreichen hat, man eben kleinere oder schwächere Flammen in Berührung bringen darf, also dann unleugbar an Gasbedarf erspart. Bei Salonbeleuchtung hat man mehr Helligkeit, wenn man mehrere Flammen unter einem Glase vereint, als bei mehreren Bällen, die nur gegenseitig Schatten erzeugen. Daß Verlängerung der Flamme den Effect steigern kann, haben wir aus den Lichtmessungen erfahren. Eine Weingeistflamme erscheint mit $\frac{1}{2}$ Zoll blau, mit $1-1\frac{1}{2}$ Zoll weiß, eine Gasflamme auf 3" reduziert nur mehr blau. Es findet da eben ein rascheres Verbrennen statt, das indeß auch seine Gränzen hat, die vom Drucke des Gases

und vom Luftzug abhängt. Große Brenner und halbes Schließen der Hähnen, dann 6—10" Druck ist bei Gaslichtern am besten. Der zu starke Zug läßt sich auch durch ein Drahtsieb mäßigen. Holzgas braucht weite Brenner. Gute Brenner fertigt man aus Speckstein. Platte mit Loch überm Docht zwingt die Flamme durch den von der Seite kommenden Luftdruck zu kegelförmiger Verlängerung. Für Faubelaternen braucht man breite Flamme. Den Effect vermehrter Intensität, welche durch die Reaction gegen einen festen Körper hervorgerufen wird, nehmen wir wie bereits erwähnt, wahr, wenn wir einen Draht ins Licht halten, oder wenn man Hydrooxygengaslicht auf Kalkcylinderchen streichen läßt. Auch in den mit gegen die Ausströmung rechtwinkliger Flamme leuchtenden Fischschwanzbrennern scheint eine solche Reaction wirksam zu sein, indem statt einer gröÙern zwei kleinere Flammen ausströmen und unter einem Winkel aufeinander stoßen, dadurch sich zu etwas größerer Lebhaftigkeit anregen. —

Wir haben bisher nur das Leuchten der Lichtquelle ins Auge gefaßt, nicht das Beleuchten oder das Erleuchtetsein eines Gegenstandes, das allerdings eine Wirkung des ersten ist, wozu aber häufig noch eine Modifikation des Lichtes verlangt wird. Der Gegenstand kann eine geringe oder eine größere Ausdehnung haben, ein Punkt, eine Fläche, ein Raum sein, er kann in größerer oder geringerer Entfernung von der Lichtquelle sich befinden. Was nun letztere betrifft, so ist ein bekannter Satz, daß die Lichtintensität im umgekehrten Verhältnisse zum Quadrate der Entfernung steht. Um mit einer nicht sehr starken Lichtquelle auf einige Entfernung zu wirken, muß man daher zu besondern Hülfsmitteln greifen und diese sind erhabene Glaslinsen und Hohlspiegel aus lackirtem oder polirtem meist parabolisch geformten Blech. Durch sorgfältige Berechnung und Zusammenstellung von Linsen und Spiegel will Beval in Wien z. B. eine Thurmuhre auf mehr als 1000 Klafter Entfernung erleuchtet haben und ist jetzt daran, einen noch vollkommeneren Apparat zu construiren und eine eigene Beleuchtungstheorie auszuarbeiten, während die österreichische Donaubanpfschiffahrtsgesellschaft sich, um das Zusammenstoßen der Schiffe bei Nacht zu meiden, einen

derartigen Apparat aus Nordamerika kommen ließ. Die Sache ist zumal für militärische Zwecke von großer Wichtigkeit. Veyval hat dabei gefunden, daß nicht der optische oder der Bild gebende Theil des Spiegels am meisten Erleuchtung gewähre, sondern daß die Flamme etwas in oder außerhalb des Vereinigungspunktes der geforderten Strahlen gestellt werden müsse. Am besten wird sie in den Spiegel versetzt, natürlich mit einer Oefnung in demselben. Für mikroskopische Beleuchtung wird jetzt am meisten die der schiefen Stellung eines mäßigen Concavspiegel angewendet. Die einfachste sonst als Loupevoccal gerühmte Lichtverstärkung brauchen die Schuster und andere Gewerbe längst in ihren Glaskugeln vorm Licht, die kleiner oder größer sind, je nachdem sie eine kleinere oder größere Fläche beleuchten sollen. Die in die Oefen der Bauernstuben eingesetzten dicken und in einen Knopf ausgehenden Glaskugeln gehören auch hieher, wie die der Wagenlaternen. Wollen wir das Licht nach einer gewissen Seite hin werfen, so müssen wir den Spiegel hinter desselben, die Linse von vorne anbringen; wollen wir aber rund um uns den Raum erleuchten, so müssen wir kegelförmig nach oben laufende Spiegel und rund herum einen gewölbten Linsengürtel anwenden, wie z. B. Locatelli am großen Fußler des teatro Fenice gethan, und dabei diesen dem unmittelbaren blendenden Anblick entzogen hat, außerdem sollten in diesem Falle die Gasröhren horizontal münden. Seit uns das Gas helleres Licht gewährt, wenden wir leider das System der Reverberen weniger an, könnten aber durch selbes auch an Gas ziemlich viel ersparen. Vielleicht erleben wir noch, daß in Mitte unsrer großen Plätze, was gewiß die beste Stellung ist, ein einziger großer Beleuchtungsapparat aufgestellt wird, der den ganzen Platz hinreichend erleuchtet. Ob auch eine größere Stadt mit einem einzigen Apparat erleuchtet werde, bezweifle ich, so lange nicht noch andere Hilfsmittel gegeben sind, weil das Licht mit der Entfernung zu rasch abnimmt und je greller das Licht, desto tiefer auch die Schatten sind. — Auf sehr große Entfernung, aber nur bis zur Wahrnehmung, haben die Bildfeuer zu wirken, und zwar die geodätischen, welche durch die Spiegel der sogenannten

Heliotrope das Sonnenlicht auf einen bestimmten einzelnen Punkt hinwerfen; dann jene der Leuchttürme, welche am Meeresufer ungefähr in der Ausdehnung eines Halbkreises ihr Licht den Schiffen auf mehrere Stunden weit wahrnehmbar machen und wozu ein sich drehendes Feuer in einer großen aus Polyzonal-Linsen, das heißt aus stückweisen Linsen, zur Seite zusammengesetzter Laternen besteht.

Nicht immer aber brauchen wir Lichtverstärkung, gegentheils in manchen Fällen auch eine Ermäßigung desselben und Schutz des Auges vor demselben. Das Flackern schlechter Lichter thut den Augen weh, aber auch gute Lichter, wenn sie direkt auf selbes fallen, sind ihm nachtheilig, blenden es, so daß es dunklere Gegenstände nicht sieht, daher man sich durch Schirme zu helfen sucht. Besser ist es, das Licht, als die Augen mit einem Schirme zu versehen, damit diese des Luftwechsels nicht entbehren. Der Schirm soll besonders den flackernden Theil abscneiden, aber nicht hindern, daß der zu sehende Gegenstand möglichst gut erleuchtet sei. Schirme von Kreppflor sind allerdings gut, besser jedoch matt geschliffene Glaskugeln, die desto größer sein müssen, je größer die Flamme, ob schon sie dann auch im quadratischen Verhältnisse des Durchmessers weniger direktes Licht ausstrahlen lassen, ohne daß jedoch die Lichtmenge im Zimmer sich ändert. Sie werden noch bei Arbeitslampen mit Papierschirmen, um das Licht auf den Arbeitsraum zu beschränken, versehen, an diesen sollen aber ja grelle Farben und glänzende Glitter vermieden werden. Im künstlichen Lichte fehlt am meisten das dem Auge wohlthätigere Blau; blaue Wellen als die schnellern stoßen weniger; daher wählt man gebläute Lampenschirme, wenn man auf den dadurch erzeugten Lichtverlust nicht achtet. Die oben erwähnten Glaskugeln können mit etwa durch schwefelsaures Kupferoxydammoniak gebläuten Wasser versehen sein, und wirken so zugleich concentrirend und kühlend. Ein concaves canellirtes Glas dient für Arbeitslampen gut, weil es viel Licht auf den Gegenstand wirft. Wenn man neben sich Blumenstöcke mit Grün stehen hat, und öfters das Auge darauf ruhen läßt, thut man bei längerer Anstrengung sehr wohl. Wie wichtig für den Maler die Beleuchtung ist, und daß

er bei Ausführung der Silber Nord- und Oberlicht sucht, wissen wir alle, und welch' herrlichen Effect eine gut gewählte Beleuchtung hervorbringt, sehen wir in der neuen Pinakothek an Rottmanns Landschaften. Daß ferner durch zu starke Beleuchtung die Tolletten verlieren, finden wir, wenn im Theater bei beleuchteten Gausen gespielt wird. Die Farbentöne der Stoffe werden auch durch künstliches Licht sehr alterirt. Daß der Photograph vom Lichte gänzlich abhängt, und sich nur ein wenig durch Spiegel oder durch starke Silberlösung bei schwachem Lichte helfen kann, ist sehr begreiflich. Doch es würde für jetzt zu weit führen, dieß im Einzelnen auszuführen, und kann vielleicht in einem anderen Vortrag besprochen werden. Aus dem Vorangehenden aber ersieht man, daß in der Beleuchtungslehre noch viel zu richten und zu schaffen wäre, und daß es einer Preisfrage werth sein möchte, um junge Kräfte zur Bearbeitung dieser wichtigen Sache anzuspornen.

Notizen.

Ueber Sicherung der Cassen vor unfugtem Oeffnen, Einbruch, Diebstahl und Feuer.

Das Ehrenmitglied unseres Vereines, der k. k. Rath und Custos Herr J. Reuter in Wien, hatte jüngst die Gefälligkeit uns einen Extraabdruck eines von ihm im niederösterreichischen Gewerbeverein gehaltenen Vortrages über obigen Gegenstand mitzutheilen, aus welchen wir bei der hohen Wichtigkeit der Sache Nachstehendes veröffentlichen:

Das Bestreben die möglichste Sicherung der Cassen lediglich durch die Construction derselben zu erzwingen, scheint den Erfindungsgeist der Industriellen nach dieser Richtung so sehr in Anspruch genommen und in diesen Bemühungen so sehr concentrirt zu haben, daß auf andere, außerhalb der Construction der Cassa liegende, Vorkehrungen für ihre Sicherung — wenigstens großentheils — gar nicht gedacht wird.

Unter solchen außerhalb der Construction der Cassen

liegenden und diese sichernden Vorkehrungen nimmt, nach meinem Dafürhalten, die Herstellung von Räumen, in welchen die Cassen unterzubringen wären, den ersten Rang ein.

Ich halte es für Pflicht, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, weil bei dem allgemeinen Bedürfnisse einer Sicherung der Cassa nach den angegebenen vier Beziehungen auch die hohe Staatsverwaltung diesem Gegenstande für eigene Zwecke große Beachtung zuwendet, und weil ferner durch zweckmäßige Herstellung von Räumen für Unterbringung der Cassen

1. die angestrebte Sicherung in bei weitem höherem Grade erzielt würde, als mit den bis jetzt bekannten, zweckmäßigst construirten Cassen;
2. Die Construction der Cassa vielleicht auch nicht mehr so kostspielig zu sein brauchte, als es jetzt der Fall, so zwar daß die Auslagen für Cassa und den zur Unterbringung derselben herzustellen den Raum sich höchstens eben so hoch, als für eine bisherige, sogenannte feuerfeste, Cassa — wenn nicht minder herausstellen würden;
3. die Cassen dann so gebaut werden könnten, daß sie für die Einlagen auch bequemer würden, als es gegenwärtig wegen des, aus der erforderlichen Größe hervorgehenden, nicht mehr zulässigen, Gewichtes möglich; und
4. man auf Räume für zweckmäßige Unterbringung der Cassen gleich beim Baue der Gebäude, insbesondere solcher antragen könnte, welche für Deposition von Geld, Papieren, Documenten u. u. bestimmt sind.

Die Herstellung solcher Räume für zweckmäßige, obigen vier Sicherungen entsprechende, Unterbringung von Cassen ist eine sehr einfache und in ihren Erfolgen, ohne irgend eines Experimentes, leicht zu begreifen.

Man stelle die zu sichernde Cassa in eine Nische einer starken Mauer, jedoch so, daß sie nicht auf dem Boden, sondern auf mehreren steinernen Untersätzen ruhet und von den Flächen der Mauer, nach allen Richtungen, mehrere Zoll weit absteht; die vordere Seite der Nische aber

derartigen Apparat aus Nordamerika kommen ließ. Die Sache ist zumal für militärische Zwecke von großer Wichtigkeit. Peggall hat dabei gefunden, daß nicht der optische oder der Bild gebende Theil des Spiegels am meisten Erleuchtung gewähre, sondern daß die Flamme etwas in oder außerhalb des Vereinigungspunktes der geforderten Strahlen gestellt werden müsse. Am besten wird sie in den Spiegel versetzt, natürlich mit einer Oefnung in demselben. Für mikroskopische Beleuchtung wird jetzt am meisten die der schiefen Stellung eines mäßigen Concavspiegel angewendet. Die einfachste sonst als Loupebecal gerühmte Lichtverfärkung brauchen die Schuster und andere Gewerbe längst in ihren Glaskugeln vorm Licht, die kleiner oder größer sind, je nachdem sie eine kleinere oder größere Fläche beleuchten sollen. Die in die Oefen der Bauernstuben eingesetzten dicken und in einen Knopf ausgehenden Glascheiben gehören auch hieher, wie die der Wagenlaternen. Wollen wir das Licht nach einer gewissen Seite hin werfen, so müssen wir den Spiegel hinter desselben, die Linse von vorne andrängen; wollen wir aber rund um uns den Raum erleuchten, so müssen wir kegelförmig nach oben laufende Spiegel und rund herum einen gewölbten Linsengürtel anwenden, wie z. B. Locatelli am großen Fußler des teatro Fenice gethan, und dabei diesen dem unmittelbaren blendenden Anblick entzogen hat, außerdem sollten in diesem Falle die Gasröhren horizontal münden. Seit uns das Gas helleres Licht gewährt, wenden wir leider das System der Reverberen weniger an, könnten aber durch selbes auch an Gas ziemlich viel sparen. Vielleicht erleben wir noch, daß in Mitte unsrer großen Plätze, was gewiß die beste Stellung ist, ein einziger großer Beleuchtungsapparat aufgestellt wird, der den ganzen Platz hinreichend erleuchtet. Ob auch eine größere Stadt mit einem einzigen Apparat erleuchtet werde, bezweifle ich, so lange nicht noch andere Hilfsmittel gegeben sind, weil das Licht mit der Entfernung zu rasch abnimmt und je greller das Licht, desto tiefer auch die Schatten sind. — Auf sehr große Entfernung, aber nur bis zur Wahrnehmung, haben die Blickfeuer zu wirken, und zwar die gewöhnlichen, welche durch die Spiegel der sogenannten

Heliotrope das Sonnenlicht auf einen bestimmten einzelnen Punkt hinwerfen; dann jene der Leuchttürme, welche am Meeresufer ungefähr in der Ausdehnung eines Halbkreises ihr Licht den Schiffen auf mehrere Stunden weit wahrnehmbar machen und wozu ein sich drehendes Feuer in einer großen aus Polygonal-Linsen, das heißt aus stückweisen Linsen, zur Seite zusammengesetzter Laternen besteht.

Nicht immer aber brauchen wir Lichtverfärkung, gegentheils in manchen Fällen auch eine Ermäßigung desselben und Schutz des Auges vor demselben. Das Flackern schlechter Lichter thut den Augen weh, aber auch gute Lichter, wenn sie direkt auf selbes fallen, sind ihm nachtheilig, blenden es, so daß es dunklere Gegenstände nicht sieht, daher man sich durch Schirme zu helfen sucht. Besser ist es, das Licht, als die Augen mit einem Schirme zu versehen, damit diese des Luftwechsels nicht entbehren. Der Schirm soll besonders den flackernden Theil abschneiden, aber nicht hindern, daß der zu sehende Gegenstand möglichst gut erleuchtet sei. Schirme von Kreppflor sind allerdings gut, besser jedoch matt geschliffene Glaskugeln, die desto größer sein müssen, je größer die Flamme, ob schon sie dann auch im quadratischen Verhältnisse des Durchmessers weniger direktes Licht ausstrahlen lassen, ohne daß jedoch die Lichtmenge im Zimmer sich ändert. Sie werden noch bei Arbeitslampen mit Papierschirmen, um das Licht auf den Tischraum zu beschränken, versehen, an diesen sollen aber ja grelle Farben und glänzende Glitter vermieden werden. Im künstlichen Lichte fehlt am meisten das dem Auge wohlthätigere Blau; blaue Wellen als die schnellern stoßen weniger; daher wählt man gebläute Lampenschirme, wenn man auf den dadurch erzeugten Lichtverlust nicht achtet. Die oben erwähnten Glaskugeln können mit etwa durch schwefelsaures Kupferoxydammoniak gebläuten Wasser versehen sein, und wirken so zugleich concentrirend und kühlend. Ein concaves canellirtes Glas dient für Arbeitslampen gut, weil es viel Licht auf den Gegenstand wirft. Wenn man neben sich Blumenstöcke mit Grün stehen hat, und öfters das Auge darauf ruhen läßt, thut man bei längerer Anstrengung sehr wohl. Wie wichtig für den Maler die Beleuchtung ist, und daß

gen von Geld, Papieren, Documenten ac. bestimmt stah — insbesondere dann, wenn schon beim Baue darauf angetragen würde.

Sorgfalt bei Auswahl des Baumaterials für eine solche Nische — eben so große Sorgfalt im Baue derselben, wobei auch auf eine solide Ausfütterung mit starkem Eisenblech oder Gusseisenplatten im Mauerwerke oder im Innern der Nische vielleicht ein besonderer Werth zu legen wäre ac. und ähnliche von den Herren Baumeistern und Architekten zu bestimmenden Momente dürften diesem Ziele ziemlich nahe zuführen.

Ueber die Bereitung des Millefiori- und des Faden- oder Petinetglases.

Millefiori (tausend Blumen) nennt man die bekannten mosaikartigen Glasarbeiten (Briefbeschwerer, Messerschalen, Stockstöpsel u. s. w.), bei denen die mannigfaltigsten farbigen Muster in eine Umhüllung von Kristallglas eingeschlossen sind, während das Faden oder Petinetglas hauptsächlich in jenen Arbeiten vertreten ist, deren Körper neben einander hinlaufende oder scheinbar gewebeartig sich durchkreuzende, undurchsichtig weiße oder farbige Fäden zeigen. Die Bereitung dieser beiden oft sehr künstlichen Glasarten beruht im Wesentlichen auf dem Umstande, daß ein kürzerer, dickerer Glasstab ohne Veränderung seiner runden oder eckigen Form im erhitzten Zustande bis zur Dicke eines Haares und noch feiner ausgezogen werden kann. Rollt man z. B. einen Glasstab von rother Farbe, und taucht denselben sodann nach einander in weißes, blaues und grünes Glas, so wird der Stab auf dem Querschnitte einen rothen Kern mit einem weißen, blauen und grünen Ringe umgeben zeigen. Drückt man diesen runden Stab im erhitzten Zustande an den Seiten mit einem eisernen Instrumente regelmäßig ein, so wird er im Durchschnitte einen Stern bilden, der eine rothe Scheibe mit farbigen Strahlenlinien umgeben enthält. In ähnlicher Weise können die verschiedensten Farbenzusammenstellungen gemacht und die kürzeren und dickeren Stäbe beliebig geformt werden. Hat man die Stäbe zu der entsprechenden Stärke ausge-

zogen, so werden dieselben Stäbchen zerschnitten, die alle dasselbe Muster und dieselbe Form des Stabes haben. Bei den einfacheren Arbeiten wird auf einer stark erhitzten Kristall-Glasplatte von diesen Scheibchen ein größeres Muster zusammengelegt, das durch eine darüber gelegte heiße Kristall-Glasplatte eingeschlossen wird. Hohle Gefäße, Flaschen und dergleichen werden erst kleiner geblasen, als sie werden sollen, und nachdem die farbigen Scheiben zu Mustern aufgelegt sind, wieder in flüssiges Glas getaucht und fertig geblasen, oder man bringt die Muster wirklich zwischen doppelte Gefäßwände. — Die Bereitung des Faden- oder Petinetglases beruht, wie bereits erwähnt, auf demselben Verfahren. Stäbe von undurchsichtigem oder farbigem Glase taucht man in durchsichtiges Glas und zieht dieselben so dünn, wie man sie zu der jedesmaligen Verwendung haben will. Man verbindet auch wohl mehr Stäbe mit einander und zieht dieselben zu einem Faden aus, in dem mehrere Fäden neben einander herlaufen. Dreht man diesen Faden mit einiger Geschicklichkeit wie einen Strik, so laufen die darin enthaltenen Streifchen sehr regelmäßig in Schraubenwindungen sich scheinbar durchkreuzend neben einander her, mit dem hübschen Ansehen eines feinen, lockeren Gewebes. Verbindet man eine Anzahl solcher Stäbe zu einem hohlen Cylinder und schmelzt den Boden vorsichtig zu, so hat man ein sehr schönes Gefäß, das man vor der Vollendung noch im Ganzen drehen kann, so daß die einzelnen Fäden abermals Spiralen um den Umfang des Gefäßes bilden. Nimmt man zwei solcher Röhren, die in entgegengesetzten Richtungen gedreht sind und in der Größe, daß sie ineinander geschoben werden können, erhitzt dieselben und bildet daraus ein Gefäß, so bekommt dasselbe das Ansehen eines überaus zarten regelmäßigen Gewebes; da sich aber die Stäbchen nur an den erhabenen Punkten berühren, an den tiefer liegenden Stellen aber etwas Luft eingeschlossen wird, die sich durch die Erhitzung gleichmäßig ausdehnt, so bilden sich außerdem bei den Berührungspunkten kleine zirkelrunde Luftbläschen, die bei genauer Betrachtung den überaus hübschen Effect noch bedeutend erhöhen.

(Bresl. Gew.-Bl., 1857, Nr. 91.)

Verfahren, aus einigen Arten Leder Leim darzustellen.

Von J. Steinhause.

Werden die dünneren Arten von gewöhnlichem Leder sogenanntem Oberleder, in kleine Stüchlein zerkleinert in einem Papin'schen Topfe unter einem Druck von etwa 2 Atmosphären mit 15 Proc. Kalkhydrat und einer beträchtlichen Menge Wasser gekocht, so wird das Leder fast vollständig zersetzt; die Gerbsäure verbindet sich mit dem Kalk und es bildet sich eine ziemlich concentrirte Leimlösung, die nach dem Abdampfen einen vortrefflichen Leim gibt.

Die Menge des auf diese Art erhaltenen Leims betrug durchschnittlich 25 Proc. von der des Leders, schwankte jedoch innerhalb ziemlich weiter Grenzen, denn manchmal wurden 36 Proc., manchmal nur 15 erhalten, wobei natürlich verschiedene Arten Leder zu den Versuchen angewendet wurden; die Ursache dieser Schwankungen wird sogleich deutlich werden.

Die Vermuthung lag nahe, es möchte dickeres Leder, sogenanntes Sohlleder und ähnliches, bei dem Digestiren mit Kalk unter erhöhtem Drucke in ähnlicher Weise zersetzt werden, was indessen der Versuch nicht bestätigte, sofern diese Art Leder, wenn auch fein zerkleinert, nur Spuren von Leim gab, und dieses war selbst bei Anwendung von Baryt an der Stelle des Kalks der Fall. Hiernach haben offenbar die dickeren Arten Leder eine ganz andere Constitution als die dünneren, und sind beide Arten wesentlich verschiedene Substanzen. Diese Verschiedenheit in der Constitution beruht wohl auf den Veränderungen, welche das dickere Leder in der Lohgrube erleidet, in der es gewöhnlich 6 bis 18 Monate bleibt, während das Gerben der dünneren Arten Leder gewöhnlich in wenig Wochen vollendet ist. Diese sonderbare Veränderung, die das dicke Leder bei dem lange andauernden Maceriren mit Gerbsäure erleidet, erklärt, weshalb die zahlreichen Versuche, die zum Gaarmachen von Sohlleder nöthige Zeit abzukürzen, sämmtlich erfolglos geblieben sind, sofern bekanntlich das Leder um so viel

schlechter ausfiel, je mehr der Gerbeprozess abgekürzt wurde, und überhaupt das bei den Schnellgerbeprozessen erhaltene Leder weich und schwammig war, während ein längeres Liegen der Häute in der Lohgrube sich für die Erzielung eines dichten Leders, das die charakteristische Umwandlung erlitten hat, als nothwendig herausstellte. Auch die dünneren, in kürzerer Zeit gegerbten Lederarten scheinen bei längerem Aufbewahren, im Lauf von etwa 10—12 Jahren, eine ähnliche Umwandlung zu erleiden, so daß sie dann unter erhöhtem Druck mit Kalk digerirt nur sehr geringe Mengen Leim geben. Diese Umwandlung scheint rascher einzutreten, wenn das Leder der Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit ausgesetzt ist; daher ist die aus altem Schuhwerk zu erhaltende Menge Leim nur sehr unbedeutend.

Da der Verf. es für nicht unwahrscheinlich hielt, daß das Leder bei der Umwandlung einen Verlust an Stickstoff erleiden möge, so wurden verschiedene Arten Leder der Elementaranalyse unterworfen; nach den hierbei erlangten Resultaten scheint indessen die Umwandlung mehr auf einer bloßen Umlagerung der Molecule als auf einem Verlust an Stickstoff zu beruhen. Die Analysen ergaben nämlich:

	Neues Sohlleder*)		Neues Oberleder		Altes Oberleder	
	I.	II.	I.	II.	I.	II.
Kohlenstoff	50,81	50,58	46,67	48,00	49,73	49,79
Wasserstoff	5,94	5,64	5,53	5,17	5,21	5,15
Sauerstoff						
Stickstoff	9,52	9,21	8,25	8,12	9,12	9,00
Asche	1,08	1,00	2,67	2,66	1,73	1,75

Die Zersetzung des Leders durch Kalk bei Mitwirkung von Wasser unter hohem Druck ist wissenschaftlich genommen nicht ohne Interesse, aber der Verf. glaubt nicht, daß sich darauf ein praktisch vortheilhaftes Verfahren gründen läßt, da selbst die dünneren Arten Leder einen relativ allzu hohen Handelswerth haben.

Zum Schlusse bemerkt derselbe, daß die einzige praktisch erprobte Verbesserung im Gerbeprozess, die seit Jahren

*) Bei jeder Ledersorte wurden zwei Analysen ausgeführt, die hier mit I und II bezeichnet sind.

erzielt wurde, darin besteht, die Häute öfters aus der Lohgrube herauszunehmen und theilweise trocknen zu lassen; auf diese Art werden die erschöpften Portionen Lohbrühe größtentheils aus den Häuten entfernt, und bei dem nachherigen Wieder-Eintauchen der Häute in die Lohbrühe geht der Gärungsprozeß mit beschleunigter Geschwindigkeit vor sich. Die Einwirkung von Luft und Feuchtigkeits bei diesen Operationen begünstigt vermuthlich wesentlich das Gaarwerden der dickeren Arten von Leber. (Ann. der Chemie u. Pharm., Bd. 104 S. 239.)

Ueber die Bereitung von Siccativ.

Wir haben bereits im Kunst- und Gewerbeblatte von 1855 S. 82 eines neuen Verfahrens gedacht, bei dem Anstriche hölzerner Fußböden mit heißem Leinölsirnis behufs schnellerer Trocknung ein Siccativ anzuwenden.

Dieses Verfahren ist nun wesentlich verbessert worden, und wir versehen daher nicht, die Bereitungsweise des Siccativs, welches sich in dem städtischen allgemeinen Krankenhause zu München bei der dort erforderlichen zeitweisen Erneuerung des Fußbodenanstriches vollkommen erprobt hat, hier näher mitzutheilen:

Es werden 2 Pfd. Bleiweiß und von Eisberglätte, Bleizucker und Wennig je 3 Pfd. zu 25 Pfd. Leinöl zugesetzt und diese Mischung 8—10 Stunden langsam gekocht. Hierauf wird der Kessel vom Feuer entfernt und der Masse 40 Pfd. Terpentinöl beigelegt. Beim Kochen, sowie bei und nach dem Einschütten des Terpentinöls ist fleißiges Umrühren erforderlich, theils um zu bewirken, daß sich während des Siebens nichts an den Kessel anlegt (wodurch das Siccativ verunreinigt würde), — theils um die flüssige Masse eher zum Erkalten zu bringen. Man läßt dieselbe nun einige Tage stehen, wobei sich das Ganze abklären wird; die obere Schichte wird sodann abgegossen und den helleren Farben zugesetzt; der Bodensatz ist zu dunkleren Tönen verwendbar.

Refrolog.

Johann Bartholomäus Stözl,

qu. kgl. Oberberg- und Salinenrath und Mitglied des oberberggerichtl. Senats am Obergericht, gerichte des Königreichs, Ritter des Verdienstordens vom kgl. Michael I. Classe und Inhaber des Ehrenkreuzes vom kgl. kaiser. Ludwigorden,

war der Sohn eines Webermeisters zu Dachau, woselbst er am 23. Juni 1783 geboren wurde. Unter der Leitung sorgsamer Eltern und eines tüchtigen Lehrers entwickelten sich die geistigen Anlagen des schwächlich gebaueten Knaben in erfreulichster Weise, so daß er auf Veranlassung des dortigen Pfarrers und Dekans Stöger zum Studiren vorbereitet wurde, um später als Singknecht sein Brod selbst zu verdienen. Gleichen Unterricht genossen mit ihm Thomas Knorr, der nachmalige Generalzolldirector und Seb. Schwaiger, Landrichter in Tölz; beiden blieb er bis zu ihrem Tode mit der ungetrübtesten Freundschaft zugethan.

Als Stözl's Vater im Jahre 1794 mit Tod abging und eine Wittwe mit fünf unmündigen Kindern, wovon Johann Bartholomäus das älteste, hinterließ — wäre wohl die Aussicht, die Studienlaufbahn an einer öffentlichen Anstalt betreten zu können, für ihn verloren gewesen, hätte nicht der Oheim P. Maurus Stözl, Benediktiner von Ettal und Professor in Salzburg, den hoffnungsvollen Knaben vom Grabe des Vaters weg zu sich genommen und für sein Fortkommen als Student in Salzburg gesorgt. Seine Moralität, sein Fleiß und Talent wurden in gleich hohem Grade geschätzt, so daß ihm beim Austritte aus der dritten Klasse der Grammatik das ehrenvolle Zeugniß ertheilt wurde: Testatur, eum apud nos supremam grammatices classem ita absolvisse, ut ob ingenium praeclarum ac diligentiam constanter indefessam tertium inter optimos locum sit promeritus. Mores exhibuit candidissimos primaque nota dignos.

Nach Vollenbung der Gymnasialstudien nöthigte ihn

das von der bayerischen Regierung erlassene Verbot des Studirens geborener Bayern im Auslande, Salzburg zu verlassen und das Lyceum in München zu beziehen, wofür Cajetan Weiller in der Philosophie, Maximus Imhof und Mathias Flur in den Naturwissenschaften seine Lehrer waren. Durch gänzliche Arnoth gedrückt, mußte Stölzl mit Instruiren seinen Lebensunterhalt erwerben und fand auch seine Hauptsubsistenzquelle in der Bewogenheit und werththätigen Unterstützung des kurfürstl. Regierungsdirectors Fr. X. Kleinbienst, in dessen Hause er Unterricht gab.

Unter dem wohlthätigen Einflusse anregender Lehrer wuchs sich hier ein Kreis gleichgesinnter strebsamer Jünglinge, welchem auch unser Stölzl angehörte und für seine Charakter- wie Geistesbildung die günstigsten Erfolge zu danken hatte; aus dieser Zeit stammt Stölzl's vertrauter Umgang mit dem vereinigten Sprachforscher Johann Andreas Schmeller*) und dem geistreichen Mathematiker Franz Oswald Desberger; zu den Freunden zählten noch Ingenieur-Geograph Weiß und Obergeometer Dismas Gebhardt, beide als Praktiker und Schriftsteller in ihren Fächern gleich hervorragend. Stölzl überlebte sie alle, und wie er den Studiengenossen und Freunden in ihrem Leben jederzeit mit aufopfernder Theilnahme nahe stand, so reichte seine Freundschaft für Manchen thatsächlich über das Grab hinaus. —

Die im Jahre 1803 eingetretene Säkularisation der Klöster hob Stölzl's Entschluß, als Benediktinermönch sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften und der Mathematik zu widmen, von selbst auf. Um diese Zeit wurde der Director der bayerischen Bergwerke und Salinen, Mathias von Flur, auf seinen ehemaligen Schüler Stölzl aufmerksam und veranlaßte ihn, an dem Staatsconcurs für den Berg-, Hütten- und Salinen dienst im

Jahre 1804 Theil zu nehmen. Da Stölzl diese Prüfung mit dem besten Erfolge bestand — er wurde unter 11 Concurrenten der dritte — so erhielt er noch im Juni desselben Jahres seine Aufnahme als Berg- und Hüttenleute und wurde zu seiner praktischen Ausbildung dem Administrator der vereinigten Salinen Traunstein und Reichenhall, Michael Wagner, beigegeben. Seinen Wunsch, diesem von ihm hochgeehrten Gönner und nachherigen Vorstande im Collegium im Jahre 1807 nach Schwaz folgen zu können, vereitelte seine Berufung als funktionirender Schichtmeister nach Traunstein und einige Monate darauf seine Versetzung in gleicher Eigenschaft an das Eisenhüttenwerk zu Hohenaschau. Die kurze Zeit von drei Monaten genügte, um ihm das Vertrauen und die Achtung des Grafen von Preising als Theilhhabers der Hütte*) in so hohem Grade zu erwerben, daß ihn dieser für seinen Theil als wirklichen Verweser mit dem vollen Gehalte seines Vorgängers anzustellen versprach, wenn er in seinem Dienste bleiben wollte. Doch das hohe Alter des Grafen und die Anhänglichkeit an seinen geliebten Landesvater König Maximilian Joseph bewogen ihn, die Ernennung zum kgl. Gräbtr- und Hammerhüttenmeister in Reichenhall vorzuziehen. Im October 1807 wurde er in der Eigenschaft eines kgl. Brunnemeisters auch noch mit der Aufsicht über den wichtigen Quellenbau betraut.

Nachdem Stölzl im Jahre 1808 der Extrablitions-Commission des Berg- und Hüttenamtes Bergen als Actuar beigegeben war, berief ihn noch im selben Jahre die höchste Stelle nach Bergen als Nebenverweser und bald darauf als Oberverweser. Im Jahre 1809 wurde ihm gleich den übrigen Oberbeamten der k. Berg- und Hüttenämter der Titel Oberfaktor, und im Jahre 1822 der eines kgl. Bergmeisters beigelegt. Vom Jahre 1811

*) In der Vorrede zum I. Bande des bayerischen Wörterbuchs führt Schmeller auch seinen Freund Stölzl als Mitarbeiter auf; letzterer sammelte für dieses großartige Rationalwerk die Spracherigen thümlichkeiten der oberländischen Berg- und Hüttenleute.

*) Das Hüttenwerk Hohenaschau gehörte seit 1608 zur Hälfte dem Landesherrn, zur Hälfte den Nachkommen des Wilhelm von Freiberg; letzterer Antheil ging durch Verath zuerst theilweise und im Jahre 1777 ganz in den Besitz der Grafen von Preising über.

an war ihm auch die Verwaltung des Blei- und Zinnbergbaues am Rauschenberg übertragen.

Als Vorstand des Hüttenwerkes Bergen entwickelte Stölzl während eines Zeitraumes von 16 Jahren eine höchst erspriessliche und erfolgreiche Thätigkeit. Er erbaute einen Hochofen und Cupolofen, welche nach dem damaligen Zustande des Eisenhüttenwesens vollkommen entsprachen. Eine große Autorität in diesem Fache, der kgl. preuß. geheime Oberberggrath Dr. Karsten, fand „alle Verhältnisse des Ofens mit einer solchen sachkundigen Ueberlegung gewöhnt, daß dem Eisenhüttenmann die Beschäftigung dieses Werkes große Freude gewähren muß.“ Den Vorstand des Hüttenwerkes, unsern Stölzl, nennt Karsten „einen ebenso unterrichteten als thätigen Beamten.“*)

Mit diesem Urtheile stimmt auch das hohe Vertrauen überein, welches der unsterbliche Georg von Reichenbach der unter Stölzls Leitung stehenden Eisengießerei in Bergen zuwendete. Reichenbach ließ fast alle Maschinentheile für die Soolenleitung von Berchtesgaden nach Rosenheim, sowie für die k. k. Stuckbohrerei zu Wien in Bergen gießen.

Von Stölzl's Energie und Ausdauer sprechen die glücklich durchgeführte Aufschließung des westlichen Grubenfeldes am Kressengraben bei Neukirchen, sowie die Anlage der nahegelegenen Knappencolonie „Knappensfeld.“

Als Anerkennung für die der gewerkschaftlichen Hütte Achthal geleisteten Dienste, insbesondere durch Herstellung einer neuen Werksanlage mit Hochofen, Cupolofen und Gießerei, wurde ihm im Jahre 1825 ein Gewerkeantheil verliehen.

Aber nicht bloß auf den umfangreichen Kreis der Berg- und Hüttenverwaltung, wobei noch die Führung der Kassageschäfte seines Amtes ihm oblag, erstreckte sich seine Thätigkeit, auch auf gemeinnützige Unternehmungen war sein stets reger Geist hingewandt. Dem thatkräftigen Zusammenwirken des Landrichters Wintlich, des Forstmeisters Dillig

und des Oberfactor's Stölzl hat es der Gerichtsbezirk Traunstein zu verdanken, daß die einzelnen Ortsgemeinden durch gute fahrbare Nebenwege mit einander verbunden wurden, daß Wübbäche eingedämmt und überbrückt, und unwirthsame Gegenden zugänglich gemacht wurden. Der landwirthschaftliche Verein in Bayern belohnte die so erfolgreich wirkenden Beamten, darunter auch Stölzl, am Oetoberfeste 1822 mit der großen silbernen Vereinsdenkmünze.

Im Juni 1824 wurde er zum Oberberg- und Salinenrath befördert, und im Jahre 1826 unter Beibehaltung seines Ranges und Alters zum Vorstände des kgl. Haupt-Salzamtes Traunstein ernannt. Nach sechsjährigem Wirken in Traunstein ward er wiederum auf seinen früheren Posten nach München zurückberufen.

In dieser Stellung verblieb Stölzl mit unermüdetem Eifer volle 25 Jahre, vom September 1832 bis 1. Dezember 1857, mit welchem Tage er den selbst erbetenen und durch die Gnade Seiner Majestät des Königs huldvollst gewährten Ruhestand antrat. Seit dem Jahre 1837 war er auch Mitglied des oberberggerichtlichen Senates am Oberappellationsgerichte des Königreiches.

Dem polytechnischen Vereine gehörte Stölzl seit dem Jahre 1818 an; am 2. Januar 1833 wurde er zum Mitgliede des Central-Verwaltungs-Ausschusses dieses Vereins gewählt und war in demselben bis zu seinem Tode thätig. Seit dem 18. Februar 1835 entwickelte er als Comptabilitäts-Referent die dankenswerthe Sorgfalt für die Erhaltung und Verwenbung des Vereinsvermögens, sowie er auch den Wochen-sitzungen, wenn ihn nicht amtliche Geschäfte hinderten, regelmäßig betheiligte. Die Vereinsacten enthalten mehrere gelegene Berichterstattungen von ihm über Eisen-Industrie, Verzollung von Eisen, insbesondere aber über den Braunkohlenbergbau im Landgerichte Rosenheim, sowie das Vereinsblatt einige interessante Abhandlungen.*)

*) Siehe Metallurgische Reise durch einen Theil von Baiern und durch die süddeutschen Provinzen Oesterreichs. Von Dr. G. J. D. Karsten. Halle 1821. S. 22 u. 23.

*) 1. Bericht über die zwischen dem Inn und der Salzach in Betrieb gesetzten Schurfarbeiten auf Stein- u. Braunkohlen. Kunst- u. Gewerbeblatt, 1837, S. 83. 151. 373.

Am 1. Januar 1849 wurde er mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens vom hl. Michael decorirt. Durch kaiserliches Decret vom 26. Mai 1857 wurde ihm „in Rücksicht auf seine während eines Zeitraumes von 50 Jahren dem Vaterlande und Könige treu und eifrig geleisteten Dienste“ das Ehrenkreuz des kgl. bayr. Ludwigs-Ordens verliehen. Das Collegium, dem er angehörte, ehrte diese seltene Auszeichnung durch Veranstaltung eines Festmahles am 14. Juni 1857, dem der Jubelgreis mit der heitersten Laune beizuohnte.

Doch nicht lange sollte Stögl die Tage wohlverdiener Ruhe mehr genießen; in der Nacht vom 7. auf den 8. Januar erkrankte er in Folge von Erkältung an einer Lungenentzündung. Die durch das Alter schon gebrochenen Kräfte vermochten den heftigen Anfall der Krankheit nicht mehr zu bewältigen und so erlag er schon am 11. Januar 1858 Nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr einer Lungenlähmung.

Mit ihm ging ein Mann von hohem Werthe, unvergeßlich seiner Familie, wie seinen Collegen und Freunden zu Grabe; denn wer erkennt nicht in den voranstehenden Lebenszügen den für Wissenschaft und Technik glühenden Geschäftsmann, der mehr als ein halbes Jahrhundert seinem Vaterlande die erspriesslichsten Dienste geleistet hatte!

Er war aber bei Allem, was in oder außer seinem Pflichtkreise gelegen war, und zur Förderung des Guten diente, in den vordersten Reihen. Voll ernstester Sorgfalt stand er in Mitte

einer zahlreichen Familie von 17 Kindern aus zwei Ehen. Die erste Ehe schloß er im Jahre 1809 mit der Tochter des Sallner-Stimmermeisters R. Krumbacher in Reichenhall, die zweite mit seiner noch lebenden Gattin, der zweitältesten Tochter des Berg- und Hüttenamts-Verweisers Thaddäus Seer in Aichhal. Von den 6 Kindern erster Ehe lebt noch eine Tochter und von den 11 Kindern zweiter Ehe noch sieben. Von diesen acht Kindern sind nur vier versorgt. Sie hingen alle mit der innigsten Liebe an ihm.

Das rühmlichste Andenken ist ihm an allen seinen früheren Amtssitzen bewahrt, insbesondere auf dem Hüttenwerke Bergen ob des patriarchalischen Verhältnisses, in welchem er dort zu seiner ihm untergebenen Knappschaft stand, und es wird noch erzählt, wie viele ihm ihr Lebensglück zu danken haben. Bis zu seinem Lebensende ward er nicht müde, das Unglück in Familien, die trostlose Lage der Wittwen und Waisen aufzusuchen und durch eigne wie durch fremde Mittel zu lindern und zu bessern. Auch sahen wir ihn vor einem Jahrzehente in Mitte der Vaterlandsfreunde für Thron und staatliche Ordnung thätig wirken.

Alle diese Tugenden von häuslicher Sorgfalt, von Gemeinnutz, von Milde thatigkeit, von Vaterlands liebe waren in ihm festgehalten durch tief religiöse Gesinnungen, mit welchen er auch voll Seelenstärke und Gottvertrauen die Heimkehr in das Land des Friedens und des Lichtes vollendete.

2. Nachrichten und Bemerkungen über die durch Einführung des erhitzten Windes hervorgerufenen Veränderungen bei den verschiedenen Eisenschmelz- und Frischproceßten.

1838 S. 345, 455 und 1841 S. 171.

3. Die Eisenerzeugung Deutschlands und vorzugsweise Bayerns im Hinblick auf die dermaligen Zeitbedürfnisse und auf ihren staatswirtschaftlichen Einfluß betrachtet.

1841 S. 277.

4. Die Benützung der aus den Frisch- und Schmiedefeuern u. ausströmenden Gasflamme zur Erwärmung der Gießeluft, des Roh eisens und der Schmelz.

1841 S. 403.

Privilegien.

Gewerbeprivilegien wurden verliehen:

unter'm 17. Nov. 1. Jg. dem Assistenten an der polytechnischen Schule in Nürnberg, Herrn. Weichmann, auf Bereitung einer das Leber conservirenden Salbe, für den Zeitraum von 2 Jahren; dann

unter'm 19. Nov. 1. Jg. dem Jaf. Rieter u. Comp. von Winterthur, auf Ausführung der von S. O. Keller

erfindenen Self-Actor-Splintmaschinen, für den Zeitraum von 5 Jahren.

(Rggöbl. Nr. 66 v. 5. Dez. 1857.)

Gewerbssprivilegien wurden verlängert:

unter'm 17. Nov. v. 38. das dem gräf. Königsberg'schen Banmeister J. G. Schupp von Augsburg unter'm 17. Okt. 1852 verliehene, auf verbesserte Construction von Kochherden, für den Zeitraum von 5 Jahren; dann

unter'm 22. Nov. v. 38. das dem Spengler Melch. Danzer unter'm 14. Nov. 1852 verliehene, auf Anfertigung von Campfinkampfen eigenthümlicher Construction, für den Zeitraum von weiteren 2 Jahren, und

unter'm 24. Nov. v. 38. das dem Großhändler Christian Aug. Erich unter'm 3. Dez. 1847 verliehene, auf eine Maschine zur Reinigung und Sortirung der Mahlf Früchte und Mühlenfabrikate, für den Zeitraum von weiteren 2 Jahren.

(Rggöbl. Nr. 66 v. 5. Dez. 1857.)

unter'm 30. Nov. l. 38. das dem Friedrich Horn unter'm 8. Dez. 1849 verliehene, inzwischen eigenthümlich an J. Rothschild übergegangene, auf Anfertigung von Cigarren, für den Zeitraum von weiteren 3 Jahren.

(Rggöbl. Nr. 68 v. 12. Dez. 1857.)

unter'm 13. Dez. l. 38. das dem Schmiedmeister Michael Wagenpfeil zu Freising unter'm 4. Dez. 1847 verliehene und unter'm 22. Nov. 1852 für weitere 5 Jahre verlängerte, auf Anfertigung von Ketten, für den Zeitraum von weiteren 3 Jahren.

(Rggöbl. Nr. 70 v. 28. Dez. 1857.)

unter'm 25. Dez. v. 38. das dem Markus Adler unter'm 16. Dez. 1854 verliehene, auf verbesserte Heizeinrichtung für den Zeitraum von 1 Jahre.

(Rggöbl. Nr. 2 v. 11. Jan. 1858.)

Gewerbssprivilegien wurden eingezogen:

das dem Thomas Sharp und Richard Furnival von Manchester unter'm 1. Nov. 1856 verliehene, auf eine eigenthümlich construirte Bohr-, Stoß- und Rutmachine, dann

das dem Orgelbauer Franz Zimmermann von München unter'm 9. Mai 1856 verliehene, auf eine eigenthümliche Koppelung zweier oder mehrerer Orgel-Mannale; ferner

das dem Charles Tennant Dunlop von St. Roder unter'm 9. Nov. 1856 verliehene, auf ein eigenthümliches Verfahren bei Darstellung eines künstlichen für gewerbliche Zwecke geeigneten Manganorydes, und

das dem John Robinson, Richard Cunliffe und Joseph Antony Collet von Manchester unter'm 11. Nov. 1856 verliehene, auf Verbesserungen an der Construction von Locomotiven und den Federn für diese und andere Maschinen, sämmtliche wegen nicht gelieferten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen.

(Rggöbl. Nr. 66 v. 5. Dez. 1857.)

das dem Viktor Fréret von Feramp unter'm 23. Nov. 1856 verliehene, auf ein neues System von Eisenbahnschienenhaltern;

das dem Dr. C. Schmidt und Friedrich Paget von Wien unter'm 20. Nov. 1856 verliehene, auf eigenthümliche Herstellung des zu Verzierungen bestimmten Glases, und

das dem Kaufmann J. G. J. Prillwitz von Berlin unter'm 20. Nov. 1856 verliehene, auf Herstellung des Straßenpflasters aus Gußeisen, sämmtliche wegen nicht gelieferten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen.

(Rggöbl. Nr. 68 v. 12. Dez. 1857.)

das dem Dampfschiffahrts-Direktor August Lesshardt von Dresden unter'm 26. Okt. 1856 verliehene, auf Bereitung von Alizarin-Linte in Tafelform, dann

das dem Civil-Ingenieur Ludwig Emanuel Rappacioli von Turin unter'm 26. Nov. 1856 verliehene, auf Herstellung biegsamer, dehnbarer Spiegel; beide wegen nicht gelieferten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen.

(Rggöbl. Nr. 70 v. 28. Dez. 1857.)

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des

polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat Februar 1858.

Abhandlungen und Aufsätze.

Die Eindeckung von Dächern mit Theerpappe,

aus dem Reiseberichte des

Ingenieur der Lokal-Baukommission der I. Haupt- und
Residenzstadt München

Ludwig Pegen.

(Mit Zeichnungen auf Blatt I. Fig. 1—11.)

In Folge erhaltenen allerhöchsten Auftrages, über die Fabrikation und Verwendung der Theerpappen in den Fabriken Preußens mir Kenntniß zu verschaffen, begab ich mich zunächst nach Odriß, wo die Fabrikanten Stalling & Siem eine Commandite errichtet hatten.

Die daselbst gemachten Beobachtungen, übereinstimmend mit denen zu Breslau und Barge, ergaben über die Manipulation der Bereitung und der Verwendung der Theerpappen Folgendes:

Der Pappdeckel wird in einem mit Theer bis zur Hälfte gefüllten Kessel von circa 4' Länge und ebensoviel Breite bogenweise gesotten, und nachdem der überflüssige Theer gehörig abgetropft ist, auf den Boden gelegt und

mit Coaksasche überlebt, um das Ankleben des nächstfolgenden Bogens zu verhindern.

In der Regel geben 25 Bogen ein Paquet = 1 Ctr.

Der Pappdeckel, auf dessen Fabrikation große Sorgfalt verwendet werden muß, ist 3',6 lang und 2',7 breit; 100 — 110 Stück wiegen 1 Ctr. pr. Das Material, woraus der Pappdeckel bereitet wird, soll Flach- oder Hanfstoff sein (Stalling & Siem verwenden alte Schiffstau), um demselben durch das nehförmige Durchziehen der Fäden mehr Consistenz zu verleihen.

Das Trocknen der einzelnen Bögen muß an der Luft geschehen, weil sie dichter werden, als wenn sie, wie das Maschinenpapier, mit heißen Walzen getrocknet würden. Der Unterschied zwischen Maschinenpappdeckel, der auch zur Theerpappe verwendet wird, zum Nachtheil der Consumenten, und aus der Hand gearbeitetem, an der Luft getrocknetem, ist ein bedeutender zum Vortheile der letzteren Gattung, da ersterer jede innere Festigkeit mangelt. Die aus Maschinenpappe verfertigte Theerpappe ist daran leicht zu erkennen, daß sie sich ohne vielen Widerstand in einzelne Blätter spalten läßt.

In Bezug auf das Sieden der Pap. in Theer ist zu bemerken, daß, ehe die Pappe in den Kessel gebracht wird, der Theer wasserfrei sein muß. Ueber die zum Sieden geeignete Temperatur des Theers muß der Fa-

brillant durch Uebung sich vergewissern, da eine zu starke Hitze die Pappe verbrennt. Dieselbe muß so lange im Theer schwimmen, bis sie keine Blasen mehr macht, was das Zeichen der vollkommenen Imprägnirung ist. Dazu ist ein Zeitaufwand von 3 — 4 Minuten nöthig. Was den Verbrauch von Theer beim Sieden betrifft, so rechnet man auf 1 Etr. Rohpappe 3 Etr. Theer.

Nachdem auf den Dachstuhl eine gut gesäumte und mit kleinen Eisenblechen unter sich verbundene Verschalung aus $\frac{3}{4}$ zölligen möglichst schmalen Brettern aufgenagelt ist, wird die Theerpappe auf folgende Weise als Eindeckungsmaterial verwendet.

Ist dieselbe schon längere Zeit auf Lager, so muß sie paquetweise 12 — 24 Stunden in heißem Wasser erweicht werden, um die einzelnen Bogen leichter voneinander trennen zu können und ihnen auch mehr Biegsamkeit zu geben. Bei frisch präparirten Pappen ist dieß Verfahren nicht nöthig. Hierauf beginnt das Eindecken und zwar je nach der Dachneigung auf verschiedene Arten, wovon jene Art mit Falz und verdeckter Nagelung und Deckleisten die am meisten gebrauchte und auch praktischste ist. Nur bei ganz flachen Dächern, welche ich von $\frac{1}{4}$ bis selbst $\frac{1}{10}$ der Breite traf, sind die Falze wegen des unvollständigen Wasserabflusses nicht anwendbar, und in solchen Fällen wird dann in einer Weise eingedeckt, welche später erklärt werden wird.

Die Eindeckung mit Deckleisten und verdeckter Nagelung bietet die größte Sicherheit gegen Eindringen von Feuchtigkeit, ja sie schließt hermetisch ab und verleiht das Dach so, daß auch ein Aufstoßen der Pappe durch Sturm nicht leicht möglich ist.

Mit der Eindeckung, welcher das Aufnageln der Leisten auf die Sparren vorausgehen muß, wird an der Traufe begonnen, indem die erste Pappe jeder Bahn an den unteren Enden Ausschnitte erhält, welche eine Umkantung und Befestigung an das untere Schalungsbrett gestatten.

Die Pappe wird dann an der Kante des Brettes in einem Zwischenraume von $1\frac{1}{2}$ Zoll festgenagelt, worauf dieselbe an ihrem oberen Ende bei a Fig. 1 einen

Falz von $1\frac{1}{2}$ Zoll Tiefe erhält. In diesen Falz wird der nächste Bogen eingeschoben und so beide in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Zoll mit breitköpfigen Nägeln auf der Verschalung befestigt.

Ueber diese Nagelung wird der zweite Bogen ~~drauf~~ angezogen, festgedrückt und oben wieder mit einem Falze versehen wie der erste Bogen. So wird auch mit den übrigen Bögen verfahren, bis zum Firste, wo sich dieselben um 6" so überdecken, daß auf der der Wetterseite entgegengesetzten Fläche, nachdem vorher der untere Bogen mit heißem Steinkohlenpech auf 2 — 3 Zoll Breite bestrichen wurde, der obere in $1\frac{1}{2}$ Zoll Entfernung aufgenagelt wird. (Fig. 2.)

Sind auf diese Weise zwei Bahnen gelegt, so werden die Seiten derselben an den Flächen a a (Fig. 3) der Leisten aufgezogen und zwar von der Traufe beginnend auf die Länge eines Deckstreifens mit heißem Theerpech bestrichen.

Die schon vorbereiteten Streifen werden dann so darauf befestigt, daß der erste Streifen um 3 Zoll vor der Firstfläche der Leiste vorstehend auf den Seitenflächen derselben mit 2 Zoll Zwischenraum festgenagelt und das vorstehende Ende über die Firstfläche der Leiste herabgedrückt, festgenagelt und der unteren Kante der Schalung gleich abgeschnitten wird. — Hier und da werden die Leisten am Traufende auch abgeschrägt. (Fig. 4.)

Der zweite Streifen überdeckt den ersten um 3 Zoll, welcher Raum gleich den aufgezogenen Seiten der Bahn mit heißem Steinkohlenpech vorher bestrichen wird; und so geht es bis an den First, wo ein gleiches Verfahren beobachtet wird, wie bei den Bahnen. Die Befestigung der Pappe an den Giebeln freistehender Gebäude geschieht entweder so wie an der Traufe, oder es kann auch eine dreikantige Leiste benützt werden, in welchem Falle dann der Streifen an das Schalbrett in oben beschriebener Weise befestigt wird. (Fig. 5.)

Ist auf diese Weise das ganze Dach eingedeckt, so werden vor Allem jene Stellen, wo die Nägel nicht durch die Pappe überdeckt sind, die Leisten und die Firstüberdeckung, sowie die Befestigung an den Kanten der Scha-

lung mit heißem Steinkohlenpech oder einer Mischung von 4 Maagtheilen Steinkohlentheer und 1 Theil luftzerfallenen Kalkes überstrichen, um die mangelnde Ueberdeckung zu ersetzen.

Nachdem auch noch der während der Deckungsarbeit aufgestreute Sand rein abgekehrt ist, beginnt man mit dem Ueberzuge der Dachfläche mit jener Mischung aus 4 Theilen Steinkohlentheer und 1 Theil Kalk, welcher beim Kochen des Theers langsam eingestiebt werden muß. Das Bestreichen des Daches geschieht am besten mit einem großen Pinsel, aus Tuchlappen gebunden, an einem circa 5 Fuß langen Stiele.

Hinter dem Arbeiter, der das Anstreichen besorgt, ist ein anderer, der sogleich auf die angestrichene Stelle Torfasche, mit im Ofen getrocknetem Sande gemischt, aufsiebt. Der Ueberzug kann jedoch nur bei trockenem und nicht zu kaltem Wetter geschehen, da bei Regen oder Frost der Ueberzug nicht dünnflüssig aufgebracht werden kann. Ist aus einer der angeführten Ursachen das Ueberziehen nicht möglich, so muß das Dach selbst ohne dieses überwintern. Ich sah ein solches Dach in der Wagenfabrik des Herrn Lüders in Oßlich, welches den ganzen vergangenen Winter und das Frühjahr ohne Schaden aushielt.

Die Eindeckung ohne Leisten mit offener Nagelung. Außer dieser so eben beschriebenen Eindeckungsweise wird, wie schon bemerkt, bei sehr flachen Dächern auch die Eindeckung ohne Leisten und mit offener Nagelung angewendet und zwar aus dem Grunde, weil die Falze der Leistendeckung bei einer geringen Neigung des Daches den Ablauf des Wassers hindern, wodurch ein successives Erweichen der Pappen an den Falzen eintreten würde.

Die Eindeckung beginnt auch hier wieder an der Traufe und zwar so, daß die Bogen sich, der Wetterseite entgegengesetzt, um zwei Zoll überdecken, mag die Richtung der Bahnen diagonal oder normal auf die Firstlinie sein. Dieser zu überdeckende Raum muß jedoch immer, ehe der nächste Bogen darauf gelegt wird, mit heißem Steinkohlenpech bestrichen werden, um eine innigere Verbindung zwischen den einzelnen Bögen herzustellen. Beim

First angelangt, werden die Pappen der einen Dachfläche über die der anderen geschlagen und festgenagelt. Die Nägel werden von Zoll zu Zoll eingeschlagen.

Die weitere Behandlung nach der Eindeckung ist ganz conform mit der oben beschriebenen.

Es ist klar, daß diese Art einzudecken billiger zu stehen kommt, als die mit Leisten, da die Kosten für letztere erspart werden und auch das Ueberdecken weniger Fläche eines Bogens in Anspruch nimmt als das Falzen.

In Fig. 6 sind beide Arten dargestellt.

Mag nun mit oder ohne Leisten eingedeckt werden, so ist in beiden Fällen eine besondere Sorgfalt auf die Traufkante, wenn die Rinne auf die Dachfläche gelegt werden soll, auf die Kehlen und auf die Umgebung der Kamine verwendet werden. Soll die Dachrinne auf die Dachfläche gelegt werden, so geschieht dies auf folgende Weise: ehe die Leisten auf die Schalung befestigt werden, wird auf dieser längs der Traufe eine Reihe Pappen der Art genagelt, daß dieselben sich der Wetterseite abgewendet (Fig. 7) um 3 Zoll überdecken. Der überdeckte Streifen muß auch hier reichlich mit heißem Theerpech überstrichen werden. Die Enden der Pappen gegen die Traufkante werden über diese gezogen, gefalzt und am Schalbrette festgenagelt.

Hierauf werden die Rinnhaden mit starken Nägeln auf jedem Sparren befestigt und dann die Metallrinne gleichzeitig mit der darunter liegenden Pappe und der nächstfolgenden gefalzt und verdeckt genagelt, nachdem zuvor die Leisten, die ein wenig in die Rinne hineinreichen, wie oben beschrieben befestigt sind. Ein gleiches Verfahren wird bei der Diagonaleindeckung beobachtet.

Die Herstellung der sogenannten Selgen oder Kehlen geschieht in folgender Weise: man deckt mit Metall oder Pappe in gleicher Weise wie die Dachfläche selbst mit verdeckter Nagelung von der Traufe anfangend bis zum Firste, die Kehle ein, biegt dann zu beiden Seiten den Falz, schiebt in diesen die Pappe der Dachfläche ein, und nagelt dann beide Theile fest. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Pappen an der Seite der Kehle schräg geschnitten sein müssen, und daß man die Stellung der

Latten genau auf der Schalung bezeichnet, weil diese erst dann aufgenagelt werden können, wenn sämtliche Pappen wenigstens einer Seite mit der Hohlkehlinne verbunden sind. Fig. 8 u. 9. Ist dies geschehen, so werden, ehe die Pappen über den Falz gebogen und in ihre richtige Lage gebracht sind, die Leisten festgenagelt, indem man sie ohngefähr $\frac{1}{2}$ Zoll in die Rinne hineinreihen läßt. Um eine Stauung des Wassers zu verhüten, dürfen die Leisten nicht sich gegenüber in die Rinne einmünden, was ohnehin schon bei genauer Arbeit der Gespärre nicht stattfinden kann, indem die Leisten immer auf den Sparren befestigt sein müssen.

Gleiche Vorsicht erfordert die Eindeckung neben den Schornstein- und Brandmauern. Bei einzelnen russischen Mähren verfährt man am besten auf folgende Weise: man umgibt den Schornstein bei seinem Austritte aus der Dachfläche mit dreieckigen auf die Schalung genagelten $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll breiten und ebenso hohen Leisten, von denen jedoch die dem Firste zugekehrte Seite die Grundform eines stumpfwinklichen Dreiecks hat und somit breiter gemacht werden muß (Fig. 10). Gegen diese Giebleisten werden dann die Pappbogen von allen Seiten fest angelegt, mit Pech bestrichen und gleichzeitig mit einem darüber gebogenen, an sämtlichen Ecken gut zusammengelötheten in einer höheren Fuge des Schornsteines eingemauerten Bleistreifen in 2 Zoll Entfernung festgenagelt. Wo die Bogen der verschiedenen Seiten sich berühren, oder wo sie, um überall flach anzulegen, eingeschnitten werden müssen, läßt man sie sich 2 Zoll überdecken, streicht überall Pech dazwischen, und nagelt sie nebst kleinen übergeklebten Kappen auf höchstens $1\frac{1}{2}$ Zoll Entfernung fest.

Zweckmäßig ferner ist noch eine in 3 bis 4 Schichten über der Dachfläche $1\frac{1}{2}$ Zoll vortretende Backsteinschichte. Es genügt hier, wenn die Pappen bis unmittelbar unter die vortretende Schichte reichen, und hier mittels eines schmalen Zinkbandes glatt gehalten und durch die in die Fuge getriebenen Mauerstiften befestigt werden. Fig. 11. Im Uebrigen ist das Verfahren wie oben beschrieben.

Wo drei auch vier vereinigte Kaminröhren mit ihrer breiten Seite parallel mit der Firstlinie stehen, genügt

das oben beschriebene Verfahren zum Schutz gegen Schnee- und Eisanhäufung nicht. Man hat hiefür ein ganz einfaches Auskunftsmittel mit Erfolg angewendet. Es ist dies ein kleines Satteldach, welches sich mit seiner Giebelseite an die dem Firste zugewendete Fläche der Kaminwand anlehnt und dessen Firstlinie auf das Mittel dieser Wand trifft. Dieses Dach wird wie jedes Pappdach und zwar in Bezug auf First und Kehle wie schon angeführt eingedeckt.

Die angestellten Untersuchungen und Nachfragen im Betreff des Neigungswinkels der mit Pappe eingedeckten Dächer ergaben folgendes:

Das Leistendach verlangt zum besseren Ablauf des Wassers mindestens $\frac{1}{4}$ der Breite. Bei diesem Verhältnisse ist es dem Wasser noch möglich, über die Falze zu fließen.

Steiler als $\frac{1}{2}$ der Breite soll das Dach auf keinem Falle werden, da sonst das Eindecken erschwert und unnötig Material vergeudet wird.

Will man flachere Dächer anwenden, so ist die Eindeckung mit offener Nagelung an Platz. Allein bei unsern klimatischen Verhältnissen ist bei so flachen Dächern zu besorgen, daß das Regenwasser vom Sturme zurückgestaut und so vom Abfließen abgehalten wird, was dann auch nur auf Kosten der Dauerhaftigkeit des Daches geschehen kann, da das zurückgestaute Wasser sich mit der Zeit unter die Pappen drängen und dieselben erweichen kann.

Ist man daher nicht durch besondere Verhältnisse gezwungen, so dürfte es rathsam sein, unter $\frac{1}{4}$ der Breite als Höhe des Daches nicht anzuwenden, da dies auch ein Verhältniß ist, welches allen ästhetischen Anforderungen, welche man an ein flaches Dach machen kann, entspricht.

Bei dieser Gelegenheit kann ich jedoch ein Curiosum nicht übergehen, welches ich in der Lüder'schen Wagenfabrik in Gdrlitz traf. Hier ist ein flaches Dach mit Pappe eingedeckt, welche nicht einmal in Theer gesotten, sondern nur mit jener oben angeführten Mischung aus Theer, Theerpech und Kalk angestrichen ist. Auf diesem Dache mit circa $\frac{1}{10}$ Neigung ist ein Blumengarten angelegt; und seit drei Jahren, so lange besteht dieses Dach,

hat die unter demselben befindliche Weißdecke keine Spur von Fruchtigkeit außer in den Ecken gegen die Rückwand, wo nur der Fehler an der falschen Verbindung des Pappdeckels mit der Mauer die Schuld trägt.

Was die Gefahr des Abhebens der Dachbedeckung durch Sturm betrifft, so wurden darüber keinerlei Klagen vernommen. Nur muß die Vorsicht gebraucht werden, daß die Fugen der Schalbretter des Dachvorsprungs entweder mit Fugenleisten gedeckt oder gut gefalzt und mit Diebelschrauben verbunden werden.

Die Art der Eindeckung hat auf diesen Umstand keinen Einfluß, da in jeder Art der einzelne Bogen mit mindestens 60 Nägeln befestigt ist.

Die Erhebungen in Bezug auf das Gewicht des Materials ergeben folgendes Resultat:

Für eine Quadratruthe pr. sind 24 Platten von 1 Gr. pr. = 110 Poffpund nöthig, welche 4 Thlr. 15 Gr. kosten. Nimmt man bayerisches Maaß, Gewichts- und Geldverhältniß an, so ergibt sich, daß für 163,8 □' = 110 Poffpund 7 fl. 52 1/2 kr. bezahlt werden, was für die bayerische Quadratruthe 4 fl. 48 kr. berechnet.

Dazu kommen ferner noch 1 1/2 Thlr. für Nägel, den Ueberguß aus Steinkohlenpech, Theer, Kalk und Sand nebst Deckerlohn, welcher Betrag nach hiesigen Preisen des Steinkohlenpeches etc. berechnet ist und sich für die bayerische Quadratruthe auf 1 fl. 47 kr. stellt. Im Ganzen ergibt sich für die bayerische Quadratruthe 6 fl. 35 kr.

Rechnet man für die Einschalung	5 fl. — kr.
Leisten, sammt Befestigung	— „ 48 „
Uebertrag	6 „ 35 „

so ergeben sich 12 fl. 23 kr.

für das vollständig hergestellte Dach.

Bei der Eindeckung ohne Leisten wird pro Quadratruthe circa 1 fl. weniger sich berechnen, daher der Preis für diese Art einzudecken sich auf 11 fl. 24—30 kr. stellt.

Vergleicht man damit die Preise eines Ziegeldaches doppelt eingedeckt, so ergibt sich für ein Gebäude von 60' Länge und 40' Breite folgendes Resultat bei 1/2 Neigung

des Pappdaches und zwischen 1/2 und 1/2 des Ziegeldaches.

Für das Pappdach sind nöthig:

25,2 Quadratruthe Pappe
à 12 fl. 24 kr. = 312 fl. 27 kr.

42 Sparren $\frac{0.3}{0.5}$ stark und 21' lang

à 2 fl. 6 kr. = 88 fl. 12 kr.

Summa 400 fl. 39 kr.

Für das Ziegeldach:

31,2 Quadratruthe à 10 fl. = . 312 fl. — kr.

42 Sparren $\frac{0.5}{0.6}$ stark und 26' lang

à 3 fl. 54 kr. = 163 fl. 48 kr.

Summa 475 fl. 48 kr.

Das ist 1 fl. 15 kr. für den Längenaus mehr, als bei der Dachpappe.

In gleichem Verhältnisse ändern sich auch die Dimensionen und der Preis der übrigen Constructionshölzer.

Reducirt man die so erhaltenen Preise auf den Quadratfuß der überdeckten Fläche, so erhält man für die Dachpappe 10,2 kr. und für das Ziegeldach 11,4 kr.

Berechnet man für den Unterhalt des Pappdaches in den ersten 6 Jahren noch per Quadratfuß 0,5 kr. d. i. 2 Pfennige, so bleibt noch immer ein Unterschied zwischen beiden Bedachungsarten, welcher sich zu Gunsten der Eindeckung mit Pappe darstellt. Denn ich habe die Beobachtung gemacht, daß, wenn ein Pappdach mit dem Beginne des zweiten Jahres seines Bestehens den vorgeschriebenen Ueberguß erhält, das Material besser erhalten wird und derselbe in größeren Zeiträumen erst wieder nöthig ist.

Bei obigem Vergleiche des Pappdaches mit dem Ziegeldache wurde jedoch noch nicht der Umstand in Betracht gezogen, daß bei der in gegenwärtiger Zeit äußerst schlechten Qualität der Dachziegel jährlich eine solche Menge ausgewechselt oder ganz ersetzt werden muß, daß man annehmen darf, in 16 Jahren ist ein Dach vollständig umgedeckt. —

Aus der Natur der in Theer gefotenen Pappe und besonders des Ueberzuges nach der Eindeckung kann leicht auf die Witterungsbeständigkeit dieses Deckmittels geschlossen werden. Meine Beobachtung in dieser Richtung lieferte ein sehr befriedigendes Resultat. Denn wie überall in Deutschland war auch in Schlessen diesen Sommer öfter eine Wärme von 26—28° R. im Schatten. Die von mir untersuchten Dächer bewiesen, daß diese hohe Temperatur noch nicht im Stande war, ihre Eigenschaft, den Einflüssen jeder Witterung zu widerstehen, zu zerstoren.

In gleicher Weise verhält es sich mit der Winterkälte, die in jenen Gegenden, die ich besuchte, nicht minder streng ist, als z. B. in München. Und geht man auf den Ursprung dieser Beobachtungsweise zurück, der in Schweden zu suchen ist, von wo sie Herr Ehart in Berlin vor 20 Jahren nach Deutschland gebracht und wo sie schon über 50 Jahre in Gebrauch waren, so dürfen wir getrost auch auf die Frostbeständigkeit bauen.

Eine weitere und nicht minder wichtige Frage, die bei Einführung eines neuen Deckmaterials zu erörtern ist, ist die über das Verhalten des Materials bei einem ausbrechenden Brande. Auch in dieser Richtung haben sich die Dachpappen auf das Glänzendste schon bewährt; nicht allein bei Proben durch Commissionen veranstaltet, sondern auch bei ernstester Feuergefahr. Was die Proben betrifft, so dürfte deren Resultat einer königl. obersten Baubehörde schon bekannt sein, nicht aber ein Vorfall, den mir der Oberingenieur und Betriebsinspector der Leipzig-Dresdener Bahn mitgetheilt.

In einer Tuchfabrik brach in einem kleinem Baue, in welchem der Dampfkessel sich befand und wo auch im Speicherraume die Tuchkarteln aufbewahrt wurden, Feuer aus.

Das ganze Häuschen brannte aus, nur die Dachpappe, welche schon 12 Jahre auflag, widerstand und ersetzte im Einstürzen das noch hellbrennende Feuer. Die Pappe war aus der Fabrik der Herrn Etalling und Biele in Barge.

Ein weiteres Beispiel von Feuerficherheit ist folgende

amtlich beglaubigte Thatsache, welche Beglaubigung mir von Herrn Ehart in Berlin in Original vorgelegt wurde.

In der gräf. Brühl'schen Domaine Forst wurden die Mühlen und Fabrikgebäude der Stadtmühle durch Brand zerstört.

Das auf einstöckigen Mauerwänden liegende Pappdach lehnte sich an ein dreistöckiges Fabrikgebäude einerseits an. Auf der anderen Seite befand sich in einer Entfernung von circa 20 Schritt das große ebenfalls aus Fachwerk errichtete Mühlengebäude mit zwei gleichgebauten Flügeln, von denen der eine die südliche Giebelwand des mit Pappe gedeckten Gebäudes bildete.

Während des Brandes dieses Flügels, in dem das Feuer ausbrach, sowohl, als der Mühle und des Fabrikgebäudes war das Pappdach fast immervährend mit größeren und kleineren Bränden bedeckt und dasselbe, unter dem Winde liegend, außerdem dem Flugfeuer aus der brennenden Mühle und der Gluth des Feuers, die so bedeutend war, daß große eiserne Betriebsräder zu Schlacken zusammenschmolzen, ununterbrochen ausgesetzt. Dennoch geriet dasselbe nicht in Brand und nur erst, als das Feuer aus dem Erdgeschoße des brennenden Fabrikgebäudes durch die in demselben befindlichen Oeffnungen für die Wellenleitungen in das Innere des mit Pappe gedeckten Gebäudes hineindrang und so das Sparrenwerk und die Verschalung des Daches ergriff, fing das Pappdach endlich zu brennen an.

Diese durch den Erfolg bewährte, sehr bedeutende Feuerficherheit des Pappdaches wird um so beachtenswerther, als wegen der Lage desselben, dicht an der nur 22' breiten Mühlenbrücke, wegen des Mangels einer Brauspritze und wegen der sengenden Gluth des Feuers, die das Heranbringen von Spritzen und Mannschaften an diesen Theil der 13 Gebäude umfassenden Brandstätte ganz unmöglich machte, eine Räumung des Pappdaches nicht bewirkt werden konnte.

Sollen Pappdächer in solchen Gebäuden angewendet werden, wo viele Dünste sich entwickeln, welche direkt mit der Schalung in Berührung kommen, so ist es nöthig, um das Dach vor dem Verderben zu schützen, daß noch

unter den Sparren eine zweite Verschälung angebracht und diese mit einer Weißdecke versehen werde. Zugleich müssen zwischen zwei Sparren Oeffnungen gelassen und auf dem Firste Kaminstützen von Zink angebracht werden, um eine Circulation der Luft zwischen den beiden Schälungen zu bewerkstelligen.

Bei Oekonomiegebäuden, auf deren Dachraume Heu oder Stroh aufbewahrt wird, muß wegen des hermetischen Schlusses dieser Dächer die Vorsicht gebraucht werden, daß man eine entsprechende Anzahl Oeffnungen zum Abziehen der Dünste, die nasses Heu oder Stroh noch entwickeln, anbringe. Dies geschieht am leichtesten bei versenkten Dachstühlen durch unbewegliche Jalousieen die in die circa 3 — 4' hohe gemauerte Seitenwand des Dachraumes eingepaßt werden müssen. Auch kleine Kamine aus Zink auf dem First sind zu diesem Zwecke noch anempfehlen.

Aus dem bisher Gesagten geht nun hervor, daß die Anwendung der Dachpappe als Deckmittel in jeder Beziehung ersprießlich und dem an sich theuereren Ziegeldache vorzuziehen ist. Wie viele Hunderte von Zentnern Heu und Getreide ging bisher zu Grunde, weil die angewandte Beobachtungsweise die Dachräume nicht vor dem Eindringen von Regen und Schnee schützte. Bei vielen unbedeutenden kleinen Gebäuden, die aus verschiedenen hauptzwecklichen Gründen mit einem flachen Dache zu versehen waren, mußten mit Metall oder Schiefer eingedeckt werden, die den Preis der Pappe um das drei- und resp. zweifache übersteigen und sehr oft den Anforderungen nicht genügen.

Bei der Anwendung der Dachpappe darf indeß nicht außer Acht gelassen werden, daß nur von einem erprobten Materiale Gutes zu erwarten ist. In Preußen liefern das Vorzüglichste die Herren Stalling und Biem in Barge und Ortel und die Herren Gebrüder Ebert in Berlin. *)

Schlüssig ist noch zu bemerken, daß in Bezug auf

*) In Bayern liefert das beste Materiale dieser Art Hr. Joseph Deß, Fabrikant in München, Passinger-Landstraße No. 1, zu denselben Preisen, wie die preussischen Fabriken.
Anmerk. d. Red.

Brandassuranz die Pappdächer in Preußen in die Rubrik der Ziegeldächer gestellt sind.

Zu weiteren näheren Aufschlüssen ist man gerne erbötig.

Beschreibung einer von F. Blad in Sambrat erfundenen Vorrichtung, um das Explodiren der Dampfkessel zu verhindern,

worauf J. Watremez von Aachen am 20. Jan. 1852 ein Einführungsprivilegium für das Königreich Bayern auf 5 $\frac{3}{4}$ Jahre erhalten hat.

(Mit Zeichnungen auf Bl. 1. Fig. 12—13.)

In dem Kessel AB ist eine Pumpenröhre CD angebracht, deren Länge verschieden ist und deren unterste innere Mündung den niedrigsten Punkt bestimmt, bis wo man will, daß die Speise hinabsteige.

Diese Röhre steht bei ihrem Austritt aus dem Kessel vermittelt eines Hahnes K mit einer anderen Röhre MN in Verbindung, welche 0^m 80^o über dem Kessel eine durch eine metallene bei 80^o R. schmelzbare Scheibe luftdicht verschlossene Oeffnung O hat. Diese Scheibe ist in der Oeffnung der Röhre durch eine durchlöchernte Schraube befestigt. Ueber diese Oeffnung ist die Röhre gewunden und endigt sich an ihrer Spitze mit einem Hahn E.

Alle Theile dieser Vorrichtung sind von Kupfer; die äußere Röhre hat in ihrer ganzen Ausdehnung einen Diameter von 0^m 0². Die Pumpenröhre kann an ihrer unteren Mündung einen Diameter von 0^m 10^o haben.

Art und Weise des Gebrauchs.

Wenn man nun, nachdem die Vorrichtung so constructirt ist, den Kessel heizt, so bewirkt der sich nach und nach erzeugende Dampf einen Druck auf das Wasser und dieses fängt an in die äußere Röhre emporzusteigen.

Da es keinen neuen Zufluß hat, so wird es, an die Stelle MN angelangt, danach streben, sich mit der äußeren

Luft im Gleichgewicht zu setzen, solchergestalt, daß 0° 80° über den Kessel, d. h. zur Höhe der schmelzbaren Scheibe, es kaum 35 bis 40° R. erreicht; diese Temperatur ist augenscheinlich zu niedrig, um die Scheibe schmelzen zu machen, und um dem Wasser zu gestatten, daran Veränderungen hervorzubringen, welche die Schmelzbarkeit bewirken könnte. Wenn man annimmt, daß durch die Abwesenheit oder Nachlässigkeit des mit der Speisung des Kessels beauftragten Heizers, das Wasser bis unter die Mündung D der Pumpröhre hinabsteige, so wird der Dampf des Kessels das in der ganzen Röhre enthaltene Wasser, wenn er bis zur Höhe der Scheibe gelangt ist, herunterdrücken machen, die Scheibe wird er schnell schmelzen und er selbst durch die Oeffnung der Schraube, welche die Scheibe befestigt hält, ausströmen.

Das Ausströmen wird durch ein scharfes Pfeifen begleitet, welches den Zustand des Wassers in dem Kessel anzeigt.

Der Hahn R gestattet dem Heizer für einen Augenblick die Verbindung zwischen dem Kessel und der äußeren Röhre zu schließen, um eine zweite Scheibe zu befestigen und eine neue Speise des Kessels zu bewirken.

Wenn der Heizer abwesend wäre, und wenn folglich der Kessel der Speisung entbehrte, so würde das fortwährende Fortströmen des Dampfes jede Explosion unmöglich machen.

Diese Vorrichtung kann angewendet werden bei allen Kesseln ohne Ausnahme, sowohl bei der beweglichen Maschine als auch Packetbooten und Locomotiven.

Beschreibung eines neuen und eigenthümlichen Kessels zum Kochen, Durcheinanderarbeiten und Reinigen von Hibern und andern Stoffen,

worauf die Papierfabrikanten G. Bölters Söhne in Heidenheim am 11. Dezember 1851 ein Privilegium für das Königreich Bayern auf 5 1/2 Jahre erhalten haben.

(Mit Abbildungen auf Blatt I. Fig. 14 — 16.)

Die gesteigerten Ansprüche, welche heut zu Tage an die Papierfabrikation gestellt werden, haben Beduſs

der Erzielung größerer Reinheit und Weiße der besten Papiersorten bei möglichster Schonung der Faser, ein dem Bleichen vermittelst Chlor vorausgehendes Kochen der Hibern in Lauge oder der wohlfeilern Kalkmilch allgemein nothwendig gemacht. Die bis jetzt zum Kochen benutzten Apparate entsprechen aber ihrem Zweck nur mangelhaft, da die Hibern gewöhnlich nicht im ganzen Gefäße gleichmäßig durchgekocht erschienen und insbesondere der zu diesem Prozeß beinahe ausschließlich zur Anwendung kommende Kalk höchst mangelhaft vertheilt war, Umstände, die ungeachtet großen Brennmaterialien- und Zeitaufwandes bei aller Sorgfalt nicht zu umgehen und neben diesen Nachtheilen der Erreichung eines guten und schönen Fabrikats sehr hinderlich waren.

Nicht nur diese Uebelstände sind durch die nachstehend beschriebene Einrichtung vollständig beseitigt, sondern es bietet dieselbe, außer den Vortheilen der in's Auge fallenden Brennmaterial-Ersparniß und des DurcheinanderArbeitens der Kalkmilch und der Hibern, auch noch den, daß letztere zugleich weit besser von anhängenden Schmutztheilen befreit werden, als dies in einigen Fabriken durch besonders aufgestellte und eine besondere Bedienung, überhaupt auch mehr Zeit in Anspruch nehmende Waschmaschinen der Fall ist.

Dieses Alles wird erreicht durch einen rotirenden Kessel. Der Apparat besteht nämlich aus einem horizontal gestellten Dampf-Cylinder, in welchem ein drehbarer durchlöcherter Cylinder angebracht ist. Letzterer enthält die Lumpen oder andere Stoffe, welche die Operation erleiden sollen, und wird, nachdem die nöthige Lauge dazugelassen, mittelst angemessener Röhrenleitungen und Hähne aus einem gewöhnlichen Dampfkessel mit Dampf versehen. Da dieser innere Cylinder in Drehung gesetzt wird, so sind die Lumpen in beständiger Bewegung (welch letztere durch die im Innern des durchlöchertern Cylinders angebrachten Stangen noch begünstigt wird) und daher dem Dampf sehr gleichmäßig ausgesetzt. Ist die Operation vollendet und die Flüssigkeit abgelassen, so wird das eine Ende des Kessels entfernt, der durchlöcher-

Cylinder herausgezogen und die Lumpen auf einmal in darunter gestellte Karren geschüttet.

Fig. 14 zeigt die vordere Ansicht der Hälfte von einem Ende des Kessels.

Fig. 15 Querschnitt, das Innere des Cylinders zeigend.

Fig. 16 Längendurchschnitt, hauptsächlich den innern durchlöcherten Cylinder zeigend.

A ist der äußere Kessel von Eisenblech mit dem Mannloch x, einem geschlossenen (vernieteten) Ende B und einem beweglichen Ende C. Letzteres wird durch Stangen und Bolzen aa, nachdem zuvor ein mit Berg umwickelter Ring unterlegt, geschlossen. D ist der innere Cylinder von durchlöcherter Eisenblech, welcher die Habern enthält und durch die Kopplung bb und die Achse cc, welche durch eine an der geschlossenen Wand B befestigten Stopfbüchse dd geht, mit dem Triebwerke der Fabrik verbunden ist. Auf der Achse cc ist das Rad E befestigt, das in einen Kolben eingreift, welcher von der zunehmenden Triebkraft bewegt werden kann, so daß der innere Cylinder in 5 Minuten 2—3 Umbrehungen macht. Um diesen Cylinder D hervorzuziehen, wird ihm der Länge nach eine Bewegung mitgetheilt mittelst der 2 Zahnstangen ff, in welche die Räder gg eingreifen, welche mit der Kurbel und dem Getriebe hh bewegt werden. Die Zahnstangen ff haben dabei jede eine Schiene, welche ein Gleise bilden, ebenso sind an der innern Wandung des Kessels A Schienen angebracht, wie man bei ii sieht, auf welchen die Tragrollen jj laufen, um die Bewegung des innern Cylinders D, dessen Achsen also je gleichsam auf einem Wagen ruhen, zu erleichtern. In den Kränzen K, welche mit den Zapfen je in einem Stücke gegossen, sind die Schienen kk befestigt und auf letztern die durchlöcherter Platten. Das Ganze liegt auf einem geeigneten Gestelle; hauptsächlich werden die von dem Kessel entfernten Enden der Zahnstangen gut unterstützt.

Wenn ein frisches Quantum Habern in den Kessel gebracht ist, kann man ihn, d. h. den innern Cylinder, vor Allem einige Zeit als Wolf (Stäuber) arbeiten lassen, indem dabei Sand und Bodensatz durch eine an ge-

eignetem Orte anzubringende weiche Klappe fortgeschafft werden.

Die Nützlichkeit des hier beschriebenen Apparates besteht also darin, einen vollkommeneren Effect des Kochens in weniger Zeit und eine verhältnismäßige Ersparung an Brennmaterial hervorzubringen, sowie gleichzeitig viele Unreinigkeiten aus den Lumpen zu entfernen. Wegen der Gleichmäßigkeit der Wirkung können die Lumpen nicht theilweise zu viel bekommen, und man hat dabei den Vortheil, in Einer Operation wosfen und kochen zu können, sowie die durch das Aufrühren der Habern mögliche Reinigung derselben während des Kochens, wodurch hauptsächlich viel Schmutz in den äußeren Cylinder niedergeschlagen wird.

Ueber die Fuchs'sche Eisenprobe.

Die Methode, den Eisengehalt verschiedener Körper zu bestimmen, welche nach ihrem Erfinder unter diesem Namen in der Wissenschaft und Technik eingeführt, und in dieser Zeitschrift Jahrg. 1840 S. 176 so wie in den gesammelten Schriften von Fuchs S. 221 ausführlich beschrieben ist, stützt sich auf folgendes Princip:

Die Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure) vermag kein Kupfer aufzulösen, wenn der Luft der Zutritt nicht gestattet ist, wohl aber dann, wenn Eisenoryd hinzukommt oder schon vorher darin enthalten ist.

Wenn man demnach ein genau gewogenes Quantum von Kupfer in eine Auflösung von salzsaurem Eisenoryd einträgt und so lange kocht, bis sich kein Kupfer mehr auflöst, die Flüssigkeit dann abgießt und das unaufgelöste Kupfer mit Wasser gut abwäscht, trocknet und wiegt, so erfährt man durch den Gewichtsunterschied, wie viel Kupfer aufgelöst worden. Wird diese Gewichtsgröße mit der stöchiometrischen Zahl des Eisenorydes (= 40) multiplicirt und das Product mit der des Kupfers (= 31,7) dividirt, so erhält man im Quotienten die Menge des Eisenorydes, welches in der Auflösung enthalten war.

Diese einfache Ausführung hängt aber von der genauen Befolgung gewisser Regeln ab, die Fuchs mit aller Bestimmtheit und Ausführlichkeit angegeben hat, als

- 1) daß man reines von Eisen und Kupferoxydul freies Kupfer in ausreichender Menge anwenden müsse;
- 2) daß man reine ziemlich concentrirte Salzsäure im Ueberschusse gebrauche;
- 3) daß das Eisen auf das Maximum der Oxydation gebracht sein muß, bevor man das Kupfer einträgt und die Oxydation des Eisens nicht mit Salpetersäure sondern mit chlorsaurem Kali in Krystallen bewirkt werden müsse;
- 4) daß, wenn einmal das Kupfer in die siedende Flüssigkeit eingetragen ist, diese nimmer aus dem Eude kommen darf, und
- 5) daß das Sieden fortgesetzt werde, bis die Flüssigkeit bläugelblau grün gefärbt ist und in dieser Farbe bei längerem Kochen sich nimmer ändert; endlich
- 6) daß das Kochen durch Auffüllen des Kolbens mit heissem Wasser unterbrochen, die Flüssigkeit vom Kupfer abgegossen und das Kupferblättchen schnell abgewaschen und getrocknet werde.

Seit beinahe 20 Jahren war die Wissenschaft und Technik dem Erfinder für dieses Verfahren dankbar, und dasselbe blieb nicht nur allein unübertroffen, sondern wurde von dem in der Probirkunst wohlverfahrenen und stimmberechtigten Director Dr. Löwe in Wien (Siehe Kunst- und Gewerbeblatt 1854 S. 319) beim Vergleichen mit anderen derartigen quantitativen Eisenbestimmungen als die genaueste erkannt. Desungeachtet geschah das Unglaubliche! Ein Chemiker, Dr. Ed. Ebermayer aus Nürnberg, dormalen zu Heinrichshütte bei Lobenstein, bediente sich dieser Eisenprobe, nahm auf die Bedingungen, die Fuchs, der zu den gewissenhaftesten Analytikern zählte, mit der ihm eigenthümlichen Präcision beschrieb, keine Rücksicht, und verfiel daher in Fehler, welche auch unbewachte junge Analytiker machen, die er aber leider in fünf Versuchsreihen im 70. Bande des vortrefflichen Erdmann'schen Journals für praktische Chemie S. 143

bis 148 veröffentlichte. Die beiden Abhandlungen, worin diese Fehler beleuchtet, und die Richtigkeit der Fuchs'schen Eisenprobe neuerdings erprobt ist, sind in dem 72. Bande des erwähnten Journals S. 28—43 enthalten, und folgen nachstehend:

I.

Ueber die Fuchs'sche Eisenprobe.

Von Dr. Julius Löwe.

Dr. Ed. Ebermayer aus Nürnberg theilte eine Reihe von Resultaten mit, welche er bei der Ausführung der Fuchs'schen Eisenprobe erhielt. Für so nothwendig ist es auch halte, daß jeder Analytiker vor Anwendung einer analytischen Methode zu diesem oder jenem speciellen Zwecke sich zuvor durch eigne Vorversuche von deren Genauigkeit überzeugt und sich so erst die nöthige Uebung und Erfahrung verschafft, welche die Ausführung irgend einer Methode erfordert, bevor man mit Sicherheit über den Werth oder Unwerth dieser richtet, so kann ich leider in diesem Falle den Versuchen des Hrn. Dr. Ebermayer nicht das Wort reden, indem aus seiner ganzen Mittheilung zur Genüge hervorgeht, daß er bei seinen angestellten Prüfungen die Bedingungen nicht im Auge hielt, an deren getreue Erfüllung sich allein hier ein erwünschter Erfolg knüpft. In der Versuchsreihe I. erwähnte Hr. Dr. Ebermayer nicht, daß er die in Salzsäure gelöste Eisenprobe mit chlorsaurem Kali oxydirte (weßhalb das Resultat wahrscheinlich zu niedrig ausfiel), um sich auf diese Art die Sicherheit zu verschaffen, daß alles Eisen als Oxyd resp. Chlorid vor dem Eintragen des metallischen Kupferstreifens in Lösung vorhanden war. In der Versuchsreihe II. reducirte Hr. Dr. Ebermayer die Lösung sogar mit metallischem Zink, obgleich die Methode verlangt: daß alles Eisen in Form von Oxyd resp. Chlorid vorhanden ist. Was somit diese Reaction bezwecken sollte, ist mir nicht verständlich, da diese doch erst durch das einzuführende metallische Kupferblech geschehen soll*). Es ist kein günstiger Erfolg zu hoffen, sobald

*) Hier scheint ein Mißverständnis obzuwalten. Das Arzu

man die erst theilweise reducirte Eisenlösung nur auf die kürzeste Zeit hat mit der Luft in Verührung gebracht oder sobald man sie aus dem Kochen kommen ließ, wie dieses bei den erwähnten Versuchen des Hrn. Dr. Uermayer geschah, nach denen das zu früh gewogene Kupferblech, welches seinen bestimmten Gewichtsverlust noch nicht erlitten, wieder in die noch nicht völlig reducirte und durch Abgießen aus dem Kochen gekommene Eisenlösung zurückgebracht wurde. Den Zutritt der Luft zu einer Flüssigkeit zu vermeiden, welche wie diese so große Neigung hat, sich zu oxydiren, ist auf diese Weise ganz unmöglich. Ich will hier eine Reihe theils eigner, theils von zwei Schülern meines Laboratoriums zur Uebung angeführter Versuche ebenfalls mittheilen, welche vielleicht berichtigt sind, ein Urtheil über die Genauigkeit dieser guten Methode abzugeben. Nach diesen vorausgegangenen Angaben will ich das Verfahren mit kleinen Abänderungen genau beschreiben, nachdem von jedem andern gleiche Resultate wie die meinigen zu ergiehn sind.

I. Versuchreihe.

Zu den Proben wurde hier als Ausgangspunkt das von Mohr zur Titrirung der Chamäleonlösung angegebene vortreffliche Eisenoxydulsalp $= \text{NH}_4\text{O}, \text{SO}_4, \text{FeO}, \text{SO}_4 + 6 \text{HO}$ angewandt. Es wurde zur Prüfung und Drydation mittelst chlorsaurem Kali

I.	II.	III.	IV.	V.
Gew. = 1,3642 Gr.	1,2234	2,2832	3,195	1,834
Gef. = 14,165 pCt. Eisen	14,210	14,283	13,812	13,964

Das Salz verlangt nach der Berechnung einen Procentgehalt an metallischem Eisen: $= 14,286$.

II. Versuchreihe.

Hierzu wurde das dem vorstehenden Ammonialsalze eben mittelst Zink hatte augenscheinlich keinen andern Zweck, als zu beobachten, ob auch dann noch, wenn gar kein Eisenoxyd vorhanden war, das Kupfer einen Gewichtsverlust erleide, da es in den frühern Versuchen oft einen viel größern erlitten hatte, als der Menge des anwesenden Eisenoxyds entsprach.

Anmerk. des Journ. für pr. Chemie.

entsprechende Kalldoppelsalz von der Zusammensetzung $= \text{K}_2\text{O}, \text{SO}_4 + \text{FeO}, \text{SO}_4 + 6 \text{HO}$ genommen.

I.	II.	III.	IV.	V.
Angewendet wurde = 3,7162	3,646	4,436	2,733	4,500
Gefunden pCt. Fe = 12,500	12,166	12,524	12,300	12,723

Dieses Salz verlangt nach der atomistischen Zusammensetzung einen Procentgehalt an metallischem Eisen: $= 12,896$ p. C.

III. Versuchreihe.

Zu dieser Bestimmung wurde frisch umkrystallisirter oxydfreier Eisenvitriol angewandt. Es wurde zu den einzelnen Proben:

I.	II.	III.
Genommen = 2,5268	2,4424	3,020
Gefunden = 20,123	20,098	20,067 pCt. metall. Eisen.

Nach der Formel $= \text{FeO}, \text{SO}_4 + 7 \text{aq}$ enthält der Eisenvitriol metallisches Eisen: $= 20,143$ p. C.

IV. Versuchreihe.

Zur weiteren Prüfung über die Genauigkeit der Methode wurde zu den folgenden Versuchen frisch bereitetes chemisch reines geglühtes Eisenoxyd angewendet. Es wurde:

I.	II.	III.	IV.
Genommen = 0,9082	1,3848	2,500	3,200
Gefunden = 0,9064	1,3782	2,4890	3,188
p. C. = 99,7	99,6	99,6	99,6

V. Versuchreihe.

Um die Methode nun auch für einen praktischen Fall zu prüfen, habe ich Proben von einem Eisenslein genommen, von welchem ich eine größere Quantität gepulvert besaß, und welchen ich gewöhnlich den Laboranten meines Laboratoriums zu Versuchen der Eisentitration zur Uebung gebe. Derselbe enthielt nach der Titrimethode im Mittel $= 44,52$ p. C. metallisches Eisen.

Es wurde zu der Fuchs'schen Methode:

I.	II.	III.	IV.
Genommen = 0,4265	0,276	1,072	0,1445
Gefunden = 44,880	44,203	44,303	44,014 p. C. Eisen.

Nach Darlegung vorstehender Resultate glaube ich, ist die Frage entschieden, ob diese Methode zu einer genauen Eisenprobe vollständig genügt, denn für die Praxis wird selten eine solche Genauigkeit verlangt, wie selbige nach diesen Versuchen sich ergeben. Wir sind im Besitze vieler analytischer Methoden, welche in ihren Resultaten selbst genannter nachstehen, und dennoch Anwendung finden. Bei der nun folgenden Beschreibung der Ausführung der Methode wende ich den Fall zur Ermittlung des Eisengehaltes der Eisensteine an, weil hieraus die Prüfungen von reinem Eisen oder dessen Verbindungen von selbst verständlich sein werden. Zu obigen Versuchen sind absichtlich bald größere, bald kleinere Mengen genommen worden, um die Methode auch nach dieser Richtung zu prüfen.

Ausführung der Methode.

Das fein gepulverte, getrocknete oder geglähte und abgewogene Eisenerz schüttet man in ein Kölbchen mit langem Halse, welches einen Rauminhalt von 450—500 C. C. hat. Je nach dem äußern Ansehen, dem Gewichte u. s. w. des zu prüfenden Eisensteines kann man die zur Analyse anzuwendende Gewichtsmenge bald kleiner bald größer nehmen, die Uebung in dieser Beziehung trifft leicht die Entscheidung. Von besseren Sorten nehme ich 1 bis 1,5 Grm., von schlechteren 2—3 Grm. Man übergießt die genommene Probe mit starker Salzsäure und spült mit dieser die vielleicht an dem Halse des Kölbchens beim Einschütten hängen gebliebenen Theilchen herunter. Auf dem Sandbade oder Drahtneze erhitzt man nun mittelst der Spiritus- oder Gaslampe den Inhalt des Kölbchens bis nahe zum Siedepunkt der Säure und trägt darauf in kleinen Antheilen reines chlorsaures Kali ein, bis keine Farbenveränderung der Flüssigkeit mehr eintritt und sie deutlich nach Chlor riecht. Bei Ausführung dieser Operation giebt man dem Kölbchen eine schiefe Lage, damit die durch das Aufschäumen der Flüssigkeit emporgerissenen Theilchen desselben an den Bauch und nicht an den Hals des Gefäßes spritzen. Körnchen von chlorsaurem Kali, welche an dem Halse des Kölbchens haften, spült man

mit etwas Salzsäure ab. Mit kleiner Flamme erwärmt man die Lösung nun so lange, bis kein Geruch nach Chlorgas mehr zu bemerken ist und die Probe sich, bis auf einen weißen Rückstand von Kieselsäure, vollständig gelöst hat (durch Salzsäure nicht zersetzbare Eisensteine müssen natürlich erst durch Aufschlepfung in den durch Säuren zersetzbaren Zustand übergeführt werden). Man verdünnt darauf die saure Lösung mit destillirtem Wasser, so daß das Kölbchen bis nahe zur Hälfte damit gefüllt ist und schließt letzteres mit einem gut passenden fehlerrfreien Kork, durch dessen Mitte eine 10 Zoll lange, oben und unten offene, nicht zu enge Glasröhre fest eingesteckt ist. Man giebt dem Kölbchen eine schiefe Lage und erhitzt es so lange, daß dessen Flüssigkeit mindestens $\frac{1}{2}$ Stunde lang in nicht zu heftigem Kochen gewesen ist, um so Gewißheit zu erlangen, daß jede Spur von Chlorgas oder Luft, die in dem nachgefüllten Wasser, wie in dem Raume des halbgefüllten Kölbchens enthalten war, vollständig durch die entweichenden Wasserdämpfe ausgetrieben ist. Um zu verhüten, daß die Eisenauflösung mit dem Kork des Kölbchens in Berührung kommt, wählt man ein Kölbchen mit langem Halse und giebt ihm während des Kochens der Lösung eine schiefe Stellung, damit die aufspritzenden Theilchen der Flüssigkeit an dessen Bauch und nicht in den Hals spritzen. Während die Lösung kocht öffnet man den Kork des Kölbchens nach genannter abgelaufener Zeit und senkt einen Streifen blanken reinen Kupferblechs, welcher an einem dünnen Platindraht befestigt ist, in die Lösung langsam ein. Mit dem zum Verschlusse dienenden Kork hängt man ihn erst im Halse des Kölbchens auf, damit er sich vorwärmt, weil sonst leicht die Flüssigkeit emporspritzt. Dann erst öffnet man den Kork wieder und läßt den Streifen von metallischem Kupfer bis auf den Boden des Kölbchens horizontal nieder, so daß ihn die ganze Flüssigkeit bedeckt, dreht den Kork fest ein, stellt das Kölbchen wieder schief und trägt Sorge, daß die das Kupferblech überlagernde Eisenlösung nie bei dieser Manipulation aus dem Sieden kommt. Das Kochen muß langsam und nicht zu heftig sein; kommt die Flüssigkeit nur kurze Zeit aus dem Sieden und wehren die ent-

währenden Wasserdämpfe der Luft nicht mehr den Zutritt zu der schon theilweise reducirten Eisenlösung, so oxydirt sich dieselbe ungemein schnell und die Bestimmung fällt, je nach der Dauer des Luftzutrittes, um eine größere oder kleinere Zahl zu hoch aus. Zu obigen Analysen wog der zur Reduction dienende Kupferstreifen 5 — 6 Grm. Ich nehme dazu galvanisch ausgefälltes Kupferblech und schneide es so zu, daß es als schmaler Streifen gerade in den Hals des Kölbchens paßt und seine Länge den Durchmesser des Bodens vom Gefäße hat. Mit Sandpapier wird es ganz blank geschleuert und dann erst gewogen und mit dem Platindrahte verbunden. Dieses galvanisch ausgefällte Kupfer ist durch Einführung der Galvanoplastik leicht in der dazu nöthigen Menge zu bekommen; es hat den großen Vortheil, daß es unter der sauren Lösung, selbst wenn das Kochen beendet und die Eisenflüssigkeit vollständig reducirt ist, seine schöne hellrothe Farbe behält. Der anfängliche Glanz, welchen der Kupferstreifen durch das Scheuern erhält, weicht einem matten Aeußern, ohne daß hier der schwarze matte Ueberzug je bemerkt wurde, welcher sich bei gegossenem Kupfer mir stets zeigte. Gerade diese Eigenschaft macht das galvanische Kupfer für diese Methode besonders schätzbar, indem, wie sich später ergeben wird, sich der nach der Operation des Kochens aus der Lösung genommene und abgewaschene Kupferstreifen zwischen Filtrirpapier ohne besondere Sorgfalt abtrocknen läßt. Zwei solche für mehrere Reductionen geblent habende Kupferbleche zeigten, nur leicht in Filtrirpapier eingeschlagen, nach 24 Stunden nicht die geringste Gewichtszunahme.

Die Erklärung, welche Hr. Dr. Ebermayer von dem schwarzen Ueberzuge giebt, den er für Kupferoxyd hält, stimmt nicht mit dieser Thatsache; aus Kupferoxyd kann er auch nicht bestehen, denn wie sollte Kupferoxyd auf dem Kupferstreifen entstehen und in der freien Salzsäure haltenden Lösung unzerseht und ungelöst bleiben.

Als ich mit galvanisch ausgefälltes Kupfer umschmolz und den erhaltenen Kupferregulus zu dünnem Blech auswalzen ließ, bekamen die zu den Versuchen dienenden Streifen auf ihrer Oberfläche wieder den bekannten schwarzen Anflug; also scheint die Bildung des letzteren

an eine größere Dichtigkeit des metallischen Kupfers geknüpft zu sein.*) Die im kochenden mit dem metallischen Kupferblech in Contact befindliche Eisenlösung ist vollständig reducirt und der Prozeß somit als beendet zu betrachten, sobald sie ganz farblos oder wenigstens so unbedeutend grünlich gefärbt ist, daß eine Bestimmung ihres Farbtones unsicher wird. Bei 2 Grm. zur Bestimmung genommenen reinen Eisenorydes war die Auflösung nach zweifündigem unausgesehten Kochen vollständig entfärbt und der gefundene Kupferverlust dem Eisengehalte proportional. Alle oben zur Analyse in Angriff genommenen Gewichtsquantitäten gaben farblose oder nur sehr schwach grünlich gefärbte Auflösungen. Ein anhaltendes Kochen von 3 — 4 Stunden ist ohne allen nachtheiligen Einfluß auf die Richtigkeit des Resultates, wie ich dieses nach Versuchen gefunden, so daß also ein Ueberschreiten der angenommenen Zeit der Sicherheit wegen immer geschehen kann. Ist also dieser Punkt eingetreten, so öffnet man den Kork, hebt aus der noch immer kochenden Lösung den Kupferstreifen mittelst des Platindrahtes schnell heraus und senkt ihn in ein mit destillirtem Wasser gefülltes Becherglas, spült ihn mit der Spritzflasche darauf nochmals ab und trocknet ihn vollständig zwischen zusammengelegtem Filtrirpapier. Vom Platindrahte abgelöst, kann er nun gewogen werden. Dieses Aufhängen des Kupferstreifens hat einmal den Vortheil, daß man ihn durch diese Vorrichtung schnell und leicht aus der Flüssigkeit heben kann und er durch die während des Kochens vom Boden aufsteigenden Dampfblasen nicht immer emporgerissen wird, durch welche anhaltende Bewegung leicht kleine Theile vom Kupfer, welches ja etwas spröde ist, abspringen, wodurch das Resultat etwas zu hoch ausfällt; denn als ich diese genannte Vorrichtung noch nicht getroffen und die Kupferstreifen, wie es jetzt üblich, nur in die Flüssigkeit legte, was mit viel größerer Vorsicht, um einen Verlust durch Herauspritzen der Lösung zu ver-

*) Sollte nicht vielmehr dieser Anflug auf Rechnung einer Verunreinigung des Kupfers durch Blei oder ein anderes in Salzsäure nicht lösliches Metall kommen?

Anmerk. des Journ. für pr. Chemie.

weisen, als dort geschehen muß, konnte ich öfters bemerken, daß ganz fein zertheilte rothe Kupferkittchen in der reducirten Flüssigkeit suspendirt waren, welche der Lösung dadurch einen deutlich röthlichen Stich erteilten. Die ihres Kupferblechs beraubte noch kochende Eisen-Kupferoxydul-Lösung giebt mit Rhodankalium einen rein weißen Niederschlag von Kupferrhodanür, ist sie jedoch nur ganz kurze Zeit aus dem Sieden gekommen, so erscheint der Niederschlag erst röthlich gefärbt, was man besonders deutlich wahrnimmt, wenn der einfallende Tropfen der Rhodankaliumlösung die Wandungen des Kölbchens berührt. Aus diesem mag zur Genüge hervorgehen, wie sehr man Sorge tragen muß, während der Ausführung dieser Methode die mit dem Kupferstreifen in Contact befindliche Eisenlösung nie aus dem Kochen kommen zu lassen. Die Fuchs'sche Eisenprobe ist in neuester Zeit etwas in Mißcredit gekommen, denn man war bemüht, von einzelnen Selten gegen dieselbe als Kläger aufzutreten. In den vorstehend dargelegten analytischen Resultaten hoffe ich hinlänglich bewiesen zu haben, daß alle die gegen dieselben ausgesprochenen Beschuldigungen grundlos sind. Welche Abänderungen bei ihrer Anwendung man zu treffen, sobald Arseniksäure in der zu prüfenden Verbindung vorhanden, dies darf ich als längst bekannt voraussetzen.

II.

Ueber die Bestimmung des Eisens nach Fuchs auf heißem und auf kaltem Wege.

Von Chr. N. König,

Assistent am I. Univ.-Laboratorio und Lehrer an der Realschule zu Leipzig.

Bei Ausführung der Fuchs'schen Eisenprobe durch Studierende im Laboratorio des Herrn Professor Erdmann wurden einigemal ungenügende Resultate erhalten, was mich veranlaßte, schon vor einigen Jahren nach der Ursache dieser Fehler zu suchen.

Mehrere damals ausgeführte Versuche zeigten mir, daß diese Methode vorzügliche Resultate liefert, wenn

nur bei ihrer Ausführung alle Bedingungen erfüllt werden, welche Fuchs bei ihrer ersten Veröffentlichung so genau und bestimmt angegeben hat. Ich möchte fast sagen, es hat sich dies voraussehen lassen, da Fuchs als ein gewissenhafter und ausgezeichnete Analytiker, im strengsten Sinne des Wortes, seine theoretisch vollkommen richtige Probe vor ihrer Veröffentlichung umfassend geprüft und für gut befunden hat, wie dies die zahlreichen Belege in seiner Originalmittheilung (i. Erdmann's u. Werthner's Journal für prakt. Chemie, Bd. XVII, p. 160) beweisen.

Jedoch habe ich mich schon damals davon überzeugt, daß die strenge Erfüllung dieser Bedingungen, wenn auch nicht gerade schwierig ist, doch genaue Beachtung einiger mehr unwesentlich scheinender Umstände erfordert und daß diese namentlich die beiden folgenden sind.

1) Die reducirte Flüssigkeit besitzt eine außerordentliche Oxydabilität und es verursacht diese Eigenschaft schon sehr merkliche Fehler, wenn die Flüssigkeit auch nur kurze Zeit im Kochen unterbrochen wird oder durch Öffnen des Gefäßes während des Versuches mit der Luft in Berührung kommt. Aus dem Grunde halte ich ein zeitweiliges Nachgießen von Flüssigkeit für sehr nachtheilig, finde es aber zweckmäßig, gleich zu Anfang des Versuches so viel Flüssigkeit zu nehmen, daß bei guter Kühlung durch ein aufgesetztes längeres Kugelrohr das Kupfer stets von der Flüssigkeit bedeckt bleibt. Nur ist dabei zu berücksichtigen, daß in concentrirten Lösungen die Reduction natürlich viel kürzere Zeit erfordert.

2) Ist der Versuch erst dann zu beendigen, wenn die Flüssigkeit, im Falle sie nur Eisen und Kupfer enthält, völlig farblos geworden ist; bei Gegenwart anderer Körper, welche gefärbte Lösungen geben, ist das Ende des Versuches an der Unveränderlichkeit in der Farbe der längere Zeit gekochten Flüssigkeit sicher zu erkennen. Eine reine Eisenoxydul-Lösung, welche schon so weit reducirt ist, daß sie nur noch eine ganz schwache grünliche Farbe zeigt, enthält immer noch 4—5 pCt. Eisenoxyd.

Fuchs bezeichnet das Ende des Versuches ganz genau mit den Worten: „Die Flüssigkeit muß wasserhell und

sehen.“ Es kann aber das Kupfer mit der farblos gewordenen Flüssigkeit noch lange Zeit gekocht werden, ohne daß eine dem Eisengehalt überschreitende Abnahme im Gewichte des Kupfers stattfindet. Ich habe mich durch viele Versuche davon überzeugt.

Meiner Ansicht nach ist die Nichterfüllung der Bedingung, daß vollkommene Farblosigkeit eingetreten sein muß, die Ursache, daß Herr Dr. Löwe (s. obeng. Journ. Bd. LXI, p. 127) im Mittel nur 98 pCt. Eisen gefunden, Herr Dr. Cbermayer (ebendas. Bd. LXX, p. 143) aber noch ungünstigere Resultate erhalten hat. Letzterer Chemiker hat aber freilich eine Fehlerquelle noch dadurch hervorgerufen, daß er das Kupferblech von Zeit zu Zeit weg und dann abermals mit der unterdessen theilweise oxydirten Flüssigkeit kochte; es mußte auf diese Weise eine fortschreitende Abnahme im Gewichte des Kupferbleches gesunden werden.

Zu meiner Freude bestätigen neuere Versuche des Herrn Dr. Löwe (s. die vorhergehende Abhandl.), welche vorzügliche Resultate lieferten, meine Ansicht über diesen Punkt vollkommen; auch er hebt die strengste Erfüllung aller schon von Fuchs angegebenen Bedingungen als wesentlich hervor.

Nach diesen Bemerkungen sei es mir erlaubt, zur eigentlichen Veranlassung vorliegender Arbeit überzugehen.

Durch die kürzlich von Herrn Prof. Kaiser veröffentlichten gesammelten Schriften des Prof. v. Fuchs wurde ich zum ersten Male auf eine nachträgliche Bemerkung zu dieser Probe aufmerksam gemacht, die der verehrte Fuchs brieflich Herrn Prof. Erdmann mitgetheilt hat und welche sich in diesem Journal Bd. XVIII, p. 495 abgedruckt findet.

Da mir nicht bekannt ist, daß über die in dieser Notiz besprochene Abänderung der Methode spätere Versuche veröffentlicht worden sind, so erlaube ich mir, dieselbe hier im Auszuge zu wiederholen.

v. Fuchs hat bei Untersuchung eines titanhaltigen Eisenerzes gefunden, daß seine Methode bei Gegenwart von Titansäure nicht angewendet werden kann. Er hat dieselbe für diesen Fall mit dem günstigsten Erfolge dahin

abgeändert, daß er die Eisenoxydlösung bei gewöhnlicher Temperatur mit dem Kupfer zusammenbrachte und statt der Salzsäure als Lösungsmittel für das Chlorür Chloratrium anwendete. Um nun die Probe auch in kurzer Zeit vollenden zu können, wandte er ein kleines galbanisches Element an, indem er das Kupferblech in der Flüssigkeit mit Platindraht in Verührung brachte. Fuchs empfiehlt, den Versuch bei Gegenwart von Titansäure dann zu beendigen, wenn die Flüssigkeit farblos geworden ist, da bei längerer Dauer eine weitere Abnahme im Gewichte des Kupferbleches sich zeigt, welche den Gehalt der Flüssigkeit an Eisenoxyd überschreitet. — Es wäre jedenfalls interessant, zu untersuchen, ob bei Eisenerzproben, welche ungenügende Resultate ergaben, nicht eine Fehlerquelle mit darin lag, daß man das Vorhandensein von Titansäure im Erze übersehen hat. Es ist bekannt, daß die meisten Eisenerze Titan enthalten, wenn auch nur in so geringer Menge, daß dasselbe erst in der Schlacke leicht nachweisbar wird. Dieses abgeänderte Verfahren eignet sich nach Fuchs für jede eisenhaltige Flüssigkeit, und er sagt selbst, er müsse im Allgemeinen dieser kalten Probe den Vorzug geben vor der heißen, da dadurch an Zeit erspart wird und eine Oxydation der Flüssigkeit während des Versuches durch luftdichtes Verschließen des Gefäßes vollkommen vermieden werden kann.

Versuche, welche ich nach diesem abgeänderten Verfahren machte, gaben mir die besten Resultate und ich möchte deshalb auf diese Methode der Bestimmung des Eisens auf kaltem Wege aufmerksam machen. Ich führe sie auf die Weise aus, daß ich in ein weithalsiges Glas mit eingekliffenem Stöpsel die von der Oxydation her noch ziemlich warme Lösung bringe, mit heißer, verdünnter Kochsalzlösung nachfülle, nun das mit Platindraht umwickelte Kupferblech so einsenke, daß es bis fast an's Niveau der Flüssigkeit reicht und darauf den eingetaugten Stöpsel aufsetze. Selbst bei reinen Eisenslösungen beobachtete ich, daß eine zu große Abnahme des Kupferbleches stattfindet, wenn man dasselbe über die Zeit in der Flüssigkeit läßt, wo Farblosigkeit eingetreten ist. Worin diese Erscheinung ihren Grund hat, kann ich durch

Thatsachen bis jetzt noch nicht beweisen, ich vermute aber, daß die einzige Ursache ein Zutreten von Sauerstoff zu der reducirten Flüssigkeit ist, daß auch in den vermeintlich luftdicht verschlossenen Gefäßen mit der Zeit Rostzufinden scheint. Aus diesem Grunde ist vielleicht die Probe auf heißem Wege doch der kalten Probe vorzuziehen, da bei ersterer jedenfalls durch den entweichenden Wasserdampf leicht und vollkommener die Luft abgehalten wird.

Das Gleiche habe ich auch bei Levöl's Kupferprobe beobachtet und werde bei Veröffentlichung meiner Beobachtungen über letztere Probe auf diese Erscheinung des fortschreitenden Abnehmens im Gewichte des Kupferbleches zurückkommen.

Bevor ich mehrere meiner Versuche selbst anführe, möchte ich noch einige Beobachtungen erwähnen, die ich bei der Fuchs'schen Eisenprobe machte und die theilweise schon von Fuchs u. A. besprochen worden sind.

Zu den Proben eignet sich nur auf galvanoplastischem Wege dargestelltes Kupfer, da alles gegossene oder gewalzte künstliche Kupfer mehr oder weniger verunreinigt ist mit fremden Metallen, öfters auch Schwefel, Phosphor, Arsen, Kohle u. enthält, vor Allem aber wegen seines oft nicht unwesentlichen Gehaltes an Kupferoxydul ganz unbrauchbar wird. Fuchs, der diesen Gehalt des geschmiedeten Kupfers an Kupferoxydul schon kannte, wendete deshalb nur galvanisch ausgefälltes, chemisch reines Kupfer an.

Ich lernte den nachtheiligen Einfluß von Kupferoxydul namentlich bei Kupferbestimmungen nach Levöl kennen, die ich bei Ausführung einer größeren Arbeit sehr häufig zu machen hatte. Controlversuche zeigten fast immer, daß nach der Levöl'schen Methode zu viel Kupfer gefunden wurde, und ich mußte, nach allen Beobachtungen, die Fehlerquelle nur in dem Oxydulgehalte des angewendeten Kupfers suchen. Direkte Versuche, welche ich in der Weise anstellte, daß ich gewogene Kupferbleche in luftdicht verschlossenen Gefäßen mit Ammoniaksalzen und freiem Ammoniak zusammenbrachte, bestätigten dies, indem sich stets eine Abnahme im Gewichte des Bleches zeigte,

die ziemlich übereinstimmte mit der, welche durch Glühen des Kupferbleches im Wasserstoffstrom erhalten wurde. Ich verwendete deshalb schon damals zu beiden Proben nur im Wasserstoffstrome frisch ausgeglühtes Kupfer. Beide Methoden sind schon früher, die erstere von Hrn. v. Kobell (Erdmann's Journ. Bd. I, p. 372), die zweite von Did (ebendas. Bd. LXIX, p. 344) angewendet. Ich fand auch die Angabe Did's, daß auf solche Weise ausgeglühtes geschmiedetes Kupfer nach dem Erkalten eine derartige Bruchigkeit zeigt, daß es leicht in Stücke zerfällt, oftmals bestätigt und habe sie zum ersten Male vor mehreren Jahren beobachtet an Blechen, welche sehr oft zur Levöl'schen Probe gedient, nachdem sie außer der Zeit an der Luft gelegen hatten. Dünne Bleche besonders brechen alsdann bei dem geringsten Zusammenbiegen.

Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich auch sehr häufig den schwarzen Anflug des Kupferbleches, den Fuchs bei Beschreibung seiner Eisenprobe erwähnt und den derselbe für amorphes Kupfer hält, da auf solche Weise angelaufene Bleche durch Glühen im Wasserstoffstrome blank wurden, ohne einen merklichen Gewichtsverlust zu erleiden. Seltener sah ich ihn bei Ausführung der Eisenprobe und nie, wenn ich dazu chemisch reines, galvanoplastisches Kupfer verwendete.

Ich glaube, daß derselbe von den Verunreinigungen des Kupfers, die selbst im feinsten schwedischen Kupfer vorkommen, herrührt und bei der Fuchs'schen Probe mag er vielleicht aus Antimon, Arsen, Schwefel oder Kohle, bei der Levöl'schen Probe vielleicht überdies noch aus Blei, Zinn, Wismuth, Silber oder Nickel bestehen. Er ist deshalb bei den unreinsten künstlichen Kupfersorten am stärksten; da aber, wie die verschiedenen Analysen von Kupfersorten beweisen, alle diese Verunreinigungen im geschmiedeten Kupfer selten über 2 p. C. ausmachen, so ist er in der Regel unwägbar und selbst wenn man gewöhnliches Kupfer verwendet, kaum von Einfluß auf das Resultat einer Eisen- oder Kupferprobe, bei der selten mehr als 1 Grm. Kupfer in Lösung geht.

Die Ansicht, daß dieser Anflug aus Kupferoxydul bestehen sollte, hat am wenigsten für sich, es wäre dessen

Stellung und Ausscheidung im unlöslichen Zustande bei beiden Proben kaum zu erklären.

Der Anflug zeigte sich immer in Form äußerst leichter, grauschwarzer Blättchen, die sich theilweise leicht vom Kupferblech ablösen, theilweise an ihm haften und in denen ich nur einmal die Gegenwart von Silber nachweisen konnte. Mit solchen schwarzen Ueberzügen versehene Bleche wurden beim Glühen in chemisch reinem Wasserstoffgase blank, ohne an Gewicht zu verlieren, dabei zeigte sich aber öfters ein Anflug in der Glasröhre oder ein schwacher Geruch nach Schwefelwasserstoff.

Man kann den Beschlag größtentheils auf dem Bleche erhalten und mit diesem wägen, wenn man dasselbe nach Beendigung des Versuchs auf die Weise trocknet, daß man es in heißem Wasser längere Zeit liegen läßt, um alle in die Poren eingedrungene Salzlösung auszuwaschen, und darauf durch Eintauchen in absoluten Alkohol das Wasser, so wie zuletzt durch Aether den Alkohol entfernt. Hierbei werden die Bleche schnell trocken und so rein und blank erhalten, daß sie nach längerem Liegen an der Luft ihre schöne morgenrothe Farbe noch behalten; man ist dabei zugleich sicher, nicht durch Abreiben einzelne Theile der krystallinischen Oberfläche abzureißen oder Verletzungen mit Papierfasern anzufüllen. Ein während des Kochens zu befürchtendes Abstoßen kleiner Theile vom Blech suchte ich auf die Weise zu vermeiden, daß ich das in heißem Wasser vorgewärmte Blech, mit Platindraht umwickelt, in die kochende Flüssigkeit brachte; der Platindraht verhindert, indem er federnd wirkt, das Auflösen des Kupfers auf die Glaswände und beschleunigt die Reduction.

Schließlich möchte ich noch die Angabe von Fuchs (a. a. O. pag. 169) erwähnen, nach welcher es rathsam ist, jede Eisenlösung, welche man durch Auflösung von Eisenoxydverbindungen, besonders von eisenoxydhaltigen Mineralien erhält, die fast immer Eisenoxydul enthalten, vor dem Einlegen des Kupfers mit etwas chlorsaurem Kali bis zum Verschwinden des Chlorgeruches zu kochen, um sicher zu sein, daß alles Eisen als Oxyd vorhanden ist.

Folgende Versuche werden meine Ansicht über die

Brauchbarkeit der Fuchs'schen Eisenprobe vollständig begründen.

1) Angewendet wurden 0,442 Grm. chemisch reines, ausgeglühtes Eisenoxyd; diese enthalten 0,3094 Eisen. Der Verlust des Kupferbleches betrug 0,349 Grm., entsprechend 0,308 Grm. Eisen = 99,6 p. C.

2) Angewendet 2,888 krystallisirter Eisenvitriol = 0,581 Grm. Eisen.

Verlust des Kupferbleches = 0,6625 Grm., entsprechend 0,585 Grm. Eisen = 100,5 p. C.

3) 0,932 Vitriol = 0,187 Grm. Eisen.

Abnahme des Kupferbleches = 0,215 Grm., entsprechend 0,189 Grm. Eisen = 100,1 p. C.

4) 1,558 Grm. Eisenvitriol = 0,319 Grm. Eisen.

Abnahme des Kupferbleches = 0,369 Grm., entsprechend 0,325 Grm. Eisen = 99,5 p. C.

Einige Mittheilungen, betreffend die Darstellung von Blutlaugensalz.

Von Dr. Graeger.

Ueber die Darstellung von Blutlaugensalz im Großen ist im Verlaufe, namentlich der letzten Jahre, so viel veröffentlicht worden, daß es fast scheint, als sei nach gerade Alles gesagt oder gedruckt worden, was man überhaupt zu sagen gewußt hätte; wenigstens insoweit, als dies nicht besondere, sogenannte Fabrikgeheimnisse betraf. Es hat weder an theoretischen Auseinandersetzungen in Betreff der Bildung dieser Verbindung, noch, auf diese sich stützend, an Vorschlägen zur praktischen Ausführung, noch an Empfehlungen neuer Methoden, noch endlich an Angaben zur Construction von Apparaten, um die Bildung des Cyanalliums zu erleichtern und zu befördern und dadurch die Ausbeute zu vermehren, gefehlt. Trotzdem aber finden wir die Blutlaugensalzfabrikation überall noch auf demselben Standpunkte, so daß alle jene wohlgemeinten Erörterungen und Vorschläge so gut wie erfolglos geblieben sind. Das Bessere bricht sich freilich in der

Regel nur langsam Bahn, und der Fabrikant namentlich vertauscht eine bisher befolgte Methode, wie sehr er auch von deren Unvollkommenheiten überzeugt sein mag, dennoch nicht leicht mit einer andern, von deren größerer Vollkommenheit er noch nicht Gelegenheit gehabt hat, sich zu überzeugen. Eine ähnliche Verwandtniß könnte es auch mit der Blutlaugensalzfabrikation haben, und es würde noch abzuwarten sein, ob nicht von jenen vielen Vorschlägen dennoch der eine oder andere in diese oder jene Fabrik den Weg gefunden hat. Man darf jedoch kaum hoffen, daß dem so sein werde, weil bei der allgemeinen Klage der Fabrikanten über den Mangel befriedigender Ergebnisse bei der Darstellung des Blutlaugensalzes wohl kaum Einer es unterlassen haben würde, die ihm dargebotenen Vorschläge zur Verbesserung seines Betriebes zu benutzen. Aber man ist, wie bereits oben bemerkt, überall bei der älteren Methode verblieben, woraus man dann den Schluß ziehen darf, daß die neuern Vorschläge sich nicht in einer Weise bewährt, oder solche Vortheile in sichere Aussicht gestellt haben, um die Fabrikanten zu deren Einführung zu bestimmen. Und auch mir will es fast scheinen, als habe man, indem man sich bestrebt, Fehlerhaftes zu beseitigen, theilweise wenigstens gegen Windmühlen gekämpft, und als liegen die Verluste nicht allein und vorzugsweise da, wo man sie immer vermuthet hat.

Vom theoretischen Standpunkte aus läßt sich viel gegen die ältere Methode, namentlich gegen das Schmelzen in offenen Pfannen oder Schalen einwenden, gleichwohl hat sich die Praxis für dieselbe entschieden, aus Gründen, die ich am Schlusse dieser Mittheilungen näher bezeichnen werde. Sieht man vorläufig einmal von der Art, wie die Schmelzung bewirkt wird, sowie auch von den nach der Vertheilung wechselnden Preisen der Arbeitslöhne und der Brennmaterialpreise ab, die immerhin bei der Anlage einer Blutlaugensalzfabrik ein gewichtiges Wort mitreden, so hat man es wesentlich nur noch mit den zur Darstellung des Salzes nothwendigen Rohstoffen, Potasche und thierischen Abfällen, zu thun. Die Erörterung der Frage: wie gestaltet sich der Verbrauch in diesen Stoffen zu der Darstellung einer gegebenen Menge von Blutlaugensalz,

bildet vorzugsweise den Inhalt der nachfolgenden Mittheilungen.

1. Der Stickstoff. Das Blutlaugensalz oder Ferro-Cyanallium enthält in runder Zahl 20 % Stickstoff; nimmt man den Stickstoffgehalt der zum Verschmelzen kommenden thierischen Stoffe: getrocknetes Blut, Horn- und Fischbeinabfälle, Hufe, Hörner, wollene Lumpen und Leberabfälle, zu 14 % an, so müßten, unter der Voraussetzung, daß aller Stickstoff dieser Stoffe, beim Schmelzen im Cyan resp. Cyanallium verwandelt wird, 100 Thl. Thierstoffe 70 Thl. krystallisirtes Ferro-Cyanallium liefern; für gewöhnlich werden indeffen nur 13 Thl. und selbst noch weniger erhalten. Es geht hieraus hervor, daß von 100 Thl. des angewendeten Stickstoffs nur 18,57 Thl. zur Bildung von Cyan Verwendung finden, und mehr als $\frac{1}{2}$ sich der Verreinigung mit Kohlenstoff entziehen, die für den Fabrikanten gänzlich verloren sind. Wenn man berücksichtigt, daß unter diesen Umständen zur Darstellung von z. B. 13 Kilo. Ferro-Cyanallium 100 Kilo. thierische Stoffe erforderlich sind, während schon 18,57 Kilo. Thierstoffe den zur Bildung von 13 Kilo. Blutlaugensalz nöthigen Stickstoff enthalten, so begreift man auch die ökonomische Wichtigkeit eines Verfahrens, bei welchem aller Stickstoff in Cyan verwandelt würde. Und in der That könnte man sich zu einer solchen Erwartung um so mehr für berechtigt halten, als man weiß, daß unter dem Einfluß von ägenden Alkalien und Wasser aller Stickstoff thierischer Gebilde sich in Ammoniak verwandelt läßt, und dieses in Berührung mit einem glühenden Gemenge aus kohlenjaurem Kalk, Kohle und Eisen in Cyan umgesetzt wird. Es scheint jedoch nicht, als ob beim Verschmelzen der Thierstoffe mit dem Alkali zur Bildung von Cyan geeignete Verbindungen, namentlich Ammoniak entstehen, so daß nur der Theil des Stickstoffs in Cyan übergeht, der sich mit der Kohle verbindet. Mit andern Worten: das schmelzende Alkali scheint den Stickstoff nicht in Ammoniak, das in Cyan umgesetzt, sich mit dem Kalium verbinden würde, verwandeln zu können. Dies geht aus einem, in anderer Absicht unternommenen Versuche hervor, wo die über das schmelzende Gemenge hinsieh-

hende und durch den Schornstein entweichende Feuerluft, in einer ähnlichen Weise aufgefangen und untersucht wurde, wie dies von Bunere n bei seinen Untersuchungen der Gichtgase geschah. Der Schornstein war in einer Höhe von circa 16' über dem Herde durchbohrt; in diese Oeffnung wurde luftdicht eine Zinkröhre eingesetzt, die bis in die Mitte des Querschnitts des Schornsteins reichte, und deren Fortsetzung eine Glasröhre bildete, die in ein kleines, mit verdünnter Salzsäure halbangefülltes, mit zwei Oeffnungen versehenes Gläschen mündete; mittelst der andern Oeffnung stand diese Vorrichtung mit einem Aspirator in Verbindung. Sobald die Potasche im Schmelzkessel in Fluß gekommen und mit dem Eintragen der Thierstoffe begonnen war, wurde der Aspirator in Thätigkeit gesetzt, und so lange hierin unterhalten, bis alle Thierstoffe eingetragen und die Schmelze fertig war. Die aus dem Schornsteine aufgesaugte Luft war somit genöthigt, ihren Weg durch die Salzsäure zu nehmen, wo sich dann etwa vorhandenes Ammoniak als Salznial hatte ansammeln müssen. Nachdem in dieser Weise etwa 1,500 Liter Luft die Salzsäure passiert, und diese selbst beinahe ganz mit sich fortgeführt hatte, wurde der Versuch beendet und die vorhandene Flüssigkeit vollends im Wasserbade verdunstet. Allein es zeigte sich kaum eine Spur eines Rückstandes (Chloralkali), wahrscheinlich herrührend aus der mitfortgeführten Asche von dem verbranntem Holze. Dagegen fand sich von Ammoniak keine Spur. Wenn also beim Verschmelzen der Thierstoffe mit Potasche merklich Ammoniak gebildet wird, so wird dieses doch auch, wie aus dem vorstehenden Versuche hervorgeht, auch sofort wieder zerfällt und, wie der Gehalt der Schmelzen an Blutlaugensalz zeigt, ohne daß es zur Cyanbildung geblieben hätte. Der Grund dieser sonst sonderbaren Erscheinung ist vielleicht darin zu suchen, daß die Thierstoffe der Potasche erst dann zugeetzt werden, nachdem diese bereits in glühenden Fluß gekommen ist und so ihren ganzen Wassergehalt bereits verloren hat, so daß der Stickstoff diejenige Wasserstoffmenge nicht mehr vorfindet, die nöthig ist, um sich vollständig in Ammoniak zu verwandeln, während der der Thiersubstanz selbst angehörige Wasserstoff wahrschein-

lich größtentheils von ihren andern Elementarbestandtheilen, namentlich Kohlenstoff und Sauerstoff, in Beschlag genommen, oder durch den Sauerstoff der von außen tretenden atmosphärischen Luft verbrannt wird. Vielleicht ist aber auch das Alkali in zu geringer Menge vorhanden, um dieselben Zersetzungen und Verbindungen zu bewirken, wie dies das Natronalkalhydrat bei der Elementaranalyse thut. Es ist aber noch ein anderer Umstand, aus welchem man schließen muß, daß beim Schmelzen der Thierstoffe mit Potasche wesentliche Mengen von Ammoniak nicht gebildet oder doch nicht zur Blutlaugensalzbildung verwendet werden. Bei vorsichtiger Verkohlung der Thierstoffe liefern diese durchschnittlich 30,5 % Kohle mit 5,5 % Stickstoff (Dumas) = 1,67 %; außerdem noch 9 % kohlen-saures Ammoniak entsprechend 2,52 % Stickstoff, im Ganzen also 4,19 % Stickstoff; d. i. etwa 0,3 des Gesamt-Stickstoffgehalts der Thierstoffe ausmachen. Werden dieselben Thierstoffe direct verschmolzen, so erhält man 13 % Blutlaugensalz, worin 2,6 % Stickstoff enthalten sind, so daß, trotz der Gegenwart des Alkalis, nur 0,93 % Stickstoff mehr in Cyan verwandelt wurden, als beim bloßen Verkohlen; oder anders ausgedrückt, statt der 2,52 % N., die beim Verkohlen als kohlen-saures Ammoniak erhalten wurden, werden beim Verschmelzen nur 0,93 % N. als Ferrochankallium erhalten. Da unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen das schmelzende Alkali nicht weniger bewirkt als eine Vermehrung von Ammoniak, das sich in Cyan verwandeln könnte, und da ferner durch die einfache Verkohlung, die im Vergleich zum Schmelzproceß mit größerer Sicherheit geleitet werden kann, nicht mehr als etwa $\frac{1}{2}$ alles vorhandenen Stickstoffs in nuzbare Verbindungen (Cyan und Ammoniak) übergeführt wird, so wird der Fabrikant überhaupt niemals schwerlich darauf rechnen dürfen, mehr als $\frac{1}{2}$ des Stickstoffs für seine Blutlaugensalzfabrikation nutzbar gemacht zu sehen, und auch dies nur, wenn es ihm gelingt, das entstehende Ammoniak in Cyan, resp. Ferrochankallium überzuführen. Und dieses Ziel ist es auch, auf welches man in der neuesten Zeit fast allein hingearbeitet hat.

So hat, nach Knapp's chemischer Technologie, 2. Bd.

pag. 791, 1849, Berrv ein Verfahren angegeben, nach welchem die bei der Verkohlung von Thierstoffen entstehenden Gase in einen neben dem Verkohlungsapparate aufgestellten Cylinder abgeführt werden, der mit einem Gemenge von Potasche, Kohle und Eisen gefüllt ist und im Glühen erhalten wird. Die Dämpfe des kohlensauren Ammoniak treffen hier unter den geeigneten Umständen, um Cyan bilden zu können, mit Kalium zusammen, Cyankalium bildend, das beim Auslaugen der Masse, da Eisen zugegen ist, sich in Ferrocyankalium verwandelt; andererseits liefert die gewonnene Kohle mit Potasche geschmolzen dasselbe Salz; man erhält so nahezu $\frac{1}{2}$ des Stickstoffgehalts als Ferrocyankalium. Acht Jahre später hat Dr. Karmrodt in einer dem Vereine zur Förderung des Gewerbefleißes in Preußen eingereichten Arbeit genau dasselbe Verfahren empfohlen, und es sein neues genannt, was es jedoch, wie man sieht, nicht ist. Auch Karmrodt erhielt so operirend $\frac{1}{2}$ des Stickstoffs als Ferrocyankalium. Ähnlich wie Berrv und Karmrodt, mit wenig Abänderungen, operirten auch Saqmyns und Canning. Daß aber eine Fabrik ihren Betrieb nach diesen Methoden eingerichtet hätte, ist zur Zeit noch nicht bekannt geworden. Und in der That würde dies auch, nach meinen eigenen Erfahrungen, sein besonderes Bedenken haben. Jene Versuche nämlich sind, im Vergleich zu dem Bedürfniß im Großen, immer nur mit kleinen Mengen von Kohlenkalk und kohlensaurem Ammoniak angestellt worden, und es ist mehr als fraglich, ob, wenn die vorgeschriebenen Apparate große Proportionen annehmen, dieselben günstigen Resultate gewähren; wenigstens haben die eigenen Versuche in dieser Beziehung ein negatives Resultat geliefert. So erhielt ich, als ich die Dämpfe von kohlensaurem Ammoniak über ein glühendes Gemenge von Potasche und Kohle leitete, wiederholt 93—95% Blutlaugensalz von dem, was das kohlensaure Ammoniak überhaupt liefern konnte. Als diese Versuche im Großen wiederholt wurden, wo der mit Kalkkohle gefüllte gußeiserne Cylinder 50 Kilogr. Masse enthielt, wurden von dem darüber geleiteten Ammoniak nur 15 bis 30% in Cyan oder Blutlaugensalz verwandelt, ob-

gleich der betreffende große Apparat möglichst gleich disponirt, beschickt und behandelt worden war; auch gelang es mir nicht, die Ursache von den beobachteten Abweichungen aufzufinden. Es bliebe also vorher noch festzustellen, bis zu welchen Dimensionen im Apparate man herabzugehen haben würde, um dem Prozeß den gleichen Verlauf und dieselbe Gestaltung zu geben, wie dies mit den kleinen Verbrennungsröhren der Fall gewesen war. Erst nachdem die Dimensionen der Glühcylinder bis auf etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser beschränkt worden waren, gaben diese Versuche ein einigermaßen befriedigendes Resultat, wobei es auch gleichgiltig schien, ob man mit kohlensaurem oder mit warmen, mittelst Kalk aus schwefelsaurem Ammoniak, oder Chorammonium entwickeltem Ammoniak arbeitete. Jeder Fabrikant muß aber auf der Stelle begreifen, daß nach einer solchen Methode die Darstellung von täglich einigen Centnern von Blutlaugensalz eine Unmöglichkeit ist. Hiermit soll jedoch keineswegs behauptet werden, daß überhaupt auf diesem Wege das Ziel nicht erreicht werden könne; ich habe nur begreiflich machen wollen, wie der Fabrikant, trotz aller in Aussicht gestellten Vortheile seine bisher befolgte Methode nicht so leicht aufgeben kann, und Theoretiker nicht überall Recht haben, ihm Indolenz vorzuwerfen. Dennoch aber glaube ich, daß das in Rede stehende Verfahren unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient. Dies ergibt sich sehr leicht aus der nachstehenden Berechnung für einen Jahresbetrieb von 25,000 Kilogr. Blutlaugensalz.

Alles Uebrige gleich gesetzt sind bei dem gegenwärtigen Verfahren hierzu erforderlich:

192,300 Kilogr. Thierstoffe,
nach der vorgeschlagenen Methode 120,000 „

Unterschied 72,300 Kilogr. Thierstoffe.
50 Kilogr. Thier. $1\frac{1}{2}$ macht Thier. 2170 — eine gewiß nicht unbedeutliche Summe für eine noch keineswegs große Fabrik. Von einem andern, mit der vorgeschlagenen Methode verbundenen Vortheile wird später die Rede sein.

2. Das Kalium. Wie groß auch die Verluste

sein mögen, die dem Fabrikanten aus der nur theilweisen Verwerthung des aufgewendeten Stickstoffs erwachsen, so stehen diesen doch noch andere zur Seite, die noch mehr ins Gewicht fallen. Sie betreffen die Potasche. Es muß in der That eine auffallende Erscheinung genannt werden, daß man seither dem Verschwinden der Potasche während des Betriebes noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es ist kaum anzunehmen, daß man diesen Verlust nicht beobachtet haben sollte; allein indem man darauf verzichtete, sich Rechenschaft davon abzulegen, scheint man auch von vornherein die Hoffnung aufgegeben zu haben, ihn zu beseitigen oder zu umgehen. In welcher Weise, in welcher Form sich die Potasche entfernt, hierüber existiren, genau genommen, nur Mythen. Hoeßlmeier und Pruckner sagen zwar: von der Potasche gehen 15—30 % verloren; es ist aber nicht ersichtlich, ob sich dies auf jede Schmelze, auf die Potasche überhaupt, oder auf das in das Blutlaugensalz übergehende Kalium bezieht; für die Beobachter selbst, wie auch für Andere ist diese Angabe eine unfruchtbare geblieben. Wenn bei der Verleitung der Schmelzen, außer den kleinen, bei jedem Betriebe vorkommenden Verlusten, andere nicht stattfänden, so würde auch die Schmelze einen anderwelten Verlust an Kali nicht haben, als dasjenige, welches als Blutlaugensalz daraus abgeschleiden wurde, so daß man dem Blausalze *) nur die Menge von Potasche zuzurechnen brauchte, die als Blutlaugensalz abgegangen war, um die für eine neue gleich schwere Schmelze nöthige Potasche wieder zu haben; oder mit andern Worten: der tägliche Aufwand an Potasche darf in diesem Falle die tägliche Ausbeute an Blutlaugensalz, den Äquivalenten nach, nicht übersteigen. Diesen gewiß ganz richtigen Satz strast jedoch die Erfahrung täglich Lügen. Um den Betrieb an courant zu erhalten, muß man täglich mehr als doppelt so viel Potasche zusetzen, als Blutlaugensalz gewonnen wird. Man könnte meinen, daß das unvollkom-

mene Auslaugen der Schmelzrückstände diesen Verlust herbeiführe. Das Auswaschen mit warmem Wasser wird jedoch so lange fortgesetzt, bis die Lauge keine Gräbigkeit mehr zeigt, was für genügend angesehen werden muß, da die Kaltverbindungen leicht löslich sind, und bei einem ferneren Auswaschen die Kosten der Abdampfung nicht gedeckt werden würden. Was also hierbei an Kali in den Rückständen belassen wird, ist also wenig, aber als verloren zu betrachten. Da man sich aber nicht vorstellen konnte, daß diese Verluste einen so hohen Betrag, wie oben angegeben, erreichten, so nahm man an, das Kali werde während des Schmelzens einfach verflüchtigt. In derselben Weise sah ich die Sache bei der Eröffnung der hiesigen Blutlaugensalzfabrik an. Es wurden täglich etwa 150 Kilogramm Blutlaugensalz dargestellt, und dem entsprechend betrug die tägliche Zufuhr an frischer Potasche 330 Kilogramm, im Mittel. Wenn man nun auch wegen der fremdartigen Stoffe, die die Potasche stets enthält, auf 1 Kilogramm Blutlaugensalz 1 Kilogramm Potasche rechnen könnte, so übersteigt der Verbrauch an letzterer den Bedarf täglich um 180 Kilogramm. Wenn es mir schon schwer fiel, an eine so bedeutende Verflüchtigung der Potasche zu glauben, ohne daß man sie in der nächsten Umgebung des Schornsteins in irgend einer Form der Condensation wieder wahrgenommen hätte, so fiel es mir fast noch schwerer, dieselbe so ohne Weiteres auch für alle Zukunft verloren geben zu sollen. Ich ließ daher zwischen der Schmelzschale und dem Schornsteine eine große Kammer auführen, durch welche die aus der Schmelze aufsteigenden Dämpfe und Gase ihren Weg nehmen und sich daselbst, theils wegen der durch die Erweiterung des Feuerzugs bewirkten Abkühlung, theils auch wegen der hierdurch bewirkten verminderten Geschwindigkeit der Luft, wenigstens zum großen Theile condensiren mußten. In dieser Weise wurde sechs Tage hindurch geschmolzen und dann die Kammer aufgebrochen. Der Rechnung nach hatten sich in dieser Zeit $6 \times 180 = 1080$ Kilogramm Kaltverbindungen finden müssen, aber es fand sich — Nichts; die Wandungen der Kammer waren nur mit einem weißlichen Anfluge bedeckt; man würde Mühe

*) Blausalz nennt man in dem Blutlaugensalzbetriebe das durch Abdampfen der Lauge, aus welcher das Blutlaugensalz abgeschleiden wurde, wiedererhaltene Salzgemenge.

gehabt haben, auch nur Ein Kilogramm. Potasche zusammenzubringen. Aus aller zum Verschmelzen gekommenen Potasche hatte sich unmittelbar da, wo die Feuerluft die Schmelzschale verläßt, etwa 1 Procent als Chlorcalcium mit Spuren von Chancallium angelegt. Durch Verflüchtigung während des Schmelzprocesses geht also keine Potasche verloren, eine Behauptung, die später durch den bereits oben angeführten Versuch über die Bildung von Ammoniak während des Schmelzens, ihre vollkommenste Bestätigung gefunden hat. Die Potasche mußte sich also in einer anderen Form dem ferneren Betriebe entziehen. Sie konnte nur noch in den in Wasser unlöslichen Rückständen vermuthet und aufgesucht werden. Mit Rücksicht hierauf unternahm ich die Untersuchung einiger Schmelzen.

1. Eine Schmelze aus 200 Kilogramm. Potasche, 160 Kilogramm. halbverdicten Thierstoffen und 20 Kilogramm. metallischem Eisen bereitet wog 206 Kilogramm. Da nach den bereits mitgetheilten Ergebnissen während des Schmelzens, außer kleinen Mengen von Chlorcalcium, andere Kaliverbindungen nicht entwickeln, so darf man annehmen, daß in dieser Schmelze alle aufgewendete Potasche enthalten war, also 97 % derselben ausmachte.

50,00 Grm. dieser Schmelze wurden, wie beim technischen Betriebe üblich, mit lauwarmem Wasser ausgewaschen, das Filtrat mit kohlensaurem Ammoniak versetzt, zur Trockne verdampft und gelinde geglüht. Es wurden so erhalten: 38,40 Grm. auflöslliche Salze. Der bei 150° C. getrocknete unlösliche schwarze Rückstand wog 14,00. Im Ganzen waren also wieder erhalten 52,40 Grm. Der Ueberschuß von 2,4 Grm. rührt größtentheils von wieder aufgenommener Kohlensäure her.

Der Einfachheit wegen kann man die auflösllichen Salze als Potasche plus Blutlaugensalz ansehen. Die Schmelze zu 12 1/2 % krystallisirten = 10,90 % wasserfreiem Blutlaugensalz angenommen, würden obige 38,4 Grm. Salze aus 32,95 Grm. Potasche und 5,45 Grm. Blutlaugensalz bestehen. Verwandelt man letzteres in kohlensaures Kali, so erhält man 4,09 Grm. = 5,34 Grm. Potasche mit 20 % fremden Stoffen und daher als Gesamtmenge der wiedergefundenen Potasche: 38,29 Grm.

In 50 Grm. Schmelze waren enthalten: 48,50 Grm. Potasche; der Verlust beträgt also 10,21 Grm. Auf 6,25 Grm. krystallisirtes Blutlaugensalz sind hier demnach verwendet worden:

a. an eigenem Gehalte . . .	5,34 Grm.
b. an Potasche	10,21 .

im Ganzen 15,55 Grm.

b. h. auf 1 Theil Ferrocyankallium 2,5 Theile Potasche.
2. 50 Grm. einer Schmelze, bereitet aus 200 Kilogramm. Blausalz, 50 Kilogramm. Potasche, 250 Kilogramm. wollener Lumpen, 22,5 Kilogramm. metallischen Eisens, und 248,75 Grm. wiegend, also 97,5 % Potasche enthaltend, wurden wie oben behandelt und gaben:

36,00 Grm. auflöslliche Salze und
17,80 . . . unlöslichen Rückstand,

53,80 Grm.

Nimmt man die Schmelze zu 10,9 % wasserfreiem Ferrocyankallium, so sind hier 35,89 Grm. Potasche wieder erhalten worden. Angewendet waren 47,42 Grm., der Verlust beträgt 11,53, hierzu die im Blutlaugensalz enthaltene Potasche 5,34, im Ganzen 16,87. Hier kommen auf 1 Th. Blutlaugensalz 2,7 Th. Potasche.

Aus der Uebereinstimmung der Resultate vorstehender Analysen darf man nicht schließen wollen, daß die Verhältnisse zwischen Ausbeute an Blutlaugensalz und Verbrauch an Potasche constant seien; im Gegentheil kommen hier die größten Abweichungen, je nach Art der Materialien, die verschmolzen werden, vor; je reiner diese sind, um so vorthellhafter wird der Betrieb. So ließ sich aus der Schmelze einer süddeutschen Fabrik, die aus 100 Th. Potasche und 150 Th. Blut bereitet worden war, erkennen, daß diese Fabrik auf 1 Th. Blutlaugensalz nur 0,96 Th. Potasche verbrauchte; dagegen aus der einer andern Fabrik, daß auf 1 Th. Blutlaugensalz 2,1 Th. Potasche kamen. In dem Betriebe der hiesigen Fabrik nahm man an, daß auf 1 Th. des erstern 2,2 Th. der letztern aufgehen.

Ferner gab der mit Salzsäure behandelte Rückstand der Schmelze Nr. 1 6,91 Grm. kohlensaures Kali; diesen,

um Potasche zu repräsentiren, der 4. Theil = 1,75 für die fremden Stoffe zugelegt, erhält man 8,66 Grm. Potasche. Oben waren erhalten 38,29 Grm., im Ganzen 46,95. Angewendet 48,50, mithin 1,55 Grm. Verlust, welcher als durch Verflüchtigung von Chlor- und Chankallium entstanden angesehen werden kann.

Der Rückstand der Schmelze Nr. 2 = 17,8 Grm. gab, mit Salzsäure digerirt, zur Trodne verdampft, in Wasser gekocht u. s. w. 7,20 Grm. kohlensaures Kall = 9,00 Grm. Potasche. Oben sind erhalten worden 35,89 Grm., im Ganzen 44,89. Angewendet 47,42, mithin 2,53 Grm. durch Verflüchtigung entstandener Verlust.

Ich bin weit davon entfernt, diese Zahlen als etwas Absolutes oder Definitives hinstellen zu wollen; die Verwandlung, die einerseits die Potasche während des Schmelzens durch die Entstehung von Chankallium, Schwefelkallium und Aetkall, andererseits die von der Schmelze erhaltene Auflösung der Salze während der Analyse durch die Bildung von kohlensaurem und unterschwefelsaurem Kall erleidet, läßt dies nicht zu; allein ich halte sie für genügend zum Beweise, daß Potasche während des Betriebes verschwindet und daß sie, mit Ausnahme kleiner Mengen von Chlor- und Chankallium, in die schwarzen unlöslichen Rückstände übergeht.

Die Menge Rückstand, die eine Schmelze liefert, ist äußerst verschieden; es hängt dies lebhaft von der Reinheit der zum Verschmelzen angewendeten thierischen Stoffe ab; ich habe Schmelzen mit 18 % und solche mit 38 % Rückstand beobachtet; als Mittel dürften vielleicht 33 % Rückstand anzunehmen sein. Ebenso verschieden ist auch der Gehalt dieser Rückstände an kohlensaurem Kall; bei den von mir vielfältig untersuchten Rückständen wechselte er zwischen 22 und 42 %; eine Schmelze gab selbst einen Rückstand, der 58 % kohlensaures Kall enthielt; dies rührte jedoch wahrscheinlich von einem unvollkommenen Auslaugen der Schmelze her; man wird von der Wahrheit nicht sehr abweichen, wenn man als mittleren Gehalt 30 % annimmt. Unter dieser Voraussetzung würden bei jeder Schmelze 10 % kohlensaures Kall = 12,5 % Potasche verloren gehen. Wird berücksichtigt, daß man, wenn man, wie dies öfters der Fall ist, nur mit 12 1/2 %

Blutlaugensalz-Ausbeute arbeitet, um 100 Th. dieses Salzes zu bekommen, acht Schmelzen darstellen muß, so findet man auch hier, daß auf 1 Th. Blutlaugensalz nahezu 2 Th. Potasche verbraucht werden. Wie erheblich der durch das Vorhandensein der Kieselsäure bedingte Verlust ist, läßt sich erst dann vollständig übersehen, wenn man in Rechnung nimmt, wie viel Potasche eigentlich auf ein gegebenes Quantum Blutlaugensalz aufgehen sollte. 100 Th. Ferrochankallium entsprechen nahezu 75 Th. kohlensaurem Kall; enthält die Potasche 80 % kohlensaures Kall, so sind von einer solchen für 100 Th. Ferrochankallium 93,75 Th. erforderlich; in der Wirklichkeit werden aber verbraucht 220 Th., Unterschied = 126,25 Th. Eine Fabrik, die jährlich 25,000 Kilogr. Blutlaugensalz darstellt, consumirt daher über das theoretische Bedürfniß hinaus jährlich 31,562 Kilogr. Potasche; rechnet man 50 Kilogr. Thlr. 10, so ergibt sich ein Verlust an Potasche von Thlr. 6312,5, eine Summe, welche die durch den noch fraglichen Verlust — fraglich insofern, als es noch nicht ausgemacht ist, daß an Sticksstoff erspart werden kann — herbeigeführten um das Dreifache übersteigt. Wenn man auch zugeben will, daß die eine oder andere Fabrik mit geringerem Potascheverbrauch arbeitet, so bleibt es doch nichts desto weniger eine sehr auffallende Erscheinung, daß man seine Aufmerksamkeit immer nur auf eine Ersparniß an den Sticksstoffmaterialien, und nicht auch an Potasche gerichtet hat, obgleich letztere nicht allein wichtiger ist, sondern auch weit mehr Aussicht auf Realisation darbietet. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung scheint darin zu liegen, daß es dem Fabrikanten unter allen Umständen sehr leicht wird, sich die nöthige Potasche zu verschaffen, wogegen die Beschaffung der nöthigen Sticksstoffmaterialien ihm nicht selten große Schwierigkeiten bereitet.

Nachdem nun einmal nachgewiesen worden ist, daß die Potasche als kieselensaures Kall in den ungelösten Rückständen verbleibt, muß die Frage entstehen, ob sie aus diesen nicht mit Vortheil wieder abgesehieden und nutzbar gemacht werden kann. Am einfachsten, sollte man meinen, müßte es sein, den Rückstand mit Schwefelsäure zu be-

handeln und schwefelsaures Kali darzustellen. Einem solchen Verfahren tritt jedoch der Umstand entgegen, daß diese Rückstände neben Kali noch eine große Menge anderer Basen, namentlich Kalk und Eisen enthalten, welche in den meisten Fällen eine so bedeutende Menge von Schwefelsäure in Anspruch nehmen, daß das erzielte schwefelsaure Salz (Sulphat) kaum die Kosten für die aufgewendete Schwefelsäure, geschweige denn die sonstige Arbeit deckt. Ebenso wenig zeigte es sich praktisch ausführbar, die Rückstände durch Aussetzen an der Luft eine Zersetzung erleiden zu lassen, nach welcher man dann das kohlen saure Kali hätte auswaschen können. Die Rückstände auf Alaun zu benützen, ist wieder wegen ihres großen Kalk- und Eisengehalts nicht ausführbar. Unter diesen Verhältnissen blieb dann auch hier nichts anders übrig, als diese Rückstände als Düngmaterial zu verkaufen, wie man dies auch anderwärts, vielleicht ohne zu wissen, einen wie großen Werth an Potasche man für ein Geringes dahingab, thut.

Im Sommer 1856 mit der künstlichen Darstellung von Portlandcement beschäftigt, fand ich, daß wenn man die gebrannten und alkalisirten Cemente mit einem Ueberschuß von Wasser behandelt, das Alkali aus seiner Verbindung mit Kieselsäure, indem diese in den vorhandenen freien Kalk tritt, ausgeschieden wird. Ich gestehe offen, früher an eine solche Umsetzung, die wohl allen Chemikern bekannt sein mag, nicht gedacht zu haben, so daß es mir nicht befallen konnte, sie zur Zersetzung der Rückstände behufs Ausscheidung des Kalis anzuwenden. Allein es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß durch eine Behandlung der Rückstände in der Wärme mit Aetzkalk ihre vollständige Zerlegung in kiesel sauren Kalk und freies Aetzkalk bewirkt werden kann, und überdies hat auch Meyer in Berlin den Aetzkalk ebenfalls benutzt, um aus dem Feldspath das Kali behufs Darstellung von Potasche abzuscheiden. Wenn aber diese Methode bei Feldspath anwendbar ist, dann muß sie es noch mehr bei den Rückständen sein, in welchen sich das kiesel saure Kali bereits im Zustande höchster Zerkleinerung befindet. Leider standen mir zur Zeit, als ich auf diesen Weg geleitet worden war, schwarze Rückstände, um selbst Versuche anstellen und

genauere Angaben machen zu können, nicht mehr zu Gebote. Der Kalkzuschlag bemißt sich lediglich nach dem Kalkgehalte des Rückstandes, so daß jedesmal eine Analyse desselben vorzunehmen ist. Wie wenig man bisher die Zusammensetzung dieser Rückstände gekannt hat, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß man sie noch heute selbst in sehr schätzbaren Werken als eine zum Entfärben besonders wirksame Kohle empfohlen findet; sie enthalten aber selten mehr als 8% meistens aber weniger als 5% Kohle.

Schlußbemerkungen.

Nach Liebig, in dem Artikel „Blutlaugensalz“, (Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie von Liebig, Wöhler und Poggenbors,) würde die Darstellung durchaus keine Schwierigkeiten mehr darbieten, wenn es den Fabrikanten nur gefallen wollte, überall nach den hier ertheilten Rathschlägen und Andeutungen zu verfahren. Aber wie wenig es mir auch beikommen mag, die aufgestellten Theorien zu beweisen, so will ich mir doch erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß die Erfolge nur unter Bedingungen und Voraussetzungen zu erzielen sein dürften, welche die Praxis kaum, vielleicht gar nicht zu erfüllen vermag.

So soll man, nach Liebig, die Schmelzungen in verschlossenen Gefäßen vornehmen; allein die Erfahrung hat ausreichend die Unausführbarkeit dieses Verfahrens bewiesen. Die Reduktion des Kallums geht erst bei einer Temperatur vor sich, wo auch das Eisen anfängt zu schmelzen; durch Einwirkung der Kohle auf das schwefelsaure Kali und des Schwefels der Stickstoffmaterialien auf das kohlen saure Aetzkalk entstehen große Mengen von Schwefelkallum, welches in seiner Einwirkung auf das Eisen dieses noch leichtflüssiger macht. So hielt bei mir ein eiserner Kessel von 3" Bodendicke nicht einmal zwei Operationen aus, obgleich der Schmelze eine verhältnismäßige Menge metallisches Eisen, um die Bildung von Schwefeleisen in der Masse selbst zu vermitteln, zugesetzt worden war; auch war sie weder das eine noch das andere mal hinreichend flüssig geworden, was auf die Bildung

von Chankallum von großem Einflusse zu sein scheint, da beide nur zwischen 8 und 9% krystallisirtes Blutlaugensalz enthielten. Auch mit dem Zuzage von metallischem Eisen hat es eine eigene Verwendung; ich fand es noch in einer Schmelze, die nur 3% davon bekommen hatte und aus einer sehr viel schwefelsaures Kali enthaltenden Potasche bereitet worden war.

Ferner empfiehlt Liebig, für die Schmelzungen gereinigte Potasche anzuwenden. Wenn man auch zugeben muß, daß Chlorkalium beim Schmelzen kein Blutlaugensalz liefert, so ist doch auch seine Anwesenheit auf die Bildung desselben ohne Einfluß, schon deshalb, weil es größtentheils, während die Potasche in Fluß gebracht wird, und noch ehe die Stickstoffmaterialien zugesetzt werden, sich verflüchtigt. Entschieden nachtheilig dagegen ist in der Potasche die Kieselsäure; es würde ein unschätzbare Gewinn sein, dieselbe gänzlich ausschließen zu können. Wäre dies nun auch mit der in der Potasche enthaltenen durch eine vor- ausgehende Reinigung thunlich, so ist dies doch nicht mit der, die durch die Stickstoffmaterialien der Schmelze zugeführt wird, der Fall, und hiergegen ist die Menge der in der Potasche enthaltenen Kieselerde verschwindend klein. Ganz ähnlich wie mit der Kieselsäure verhält es sich mit der Schwefelsäure der Potasche. Wenn sie nur dadurch nachtheilig wirken soll, daß sich während des Schmelzens Schwefelkalium daraus bildet, so ist mit der Entfernung derselben mit nichts die Bildung von Schwefelkalium vermieden, weil die Stickstoffmaterialien weit größere Mengen von Schwefel enthalten, als in irgend einer Potasche Schwefelsäure gefunden wird. Unter diesen Verhältnissen muß es Jedem klar sein, daß die Anwendung gereinigter Potasche zum Verschmelzen der thierischen Rohstoffe keine Vortheile darbietet. Ein Anderes wäre es, wenn sich das zuletzt von Dr. Karmrodt empfohlene Verfahren als ausführbar erweisen sollte. Hier würde gereinigte Potasche ganz am Platze sein, weil hier nur mit kohlensaurem Ammoniak operirt und der Potasche durch die gewöhnlichen Stickstoffmaterialien keine Kieselsäure zugeführt wird. (Polyt. Centralhalle, 1858, Nr. 2, 3 u. 4.)

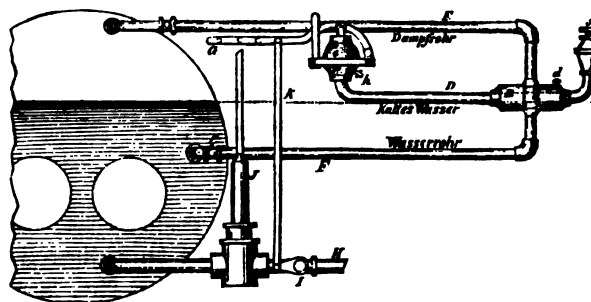
Notizen.

Wasserstandberegulator für Dampfkessel.

Non Lapham.

Dieser einfache und selbstwirkende Apparat zur Speisung der Dampfmaschinenkessel besteht aus einem Cylinder B, durch welchen eine Röhre A, D geht und der durch zwei andere Röhren E und F mit dem Dampf und dem Wasser im Kessel communicirt. Die Röhre A, D ist mit kaltem Wasser gefüllt. Wenn der Wasserstand im Kessel unter den niedrigsten Punkt gesunken ist, so bringt der Dampf mittelst der unteren Röhre F in den Cylinder B, wo er die Röhre A, D erwärmt, deren ausgedehntes Wasser einen Scheider e von Kautschuk hebt. Die Bewegung dieses Scheiders wird mittelst eines Systems von Hebeln dem Speiseventil I mitgetheilt.

Die Figur zeigt die Details der Einrichtung dieses Apparates, über dessen Benutzung wir nun das Erforderliche folgen lassen.



Man schraubt die beiden Deckel ab, welche die Oeffnungen f und h verschließen und gießt alsdann durch f kaltes Wasser in die Röhre A, D. Die in dieser Röhre enthaltene Luft entweicht durch die Oeffnung h, welche man verschließt, sobald das Wasser den Scheibel oder den Kolben o berührt. Man fährt fort, A, D zu füllen, und wenn das Wasser durch f austreten will, so besetzt man den Deckel und verkittet ihn mit Werg. Diese Anordnung ist eine bleibende.

Man öffnet hernach die Hähne b und c der Dampf- und Wassertöhrn E und F; man schraubt den Stöpsel, der die Oeffnung d am Cylinder B verschließt, los, bis der Dampf entweicht, worauf man sie wieder sehr fest verschraubt. Diese Arbeit muß jeden Morgen vorgenommen werden.

Das Wasser in dem Cylinder B oder in der Röhre F setzt sich mit dem im Kessel enthaltenen ins Niveau, aber in dem Cylinder B ist es kalt genug, um keinen Einfluß auf das in der Röhre A, D enthaltene auszuüben. Sinkt nun der Wasserstand im Kessel unter den Cylinder B hinab, so wird derselbe mit Dampf gefüllt, welcher das Wasser in der Röhre A, D erwärmt und ausdehnt. Dieses ausgedehnte Wasser hebt den Kolben e und mit ihm den Hebel G, welcher den Hahn I öffnet und somit die Communication zwischen der Speiseröhre H und der Pumpe J regulirt. Die Speisung beginnt und dauert fort, bis das Wasser im Kessel von Neuem den Normalstand erreicht hat, somit wieder in den Cylinder B gelangt und A, D abkühlt. Der Kolben e wird alsdann durch den atmosphärischen Druck gesenkt und der Hebel G in seine horizontale Stellung zurückgeführt.

(Dingler's polyt. Journ., Bd. 147, S. 5.)

Verfahren, Wachs auf seine Reinheit zu untersuchen.

Von Hrn. Professor Dr. v. Fehling.

Das Wachs wird bei seinem verhältnismäßig hohen Preise bekanntlich häufig verfälscht; als betrügerische Zusätze dienen zuweilen Stärkmehl verschiedener Art, Gyps, Thon u. s. w. oder selbst nur Wasser. Die Gegenwart der festen Körper läßt sich natürlich leicht entdecken, es genügt, das Wachs in Terpentinöl, Benzol oder einem andern passenden Mittel zu lösen, wobei dann die fremden Stoffe zurückbleiben. Auch Wasser, das oft dem Wachs beim Erkalten eingerührt wird, um sein Gewicht zu vermehren, scheidet sich ab beim Schmelzen des Wachses. Schwieriger zu erkennen ist die Verfälschung, wenn Körper zugelegt wurden, die ihrer Natur und ihren Eigen-

schaften nach dem Wachs ähnlich sind, wie Fette oder Fettsäuren, Harz u. dgl.; solche Körper werden aber gerade deshalb vorzugsweise dem Wachs beigemengt, namentlich Stearinsäure (Stearin des Handels), Talg und Harz, besonders Fichtenharz.

Man hat vielfache Methoden angegeben, die Gegenwart dieser Körper nachzuweisen; besonders auf Stearinsäure wird die Untersuchung mit kohlensaurem Alkali, mit Kalkwasser, mit Alkohol u. a. m. empfohlen. Da das reine Wachs einen Körper, die Cerotinsäure enthält, welcher gegen die genannten Lösungsmittel ein ähnliches Verhalten zeigt, wie Stearinsäure, so ist es nach den bekannten Methoden nicht möglich, auch nur mit annähernder Sicherheit die Verfälschung mit letzterer Säure nachzuweisen, wenn deren Menge weniger als 10 Procent beträgt, eine Verfälschung, die bei vielen Verwendungen des Wachses noch erheblich genug ist. Die Stearinsäure unterscheidet sich jedoch von der Cerotinsäure des Wachses dadurch, daß sie aus der Lösung in kaltem Alkohol durch Zusatz von Wasser abgeschieden wird, während die Cerotinsäure sich wohl in heißem Alkohol löst, beim Erkalten aber so weit abscheidet, daß durch Zumischen von Wasser nicht viel mehr sich abscheidet. Kocht man daher reines Wachs 4 — 5 Minuten mit dem 20fachen Alkohol und läßt die Flüssigkeit durch mehrstündiges Stehen vollständig erkalten, filtrirt dann ab und versetzt das klare Filtrat mit Wasser, so wird, wenn das Wasser rein war, die Flüssigkeit sich nur wenig trüben; enthält das Wasser Stearinsäure, so scheidet diese sich bei Zusatz von Wasser in Flocken ab, so daß, wenn das Wachs auch nur 1 Proc. Stearinsäure enthält, eine starke unverkennbare Trübung entsteht. Man wird daher bei Vergleichung mit reinem Wachs nie über die Gegenwart von Stearinsäure im Zweifel sein, auch wenn seine Menge weniger als 1 Procent betrug. In gleicher Weise wie Stearinsäure läßt sich leicht die Gegenwart von Fichtenharz und Aehnlichem im Wachs bestimmen.

Etwas weniger einfach ist die Untersuchung von Wachs bei einer Beimengung von Talg, da dieses Fett sich in Alkohol nicht merkbar löst. Um es aufzufinden, muß man es zuerst durch Verseifung in Fettsäuren über-

führen; hierbei ist aber ein zu langes Kochen mit Alkali oder Anwendung von zu starker Lauge zu vermeiden, weil sonst das reine Wachs verändert wird. Wiederholte Versuche von Dr. Marx haben gezeigt, daß folgendes Verfahren genaue Resultate gibt.

Man kocht 2 Gramm Wachs mit 100 Cub.-Cent. verdünnter Natronlauge, welche 0,4 Gr. reines Natronhydrat (NaO.HO) enthält (in 1 Liter Flüssigkeit 4 Gramm) etwa 2 — 3 Minuten, übersättigt die Masse mit verdünnter Säure und erwärmt. Das abgeschiedene Wachs wird nach dem Erkalten abgenommen, mittelst Filtrirpapier abgetrocknet und dann, wie oben angegeben, durch Auskochen mit Alkohol, Versetzen der erkalteten Flüssigkeit mit Wasser weiter untersucht. Die angegebene Reaktion zeigt sich sehr stark noch, wenn das Wachs auch nur 1 Procent Talg enthält.

Versuche, die Quantität der dem Wachs zugesetzten fremden Substanzen nach dem angegebenen Verfahren zu bestimmen, sind noch nicht angestellt, zunächst ist es von Wichtigkeit, ihre Gegenwart mit Sicherheit nachweisen zu können.

(Württemberg. Gewerbebl., 1858, S. 52.)

Neue Milchprobe.

Von J. Gadé.

Bei der Untersuchung der Milch auf Verdünnung mit Wasser handelt es sich gewöhnlich um Schnelligkeit und leichte Ausführbarkeit auch von nicht eingeweihten Personen, so wie es der Fall ist bei Untersuchungen der am Morgen in die Stadt gebrachten Milch von Seite der Polizeibehörde. Schon längst damit beschäftigt, ein solches Mittel ausfindig zu machen, kam der Verfasser auf den Gedanken, eine Auflösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd, die er schon lange bei Gärnanalysen zur vorläufigen Untersuchung des Harns anwandte, zu versuchen, und fand den Erfolg seinen Erwartungen ganz entsprechend. Die von ihm angewendete salpetersaure Quecksilberlösung ist folgende: Man nehme 7,5 Gramme Quecksilber, löse dasselbe unter Mitwirkung schwacher Wärme in 15 Grm.

gewöhnlicher Salpetersäure von etwa 1,307 spec. Gewicht oder 40° Becl auf, und füge dann 77,5 Grm. Wasser, oder überhaupt so viel davon hinzu, um im Ganzen 100 Grm. Auflösung zu bekommen.

Von dieser Probestlüssigkeit sind schon 2 Tropfen hinreichend, um 1 Grm. gute Milch zu zersetzen, und, was fällbar darin ist, niederzuschlagen. 20 Grm. der zu untersuchenden Milch werden in ein Reagens- oder sonstiges Glas gegossen, das doppelte Volumen Wasser hinzugefügt und dann während des Umrührens mit einem Glasstäbchen die Probestlüssigkeit tropfenweise bis zur völligen Ausscheidung des Caseins u. s. w. zugegossen, was leicht zu erkennen ist an dem Zusammenziehen des Coagulums in groben Klöcken, und dem hellen Abfließen der Flüssigkeit bei dem Eintauchen des Glasstäbchens.

So lange die Fällung nicht vollständig ist, zeigt sich die am Glasstäbchen ablaufende Flüssigkeit mehr oder weniger weiß oder opalisirend, und wird erst dann bei weiterem Zugießen der Probestlüssigkeit hell. Bei guter, unvermischter Milch verlangen 20 Grm. 40 Tropfen der Probestlüssigkeit.

Der Verfasser hat sich durch vielseitige Versuche überzeugt, daß, um die Ausscheidung vollständig und recht sichtbar zu machen, eine gewisse Verdünnung der Milch zuvor nothwendig ist, dieses hat aber auch seine Grenzen, um die Wirkung der Probestlüssigkeit nicht zu sehr zu schwächen. Ein Zusatz von 1, aber noch besser von 2 Raumtheilen Wasser zu der zu untersuchenden Milch ist hinlänglich, und Wärme braucht nicht angewendet zu werden. (Aus der schweiz. Zeitschrift für Pharmacie 1857 Nr. 23.)

Ueber Stempelschube für Pulvermühlen.

Von Bruno Aeri,

Hüttenmeister in Glauenthal.

Das öftere Vorkommen von Explosionen in der Lauthenthaler Pulvermühle, wo ein Theil des für den Oberharzer Bergbau erforderlichen Grubenpulvers aus 62,31 Proc. Salpeter, 21,28 Proc. Kohle und 16,41

Proc. Schwefel fabricirt wird, fand der Verf. hauptsächlich begründet in dem früher üblichen Verfahren der Salpeteraffination und der Beschaffenheit der Stempelschuhe der Stampfwerke. Letztere waren aus einer Art Speise dargestellt, welche zu Altenauer Silberhütte durch Reduction nickelhaltiger Kupfergaarschlacken und Verblasen des dabei erhaltenen Regulus im kleinen Gaarheerde bei Zusatz von mehr oder weniger Glimmerkupfer erhalten war. Einen solchen Stempelschuh fand der Verf. zusammengesetzt aus:

Kupfer . . .	64,9
Antimon . .	19,3
Blei	11,1
Nickel und Eisen	5,5

100,8

Derselbe zeigte Erhabenheiten und Vertiefungen, also härtere und weichere Stellen.

Die Salpeteraffination bestand in Lautenthal früher darin, daß man ziemlich reinen Rohsalpeter in Fässern mit kaltem Wasser behandelte und dadurch die Chloralkalien auswusch. Bei diesem Verfahren wurden während des Transportes hineingekommene fremde Substanzen (Sand, kleine Nägel etc.) aus dem Salpeter nicht entfernt. Kammen dieselben dann bei der Pulverbereitung unter die Stellen, welche harten Stampfen, so waren alle Bedingungen zur Entstehung von Explosionen vorhanden.

Seltdem man die Stempelschuhe aus Bronze herstellt hat, den Salpeter durch Auflösen, Filtriren, Krystallisiren etc. reinigt, und die Verkohlung des Eichenholzes, statt in mit Heide bedeckten Meilern, in gußernen Kesseln vornimmt, sind Explosionen nicht vorgekommen. Veranlassung kann jedoch bei aller Vorsicht die Eigenschaft des Holzkohlenpulvers geben, Gase zu absorbiren und dabei sich bis zur Selbstentzündung zu erwärmen. (Erdmann's Journal für ökonom. und techn. Chemie, Bd. 10, S. 324; Bd. 12, S. 467; Erdmann's Journ. für prakt. Chemie, Bd. 9, S. 101.) Von Einfluß auf diese Entzündung ist die Verkohlungsart, die Masse des zusammengehäuften Kohlenpulvers, besonders aber die Frische der Kohlen. Man muß deshalb die Kohlen nach ihrer

Bereitungsart längere Zeit liegen lassen, damit sie Luft und Feuchtigkeit aufnehmen; in Belgien läßt man wohl durch die frisch bereiteten Kohlen Wasserdampf gehen.

Ein Zusatz von Salpeter und Schwefel benimmt zwar der Kohle die Eigenschaft sich freiwillig zu entzünden, allein es finden immer noch Gasabsorption und Entzündung statt, die durch die Stempelschläge bis zur Entzündung des Pulvers gesteigert werden kann.

Wie die Erfahrung der Lautenthaler Pulvermühle ergeben hat, pflegt der Moment die Entzündung zu begünstigen, wo man die trocknen gestampften Pulvertraßen befeuchtet hat und die Stempel wieder anläßt. Das gehörige Feuchterhalten der Masse unter den Stampfen ist ein Haupterforderniß.

(Berg- u. Hüttenm. Zeitung, 1857, Nr. 24.)

Ueber die Nachweisung einer Verfälschung des Leberthrans mit Harz.

Von Prof. Pöttger
in Frankfurt a. M.

Der Leberthran kommt in neuerer Zeit sehr häufig mit Colophonium verfälscht im Handel vor. Da nun, den Beobachtungen des Verfassers zufolge, reiner Berger Leberthran, hellgelber sowohl, wie bräunlich gelber, bei einer Temperatur von $+14^{\circ}$ R. genau 15 Volumen reinsten Essigäthers von 0,890 spec. Gewicht zu seiner vollkommenen Lösung bedarf, dagegen ein absichtlich mit Colophonium versetzter Essigäther ein weit größeres Lösungsvermögen für Leberthran besitzt, so zwar, daß ein solcher Essigäther willkürlich große Mengen Leberthran aufzunehmen vermag, ohne im mindesten getrübt zu werden, so erschien dem Verfasser reiner, zweimal rectificirter Essigäther von obigem spec. Gewicht als das geeignetste Mittel, um eine Beimischung von Colophonium im Leberthran mit Leichtigkeit zu entdecken. Zu dem Ende hat man sich nur mit einer genau etgetheilten, circa $\frac{1}{2}$ Zoll weiten und 1 Fuß langen gläsernen Meßröhre zu versehen und dann folgendermaßen zu verfahren: Man nimmt zu einem

Versuche ungefähr $\frac{1}{2}$ Cubitzoll von dem zu prüfenden Äther, setzt dazu 15 gleiche Raumbteile reinen Essigäther von 0,890 spec. Gewicht, verschließt die Meßröhre mit dem Daumen, schüttelt tüchtig um, prüft mittels eines Thermometers, ob der Inhalt der Meßröhre genau die Temperatur von $+14^{\circ}$ R. zeigt (wo nicht, so sucht man durch geeignete Mittel diese Temperatur hervorzubringen) und läßt das Ganze etwa 1 Minute lang ruhig stehen. Erscheint der Inhalt der Meßröhre nach dieser Zeit vollkommen wasserklar und ungetrübt, so war der untersuchte Äther rein; hätte man dagegen nur etwa 12 Volumen Essigäther nöthig gehabt, um den Äther zu einer wasserhellen, ungetrübten Flüssigkeit zu lösen, so wäre dies ein Beweis, daß er eine gewisse Menge Harz enthalte. Je geringer nämlich die Menge des Essigäthers ist, welche man bedarf, um den Äther zu einer vollkommen klaren und ungetrübten Flüssigkeit zu lösen, desto größer ist sein Harzgehalt.

Durch vergleichende Versuche hat der Verfasser ermittelt, daß ziemlich genau jedes Volumen Aether, welches man weniger als 15 Volumen nöthig hat, um 1 Volumen Äther zu einer wasserhellen Flüssigkeit zu lösen, einem Gehalte an Harz von 5 Procent entspricht. Hätte man also z. B. nur 12 Volumen Aether nöthig gehabt, um bei der Vermischung mit Äther eine völlig ungetrübte Flüssigkeit zu erhalten, so wäre auf einen Gehalt von 15 Procent Harz darin zu schließen etc.

(Polytechn. Notizbl., 1858, Nr. 1.)

Analysen von krytallisirtem und entglasetem Glas.

Von A. Terreil.

Terreil hat ein krytallisirtes Glas untersucht, welches in den Häfen eines Flaschenglasofens zu Clignancourt entstanden war, den man behufs einer Reparatur langsam hatte erkalten lassen. Das Glas in den acht Häfen dieses Ofens war vollkommen entgläst und sehr hart und fest. An gewissen Stellen zeigte die Glasmasse Höhlungen, in welche isollirte, vollkommen deutliche

Krytalle, anscheinend von der Form eines geraden rektangulären Prismas hinein ragten. Diese Krytalle waren ganz durchsichtig. Die übrige undurchsichtige Glasmasse bestand ohne Zweifel auch aus solchen kleinen prismatischen Krytallen, die aber hier nach allen Richtungen durcheinander gewachsen waren. Der Verf. hat dieses krytallisirte Glas und ein aus denselben Materialien in denselben Mengenverhältnissen dargestelltes durchsichtiges Glas analysirt und dabei folgende Resultate erhalten:

	Krytallisirtes Glas		Durchsichtiges Glas	
	Glas		Glas	
Kieselsäure . . .	55,85		56,84	
Kalkerde . . .	24,14		21,15	
Kalkerde . . .	7,63		6,37	
Thonerde . . .	2,22		3,64	
Eisenoxyd . . .	1,06		2,59	
Natron . . .	8,47		8,69	
Kali . . .	0,63		0,40	
Mangan . . .	Spur		Spur	
	100,00		100,00	

Der Sauerstoff der Kieselsäure verhält sich hier zum Sauerstoff der Basen annähernd wie 9:4. Der große Kalkerdegehalt dieses Glases rührt aus dem bei der Fabrication angewendeten dolomitischen Kalkstein her. Das specifische Gewicht des krytallisirten Glases wurde = 2,824, das des durchsichtigen Glases = 2,724 gefunden.

Der Verf. hat ferner noch ein aus derselben Glashütte herstammendes Stück Glas untersucht, welches zum Theil krytallisirt (entgläst), zum Theil durchsichtig war. Er fand dabei folgende Zusammensetzung:

	Entgläst		Durchsichtig	
	Theil		Theil	
Kieselsäure . . .	63,67		62,40	
Kalkerde . . .	18,65		18,14	
Kalkerde . . .	6,12		4,47	
Thonerde . . .	4,98		7,21	
Eisenoxyd . . .	0,71		2,66	
Alkalien . . .	5,87		5,12	
Mangan . . .	Spur		Spur	
	100,00		100,00	

Das Sauerstoffverhältniß ist hier etwas größer wie 9:4. Der entgaste Theil hatte hier 2,857, der durchsichtige Theil 2,610 spec. Gewicht. Das größere spec. Gewicht des entgasten Theiles erklärt der Verf. durch eine beim KrySTALLISIREN stattfindende Zusammenziehung, durch welche auch die Bildung der Höhlungen bedingt werde. Diese Analysen bestätigen die schon von Leblanc gemachte Beobachtung, daß die Thonerde und das Eisenoxyd sich vorherrschend in dem durchsichtigen Theile ansammeln. (Polytechn. Centralblatt 1858 S. 253.)

Kautschukmasse zum Schärfen und Abziehen von Messern.

Nach L. E. Deblanc
in Paris.

Der Genannte ließ sich am 28. März 1857 folgende Mischungen von vulkanisirtem Kautschuk mit verschiedenen anderen Stoffen als Masse zu Streichriemen und überhaupt zum Schärfen, Abziehen und Poliren von Rasir- und anderen Messern in England patentiren: Nr. 1. Kautschuk 2 Pfd. 3 Unzen, Esmirgel 8 Pfund 12 Unzen, Lampenschwarz $6\frac{1}{2}$ Drachmen. Nr. 2. Kautschuk 2 Pfd. 3 Unzen, Graphit 4 Pfd. 6 Unzen, Lampenschwarz $6\frac{1}{2}$ Drachmen. Nr. 3. Kautschuk 2 Pfd. 3 Unzen, Holzkohle 3 Pfd. 13 Unzen, Lampenschwarz $6\frac{1}{2}$ Drachmen. Nr. 4. Kautschuk 2 Pfd. 3 Unzen, Zinkweiß 8 Pfd. 12 Unzen, gelber Ocher 7 Unzen. Diesen Mischungen kann mit Vortheil rother Ocher und Blinthein zugesetzt werden.

Um eine zum Poliren geeignete Masse zu erhalten, nimmt man: Kautschuk 2 Pfd. 3 Unzen, Schwefel $10\frac{1}{2}$ Unzen, Esmirgel 8 Pfd. 12 Unzen. Eine Masse zum Abziehen und Poliren, aus welcher Schleif- und Polirsteine gemacht werden können, erhält man aus 2 Pfd. 3 Unzen Kautschuk, 1 Pfd. 1 Unze Schwefel, 10 Pfd. Esmirgel.

Die pulverförmigen Stoffe werden mit dem vulkanisirten (nachher zu vulkanisirenden?) Kautschuk nach dem gewöhnlichen Verfahren gemischt, worauf man der Mischung die beabsichtigte Form gibt.

(Polytechn. Centralblatt 1858 S. 286.)

Verunreinigung von Jod mit Bleijucker.

Nach W. Ards,
b. J. in Norihelm.

Bei der Bereitung von Jodtinctur aus einem frisch bezogenen französischen Jod bemerkte der Verf. nach dem Gelbfärbeln desselben einen geringen Rückstand von weißen nabelförmigen Krystallen, welche, auf einem Filter gesammelt, mit Alkohol gewaschen und ohne Anwendung von Wärme getrocknet, ein mattes Aussehen hatten und zwischen den Fingern zu einem weißen Pulver zerfielen. Die sauer reagirende Auflösung in heißem Wasser gab die Substanz als essigsaures Bleioxyd zu erkennen. Die Tinctur mit Aetzkali bis zur Entfärbung versetzt, zeigte mit Schwefelwasserstoff ebenfalls noch einen Bleigehalt an. Um die Quantität dieser Verunreinigung zu bestimmen, wurden acht Unzen des bleihaltigen Jodes mit durch Essigsäure schwach angesäuertem Wasser ausgezogen, die Flüssigkeit filtrirt und eingedampft, wobei 35 Gran Rückstand blieben, welcher außer essigsaurem Bleioxyd noch merkbare Spuren Jodeisen, so wie natürlich auch Jodblei enthält. Ob dieser Bleijuckergehalt im Jod zufällig oder absichtlich ist, vermag der Verf. zur Zeit nicht zu entscheiden; doch verdient gewiß dieser Umstand einige Beachtung, da ein so verunreinigtes Jod besonders zur Jodkaliumbereitung ganz verwerflich ist, indem sich hierbei Jodblei mit bildet, welches als ein in der Jodkaliumlösung unlöslicher Körper das Jodkalium hartnäckig verunreinigt, was sich durch eine intensiv gelbe Färbung des ersten Krystallisations von Jodkalium zu erkennen giebt, während die späteren Krystallisationen farblos und bleifrei erhalten werden. Durch Behandlung der Jodkaliumlösung mit Schwefelwasserstoff kann alles Blei als Schwefelblei abgeschieden werden.

(Zeitschrift für Pharmacie, 1857 S. 35.)

Eisenbahn-Statistik.

Einem Aufsatz im Journal des chemins de fer entnehmen wir folgende zwei Uebersichten: 1) der Längen aller eröffneten Eisenbahnen von 5 zu 5 Jahren seit 1825;

2) der Längen und Anlagelosten aller Bahnen in den verschiedenen Ländern am 1. Jan. 1856, ohne übrigens die Genauigkeit der Biffern zu verbürgen.

1) Die Länge der eröffneten Bahnlilien betrug:

Ende	in Europa	in Amerika	in anderen Welttheilen.	Zusammen Kilm.
1825	119	—	—	119
1830	410	66	—	506
1835	868	1477	—	2345
1840	4021	3487	—	7508
1845	8861	7259	—	16120
1850	24239	11860	—	36099
1855	33100	31115	345	64560

2) Längen und Anlagelosten der eröffneten Eisenbahnen waren am 1. Januar 1856 in:

	Länge Kilm.	Anlagelosten Fr.
Frankreich	5552	2161'580000
Großbritannien . .	13330	7439'562100
Preußen	3370	784'684400
Österreich	1922	574'780900
Sachsen	576	168'589900
Bayern	1075	226'770700
Hannover	525	97'581400
Württemberg . . .	303	68'572500
andern deutschen Staaten	1164	276'961000
Belgien	1209	309'307250
Holland	206	60'280600
Sardinien	585	189'050000
Dänemark	155	16'851400
Rußland	1148	287'000000
andern europ. Staaten	1980	550'000000
Zusammen in Europa	33100	13211'592150
in Amerika	31115	4512'000000
Summa	64215	17723'592150

(Eisenbahnjeltung, 1857 Nr. 49.)

Maistiroh zu Calanderwalzen.

Als Mittheilung für W. E. Newton in England patentirt.

Der Genannte empfiehlt Maistiroh als Material für die Calanderwalzen, weil diese Walzen ihre cylindrische Form besser bewahren, weniger von der Feuchtigkeit angegriffen werden und der Abnutzung weniger unterliegen, als die Walzen aus Papper, Holz u. s. w. Das Stroh wird in dem Zustande angekauft, wie man auf den amerikanischen Märkten zum Ausstopfen der Matragen erhält, oder man zertheilt es in ähnlicher Weise, wie man Flach und Hanf hechelt. Die Anfertigung der Walzen selbst ist die gewöhnliche. Die Fasern werden, trocken oder schwach angefeuchtet, handvollweise ohne Rücksicht auf ihre gegenseitige Lage in ein senkrecht stehendes cylindrisches Gefäß eingetragen, in dessen Mitte eine senkrechte Stange steht. Hier werden sie zu cylindrischen Massen (cheeses) zusammengepreßt, welche äußerlich die Form des cylindrischen Gefäßes annehmen und innen eine der senkrechten Stange entsprechende Oeffnung haben. Nachdem man auf diese Weise so viel Cylinder angefertigt hat, daß die Walze die gehörige Länge erhält, so steckt man die Welle durch, welche an dem einen Ende einen Bundring hat, und preßt die Walze in der Aorenrichtung zusammen, worauf man wieder neue Cylinder auf die Welle schiebt, bis endlich die Walze im comprimierten Zustande ihre gehörige Länge hat. Der Druck wird mittels einer hydraulischen Presse hervorgebracht und muß 1000 bis 2000 Tonnen betragen. Endlich schiebt man den zweiten Bundring auf die Welle auf und dreht die Walze auf der Drehbank ab. (Polytechn. Centralbl. 1858 S. 280.)

Privilegien.

Gewerbssprivilegien wurden verliehen:

unter'm 7. Jan. l. Js. dem kgl. preuß. Medicinal-Rathe Friedr. Michaelis in Magdeburg, auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in einem eigenthümlichen

Verfahren, nach welchem dem Rübenzuckerfasse vor, bei oder nach der Echeidung nicht giftige Chlorverbindungen zugesetzt werden, für den Zeitraum von 1² Jahren, ferner

dem Mechanikus Joh. Heim und dem Cigarrenfabrikanten Jos. Birnbauer, beide in Nürnberg, auf Ausführung ihrer Erfindung, bestehend in einer eigenthümlich konstruirten Cigarren-Spinn- mit Tabakeinführungsmaschine, für den Zeitraum von 10 Jahren, dann

dem Ingenieur Evan Leigh von Manchester, auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in Verbesserung einzelner Theile an Maschinen oder Apparaten, welche bei der Zubereitung und dem Spinnen von Baumwolle oder anderen Faserstoffen verwendet werden, für den Zeitraum von 2 Jahren.

(Reggbl. Nr. 5 v. 5. Febr. 1858.)

Gewerbssprivilegien wurden verlängert:

unter'm 14. Jan. l. J. das dem Großhändler und Mehlfabrikanten Christian Aug. Erich in München unter'm 11. Jan. 1851 verliehene und unter'm 13. Dez. 1855 auf 2 Jahre verlängerte, auf eine Griesfortier- u. Reinigungsmaschine, für den Zeitraum von weiteren 2 Jahren, und

das dem k. Ministerialrathe Wilhelm v. Weber in München d. d. Darmstadt den 2. Jan. 1855 verliehene, auf Ausführung seiner Erfindung, bestehend in einer eigenthümlichen Vorrichtung zur künstlichen Trocknung von Torf und ähnlichen Materialien, für den Zeitraum von 2 Jahren.

(Reggbl. Nr. 5 v. 5. Febr. 1858.)

Gewerbssprivilegien wurden eingezogen:

ble dem Techniker Friedr. Georg Wied von Leipzig unter'm 16. Dez. 1856 verliehenen, 1) auf eine Maschine, um aus altem Sellwerk und alten Zeugen eine spinnbare Faser zu gewinnen sc., 2) auf eine Maschine zum Kämmen und Kleinlegen spinbarer Fasern, 3) auf eine eigenthümliche Vorrichtung an Spinnmaschinen, dann

das dem Proprietär Alexander Dufresne von Paris unter'm 16. Dez. 1856 verliehene, auf seine Er-

findung, bestehend in einem eigenthümlichen Verfahren: a) bei Feuer-Vergoldung und Verflüßerung von Metallen, welche der Amalgamirung nicht fähig sind, durch Mercur, b) bei Anwendung des photographischen Processes oder Abdrucks zur Herstellung der Reserven, c) bei Entkupferung durch chromische Säuren ohne Angriff der Pottasche des Eisens, und

das dem Ingenieur Adolph Meßtern von Wilhelmshütte bei Sprottau in Preussisch-Schlesien unter'm 16. Dez. 1856 verliehene, auf eine eigenthümlich konstruirte hydraulische Presse zur Gewinnung des Saftes aus Zuckerrüben durch Pressung und Maceration, sämmtliche wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen. (Reggbl. Nr. 2 v. 11. Jan. 1858.)

das dem Mechanikus Gerhard Uhlhorn von Grevenbroich unter'm 5. Jan. 1856 verliehene 3¹/₂-jährige, auf Vorrichtungen, welche dazu dienen sollen, bei dem gemeinschaftlichen Betriebe einer Treibachse für Spinn- oder sonstige Fabriken zu bewirken, daß bei dem Ingangsetzen und Zusammenwirken beider Motoren durch ungleiche Geschwindigkeit kein Nachtheil entsteht, dann

das dem Baumwollenspinnereibesitzer Friedr. Adolph Ruppelt von Bittau unter'm 5. Jan. 1857 verliehene 4jährige, auf ein halbleinenes Gespinnst aus Baumwolle und Flachskämmelungen, und

das dem François Jules Belleville von Paris unter'm 16. Jan. 1857 verliehene 2jährige, auf Anfertigung eines horizontal liegenden Dampfzuges; sämmtliche wegen geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen. (Reggbl. Nr. 6 v. 12. Febr. 1858.)

Gewerbssprivilegium, darauf hat verzichtet:

der Bürstenmacher Carl Marz in Augsburg auf das dem Fabrikanten Jos. Warkowsky in Augsburg unter'm 24. Mai 1845 verliehene und inzwischen auf Musikus Caspar Schleifer daselbst übergegangene, auf Anwendung eines verbesserten Verfahrens bei Fabrikation von Cigarren. (Reggbl. Nr. 6 v. 12. Febr. 1858.)

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des

polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Sechszwanzigster Jahrgang.

Monat März 1858.

Verhandlungen des Vereins.

In den Sitzungen des Centralverwaltungs-Ausschusses vom 20. Januar bis 17. März l. J. kamen nachbezeichnete Gegenstände zur Verathung:

- 1) Dem kgl. Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten wurden über den Feuergefährlichkeitsgrad der Ledertrockenlokale, — sowie über zwei Gesuche um Darlehen aus Industriefonds, resp. über den Geschäftsbetrieb der betreffenden Wittstetter Gutachten erstattet.

Auch wurde höchstem Auftrage zufolge der Entwurf einer Instruction zur Prüfung der Waagen vorgelegt.

Von höchster Stelle wurde ein bei der obersten Baubehörde angefertigtes Inhaltsverzeichnis von sechs Bauzeitschriften mitgetheilt, welches durch seine Reichhaltigkeit wie durch systematische Ordnung die Benützung der betreffenden Journale wesentlich erleichtert und allen Baugewerken zur Anschaffung zu empfehlen ist.

- 2) Die kgl. Generalbergwerks- u. Salinen-Administration gab auf diesseitiges Ansuchen nähere Aufschlüsse über den Bezug von Koch-

salz zu technischen Zwecken; einem Wunsche des herzoglich nassauischen Gewerbevereines in Wiesbaden entsprechend wurden über die in Bayern ebenfalls geltenden Bestimmungen Mittheilung gemacht.

- 3) Als ordentliche Mitglieder traten dem Vereine bei:

Herr Theodor Knorr, Bautechniker.

Herr Sigmund Pacher, Pharmaceut.

Herr Max Schwab, Torfstichbesitzer.

Herr Anton Seyter, Lebzelter.

Herr Max Weber, rechtskundiger Magistrats-Secretär, und

Herr Arthur von Wich, studirender Techniker, sämmtliche in München.

- 4) Für die Vereinsbibliothek wurden angekauft:

Bruno: Taschenbuch für Ingenieure und Techniker.

Gillax: Handbuch des Kleimers und Sattlers.

Sollh: Prinzipien der Mechanik.

Krüger: Vademecum des praktischen Photographen.

Matthäi: Der vollkommene Dachbeder.

Thon: Das Fleischerhandwerk.

Lunner: Das Eisenhüttenwesen in Schweden.

Wiebe: Maschinenkunde. I. Die Maschinenbaumaterialien.

Bernikow: Theorie der Dampfmaschinen.

Summarische Uebersicht
der Einnahmen und Aktiv-Forderungen im Jahre 1857.

V o r t r a g.		Einzeln =		Gesamt =	
		S u m m a.			
I. Aus dem Rechnungsbestande der Vorjahre.		fl.	fr.	fl.	fr.
1. An Kassenbestand und zwar lediglich an baarem Gelde		170	54		
2. An Uebertrag von Vorauszahlungen		—	—		
3) An vorjährigen Rückständen, die eingebracht wurden:					
a) Beiträge von Mitgliedern		4	fl. — fr.		
b) Blätter-Abonnements		6	fl. — fr.		
c) Privilegien-Beschreibungen, Rückvergütungen		—	fl. — fr.	10	—
II. An Einkünften in diesem Jahre.				180	54
1. An Zinsen von angelegten Aktiv-Kapitalien		416	21		
2. An Beiträgen zur Förderung der Vereinszwecke:					
a) gewöhnliche von Mitgliedern		1080	fl. — fr.		
b) besondere		166	fl. — fr.		
c) aus königlichen Kassen		2500	fl. — fr.		
		3746	—		
3. Erlös aus dem Kunst- und Gewerbeblatte:					
a) von Mitgliedern		1056	fl. — fr.		
b) von Abonnenten, Buchhandlungen, Post &c.		505	fl. — fr.		
c) Regierungsbeitrag zur Herausgabe des Blattes		500	fl. — fr.		
		2061	—		
4. Für extra abgegebene Exemplare des Kunst- und Gewerbeblattes vom laufenden wie von früheren Jahrgängen; ferner an Rückvergütungen aus dem Privilegienfonde für veröffentlichte Patente, dann an außerordentlichen Einnahmen		1146	30		
				7369	51
III. In Aktiv-Ausständen von den Vorjahren (welche im Jahre 1858 einzubringen sind.)				7550	45
a) von Mitgliedern		14	fl. — fr.		
b) von k. Behörden, Abonnenten, Buchhandlungen, Post &c.		5	fl. — fr.	19	—
Summa aller Einnahmen:		—	—	7569	45
B i l a n z.					
Die sämtlichen Ausgaben und Aktiv-Ausstände		7505	fl. 16 fr.		
Kassenbestand am Schlusse des Jahres 1857		64	fl. 29 fr.		
Gleich obiger Einnahme		7569	fl. 45 fr.		

Summarische Uebersicht
der Ausgaben und Aktiv-Außstände im Jahre 1857.

V o r t r a g.		Einzel-	Gesamte-		
		S u m m a.			
I. Auf den Rechnungsbestand der Vorjahre.		fl.	fr.	fl.	fr.
An nachträglichen Konti-Zahlungen		1020	36	1020	36
II. Auf die Bedürfnisse des laufenden Jahres.					
1. auf Reizekosten:					
a) Funktionsgehälter				864 fl.	— fr.
b) verschiedene Reize-Ausgaben				285 fl.	— fr.
c) Miete und Einrichtung des Lokals				1101 fl.	5 fr.
		2250	5		
2. Für Prämien, Aufmunterungs-Medaillen oder Unterstützung von Gewerbs-Unternehmungen					
3. Für das Kunst- und Gewerbeblatt:					
a) auf Redaktion und Honorar für Aufsätze				672 fl.	8 fr.
b) Papler, Satz, Druck, Zeichnungen, Buchbinderlöhne				2203 fl.	16 fr.
c) Expedition incl. Austragerlohn loco München				223 fl.	12 fr.
		3098	36		
4. Ankäufe für die Bibliothek				316 fl.	57 fr.
5. Ankäufe für die Sammlung inländischer Fabrikate				— fl.	— fr.
6. Außerordentliche Ausgaben				800 fl.	2 fr.
		1116	59	6465	40
III. Aktiv-Außtände von den Vorjahren (welche zur Veltreibung auf das Jahr 1858 überwiesen wurden.)				7486	16
a) von Mitgliedern				14 fl.	— fr.
b) von königlichen Aemtern, Abonnenten, Buchhandlungen, Post u.				5 fl.	— fr.
		19	—	19	—
Summa aller Ausgaben:				7505	16
Ausweis des Vermögensstandes.					
a) An Obligationen				10030 fl.	— fr.
b) an baarem Gelde				64 fl.	29 fr.
				10094 fl.	29 fr.
Mit Hinzurechnung der Aktivposten zu				19 fl.	— fr.
ergiebt sich ein Vermögensstand von				10113 fl.	29 fr.
und zwar ausschließlich der Bücher und sonstigen Mobilien, welche einen Schätzungswert von 9000 fl. besitzen.					

Abhandlungen und Aufsätze.

Geschichte der Fabrikation des ächten Porzellans.

Vorgetragen von Herrn Universitätsprofessor Dr. Fr. Knapp in der Monatsversammlung des polytechn. Vereines am 22. Februar 1858.

Wenn ein Industriezweig mit dem Eintritt eines Volkes in höhere Culturstufen aufhört, dem einfachen materiellen Bedürfnis ausschließlich zu dienen und damit beginnt, höheren Anforderungen des verfeinerten Bedürfnisses und des Geschmacks zu folgen, — so nimmt dieser Industriezweig in seiner weiteren Entwicklung stets das Gepräge der Bildung des betreffenden Volkes und seiner speciellen Hilfsmittel an. Es sind in der That die verschiedenen Zweige der höhern Töpferlei (sie hat sich in Deutschland den Titel „Potterlei“ beigelegt) nur ebenso viele nationale Ausprägungen des gleichen industriellen Fortschrittes; so ist das alte emailirte Fayence ursprünglich nur die feine Töpferlei der Araber, das neuere Fayence und feine Steinzeug nur die höhere Töpferlei der Britten, das Porzellan lediglich die höhere Töpferlei der Chinesen.

Das Porzellan *) ist zuerst bei den Chinesen angekommen, dann durch die Einfuhr nach Europa in diesem Welttheil als Handelswaare bekannt und endlich als Fabrikat nachempfunden worden.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob der Aufseher der kaiserlichen Potterleifabrik des Hoang-to, dritthalbtausend Jahr vor Christo, der Erfinder ist, wie chinesische Quellen wollen, — und ob die echt chinesischen Porzellankrüge der ägyptischen Gräber mit letztern von gleichem Alter oder später hineingebracht sind, — soviel ist gewiß, daß um die Zeit vor Christi Geburt das Porzellan in China eine bereits im Großen fabricirte und allgemein gebrauchte Waare war. Von der chinesischen Fabrikation hat die europäische den Namen der Porzellan-Erde (Kao-lin) übernommen.

Das Bekanntwerden des Porzellans in Europa hängt mit der Superiorität der Portugiesen zur See zusammen und fällt in die Zeit gleich nach den großen nautischen

Entdeckungen, nemlich ins Jahr 1518, in welchem Jahr die Portugiesen das chinesische Fabrikat zuerst importirten. Aller Wahrscheinlichkeit hat dieses Fabrikat den Namen von der Porzellanmuschel, nicht aber umgekehrt, erhalten, welche sie porcollana oder porcellana nennen, ein Wort, welches von lat. porcus in der Bedeutung vulva abgeleitet ist. Die neue Waare fand früh Beifall, ohne jedoch einen andren Character als den eines seltenen Luxusgegenstandes anzunehmen, und erregte nach verschiedenen Seiten hin Bestrebungen, es nachzuahmen, welche zuerst in Frankreich durch die Erfindung eines unächten Surrogats des „Fritteporzellans“ gekrönt wurden.

Die Auffindung der Kunst, reine, der chinesischen gleiche Waare in Europa zu produciren, ist wesentlich deutsch, und zwar sächsischen Ursprungs, und fällt in die Zeit der trostlosen Versunkenheit nach dem 30jährigen Kriege in dem Beginne des vorigen Jahrhunderts. Als historischen und socialen Elemente der damaligen Zeit sind in den Faden der Erfindung der europäischen Porzellanfabrikation versponnen. Die Lächerlichkeit des Mittelstandes, die sich durch das Glend der Zeitläufte allein noch einigermaßen erhalten, liefert in den Personen der Erfinder den geeigneten Boden für die Idee des Unternehmens, sowie die Kenntnisse und die Ausdauer zu ihrer Durchführung. Der monströse Luxus der damaligen höhern Gesellschaft neben dem Mangel an aller wirthschaftlichen und sittlichen Haltung unterhielt ein stetes Mißverhältniß zwischen den Finanzquellen und dem unerfüllten Bedürfnis an Mitteln. Der Boden dieser Art von Verworsung trieb eine nicht dürstige Pflanzvegetation von Abenteuerern und Geldmachern aller Art; zu den letztern gehören denn auch zahlreiche Adepten, die letzte Blüthe der alternden Alchemie. So wie nun die Prachtiliebe der Vornehmen einen fertigen Markt für die neue Industrie abgab, so mußte die Alchemie als Brücke zur Protection der Machthaber, und um alles zu erschöpfen — Perrücke und Popf als Wegweiser nach den Lagern des wichtigsten und noch nie gekannten Rohstoffes dienen. Der specielle Verlauf, den die Erfindung nahm, ist folgender:

Joseph Friedrich Böttcher, geboren 1682

*) Hier ist nur das ächte, nicht Fritteporzellan gemeint.

in Schatz im Volgtland, und Sohn eines Ranzbeamten, war ein Sonntagskind und glaubte an die nach der Meinung des Volks damit verbundene Art von Sehergabe. Er kam als junger Mensch nach Berlin zu einem gewissen Horn in die Lehre, der sich mit Alchemie beschäftigte und Verbindungen mit Adepten unterhielt. Mit einem der angesehenern derselben, der sich Laszkaris nannte und für den Vorstand eines Klosters in Mitteleuropa ausgab, wurde der junge Bötticher durch seinen Prinzipal bekannt. Laszkaris gehörte unter diejenigen Adepten, welche nicht sowohl durch die Verwandlung der unedlen Metalle in Gold selbst, als vielmehr durch den Ruf, im Besitz dieser Kunst zu sein, Carrière machten und Andre für ihre Zwecke gebrauchten. In diesem Sinne übergab Laszkaris dem Apothekerlehrling eine ziemlich reichliche Probe vom „Stein der Weisen“ um damit nach seiner Abreise Proben anzustellen. Schon der erste Versuch der Umwandlung des Quecksilbers gelang wider Erwarten und reizte die Eitelkeit Böttichers soweit, daß er sich bei den folgenden Experimenten für den Urheber der Tinctur ausgab. Diese Metall-Umwandlungen machten bedeutendes Aufsehen und verschaffte dem Pseudoadepten einen großen, aber auch gefährlichen Ruf. Einen gefährlichen Ruf, weil die großen Herrn der damaligen Zeit sich häufig der Adepten zu bemächtigen suchten, um sie zwangsweise auf Kosten ihrer Freiheit zum Goldmachen zu zwingen, aber auch wohl im Fall der Enttäuschung mit dem Galgen zu bestrafen. Der Landesherr, Friedrich I. von Preußen, war aufmerksam geworden und gab Befehl, sich des Adepten zu versichern. Bötticher aber fand noch Gelegenheit, rechtzeitig über die sächsische Grenze zu entweichen. Der König von Preußen verlangte von dem Churfürsten von Sachsen, August II., der sich damals gerade als König von Polen in Warschau befand, die Auslieferung Böttichers, die man verweigerte. Es entspannen sich diplomatische Verhandlungen zwischen den beiden Höfen, welche die Angelegenheit mit einem andernmaligen grenzenden Ernst und Wichtigkeit behandelten. Man verstärkte die Besatzung Wittenbergs gegen die Preußen, suchte Bötticher später nach Dresden, wo man ihn mit

allen Hilfsmitteln und einem Laboratorium versah und ihm den (auch sonst bekannten) Tschirnhaus beigab, welcher chemische und mineralogische Kenntniß besaß. Indem man Böttichern durch Güte zur Mittheilung seines Geheimnisses zu bewegen suchte, überhäufte ihn der König, zu welchem der Minister Fürstenberg in dieser Sache ausdrücklich nach Warschau reiste, mit allen Gnaden, schrieb ihm zahlreiche eigenhändige Briefe, selbst Neujahrswünsche und erhob ihn in den Adelsstand. Als die Schweden unter Karl XII. mit einer Invasion drohten, flüchtete man Böttichern mit den Kronjuwelen auf den Königstein. Schon vorher war Bötticher aus andern Gründen einmal vorübergehend dahin gebracht worden.

Nachdem sein von Laszkaris erhaltener Vorrath von Tinctur allmählig zu Ende gegangen war, sah Bötticher, der schon damals streng bewacht war, das Bedenkliche seiner Lage ein und hegte Gedanken zur Flucht, der man zuvorkommen wollte. Nach seiner Zurückkunft von Königstein nach Dresden wurde sogar ein Fluchtversuch unternommen, der aber mißlang und noch strengere Haft zur Folge hatte. Obwohl die Gunst des Königs sich bedeutend abgekühlt hatte, so war sie noch nicht in ihr Gegentheil umgeschlagen. Der König capitullirte und schloß 1704 einen Vertrag mit seinem Gefangenen, dem es gelang, die wachsende Ungebuld seines Herrn bis 1707 hinzuhalten. Nun aber wurde der Monarch bedrohlich, Bragadino, Krohnemann, Müllensfeld und andere Adepten wurden aus ähnlicher Lage durch den Galgen befreit. Es galt einen entscheidenden Schritt. Bötticher rettete sich durch ein offenes Geständniß, indem er sich als Schelnadepten enthüllte und dem zürnenden Monarchen die glückliche Entdeckung der Porzellanbereitung zu Füßen legte.

Sowohl in Dresden als auf dem Königstein hatte nemlich Bötticher unter dem Einfluß mehrerer Freunde angefangen, sich mit der Erzeugung von Porzellan zu beschäftigen. Er war nach vielen Versuchen dahin gekommen, eine Waare darzustellen, welche von dem Porzellan im Grad der Durchsichtigkeit und in der Farbe abwich, eine rothe Töpferwaare, welche man jetzt als feines

Steingut ansprechen würde. Es fehlte ihm nemlich der einzig zum Porzellan taugliche Thon, der Kaolin, der ihm damals noch nicht bekannt war. Zufällig wurde nun gerade zu der Zeit der Kaolin von Aue durch einen Eisenhüttenbesitzer Namens Schnorr*) entdeckt, und als Surrogat des Stärkmehlsuckers bei den Pottschmiedern auf Speculation eingeführt, wovon Bötticher durch seinen Bedienten, der ihn puderte, zufällig Kenntniß erhielt. Seine Nachforschung über den Ursprung der weißen Erde führte zum Ziel, der rechte Thon war gefunden und mit seiner Anwendung verwanbelt sich die rothe Waare in weißes Porzellan (1710). Die letzten Operationen wurden auf Albrechtschloß in Meissen ausgeführt. Dort errichtete man sofort die noch bestehende Fabrik und übergab sie Bötticher als Direktor, der daselbst in seinem 35ten Lebensjahre starb.

Trotz aller Strenge, mit der man die Geheimhaltung der neuen Kunst zu erzwingen suchte, konnte man nicht hindern, daß sie sich von da, als der Mutteranstalt allmählich über Deutschland verbreitete. Zuerst (1720) entwich ein Aufseher nach Wien und gründete die kaiserliche Manufaktur. Von Wien ging ein gewisser Ringler aus, der die ehemaligen Fabriken in Hódsk bei Malaz und in Frankenthal (1757), sowie (1756) die k. bayer. Porzellan-Manufaktur gründete, für welche 1758 auf Befehl des damaligen Churfürsten die Gebäude in Rymphenburg errichtet wurden, welche sie jetzt inne hat. Von Hódsk ging ein Arbeiter Namens Bengraf nach Braunschweig, um die Fabrik in Fürstenberg (1750) zu gründen. Die Berliner kgl. Porzellan-Manufaktur entstand um 1750 (sie wurde 1763 vom König angekauft). Im Jahre 1758 die erste Thüring'sche Fabrik. In Sèvres begann man gegen 1770 zuerst ächtes Porzellan statt Krittenporzellan zu verfertigen und zwar unter Anleitung des Besitzers der churfürstlichen Fabrik in Frankenthal, eines gewissen Hannong. Die kaiserliche Fabrik in Petersburg datirt schon von 1744 her.

*) Unter dem Namen „Schnorr'sche weiße Erde“.

Neues System von Eisenbahnschienenhaltern,

erfunden von dem Eisenbahn-Ingenieur Felix Barberot von St. Dizier, auf dessen Einführung in Bayern Victor Frérot von Bécamp am 23. November 1856 ein Privilegium für zwei Jahre erhalten hat.

(Mit Zeichnungen auf Blatt II. Fig. 1—12.)

Der Schienenhalter besteht ganz einfach aus zwei Unterlagen, welche man von Holz, Eisen, Guß etc. machen kann, und die in eine Querschwele, in eine Platte von Guß, Eisen, Holz oder gleich auf Stein eingefalzt werden. Es genügt bloß mit Hilfe eines gabarits (Modells) von der Neigung der Schiene beziehungsweise zur Axe die Bahn sich wohl zu versichern, so daß man die Neigung, die man haben will, den Einfalzungen geben muß, welche zur Aufnahme der Schienenhalter dienen, welche letztere, wenn sie von Holz sind, immer nach der genauen Richtung der Holzfaser geschnitten sein müssen, was eine Hauptbedingung der guten Ausführung des Systems ist. Dieser Punkt, welchen ich für das Holz bezeichne, besteht nicht für andere Stoffe, welche zu Schienenhaltern verwendet werden.

Das System der Schienenhalter auf einer Querschwele.

- 1) Vermittelt Nagelnägel mit Kopf und Schraubenmutter,
- 2) mit Holz- und Kopfschrauben,
- 3) mit chevillots (Dornen) wie für die coussinets;
- 4) mit Nägeln zu 2 Sporen, um sie nach Willkür zurückziehen zu können.

Mit Ausnahme der Nägel erfordern alle diese Mittel zur Befestigung der Schienenhalter ein chape à pailles oder ein Band in der Richtung der Länge oder des Eingehens des Holzes. Man kann sie in vielen Fällen mit eisernen Bändern (frettes), Klammern, Dornhaken (gâches à pointes) etc. befestigen.

Die Anwendung auf Holzplatten ist dieselbe, man muß sie nur verbinden mittelst eines Nageelholzes und

zweier Schließnägel, welche die zwei Platten vereinigen, und mittelst eines an dem untern Flächen platten Eisenbandes, welches für den Durchgang des Schließnagels oder der Schraube durchbohrt ist, um der Widerlage auf die Schienen mehr Kraft zu verleihen.

Zurichtungen auf Querschwellen von Holz.

Bezugs der Zurichtung der Querschwellen fängt man an, einen Einschnitt in die Querselte des Stückes und in der Tiefe von 0,01 bis 0,02 Cent. (siehe Figur 2) zu machen; dieser Einschnitt nimmt den untern champignon der Schiene auf, welche auf dem Querholze selbst nach der ganzen Länge des Einschnittes aufricht.

Ist die Entfernung der Schienen von einander durch die Einschnitte einmal bestimmt, so macht man zwei Einsalzungen in jedes Stück, eine äußere und eine innere.

Der obere Theil dieser Einsalzungen muß in die Mitte des Champignons kommen und der untere Theil in einer Entfernung von 3 bis 5 Cent. Tiefe nach einer Neigung von 10 bis 15 Grad.

Eine jede von diesen Einsalzungen erhält eine Unterlage (cale) von Wegeringen (serrage), um von einer Seite gegen die tiefste Seite des Falzes zu stoßen und auf der andern Seite gegen die Schiene; diese Wirkung wiederholt sich rechts und links der Schiene.

Die Schienenhalter, auf diese Weise gegen die Schiene stoßend, dürfen nicht auf dem geneigten Theil der Einsalzung ruhen, weshalb man, wie der Plan anzeigt, einige Millimetres von Wegeringen (serrage) in der Höhe gelassen zunächst des Champignons für das Schwinden des Holzes nach seiner Breite und Dicke.

Die Einschnitte, Einsalzungen und die Neigung der Schienen ergeben sich mittelst eines Modells (gabarit) wie in der gewöhnlichen Lehrholzmacherei (sabotage).

Sobald die Schienenhalter gelegt sind und die Schiene vollkommen befestigt ist, bringt man über jeden dieser Schienenhalter ein Band an in der Form eines Steigbügels, welches mittelst zweier Schrauben mit viereckigen Köpfen befestigt wird, um die Wegeringen (serrage) zu bewirken (siehe Figur 2).

Diese Art von Band kann durch einen Mantel ersetzt werden, welche durch eine einfache Schraubenmutter befestigt wird und das Stück mit Bändern oder mit großen Holzschrauben oder selbst mit Dornen (chevillottes), wie für die coussinets von Guß durchbringt, aber stets mit Nagel und Mutterschraube von doppeltem Kopf oder mit Kloben (chapes) eisernen Bändern, Klammern und Schließklappen.

Man kann zur Garantie der größeren Dauerhaftigkeit der Stücke die Einsalzungen, Einschnitte etc. mit Theer überziehen, so daß die Theile inwendig vor Feuchtigkeit geschützt sind.

Dieses System hindert keineswegs, alle Vorsichtsmaßregeln, welche man für Conservation des Holzes anwendet, zu ergreifen, entweder durch ägende Sublimate oder durch Einspritzung von schwefelsaurem Kupfersalz. Ebenso kann man das ganze System mit einem Delanstrich überziehen.

Einrichtung auf Holzplatten.

Dieselbe Anpassung, wie bei den Querschwellen von Holz (Figur 4); man hat nur noch Kranzleisten (tringles) beizufügen und Nagelnägel mit Köpfen, welche Nagelholzer bilden und die beiden Platten verbinden.

Einrichtung auf Platten von Guß, gleich auf Stein etc.

Für die Platten von Guß zeigt ein einfacher Blick auf den Plan (Figur 3), daß man die Nagelnägel mit Mutterschraube und Mantel über die Platte anpassen muß.

Bezüglich jener gleich auf Stein beinahe dieselbe Zurichtung, nur wird es nöthig sein, auf die Eisensohle eine Diele von Tannenholz, Leder, Blei, Kautschuk etc. oder jeden andern elastischen Körper zu legen, um die Wirkungen der Trepidation zu neutralisiren.

In Ländern, wo es häufiger regnet, könnte man fürchten, daß die Horizontalität der Querschwelle das Wasser in den Einschnitten rings um die coussinets zurückhalte; um nun dem Verderbnis des Holzes zu begegnen

nen, kann man in diesen Fällen bei der Konstruktion der Schienenhalter folgende Modifikation anwenden.

Die Unterlage oder das Ende des Holzes liegt direct und vollständig mit seinem untern Theile auf der Fläche der Querschwellen (Figur 5), das Band und der Riegel-nagel halten sie daselbst fest, wie in den vorhergehenden Anwendungsarten, nur ist die Unterlage (cale), anstatt schräge geschnitten zu sein, um ihre Stütze in dem Einschnitte zu suchen, durch eine vertikale Fläche begrenzt.

Der Widerstand erhält sich sodann durch die ebene Oberfläche, welche vollkommen identisch ist mit jener der Außenseite eines eisernen Hemmkells und versehen mit einer Schraube von dreieckigem Schraubengange (à filet triangulaire) oder mit einem Schraubennagel nach unten, welcher stark in den Querbalken eindringt, in einer Tiefe von 0,60 bis 0,70^m bis die oberen Kanten die Verlängerung von jener des coussinet's bewirken.

Genau anliegend an der vertikalen Widerlage der Unterlage (Kelles cale) hält dieser Hemmkell den Druck des Holzes gegen die Schiene zusammen, und widersteht allen Verrückungen, welche aus einer oder der andern Ursache unterlaufen könnten.

Das Wasser findet keinen Gang, wo es sich aufhalten könnte und wird nur um so schneller und leichter ablaufen, je mehr man die Neigungen der oberen Fläche des Kelles ausdrückt.

Der äußere Hemmkell kann auch mit einem Haken darüber versehen werden, wie in der Figur 6, um noch besser die Solidität der beiden Theile zu versichern.

Zu bemerken ist, daß auf den Bahnen, welche die Curven- (Schlingen-) Bewegung (mouvement de lacet) wenig zu fürchten haben, wie Bahnen zum Ausweichen, zu Werkstätten, zum Aufführen von Erdbällen, provisorische Bahnen u. diese Procebur der Auslassung der Einschnitte das erste System der Schienenhalter ersetzen kann, ohne das Hilfsmittel des Hemmkelles nöthig zu haben, indem man dem Riegel-nagel die ganze Garantie der Solidität, welche man zu erlangen wünscht, überläßt.

Man wird begreifen, daß diese letztere Anwendung, obgleich sie beim ersten Blick beschränkt und begrenzt

erscheint, noch Bedingungen finden kann, welche ihr günstig sind, indem das System einzig und allein auf dem Principe der Kraft des Endholzes beruht.

Für Bahnen zum Aufführen von Erdbällen.

Die Eisenbahnen, welche zum Durchlaufen mit großer Geschwindigkeit nicht bestimmt sind, jene, welche z. B. zum Aufführen von Dämmen dienen, für welche man Schwellen von schwachem Zimmerholz verwendet, können nach Angabe der Zeichnung eingerichtet werden.

Der Einschnitt, welcher die Schienenhalter aufnimmt, fällt weg, und die hölzernen oder eisernen Bolzen, die Schrauben oder die Riegel-nägel tragen allein den Seitendruck.

Die Anwendung zweier Bolzen von Holz würde ökonomischer sein, allein für die Verfertigungen der Terrassen-Bahnen, welche sehr häufig vorkommen, wird es oft nöthwendig, sie plötzlich abzutragen, wo es dann vorthellhafter ist, den Holzbolzen, welcher den Schienenhalter innerhalb der Bahn befestigt, durch einen eisernen Riegel-nagel mit Mutter-schraube oder Vorsteck-nagel zu ersetzen und die durch A Figur 7 und 8 angezeigte Form zu geben, in der Façon, daß er sich drehen kann und daß die Schiene, welche nicht mehr gepreßt ist, schief gestellt und aufgehoben werden kann, während der äußere Theil, welcher durch den Holzbolzen zusammengehalten und befestigt wird, unbeweglich bleibt.

Dies würde unmöglich sein bei Anwendung eines Holzbolzen für die zwei Schienenhalter, denn man müßte jenen des inneren Theiles zerstören, um diesen weg- und die Schiene herauszunehmen.

Man wird unter Anderm begreifen, daß unser System der Schienenhalter sich mit eben so viel Vortheil bei Bördern von plattem Eisen anwenden läßt, welche sogleich als Schienen und zu T Eisen u. benützt werden.

Figur 7 und 8 zeigt eine Schwelle mit den neuen Schienenhaltern versehen.

Das Befestigungssystem, welches wir für die gewöhnlichen Schienen auf Querschwellen vorschlagen, kann auch bei ordinären Schienen und bei Bridge-Schienen auf Längsschwellen angewendet werden, nur erlaubt die geringe

Breite, welche auf den Langschwellen rechts und links der Bridge-Schienen übrig bleibt; nicht die Anbringung von Einschnitten, um den Schienenhalter einzupassen, wie bei den Querschwellen.

Um diesen Einschnitt zu ersetzen, nehmen wir von der Langschwelle nach ihrer ganzen Breite und in einer Länge von $0,20^m$ für die Bänder zu den Funktionen der beiden Schienen und von $0,12^m$ für die Zwischenbänder eine Dicke von $0,01^m$ weg, was wir mit einem Stück Blech, Eisen oder Guß belegen und zwar zu $0,01^m$ Dicke für das Eisen und einer proportionalen Dicke für Guß und Blech, zwei Randleisten A A tragend, welche die Rolle der Einschnitten eines Einschnittes spielen müssen. Fig. 9, 10 und 11.

Ein Theil des Schienenhalters von Holz wird bei B auf der äußeren Seite der Bahn angebracht, ein anderer von Eisen C wird auf der inneren Seite angebracht, alle beide werden an die Langschwelle durch einen Schließbolzen oder durch eine starke Holzschraube mit viereckigem Kopfe befestigt. Wie die gewöhnlichen Schienenhalter stehen sie nicht auf dem Grunde auf, um der Schraube die Möglichkeit zu lassen, in Wegeringen (serrage) zu wirken. Auch dieser Theil von Holz ist mit einem rechts und links aufgebogenen Mantel bedeckt, um der Hemmung für den Fall zuvorzukommen, daß derselbe sich spalten würde nach der Holzfaser.

Die Verbindungsbänder oder die Verbindung der beiden Schienen unterscheidet sich von der Zwischenverbindung, welche beschrieben worden ist, dadurch, daß die Schienenhalter durch zwei Schrauben oder zwei Schließbolzen an die Langschwelle befestigt werden, eine an jeder Seite der Schiene und dadurch, daß die Blechplatten $0,20^m$ anstatt $0,12^m$ lang sind. (Fig. 10.)

Wir bitten zu bemerken, daß unser Befestigungssystem der Bridge-Schiene den immensen Vortheil darbietet, daß es diesen Schienen ihre ganze Erweiterungsfreiheit läßt, weil die Erweiterungen (dilations) und Construktionen nicht mehr durch die Bolzen, Schrauben oder Riegelnägel und deren Durchbringen der Schienen vereitelt werden.

Daselbe System mit aufgebogener Sohle.

Man kann jedoch nicht läugnen, daß in dem Systeme, welches beschrieben wurde, die Bodenziehler (tirofonds) oder Schließnägel kaum den ganzen Seitendruck ertragen, welcher durch die Trains während des Laufes ausgeübt wird.

Um diesem Mißstande zu begegnen, schlagen wir als weit vorzuziehen die folgende Konstruktion den Schnitt nach unten vor.

Die Langschwelle wird nur einen Centimeter eingeschnitten, wie auf der Länge A B, die Blechplatte ist von derselben Dicke auf- und abgebogen, wie es Figur 11 anzeigt.

Aus dieser Anordnung geht hervor, daß die Bridge-Schiene sich in die Blechplatte eingefügt findet, eingefügt selbst in die Langschwelle, und daß die tirofonds oder Riegelnägel ebenso wie die Randleiste der Blechplatte von Eisen oder Guß nur noch eine beigeordnete Rolle im Widerstande gegen den Seitendruck haben. Dieser Widerstand scheint uns auf diese Weise viel genügender hergestellt.

Dieses System, welches wir vorziehen, bringt kleine Differenzen in der Form des Schienenhalters von Holz oder Eisen mit sich. Die Ansicht des Einschnittes nach unten allein schon rechtfertigt Verschiedenheiten.

Um die vollständige Zurichtung der beiden Schienenende an die Fugen (joints) zu versichern, bringen wir zwischen den Fundamenten der Bridge-Schiene eine Unterlage von Eisen ungefähr $0,15^m$ dick an, welche die ganze Breite des leeren Raumes von $0,20^m$ Länge ausfüllt.

Sie ist angezeigt in den beiden Einschnitten durch den Buchstaben X. (Figur 9, 10 und 11.)

Die Figur 12 detaillirt die aufgebogene Platte von Eisenblech, welche zur Aufnahme der Schiene bestimmt ist.

Verbesserte Bohr-, Stoß- und Ruth-Maschine,

auf deren Einführung in Bayern Thomas Sharp und Richard Furnival in Manchester am 1. Nov. 1856 ein Privilegium für den Zeitraum von 5 Jahren erhalten haben.

(Mit Zeichnungen auf Blatt III. Fig. 1—6.)

Das Wesentliche dieser Erfindung besteht

1) in einer zusammengesetzten Bohr-, Stoß- und Ruth-Maschine, welche zwei Ruthen oder Falze an demselben Stücke oder an zwei getrennten Stücken durch die vereinte Wirkung von rotirenden Bohrern und einer Seitenbewegung fertigt;

2) darin, dem Bohrstock dieser Maschinen eine Seitenbewegung zu ertheilen und zu gestatten, daß der zu bearbeitende Gegenstand in seiner Lage verbleibt;

3) darin, daß der hindurchgehende Bohrstock oder das auf ihm zu bearbeitende Stück vermittelt elliptischer und excentrischer Räder eine Bewegung erhält, um den Durchgang regelmäßiger zu machen;

4) daß man an diesen Maschinen eine Spindel anbringt, damit das zu bearbeitende Stück eine partielle Umdrehung empfängt, wodurch spiralförmige oder sonstige gestaltete Falze ausgeschnitten werden können, und endlich

5) in einer verbesserten Schnellvorrichtung für diese Maschinen.

Damit jedoch diese Erfindung ganz verständlich und leichter in der Ausführung werde, so wollen wir jetzt zu der Beschreibung der beigelegten Zeichnung übergehen. Dieselben Buchstaben bezeichnen in den verschiedenen Figuren die sich entsprechenden Theile.

Die erste Figur giebt einen Endaufriß der Maschine im Durchschnitt, Fig. 2 einen Vorderaufriß, zum Theil im Durchschnitt, und Fig. 3 einen Grundriß, gleichfalls zum Theil im Durchschnitt.

In diesen Ansichten sind einige Stücke weggelassen, andere theilweise aufgeführt, damit die Einrichtung klarer werde. — aa sind die Träger, auf denen die Boden-

platte b lagert. Nahe an jedem Ende derselben ist eine Platte c aufgeholt für die daran passende Winkelstafel d und die Tafel e, welche die zu bearbeitenden Stücke trägt. Durch die Schrauben e' können die Flächen der Tafel höher oder niedriger gestellt werden, siehe Fig. 1 u. 2. Die schiefen Zapfen e'', der Griff und die Tafel werden in horizontaler Richtung durch die Schraube e' bewegt. Nahe an jedem Ende der Bodenplatte b befindet sich ein bewegliches Kopfstück f für die Bohrspindeln gg und jede der letzteren wird durch einen der Schäfte hh herumgedreht. Von diesen Schäften wird jeder durch den mittleren Träger h' und den äußeren Träger h'' gestützt. Die auf den Schäften h befindlichen Förderrollen h' werden durch die Rlemen von der Gegenwelle aus getrieben, und die rotirende Bewegung der Schäfte oder Wellen h wird durch den schiefen Zapfen h' an jede der Bohrspindeln g übertragen. Frei von der Welle, doch mit ihr durch einen Stift verbunden, greift jeder dieser Zapfen in einen auf der Welle g' befindlichen Zapfen g'. Dieser dreht sich in einem Lager, an dem beweglichen Kopfstücke f. Auf der Welle g' sitzt auch der Zapfen g'', welcher in den Zapfen g' eingreift, durch welchen die Spindel g sich vertikal bewegen kann. Die Spindeln werden herabgebracht um den Einschnitt tiefer zu machen und zwar vermittelt der Sprosse i, des Zapfens i', des Schraubenrades i'', des Schraubenganges i'', des Kreuzschäftes i'', der schrägen Zapfen i'' und i'', von denen letzterer mit dem Sperrrad i'' auf derselben Welle sitzt und durch den Sperrstift i'' und den Hebel i'', der frei auf der Welle n sitzt, getrieben wird. Der Zapfen i' ist mit ihr durch einen Schlüssel verbunden, welcher in einen Falz eingreift, welcher Einrichtung zufolge der Zapfen i'' der Hin- und Herbewegung des Kopfstücks f folgt. Das Ende des Hebels i'' erhält die nöthige Auf- und Abbewegung durch das Glied o, dessen unteres Ende mit dem Doppelhebel o' verbunden ist, der durch einen Vorsprung an dem Rade k' heraufgetrieben wird.

Die Kopfstücke ff werden auf folgende Art der Länge nach von der Bodenplatte b aus hin- und herbewegt. Jedes Kopfstück ist mit einer der Gleitstangen j durch

einen Arm j' verbunden. Diese Stangen gleiten in Vorsprünge der Träger h' und h'' , von denen der mittlere zwei Oeffnungen im geringen Abstände hat, damit die Gleitstangen hindurch gehen können. Die Gleitstangen j sind verschraubt und jede derselben mit einem der beweglichen Kopfstücke f durch eine Schraubenmutter j' , siehe Fig. 1, verbunden, damit man die Stellung des Kopfstückes auf dem Gestelle abändern kann. Jede der Verbindungsstangen $k k$ ist an das eine Ende mit einem der Arme j' an den Gleitstangen j befestigt, ihr anderes Ende aber mit dem Griff k' , der von der Planscheibe k'' vorragt, verbunden. Diesem wird durch die konischen Rollen k'' und l , die Welle l' , die Schraube l'' , das Schraubenrad l'' , den Schaft l' , den Zapfen l'' , der in dem Zapfen l' wirkt und auf dessen Welle der excentrische Zapfen l' sitzt, der in das elliptische an die Planscheibe k'' geöffnerte Rad k'' eingreift, eine langsame Umdrehung ertheilt. Durch den excentrischen Zapfen l' und das elliptische Rad k'' wird die ungleichförmige Bewegung, die der Griff k' an der Planscheibe k'' zur Folge hat, größtentheils verhütet.

Durch eine solche Maschine, wie die beschriebene, lassen sich gleichzeitig zwei Stücke bearbeiten und zwar an jedem derselben Ruthen oder Falze von verschiedener Größe, in die Größe des Schneidwerkzeuges, die Schnelligkeit der Bohrspindeln, die Länge der Arme und die Schnelligkeit der Kopfstücke in jedem Falle von einander unabhängig sind. Auch können auf Locomotiv-Verbindungsstangen oder ähnlichen größeren Stücken gleichzeitig in demselben Stücke zwei Ruthen oder Falze von gleicher oder ungleicher Größe gemacht werden.

Diese Erfindung, vermöge welcher wir dem Bohrstock eine Seitenbewegung ertheilen und dem zu bearbeitenden Gegenstande gestatten, an derselben Stelle zu bleiben, gestattet auch eine Anwendung auf Maschinen mit nur einem Bohrstock und die oben beschriebenen excentrischen und elliptischen Räder lassen sich mit Vortheil auf Maschinen der gewöhnlichen Bauart anwenden, um das Hinübergehen des zu bearbeitenden Stückes gleichförmig zu machen.

Die Figuren 4, 5 und 6 geben uns 3 Ansichten des verbesserten Schneidwerks, das in den oben beschriebenen Maschinen oder in irgend andern Maschinen derselben Bestimmung die Ruthen oder Falze schneiden soll. Die Verbesserung besteht darin, daß der Raum zwischen den beiden Schneidspitzen des Apparats so zurücksteht, daß nur die Spitzen beim Umdrehen in dem zu bearbeitenden Gegenstand einwirken. Hierdurch wird bei dem Schneidverfahren beträchtlich an Zeit erspart.

Sollen spiralförmige oder sonstwie gestaltete Ruthen oder Falze geschnitten werden, so wird das zu schneidende Stück auf eine Spindel an der Tafel e gelagert; diese Spindel erhält dann eine langsame Umdrehung von einem geeigneten Theil der Maschine. Diese Umdrehung (welche sich dem zuschneidenden Stücke mittheilt) erzeugt in Verbindung mit der Seitenbewegung des Schneidzeuges die verlangten spiralförmigen oder sonstwie gestalteten Ruthen oder Falze.

Soll dieser Theil der Erfindung auf Bohrmaschinen der gewöhnlichen Bauart angewandt werden, in denen der Bohrstock feststeht, so wird eben derselbe Erfolg durch die Seitenbewegung der Tafel und die Umdrehung der Spindel erzielt.

Nachdem wir das Wesentliche dieser Erfindung und die Art ihrer Ausführung beschrieben haben, wollen wir nur noch bemerken, daß wir uns nicht auf die hier beschriebenen Einzelheiten beschränken, insofern diese mancherlei Abänderungen zulassen.

Was wir beanspruchen, ist:

- 1) die beschriebene Bohr-Maschine, durch welche gleichzeitig zwei Ruthen oder Falze geschnitten werden können;
- 2) daß wir dem Bohrstock jener Maschinen eine Seitenbewegung ertheilen, dem zu bearbeitenden Stücke aber gestatten, in seiner Lage zu verbleiben.
- 3) die Anwendung elliptischer und excentrischer Räder, durch welche die beweglichen Kopfstücke unserer Maschinen oder an den Maschinen gewöhnlicher Bauart das zu bearbeitende Stück selbst in Bewegung gesetzt wird.

- 4) die Anwendung einer Drehspindel auf die Bohrmaschinen, vermittelt deren spiralförmige oder sonstwie gestaltete Nuthen oder Falge gemacht werden können, endlich
- 5) das verbesserte Schneidwerk, wie es die Figuren 4, 5 und 6 zeigen.

Ueber den Unterschied der Oelinsaisen von den gewöhnlichen Unschlitt- (Talg-) Seifen.

Der Central-Verwaltungs-Ausschuß des polytechnischen Vereins für Bayern wurde zu wiederholten Malen veranlaßt, über die unterscheidenden Merkmale der Oelinsaisen von den gewöhnlichen Unschlittseifen (Talgseifen) ein Gutachten abzugeben.

Da der vorliegende Gegenstand neuerdings in Anregung gekommen ist, so halten wir es für entsprechend, die Erörterung dieser Frage um so mehr der Öffentlichkeit zu übergeben, als bei der immer mehr Ausdehnung gewinnenden Benützung der Abfälle und Nebenprodukte der Stearinfabriken eine gewerbspolizeiliche Entscheidung noch öfters hervorgerufen werden kann, — im Allgemeinen aber ein Anhaltspunkt gegeben sein dürfte, wie analoge Fälle, wenn nämlich die Auscheidung von genus und species (Gattung und Art) von Gewerbsprodukten in Frage gestellt ist, zu behandeln wären.

In einer Streitsache wurde nämlich von dem einen Theile geltend gemacht, daß ein als Oelinsaise beiderseits anerkanntes Produkt eine wahre Unschlittseife sei, und zwar deshalb, weil der Rohstoff oder Grundstoff, woraus diese Seife, resp. das Oel, bereitet wird, Talg- oder Unschlitt ist.

Es braucht kaum darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie irrig eine Ansicht ist, welche einen Theil des Ganzen für gleich mit dem Ganzen hält. Eben weil das Oel nur der eine und zwar minder wesentliche Bestandtheil des Talges ist, welcher bekanntlich ein Gemisch von

Stearin und etwas Oel darstellt, kann auch das letztere, wenn es vom Stearin getrennt ist, kein Talg mehr sein.

Diese Trennung des Stearins vom Oel (oder richtiger der Stearinsäure von der Oelsäure) wird in den Stearin- oder Milchkerzenfabriken im Großen durch eine Reihe theils chemischer, theils mechanischer Operationen zu dem Hauptzwecke vorgenommen, bessere Kerzen, als die gewöhnlichen Unschlittkerzen sind, nämlich die sogenannten Stearinkerzen zu bereiten. Das Oel, resp. die Oelsäure ist ein Nebenprodukt dieser Fabrikation, welches von den Fabrikanten dadurch verwerthet wird, daß sie daraus die sogenannte Oelinsaise bereiten, die also von der gewöhnlichen Unschlittseife gerade so verschieden ist, wie das Oel vom Talg oder wie die Stearinkerzen von den gewöhnlichen Unschlittkerzen.

Daß es bei dieser Fabrikation nicht auf die Erzielung chemisch-reiner Produkte abgesehen ist, sondern daß das bei erwähnter Scheidung gewonnene Oel noch mehr oder weniger Stearin aufgelöst enthält, sowie umgekehrt das Stearin nicht völlig rein von Oel erhalten wird, bedarf wohl kaum einer näheren Erörterung, um den Begriff von Unschlitt, Stearin und Oel in technischer Beziehung geltend zu machen; dieses Umstandes wird nur erwähnt, um zu zeigen, wie unrichtig die von dem Sachverständigen eines Theiles aufgestellte Behauptung ist, daß die Oelinsaisen deshalb identisch mit Talgseifen seien, weil das Oel der Stearinkerzenfabriken noch etwas Stearin enthält. Würde man eine solche Behauptung gelten lassen, so müßte man das Olivenöl auch für identisch mit Unschlitt und die daraus bereitete Delfeife für gleich mit Unschlittseife halten, bloß aus dem Grunde, weil das Olivenöl kein absolut reines Oel ist, sondern etwas Stearin aufgelöst enthält und deshalb in der Kälte gefeht.

Wären die dort angestellten Versuche vergleichend mit gewöhnlicher Unschlittseife angestellt worden, so hätte der Unterschied zwischen Oelinsaise und Talgseife nicht verkannt werden können. Allerdings gefeht oder sulzt sich die heißbereitete Auflösung der Oelinsaise in Weingeist, aber nur langsam und sehr unvollkommen im Vergleiche zur weingeistigen Auflösung der Talgseife, welche unmittelbar nach dem Filtriren zu einer vollkommen steifen Gallerte gefeht.

Die Auflösung der Nöthseife in warmem Wasser scheitert beim Vermischen mit verdünnter Schwefelsäure Delsäure aus, die auch nach dem Erkalten größtentheils flüssig bleibt; aus der Auflösung der Talgseife hingegen wird eine klumpige halbsteife Fettmasse, ein Gemenge von viel Stearinsäure mit etwas Delsäure ausgeschieden.

Es ist also hinlänglich der Beweis geliefert, daß zwischen Nöthseife und Talg- oder Unschlittseife ein leicht wahrnehmbarer Unterschied besteht und daß demnach beide nicht für identisch gehalten werden dürfen. Man kann beide als verschiedene Arten eines und desselben technisch chemischen Genus ansehen, welche, weil sie eben einem Genus angehören, auch bis auf einen gewissen Grad übereinstimmen. Beide sind Seifen und werden als solche auch auf gleiche Weise und zu gleichem Zwecke, nämlich als Reinigungsmittel angewendet, aber sie sind verschiedene Arten von Seifen, wohl verschieden namentlich in Beziehung auf ihre Bereitungsweise, ihre Bestandtheile und ihr chemisches Verhalten.

Ueber die Bestimmung der Factoren eines galvanischen Stromes und einen hiezu sehr bequemen Rheostaten.

Von Christoph Bergeat zu Passau.

(Mit Zeichnungen auf Bl. III Fig. 7—15.)

1) Die Stromstärke S einer galvanischen Kette ist bekanntlich durch das Ohm'sche Gesetz oder die Gleichung

$$I. \quad S = \frac{K}{R}$$

ausgesprochen, worin K die Summe aller Kräfte bedeutet, welche die Electricität in der Kette zu bewegen streben (die elektromotorische Kraft oder Spannung), und R die Summe aller Widerstände vorstellt, welche die bewegte Electricität auf ihrem Wege zu überwinden hat. Wo man die Wirkung des elektrischen Stromes beurtheilen will, da vermittelt eines in die Kette eingeschalteten Drahtes oder sonstigen Leiters, welcher die unter K begriffene elektromotorische Kraft nicht ändert, erzielt wird, ist in

obiger Gleichung der wesentliche Widerstand W , d. h. derjenige Theil des Gesamtwiderstandes, den der Strom-erzeugende Apparat für sich darbietet, von dem eingeschalteten, r , zu trennen, wodurch sie die Form

$$II. \quad S = \frac{K}{W + r}$$

annimmt.

2) Um zu erfahren, welcher von zwei galvanischen Strömen der mächtigere sei, kann man sich in bekannter Weise irgend eines Galvanometers bedienen. Durch Einschalten desselben werden beide Ströme geschwächt, jedoch, wie sich nach der Gleichung II leicht beurtheilen läßt, so, daß derjenige, welcher zuvor der schwächere war, auch der schwächere geblieben ist und sich durch einen kleineren Ablenkungswinkel zu erkennen gibt. Vermittelt desjenigen Galvanometers, welches man Tangentenbussole nennt, dessen wesentliche Einrichtung und Wirkungsweise im Jahrgang IV. der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphen-Vereines Seite 22—24 aus Prinzipien entwickelt ist, kann sogar das Verhältniß der Stärke zweier Ströme gefunden werden, indem sich die an diesem Instrumente geprüften Ströme wie die Tangenten der Winkel zu einander verhalten, um welche die jedesmal parallel mit dem Ströme gestellte Magnetnadel abgelenkt wird. So läßt sich mit diesem Meßapparat leicht verfolgen, wie die Stromstärke einer Kette mit der Dauer ihrer Wirkung und unter verschiedenen Umständen zu- oder abnimmt.

3) Die spezielle Anwendbarkeit einer galvanischen Kette richtet sich aber keineswegs nach der Stärke des Stromes, den sie an dem eingeschalteten Galvanometer zu erkennen gibt. Denn sei beispielsweise die elektromotorische Kraft dieser Kette = 100, ihr wesentlicher Widerstand = 90 und der Widerstand des Galvanometers = 10, also ihre Stromstärke $= \frac{100}{90 + 10} = 1$, so wird sie dieselbe Ablenkung am Galvanometer hervorbringen, wie eine Kette, deren elektromotorische Kraft = 25, deren Widerstand = 15, deren Stromstärke im Galvanometer somit $= \frac{25}{15 + 10}$ also ebenfalls = 1 ist. Sub-

stituit man aber an die Stelle des Galvanometers in beiden Ketten den Widerstand 110, so sinkt der Strom der ersten auf

$$\frac{100}{90 + 110} = \frac{1}{2}, \text{ der Strom der zweiten auf}$$

$$\frac{25}{15 + 110} = \frac{1}{5}. \text{ So läßt sich auch leicht begreifen,}$$

daß eine Kette im Galvanometer als ziemlich constant sich erweisen kann, während sie doch bei gewisser Anwendung als eine höchst unbeständige sich verhält, und eine andere kann am Galvanometer die größte Veränderlichkeit zeigen und z. B. in der telegraphirenden Linienbatterie ihren Zweck so gut erfüllen als irgend eine. Jener Fall tritt ein, wenn die Kette während ihrer Thätigkeit Widerstand und elektromotorische Kraft in entgegengesetzter Weise ändert, dieser, wenn bloß die elektromotorische Kraft, nicht aber der wesentliche Widerstand unverändert bleibt.

Um das allgemeine Verhalten einer galvanischen Combination in jeder bestimmten Anwendung beurtheilen zu können, muß man die beiden Factoren ihres Stromes kennen und wissen, wie sich diese während der gegebenen Art ihrer Thätigkeit ändern. In letzterer Beziehung ist es z. B. nicht einerlei, ob eine Kette längere Zeit geschlossen bleibt oder abwechselnd geschlossen und wieder geöffnet wird. Constante Wirkung kann unter Umständen auch mit einer Kette erreicht werden, die sich bei anderer Anwendung sehr veränderlich zeigt. Ohne Kenntniß der Bestimmungsstücke des Stromes, den eine Kette liefert, kann ihr praktischer Werth nur durch die Probe gefunden werden, und dies wird allerdings in der Benützung ihrer chemischen Wirkungen nicht selten unvermeidlich sein, weil mit dieser die Gegenwirkung einer durch den Strom selbst erzeugten Spannung verbunden ist. Außer diesem praktischen Zweck bietet namentlich die Kenntniß der Veränderungen, welche an den Factoren eines galvanischen Stromes während seiner Thätigkeit oder Ruhe vor sich gehen, ein vielseitiges wissenschaftliches Interesse, und sind Messungen dieser Größen bei Erforschung der Gesetze, nach welchen die so mannigfaltigen Wirkungen des galvanischen Stromes erfolgen, eine unvermeidliche Sache.

4) Die elektromotorische Kraft sowohl, als der we-

sentliche Widerstand einer galvanischen Kette läßt sich vermittelt der Ohm'schen Gleichung berechnen, wenn man ihre Stromstärke für zwei verschiedene indifferente Widerstände, deren Unterschied d bekannt ist, gemessen hat. Will nämlich

$$S = \frac{K}{W}$$

$$\text{und } S' = \frac{K}{W + d'}$$

so erhält man durch Auflösung dieser Gleichungen:

$$\text{III. } K = \frac{S \cdot S'}{S - S'} \cdot d \text{ und}$$

$$\text{IV. } W = \frac{S'}{S - S'} \cdot d.$$

5) Wird nun als Maßeinheit der elektromotorischen Kraft die elektromotorische Kraft E einer Kette genommen, deren Widerstand so geregelt ist, daß ihr Strom gleichfalls die Größe S und dann beim Hinzufügen des Widerstandes u auch die Größe S' annimmt, so muß nach Analogie der Gleichung III

$$E = \frac{S \cdot S'}{S - S'} \cdot u$$

sein. Diese Gleichung liefert aber in Verbindung mit der Gleichung III

$$\frac{K}{E} = \frac{d}{u}$$

oder die Proportion $K : E = d : u$;

d. h. die elektromotorischen Kräfte zweier Ketten, deren Widerstände so beschaffen sind, daß beide am Galvanometer gleiche Ablenkung hervorbringen, verhalten sich zu einander wie die Widerstände, welche den vorhandenen noch hinzugefügt werden müssen, um die Ablenkung um Gleiches zu vermindern.

Dieser Satz wurde zuerst von dem verdienstvollen englischen Physiker Wheatstone zur numerischen Vergleichung elektromotorischer Kräfte angewendet.

6) Während diese Bestimmungsweise der elektromot-

sthen Kraft weder die absoluten Werthe von S und S_1 , noch deren Verhältniß nöthig hat und vermittelt eines jeden Galvanometers ausgeführt werden kann, das den jedesmaligen Stand der Nadel mit hinreichender Genauigkeit zu beobachten gestattet, setzt die Gleichung

$$W = \frac{S}{S - S_1} \cdot d, \text{ welche zur Berechnung des wesentlichen Widerstandes dienen soll, voraus, daß der Werth}$$

des Bruches $\frac{S}{S - S_1}$ gefunden werden könne. Dies vermittelt die Tangentenbussole. Wenn man nämlich die Ablenkungen von v und v_1 beobachtet, welche die Ströme S und S_1 an diesem Instrumente hervorbringen, so hat man

$$S = M \operatorname{tg} v,$$

$$S_1 = M \operatorname{tg} v_1,$$

$$\text{folglich} \quad \frac{S}{S - S_1} = \frac{\operatorname{tg} v}{\operatorname{tg} v - \operatorname{tg} v_1}.$$

Bei einem Rückblick auf die beiden Gleichungen, denen der für W berechnete Werth angehört, erkennt man leicht, daß in demselben auch der Widerstand der Tangentenbussole und der nöthigen Drathleitungen enthalten ist. Um diesen Theil ist daher W zu vermindern, wenn der Widerstand der geprüften Kette selbst erhalten werden soll.

7) Die praktische Ausführung dieser Messungen macht eine Vorrichtung zum Bedürfniß, durch welche einem Strom mit Leichtigkeit ein beliebiger Widerstand in Form eines Drathes eingeschaltet werden kann. Ein solches Instrument führt den Namen Rheostat. Bei dem bekanntesten Rheostaten nach Wheatstone's Construction ist der veränderliche Widerstand Neussilberdrath, welcher in isolirten Windungen schraubenförmig auf einen um seine Achse drehbaren Cylinder aufgewickelt ist. Beim Gebrauche des Apparates tritt der Strom am Anfange der Windungen in den Drath ein und da, wo eine Feder diesen berührt, wieder aus. Bei der Umdrehung des Cylinders gleitet dieser Berührungspunkt dem Anfange oder dem Ende der Drathwindungen zu, und so wird die Größe des in den Strom gebrachten Widerstandes durch die Anzahl der Umdrehungen gemessen. Da bei dieser Einrichtung der Drath eine gewisse Dicke nicht unterschreiten darf, so ist der Ge-

sammtwiderstand des Apparates nicht sehr groß und deshalb unbrauchbar, wenn der Widerstand des Stromes selbst von ansehnlicher Größe ist. Für diese Fälle hat Wheatstone ein zweites Instrument construiert, bei welchem dünner Drath auf einen Holzcylinder in isolirten Windungen schraubenförmig aufgewickelt ist, der auf einen parallel damit gestellten Metallcylinder abgewickelt werden kann. Leitet man hier den Strom am Anfange der Windungen des Holzcylinders ein und am Metallcylinder aus, so durchläuft derselbe nur die Länge des Drathes, welche auf den isolirenden Cylinder aufgewickelt ist; wo der Drath den Metallcylinder berührt, findet der Strom einen kürzeren Weg, um den Apparat zu verlassen.

Ich habe mir nach einem anderen Prinzip einen Rheostaten gefertigt, der in beiden Fällen anwendbar ist, und vieles Arbeiten mit demselben läßt mich urtheilen, daß dieser in Bezug auf Bequemlichkeit des Gebrauches und Genauigkeit der Angaben alle Forderungen, welche in Berücksichtigung der schwankenden Natur hydroelektrischer Ströme an ein solches Instrument gestellt werden können und müssen, vollkommen befriedigt.

8) Bevor ich diesen Apparat beschreibe, will ich zur Ohm'schen Gleichung wieder zurückkehren und vermittelt derselben zeigen, wie die Rechnung, welche zur Bestimmung des Widerstandes einer Kette nach Art. 6 auszuführen wäre, umgangen, vielmehr dieser Widerstand unmittelbar am Rheostaten abgelesen werden kann.

Schaltet man nämlich zwischen die Enden einer Kette den Rheostaten und ein Galvanometer ein, so findet der Strom, indem er durch beide Instrumente und die Leitungsdräthe geht, den außerwesentlichen Widerstand r . Verbindet man noch außerdem die beiden Enden dieser Kette durch einen Drath, dessen Widerstand gleichfalls r ist, so ist der ganze außerwesentliche Widerstand jetzt offenbar nur halb so groß, als vorher, nämlich $= \frac{r}{2}$, und deshalb die gegenwärtige Stromstärke

$$S = \frac{K}{W + \frac{r}{2}} = \frac{2K}{2W + r}.$$

Das Galvanometer zeigt aber nur die Hälfte dieses Stromes, nämlich $\frac{K}{2W+r}$ an (weil die andere Hälfte durch die Nebenschließung geht), und dieser mag die Ablenkung X° entsprechen. Setzt man, sobald sie beobachtet ist, die Nebenschließung auf, so wirkt der Strom mit der ursprünglichen Stärke

$$S = \frac{K}{W+r}$$

wieder auf die Nadel, und man sieht, daß der Widerstand, welcher vermittelt des Rheostaten eingeschaltet werden muß, um die Nadel wieder auf X° zurückzubringen, d. h. die Stromstärke $\frac{K}{W+r}$ auf $\frac{K}{2W+r}$ herabzubringen, $= W$, gleich dem wesentlichen Widerstande der Kette sein muß.

Nach dieser Methode ist die Ausführung einer großen Zahl Versuche, die man etwa in der Absicht machen will, die Widerstandsveränderungen einer Kette unter verschiedenen Umständen kennen zu lernen, mit wenig Zeitaufwand möglich; aber es wird vorausgesetzt, daß der Strom während der Dauer des Versuches als constant betrachtet werden könne.

9) Um die elektromotorische Kraft mehrerer Ketten, oder einer gegebenen Kette zu verschiedenen Zeiten ihrer Thätigkeit unter Anwendung der im Art. 5 bezeichneten, äußerst bequemen Vergleichungsmethode auf eine gemeinschaftliche Einheit beziehen zu können, müßte man jederzeit die Normalkette, den Maßstab, bereit haben und als solche mit kurzer Wahl die Daniell'sche Kette nehmen. Allein abgesehen davon, daß das jedesmalige Anlegen dieses Maßstabes ein recht beschwerliches Geschäft wird, wenn es oft zu wiederholen ist, so würde man sich irren, zu glauben, daß die elektromotorische Kraft dieser Kette sich unverändert erhalte. Deshalb mache ich derartige Vergleiche mit einer gleichsam ideellen Kette, deren Spannung übrigens der mittleren Spannung einer Daniell'schen Kette gleich ist, nämlich mit derjenigen, welche an meiner Tangentenbusssole eine Ablenkung von 30° hervorbringt, wenn zu ihrem wesentlichen Widerstand nebst dem der

Drathleitungen noch 100 Einheiten meines Rheostaten hinzugefügt werden, und wobei die Ablenkung auf 20° herabsinkt, wenn der jetzt vorhandene Widerstand nun noch 100 Einheiten vergrößert wird. Die Busssole hat dabei 5 Windungen, jede von 280^{mm} Durchmesser und besitzt 2,46 Einheiten Widerstand; die sämmtlichen Drathleitungen bieten 10 Einheiten Widerstand dar. Die Magnetnadel ist 28^{mm} lang.

Bezeichnet man den Widerstand dieser Kette mit Einschluß aller Drathleitungen durch W , so muß der Versuchung gemäß, und weil hier $K = 1$,

$$M \cdot \lg 30 = \frac{1}{W+100}, \text{ und}$$

$$M \cdot \lg 20 = \frac{1}{W+200}$$

sein. Bedeute ferner x° die Ablenkung, welche die Einschaltung von z Rheostateinheiten hervorbringt, so ist noch

$$M \cdot \lg x = \frac{1}{W+z},$$

und diese 3 Gleichungen liefern nach entsprechender Auflösung

$$z = \text{num log } (1,9933514 + \log \cotg x) - 70,57368.$$

Wenn nun in den Strom irgend einer galvanischen Kette Rheostat nebst Tangentenbusssole eingeschaltet und die Ablenkung v° beobachtet wird, und dann nach dem Hinzufügen von d Rheostateinheiten die Ablenkung auf v° herabsinkt, so läßt sich vermittlest vorstehender Gleichung ausdrücken, wie viele Rheostateinheiten z und z , der Normalkette nach einander hätten eingeschaltet werden müssen, um bezüglich dieselben Ablenkungen v und v , hervorbringen, und es ergibt sich

$$z - z = \text{num log } (1,9933514 + \log \cotg v) - \text{num log } (1,9933514 + \log \cotg v) = u,$$

somit die elektromotorische Kraft K der geprüften Kette nach Artikel 5 $= \frac{d}{u}$.

Um durch solche Rechnungen bei meinen Versuchen möglichst wenig belästigt zu werden, habe ich für diese Normalkette zu jeder beobachtbaren Ablenkung die entspre-

Ende Einschaltung systematisch vorausberechnet und die Ergebnisse tabellarisch geordnet. So bin ich in den Stand gesetzt, mit dem Zeitaufwand einer Minute sowohl die elektromotorische Kraft, als auch den Widerstand einer aktiven Kette zu kennen, wenn die letztere Beobachtung nach Art. 8 gemacht und dabei der Stand der Nadel vor und nach der Nebenschließung notirt wird.

Die erwähnte Tabelle reicht bis $54,4^\circ$. Kräftigere Ketten als die normale geben natürlich an derselben Ursache eine größere Ablenkung. In diesem Falle ist es nicht bloß nöthig, sondern sogar vorthellhaft, durch Widerstandseinschaltung die Ablenkung bis unter 50° herabzubringen; es muß dann aber auch dem Meßdrath des Art. 8 ebensoviel Widerstand hinzugefügt werden.

10) Um die Reihe der Hülfsmittel, durch welche die experimentelle Ausführung solcher Versuche mit aller nur wünschenswerthen Genauigkeit ermöglicht ist, zu begrenzen, darf hier ein einfaches Apparatchen nicht unerwähnt bleiben, dem sein berühmter Erfinder *Wheatstone* den Namen Differenzialwiderstandsmesser gegeben hat. Die herrliche Idee desselben ist diese: Verbindet man die gegenüberstehenden Ecken A und B eines Vierecks A C B D, Fig. 7, mit den Enden einer galvanischen Kette, so geht ein Zweig des Stromes von A über C nach B, ein anderer von A über D nach B, ein dritter von A über C und D nach B und endlich ein vierter von A über D und C nach B. Diese zwei letzten Zweige passiren die Brücke C D in entgegengesetzter Richtung und heben sich daher gegenseitig auf, wenn beide gleich sind. Dieß findet aber statt, wenn der Widerstand auf beiden Wegen der nämliche ist. Wird nun der Widerstand A C gleich dem Widerstande B C vorausgesetzt, so muß zur Erfüllung dieser Bedingung auch der zwischen A und D eben so groß als der zwischen D und B sein. Wenn alsdann zwischen C und D ein Galvanometer und zwischen A und D, sowie zwischen D und B veränderliche Dräthe eingeschaltet werden, so gibt beim Schließen der Kette die Nadel durch ihre Ablenkung nach rechts oder links ein Signal, wenn diese Dräthe ungleichen Widerstand haben, sowie ihr Verhältniß auf 0 ein Zeugniß dieser Gleichheit ist.

Die Empfindlichkeit dieses Apparates hängt unter anderen von der Kraft des angewandten Stromes und der Empfindlichkeit des Galvanometers ab.

Das erwähnte Prinzip kann auf verschiedene Art für das praktische Bedürfniß ausgeführt werden, hinreichende Bequemlichkeit und Genauigkeit gewährt auch folgende Anordnung:

A, B, C, D und E, Fig. 8 sind 5 Grübchen, welche auf einem 12'' langen und 4'' breiten Brettchen vermittelt eines Centrumbohrers gemacht und mit *Rose'schem* Metall (Legirung aus 2 Theilen Wismuth, 1 Theil Zinn und 1 Theil Blei, welche durch einen kleinen, über der Weingeistlampe erhitzten Lößkolben äußerst leicht flüssig gemacht werden kann), ausgefüllt sind. Bei A und B sind zwei Messingstifte mit diesem leichtflüssigen Metall zusammengelöthet, welche zur Befestigung der Vordräthe des Elektromotors dienen; von C und D aus führen zwei eingelöthete Dräthe nach A und B, zwei andere zum Galvanometer G. Aus D und B entspringen zwei Dräthe, zwischen deren Enden d und b der Versuchsdrath eingeschaltet wird; zwischen A und E läßt sich ein Drath einschalten, dessen Widerstand den des Versuchsdrathes beinahe erreicht; aus E erhebt sich eine Federklemme, welche einen nach D führenden Neusilber- (oder Messing-) Drath zwischen sich nimmt, durch dessen Verschiebung der Widerstand auf dem Wege A E D nach dem zwischen D, d, b und B so lange regulirt werden kann, bis die auf Null eingestellte Nadel beim Schließen der Kette nicht abgelenkt wird.

11) Wenn nun zwischen d und b vermittelt zweier Klemmen (Quecksilbernäpfschen gewähren keine sichere Leitung mehr, sobald sich dieses Metall mit einem Häutchen bedeckt hat) ein Drath eingeschaltet und die Nadel auf 0 regulirt ist, so läßt sich ein anderer hinreichend langer Drath so lange abkürzen oder strecken, bis er für jenen substituiert, die Nadel gleichfalls nicht ablenkt; und dann ist der Widerstand dieser zwei Dräthe gleich. Schaltet man zwischen d und b den Rheostaten und den Drath ein, dessen Widerstand gemessen werden soll, und regulirt die Nadel auf 0, so kann man nach Entfernung dieses Drathes durch den Rheostaten soviel Widerstand einschalten,

Als die Nadel abermals 0 zeigt und man erhält den Drathwiderstand durch Rheostateneinheiten ausgedrückt.

Vergleichen Widerstandsbestimmungen lassen zwar auf ähnliche Art ohne dieses Instrument sich ausführen; allein den Schwankungen, welchen der dabei fungirende Strom unterworfen ist, machen die Resultate unsicher und in jedem Falle ungenau, weil sich bemerkliche Widerstandsunterschiede nicht mehr durch unzweideutige Ablenkungsunterschiede zu erkennen geben. Der beschriebene Apparat macht aber die bestimmende Einstellung der Nadel (auf 0) von der Stromstärke ganz unabhängig, außerdem läßt sich dabei ein Galvanometer mit astaticher Nadel anwenden und dadurch eine fast unbegrenzte Genauigkeit erreichen, wenn beim Experimentiren die unmittelbare Einwirkung der Leitungsdräthe auf die Galvanometernadel, sowie eine ungleiche Erwärmung der einzelnen Theile des Apparates (z. B. durch Berühren der Drathverbindungsstellen mit der Hand) vermieden und für rein metallische Berührungen Sorge getragen wird.

Mit Benutzung dieses Meßapparates wäre es jeder physikalischen Werkstätte leicht, eine von den Physikern angenommene Widerstandseinheit oder deren Vielfaches, welche, als Drath von bestimmten Eigenschaften und Dimensionen gegeben, jedenfalls schwer zu reproduziren wäre, aus irgend einem geeigneten Material anzufertigen und wie einen anderen Maßstab käuflich und allgemein zu machen.

Anfertigung und Beschreibung des Rheostaten.

12) Fig. 9 stellt ein rechteckiges, beinahe zollbroades Brettchen aus möglichst hartem (Rußbaum-) Holz dar, 21,6 Cent. lang und 10,8 Cent. breit, durch welches zwei Reihen von je 21 Löchern und außerdem noch 6 Löcher in einem, um den Mittelpunkt des Brettchens beschriebenen Kreisbogen gebohrt sind. In jedes dieser 48 Löcher mit je 5,5 Millimeter Durchmesser wird ein Messingcylinderchen gesteckt, welches zuvor an dem unteren Ende mit der im Art. 10 erwähnten leichtflüssigen Legirung so, wie man unter Vermittlung einer Chlorzinklösung zu löthen oder zu verzinnen pflegt, überzogen

worden ist. Diese Cylinderchen müssen etwas konisch und so vorbereitet sein, daß sie nicht ganz durch das Brettchen hindurchreichen und auf der oberen Seite ein wenig hervorstehen. Die hierdurch auf der oberen Seite verbleibenden Grübchen werden jetzt mit der erwähnten leichtflüssigen Legirung ganz ausgefüllt und das Brettchen auf beiden Seiten geebnet. Nun ist die Widerstandseinheit festzusetzen. Ich habe als solche den zehnten Theil eines 140 Millimeter langen Messingdrathes genommen, der 8,88 Gramm wiegt, und nach vielem Gebrauche des Apparates noch keine Veranlassung gehabt, mit dieser Wahl unzufrieden zu sein. Sie ist praktisch und der im Art. 9 bezeichneten Tangentenbussole angemessen. Hat man hierauf 20 Drathstücke geschnitten, wovon jedes um die zweifache Tiefe der erwähnten Grübchen, z. B. um 6 Millimeter länger, als die gewählte Einheit ist, so löthet man diese, wie Fig. 10 in horizontaler, Fig. 11 in vertikaler Ansicht erkennen läßt, in diese Grübchen ein. Hierdurch muß ein galvanischer Strom, der bei a eintritt, muß, eine, zwei, drei u. s. w. Einheiten durchlaufen, je nachdem eine Feder, durch welche er austreten soll, mit a, b, c oder d u. s. w. in Berührung gebracht ist.

Dieses Mittel zum Zweck verfolgend werden die Grübchen der anderen Reihe die Befestigungspunkte für 20 Dräthe, wovon jeder die zehnfache Einheit zum Widerstande hat, sowie in die 6 Grübchen der gebogenen Reihe die Enden von 5 Dräthen eingelöthet werden, von denen jeder 100 Einheiten Widerstand repräsentirt. Diese mit Selbe übersponnenen 20 Dräthe werden hintereinander auf einen Cylinder gewickelt, so daß jedes der 40 Enden einige Centimeter frei bleibt, um es beim Einlöthen handhaben zu können.

Wenn hierbei die Windungen sämmtlicher Dräthe in gleichem Sinne um den Cylinder fortlaufen, und man würde das Ende des ersten Drathes mit dem Anfang des zweiten im zweiten Grübchen, das Ende des zweiten mit dem Anfang des dritten im dritten Grübchen u. s. w. vereinigen, so würde, sobald der Strom durch mehrere dieser Zehndräthe geht, eine magnetische Spirale von solcher Kraft entstanden sein, daß hierdurch allein die

Nadel einer benachbarten Busssole um mehrere Grade abgelenkt werden könnte. Dies würde nothwendig machen, den Rheostaten in unbequemer Entfernung von der Busssole aufzustellen oder bei Vernachlässigung dieser Voricht große Ungenauigkeit in die Beobachtungen bringen. Dieser Uebelstand, welcher die im Art. 7 erwähnten Rheostaten unvermeidlich begleitet, läßt sich in unserem Instrumente dadurch aufheben, daß man in fortlaufender Abwechslung Anfang mit Anfang und Ende mit Ende der Zehndräthe in einem Grübchen vereinigt; denn hierdurch wird der Strom in abwechselnder Richtung durch die gleichen Theile der Gesamtschleife geführt, weshalb die Einwirkung auf die Magnetenadel verschwindet, wenn die Zahl dieser Theile gerade und unmerklich wird, im Fall diese Anzahl ungerade ist. Beobachtet man auch bei dem Einlöthen der 5 Hundterdräthe diesen Grundsatz abwechselnder Richtungsänderung und wickelt man jeden einzelnen Drath zu einer möglichst kurzen Spirale, so ist auch auf dieser Seite der Grund einer wahrnehmbaren Störung der Nadel einer neben dem Rheostaten befindlichen Busssole hinweggeräumt. Diese 5 Dräthe sind bei meinem Exemplar auf drei, in vertikaler Stellung an das zuerst beschriebene Brettchen befestigte Rollen vertheilt. Dieses Brettchen wird nun gleichsam als Deckel in ein Kästchen eingesetzt, wodurch die ganze Drathanordnung ringsum abgeschlossen und vor Beschädigung jeder Art geschützt ist. Den Querschnitt des Ganzen zeigt Fig. 12, worin e die Einerreihe, z die Rolle der Zehner, h die Rollen der Hundter, K S T N den Querschnitt des Kästchens selbst vorstellt.

Der Gesamtwiderstand dieses Drathsystems erreicht 720 Einheiten, wovon ein beliebiger Theil auf folgende Art einer Kette eingeschaltet und das Einschaltete in dem Augenblick bis zu den äußersten Grenzen des Gesamtwiderstandes ohne Unterbrechung des Stromes beliebig vermehrt oder vermindert werden kann.

In Fig. 13 zeigen R und R, zwei gleiche Rahmen, wovon jedes aus zwei parallelen Messingstäben gebildet ist, welche auf zwei Platten P und Q aufgelöthet sind. K und M, sind zwei kleine Schlitten, die sich zwischen den Parallelstäben leicht hin- und herschieben lassen. Beide

Rahmen sind auf dem Kästchen derart befestigt, daß beim Verschieben dieser Schlitten eine daran befestigte Feder nach und nach sämmtliche, in der zugehörigen Reihe stehenden Cylinderchen berührt, welche nun die Ausgangspunkte der mit ihnen zusammengelötheten Dräthe geworden sind. Die Stelle dieser Schlitten vertritt für die Dräthe, deren Ausgänge die in dem Kreisbogen F G stehenden Cylinderchen sind, eine durch den Mittelpunkt gehende konische Achse D, mit welcher eine Feder verbunden ist, die beim Drehen der Achse ein Cylinderchen nach dem anderen berührt.

Tritt bei Q oder P ein Strom in den Messingrahmen R, so findet er zunächst die Feder des Schlittchens M, welche ein Cylinderchen berührt; von hier an durchläuft er sämmtliche Einer, welche zwischen dem berührten Cylinderchen und dem ersten, e_0 , liegen. Von da aus gelangt er durch einen Drath in die konische Achse D und durchläuft jetzt sämmtliche Hunderte, die zwischen dem mit dieser Achse in Berührung stehenden Cylinderchen und dem ersten, h_0 , liegen. Von h_0 führt ein zweiter Drath zum ersten Cylinderchen in die Zehner und dadurch in die ganze Reihe derselben bis dahin, wo die Feder des Schlittchens M, berührt. Auf diesem Wege in den Rahmen R, gelangt, verläßt der Strom endlich bei Q, oder P, wieder den Apparat.

Werden die Federn der Schlitten und der konischen Achse auf das Cylinderchen der betreffenden Reihe gestellt, so bildet der Rheostat bloß den Widerstand der Leitungen von e_0 nach D und von h_0 nach z_0 , welcher so klein gemacht werden kann, daß man ihn, wie die Widerstände der Rahmen, Federn u. s. w. gewöhnlich vernachlässigen darf.

Auf einen der Parallelstäbe jedes Rahmens ist durch Querlinien und beigefügte Zahlen eine Scala verzeichnet, an welcher die mit der Lage des Schlittchens gegebene Einschaltung der betreffenden Reihe abgelesen werden kann. Die Summe der Einschaltungen aller drei Reihen ist der ganze eingeschaltete Widerstand.

Dem Principe dieses Apparates wäre es allerdings angemessener, jede der Drathreihen aus nur 10 gleichen

Längen bestehen zu lassen; der Apparat selbst würde dadurch einfacher werden und das Ablesen eine geringe Aufmerksamkeit weniger erfordern. Ich habe mich jedoch beim Experimentiren überzeugt, daß die beschriebene Einrichtung ihre sehr schätzbaren Vorzüge hat.

Es ist ein wesentliches Erforderniß eines Rheostaten, der als Meßwerkzeug brauchbar sein soll, daß bei der Aenderung des durch ihn eingeschalteten Widerstandes die Kette nicht geöffnet werde; denn hierdurch würde die Nadel fortwährend hin- und hergeworfen und bei der großen Veränderlichkeit hydroelektrischer Ströme ein genaues Einstellen wo nicht unmöglich, doch zeitraubend.

Dieser Anforderung ist bei dem beschriebenen Apparat mit einer für das praktische Bedürfnis mehr als hinreichenden Vollkommenheit dadurch entsprochen, daß jede der beweglichen Federn eine zweifache ist. Die spezielle Form derselben an den beiden Schlittchen zeigt Figur 14; die Feder der konischen Achse ist gabelsförmig. Hierbei ist aber die Einrichtung so zu treffen, daß beim Fortrücken des Schlittchens die eine seiner Federn das nächste Cylinderchen schon berührt, noch bevor die andere das vorhergehende verlassen hat, und zugleich das berührte Cylinderchen nicht früher verläßt, bis dasselbe auch bereits von der anderen Feder berührt wird. Damit diese zweifache Bedingung erfüllt werden könne, muß der Zwischenraum zweier Cylinder kleiner, als die Entfernung der zwei Berührungspunkte der Doppelfeder und diese wieder kleiner, als der Durchmesser der Cylinderchen sein. Bei meinem Exemplar des Apparates ist jedes Schlittchen mit drei Federn versehen und hierdurch sowohl die technische Ausführung erleichtert, als auch eine so große Sicherheit der Berührung erreicht, daß ich bei den seit Wochen äußerst frequent fortgesetzten Versuchen in einem dem Staube sehr ausgesetzten Lokale noch kein Zeichen einer momentan unvollkommenen Schließung wahrgenommen habe.

Wenn einem galvanischen Strome von nicht zu großem Widerstande nur einige Zehner dieses Rheostaten eingeschaltet sind, so erfordert es bereits ein geübtes Auge, die durch Zugabe einer Einheit bewirkte Aenderung in der Stellung der Nadel einer im Art. 9 näher bezeichneten

Tangentenbussole mit Sicherheit zu erkennen. Derselbe sind Unterabtheilungen der Einheit in dem Rheostaten für die Bestimmung der Factoren eines galvanischen Stromes um so mehr unnütz, als diese Ströme nie eine so große Beständigkeit während des Versuches behaupten, daß es sich um kleine Größen handeln könne. Wenn aber der Rheostat unter Vermittelung des im Art. 10 beschriebenen Apparates als Meßwerkzeug für Widerstände in Dräthen dient, so zeigt sich $\frac{1}{10}$ der Einheit als eine sehr wahrnehmbare Größe. Für solche Messungen verbinde ich die Widerstandseinheit mit einer der Schrauben, durch welche der Rahmen P Q, Fig. 13, an dem Kästchen befestigt ist. E F in Fig. 15. Hierbei trägt der Schließungsdrath L eine Federklemme, die auf dem Drath E F hin- und hergeschoben werden kann. Es ist nun klar, daß das Stück E X als Theil der Einheit der übrigen Gesamteinrichtung beizuzählen ist. Soll aber diese auf große Genauigkeit berechnete Zugabe einen Sinn haben, so muß die Genauigkeit der Widerstände aller Drathlängen im Rheostaten selbst von der Art sein, daß sich keine, die Grenze möglicher Beobachtungsfehler überschreitende Ungenauigkeit summiren könne. Bei der Bestimmung dieser Längen würde man sich aber wesentlich täuschen, wollte man annehmen, daß gleich lange Stücke eines durch denselben Drathzug gezogenen Drathes auch gleichen Widerstand bieten. Man kann nur dann überzeugt sein, einen Drath von gewünschtem Widerstande zu haben, wenn dieser nach Art. 11 bestimmt ist. Durch das Aufwickeln eines Drathes wird sein Widerstand vergrößert, und zwar um so mehr, je weicher und dünner er ist; daher muß, wenn man genau verfahren will, erst nach dem Aufwickeln der Dräthe ihre Widerstandsbestimmung vollendet werden. Diese Arbeit ist ein wenig zeitraubend und doch hängt von ihr die Zuverlässigkeit des Apparates ab; sie kann aber leicht, sowie auch das Einlöthen der Dräthe eigenhändig ausgeführt werden, und thut man dies, so ist der Besitz eines solchen Apparates nicht mit großen Ausgaben verknüpft.

Daß der Umfang dieses Meßwerkzeuges durch Vermehrung der Hundertdräthe, oder gar durch Hinzufügen einer höheren Reihe beliebig erweitert werden könne, fällt

in die Augen. Der Umfang meines Exemplars ist dadurch bis auf 1220 Einheiten erweitert, daß das Ende eines Drathes von 500 Einheiten Widerstand, der zu einem Ring gewickelt am Boden des Kästchens befestigt ist, mit dem Rahmen P Q, Fig. 15 (ähnlich wie B F), in Verbindung steht. Ein Strom, welchem mehr als 720 Einheiten Widerstand eingeschaltet werden sollen, wird nicht unmittelbar in den Rahmen P Q geführt, sondern zuerst durch diesen Drath, indem der Anfang U desselben mit der Kette verbunden wird.

(Zeitschrift d. Telegraphen-Vereins, Jahrg. IV., S. 265.)

Ueber Aufbewahrung von Eis

sind in neuerer Zeit mehrere praktische Erfahrungen und gelungenere Versuche bekannt geworden, welche wir in nachstehendem veröffentlichen.

Die Amerikaner bauen die Eishütte ganz oberhalb der Erde und der Bequemlichkeit wegen in der Nähe der Küche. Eine solche Hütte ist etwa 16–20' im Quadrat und circa 12' hoch von 3' dicken Lorchwänden aufgebaut und wird der Lorch im Verbanke aufgesetzt; aber anstatt des Kalkes nimmt man Sägspläne um die Zwischenräume auszufüllen, und damit der Lorch Haltung hat, wird ein gewöhnliches Ständerwerk aufgeführt und von außen der Lorch mit horizontal liegenden Brettern verkleidet, die etwas übereinander fassen. Der Lorch muß zu diesem Zwecke recht lose und lang sein. Ganz besonders wichtig ist es aber, daß auch unten im Fußboden 2' hoch Lorch oder Holz liegt und unmittelbar auf dem Eise wieder Stroh und Häcksel, um dadurch das Eis von allen Seiten mit schlechten Wärmeleitern zu umgeben. Die Wände müssen natürlich durch ein Stroh- oder Rohrbach verbunden sein. Auch müssen doppelte Thüren davor sein, die nach Norden liegen, und der Zwischenraum dieser Thüren wird mit Stroh ausgefüllt, welches vermittelt alten Leinens an die Thüre genagelt wird. Der Besitzer einer solchen Eishütte versicherte, daß ihm dieselbe bloß 70 Thaler gekostet, dagegen ein gewöhnlicher Eiskeller, der ihm über 1000 Thaler

gekostet, sich ganz unpraktisch erwiesen hätte, weil er von Steinen erbaut war.

(Landwirthschaftliches Wochenblatt für Pommern.)

Hospitalverwalter Spahn in Rürth hat im Winter 18⁵⁰ eine Eisgrube angelegt und dieser Versuch bewährte sich so vollkommen, daß selbst in dem außergewöhnlich heißen Sommer des vorigen Jahres das Eis Ende August so hart und schön war, wie zur Zeit des Einlegens.

Da nun Jeder, der in einem Hofe oder Gärtchen ein kühles Plätzchen hat, sich mit geringen Kosten eine Eisgrube anlegen kann, so folgt hier die detaillierte Beschreibung derselben.

Der zur Anlage zu wählende Platz sei wo möglich gegen Norden gelegen, unter allen Umständen aber so, daß wenigstens die Strahlen der Mittagssonne nicht dahin gelangen können. Man grabe eine Grube in entsprechender Größe (die im Hospitale ist 10' im Durchmesser und 9' tief), dämme die Wände sowohl als den Boden fest und grabe einen etwa 1 □' weiten Abzugskanal nach der Seite und zwar so, daß die äußere Mündung etwas tiefer als der Einfluß zu liegen kommt. Die vier Wände dieses 4' langen Kanals werden mit starken Brettern ausgelegt, ebenso die Grubenwände und der Boden mit Stroh überlegt. Hierauf wird das Eis mit möglichster Verminderung leerer Räume in kleineren Stücken, etwa faustgroß in die Grube gebracht und oben mindestens 1' hoch mit Stroh bedeckt. Von dem obern Rande der Grube aus werden sodann in Form eines niederen Kegels Stangen zusammengestellt, diese mit Strohschütten festgelegt und in einer Entfernung von etwa 1 1/2' auf dieselbe Weise ein zweiter Kegel zusammengestellt, der den inneren völlig bedeckt, jedoch so, daß zwischen beiden noch Raum zum Herumgehen verbleibt. Auch dieser zweite Kegel oder die Pyramide wird sorgfältig mit Strohschütten, aber so, daß man das Innere gleich einer Thüre herausnehmen kann, umhüllt, und gleich diesem muß am anderen inneren Kegel, aber auf der entgegengesetzten Seite ein Schütt Stroh herausnehmbar sein, um gewissermaßen als Thüre zu dienen. Der Raum zwischen diesen beiden Kegeln ist

nun bloß mit stagnirender Luft gefüllt, welche bekanntlich zu den schlechtesten Wärmeleitern gehört. Will man nun Eis aus der Grube holen, so räumt man den äußeren als Thüre dienenden Strohbund weg, legt ihn aber, sobald man sich innen befindet, wieder vor und macht es ebenso bei der inneren Thüre. (Fürther Gewerbeztg., 1857 S. 70.)

Auch in Württemberg wurde in diesem Jahre wieder die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hingelenkt, nachdem schon früher Prof. Siemens in Hohenheim im Jahre 1851 *) über die Aufbewahrung des Eises für Bierbrauer in unterirdischen Gruben wie über der Erde nähere Mittheilungen machte.

Im württembergischen Gewerbeblatt, 1858, S. 93 gibt Bierbrauer Michael über eine im vorigen Jahre von ihm erbaute Eisgrube folgende Aufschlüsse:

„Das Gebäude steht 2 Fuß über dem Boden auf 6 Steinen. Die äußeren Wandungen sind von Fachwerk mit Sandstein ausgetegelt, und soweit sie zu nah an den andern Gebäuden stehen, 1½ Zoll vorgemauert. Zwischen den äußern Wandungen und den Wandungen der Eisgrube selbst befindet sich ein Zwischenraum von 2½ Fuß ringsum, der durchaus mit Spreu angefüllt ist. Die innere Wandung besteht aus 1½ Zoll dicken eichenen Diehlen, die auf 4 Eckpfellern und einigem anderem Fachwerk fest aufgenagelt und da wo sie zusammenstoßen, derart zusammengefügt sind, daß sie ungefähr 1 Zoll übereinandergehen, beziehungsweise dazu spitz zugehobelt sind. Der Boden auf dem Grund besteht aus 3zölligen eichenen Diehlen, welche auf's Genaueste zusammengefügt und geschraubt sind, damit sie wasserbicht werden und die unter dem Boden ebenfalls befindliche Spreu nicht der Gefahr des Nagwerbens ausgesetzt ist. Die Decke ist aus wohl zusammenpassenden Brettern gebildet, und ebenfalls 2½ Schuh hoch mit Spreu belegt, so daß die ganze Grube mit Spreu umgeben ist. Oben auf der Decke ist eine Oeffnung angebracht zu Einbringung des Eises und zum Einstelzen; diese Oeffnung ist mit einer Thüre und dann noch mit einem Spreusack oder mit Strohbindern verschlossen.

*) S. Kunst- u. Gewerbeblatt, 1851, Juliheft, S. 444.

Während auf dem Grund der Grube zwei Mann zu gleichmäßiger Auflagerung des Eises aufgestellt sind, wird dasselbe in kleineren Stücken, etwa eine Faust groß, zur Oeffnung oben heringeworfen und auf dem Grund dann ungefähr ½ Schuh hoch zu ganz kleinen Bröckelchen verkleinert und ausgebreitet.

Nun werden 1—2 Eiepfannen voll Wasser auf dem ganzen Grund ausgegossen und wenn es gefroren, dann wird mit dem Einwerfen fortgefahren. Nach jeder Schichte von ungefähr 1 Fuß kommen wieder 1—2 Eiepfannen voll Wasser und so wird fortgemacht, bis die Grube voll ist. Jedenfalls muß es gerade so kalt sein, daß das eingegossene Wasser sogleich gefriert.

Dadurch wird das Ganze eine Masse. Damit das Wasser, welches sich in der Grube etwa erzeugt, ablaufen kann, ist am Fuß der Grube eine Abflußröhre angebracht von ungefähr 1½ Zoll im Durchmesser, in welche übrigens eine in der geringen Weite eines Strohhalmes sich endende weitere Röhre gesteckt ist. So wenig es zulässig ist, daß sich Wasser darin ansammle, so wenig darf viel Raum zum Eindringen der Luft gelassen werden.“

Um das täglich wiederholte Oeffnen der Eisgruben oder Hütten zu vermeiden, so eignen sich für Vorrathskeller, um Fleisch, Geflügel etc. zu conserviren, sogenannte Eiskisten. Eine solche ist 3½' lang und 2½' breit und hat im Innern noch eine zweite Kiste; der Zwischenraum ist mit Sägespänen ausgefüllt und das Ganze mit einem doppelten, mit Häckertlingen gefüllten hölzernen Deckel versehen. Auch im heißesten Sommer erhält sich das Fleisch in einer solchen Kiste, ganz mit Eis bedeckt, acht Tage vollkommen gut.

Um aber auch das Eis in den warmen Krankenzimmern längere Zeit zu erhalten, so hat sich nach den Erfahrungen des Hospitalverwalters Spahn nachbeschriebene Vorrichtung vollkommen bewährt, um das Eis während eines ganzen Tages erhalten zu können. Der Apparat besteht aus einer doppelwandigen hölzernen Wanne 1' 3" lang, 1' 6" breit und 9" hoch. Zwischen der äußern und innern Wand ist ein 2" weiter Zwischenraum, welcher mit Werg sehr fest ausgeklopft ist. Der innere

Manne enthält das Eis, welches auf einem etwas oberhalb des Bodens befestigten blechernen Seither auflegt, so daß das sich bildende Wasser durch einen Hahn, der die beiden Ränder der Wanne nahe am Boden durchbringt, von Zeit zu Zeit abgelassen werden kann, damit das Eis nicht weiter schmelze. Ein an seiner unteren Fläche gepolsterter Deckel schließt die Wanne so fest, daß das Hinzutreten der Luft von Außen unmöglich wird.

Auch Herr Professor Dr. von Welz in Würzburg wendet in seiner Privatklinik einen ähnlichen Eisbewahrungsdapparat, wie der vorbeschriebene ist, an. Hier ist der Behälter noch mit einem groben Pachtuche umwunden. (Fürther Gewerbezeitung, 1858, S. 16.)

Notizen.

Geheimmittel.

Ein verklebtes Couvert mit der Aufschrift:

„Gründliche Anweisung
der
neuen Schnellräucherungsmethode.
Garantirt.

Preis 1 Thaler.“

und mit dem Siegel: „F. W. Erbe in Muskau“ versehen, ist uns jüngst auf buchhändlerischem Wege gekommen und hat nachstehenden Inhalt:

„Die Räucherung der Fleischwaaren, um solche für die Dauer aufzubewahren, ist eine so allgemeine und fast in jeder bürgerlichen Haushaltung eingeführte Sache. Die gewöhnliche Methode, die zu räuchernden Gegenstände im Schornstein oder in Räucherlammern so lange dem Rauch auszusetzen, bis die Waare hinlänglich durchgeräuchert, hat dadurch, daß in der Behausung selbst häufig nicht Gelegenheit zum Räuchern vorhanden, sehr viel Nachtheiliges. Die Verlegenheit wird von Jahr zu Jahr

noch durch den Umstand vermehrt, daß an vielen Orten die Kohlenfeuerung eingeführt, welche sich zum Räuchern durchaus nicht eignet. Es wird nun hier ein sehr nützliches und billiges Verfahren angegeben, welches sich nach jahrelangen kostspieligen Versuchen als höchst praktisch bewährt hat. Ein jeder kann sich mit Vertrauen dieser neuen Schnellräucherungsmethode bedienen und darf sich nicht durch das Beispiel abschrecken lassen, welches der Holzeffig seiner Zeit geliefert hat, dessen Anwendung sich in den meisten Fällen als unpraktisch bewährt hat, obgleich diese neue Methode viel Aehnliches damit zu haben scheint. Der Grundstoff zu der hier empfohlenen Räuchereffenz ist der Glanzruß, welcher sich in weiten Schornsteinen unter zu seiner Bildung günstigen Feuerungsanlagen in ziemlicher Masse ansammelt. Die Schornsteinsieger können selbigen auf Bestellung leicht verschaffen, doch darf er nur genommen werden, wo bloß Holzfeuerung exergirt wird. Derselbe wird nun fein gestossen und in dem Verhältniß von 2 Pfund mit 4 Quart kaltem Wasser eingerührt. Nachdem dieses unter öfterem Umrühren zwei Stunden gestanden, werden noch 4 Quart Wasser zugegossen und nun unter langsamem Erwärmen bis zum Siedepunkt beinahe auf die Hälfte eingekocht. Nun wird die Brühe vom Feuer genommen, eine Handvoll gestoffene Wachholderbeeren zugesetzt, und wenn es nach dem Erkalten vom Bodensatz abgeseigt, $\frac{1}{2}$ Pfd. Salz darin aufgelöst und kann die Räuchereffenz sofort angewendet werden. Sie hält sich lange und kann öfters zu demselben Zwecke angewendet werden. Die Anwendung geschieht nun in folgender Weise: das Fleisch, der Speck oder die Würste werden in die Effenz eingesenkt, daß sie überall davon bedeckt sind. Das Darinverweilen der zu räuchernden Gegenstände richtet sich nach dem Umfange derselben. Kleine Würste haben $\frac{1}{4}$ Stunde, größere Blut-, Leber- und Fleischwürste $\frac{1}{2}$ Stunde, ganz große Cervelat- und Magenwürste höchstens 1 Stunde. Bei Würsten namentlich darf die Dauer des Einsenkens nicht überschritten werden. Speck, Schinken und andere starke Fleischstücke werden wie gewöhnlich eingesalzen, haben dann nach Größe 6, 8—12 Stunden, die größten Stücke höchstens 16 Stunden. Würste läßt man nach deren Zube-

reitung erst einige Tage an der Luft hängen, ehe sie geräuchert werden. Alle geräucherten Stücke werden, ehe sie aufbewahrt werden, an der Luft schnell abgetrocknet. Man braucht von der Räucherbrühe nicht sehr viel zu kochen, wenn man zu den größeren Stücken enge hohe Gefäße nimmt, daß sie gänzlich bedeckt oder öfter gewendet werden können. Zu Speck eignen sich Bratpfannen sehr gut. Einiger Vorrath von der Sauce ist aber immer gut und kann man selbe gut dann verwenden, wenn sich an den geräucherten Sachen bei mangelnden Lustzuge Schimmel zeigen sollte, welcher durch Waschen damit bald entfernt wird.“

Das Räuchern des Fleisches auf nassem Wege, insbesondere das Beizen desselben in einer Lösung von Glanzruß und Kochsalz ist wohl nichts Neues; Apotheker Wöttiger zu Meuselwitz bei Altenburg hat schon 1819 die ersten Versuche hierüber angestellt, — der vormalige L. b. Oberleutnant Sanson in München 1824 eine spezielle Anweisung hierüber in Druck gegeben, sowie auch Sanson's Patent mit einer näheren Erläuterung über die Zusammensetzung und Anwendung der „Rauchsur“ von Reggerrmeister J. R. Eblingen zu München in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1830 S. 433 — 437, bekannt gemacht ist.

Wir würden obige, mit Heinrich Gebauer unterzeichnete Abhandlung nicht veröffentlichen, wenn sie nicht mit wenigen Abänderungen und unwesentlichen Zusätzen mit einem Originalartikel in Dr. Wöttiger's polytechnischem Notizblatte 1856 S. 188, welcher auch in Dingler's polytechnisches Journal Band 140 S. 468 und in das polytechnische Centralblatt 1856 S. 1087 übergegangen ist, — fast wörtlich übereinstimmend wäre.

Der hier angegebene Name desjenigen, der desfalls gelungene Versuche anstellte, heißt Jäger.

Wenn Originalartikel einer technischen Zeitschrift in andere Blätter mit Angabe der Quelle übergehen, so ist dieß gewiß ein zu billiges, im Interesse industriellen Fortschrittes gelegenes Verfahren; auch läßt sich allenfalls

noch entschuldigen, wenn aus der Literatur mehrerer Jahre für einzelne Industriezweige sogar Bücher zusammengestellt werden; — ein derartiges Ausbeuten der Journale aber wie im vorliegenden Falle, zeigt ein unredliches Streben nach Geldgewinn, und gehört zu jenen bedauerlichen Erscheinungen unserer Tage, wie man auf alle erdenkliche Weise trachtet, ohne Anstrengung auf Kosten Leichtgläubiger sich zu bereichern.

Wir haben zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, in dieser Zeitschrift gegen einen solchen Handel mit technischen Recepten und auszusprechen und vor deren Ankauf zu warnen; möge es dem vereinten Zusammenwirken aller gutgesinnten Freunde der Industrie gelingen, diese widerliche Geheimgeldfrämerlei, die nur zur Uebervorthellung des Publikums dient, aus unserer technischen Literatur gänzlich und für immer auszurotten! —

Ueber die Fabrication von Essig aus Runkelrüben.

Die Bereitung von Essig aus Runkelrüben zerfällt in zwei Theile, nämlich in die Herstellung einer gegohrenen Flüssigkeit und die Umwandlung derselben in Essig. Um die gegohrene Flüssigkeit herzustellen, kann man mit oder ohne Läuterung verfahren, am vorthellhaftesten ist es aber, eine Läuterung anzuwenden, indem man folgendermaßen verfährt: Die Runkelrüben werden sorgfältig gewaschen, zerrieben und rasch ausgepreßt; die Läuterung kann dann continuirlich erfolgen. Der ausgepreßte Saft wird in einen Kessel geleitet, welcher auf 85 bis 90° C. erhitzt erhalten wird und mit einem Hahn versehen ist, durch welchen man den Saft, nachdem er die angemessene Behandlung erlitten hat, ausfließen läßt. Die Läuterung bewirkt man gewöhnlich mittels Kalk, welcher Körper unerlässlich ist, um sie vollkommen zu machen. Da aber für den hier vorliegenden Zweck eine theilweise Läuterung genügt, so wendet man Gerbsäure an, welche die stickstoffhaltigen Stoffe abscelbet. Man fügt dem Saft eine Gerbsäurelösung (wie diese bereitet wird, ist nicht angegeben) im Verhältniß von 80 Centilitern auf 100 Liter Saft

hinzugeben, und zwar in dem Moment, wo er aus der Presse kommt, so daß er beim Einfließen in den Kessel schon mit der Gerbsäure gemischt ist. Während der Saft im Kessel erhitzt wird, setzt man demselben auf je 100 Liter noch 10 bis 11 Grm. Schwefelsäure von 66° B., vorher mit 200 Grm. Wasser verdünnt, hinzu. Zu größerer Sicherheit kann man, nachdem der Saft abgeschäumt ist, etwas kohlensauren Kalk hinzufügen, aber dieser Zusatz ist nicht unerlässlich. Dieses Verfahren beseitigt den Rübensafte gänzlich seinen unangenehmen Geschmack, namentlich wenn man denselben noch $\frac{1}{4}$ Stunde kochen läßt. Der Saft wird nachher auf die in Zuckerfabriken übliche Weise filtrirt und darauf mehr oder weniger weit, z. B. bis 10 oder 11° B., abgedampft. Man filtrirt dann ein zweites Mal, läßt den Saft in einem Kühlschiff sich auf 20 bis 21° abkühlen, fügt ihm 6,5 Grm. Weinsteinssäure hinzu, läßt ihn in eine Kufe fließen und setzt ihn durch Zusatz von Hefe in Gährung.

Bei dem Verfahren ohne Läuterung wird das Waschen, Zerreiben und Auspressen der Rüben mit derselben Sorgfalt wie beim ersten Verfahren ausgeführt und der Saft wird mit einer kleinen Menge Hefe in Gährung gesetzt. Wenn die Gährung im Gange ist, fügt man neue Quantitäten von Saft hinzu, aber nicht so viel, daß die Gährung unterdrückt wird. Die folgenden Saftportionen setzt man durch einen Antheil der schon gährenden Flüssigkeit in Gährung. Wenn die Gährung nachläßt und nur noch wenig unversehrt Zucker übrig ist, läßt man die trübenden Theile sich möglichst absetzen, zieht die klare Flüssigkeit ab, und setzt ihr, wenn sie der Essigbildung übergeben werden soll, auf je 100 Liter 5 Grm. Chlornatrium hinzu.

Jede dieser Methoden kann ein gutes Resultat geben, aber die Combination dieser beiden Methoden liefert ein Produkt von besserem Geschmack als das Verfahren mit Läuterung allein und verdient bezüglich der Sicherheit des Erfolges vor dem Verfahren ohne Läuterung den Vorzug.

Um die gegohrene Flüssigkeit in Essig zu verwandeln, wendet man mit Hobelspähnen gefüllte Essigbilder gewöhnlicher Art an, die 2 Meter hoch und 1 Meter weit

sind. Die Hobelspähne (von Buchenholz) werden vorher mit concentrirtem Essig getränkt. Hat man den Saft nicht geläutert, so darf die Temperatur in der Essigkufe nicht über 24 bis 25° C. hinausgehen, indem die Flüssigkeit sonst verderben könnte. In dem Maße, als die Essigbildung fortschreitet, verliert auch die ohne Läuterung gegohrene Flüssigkeit ihren Rübengeschmack. Im Allgemeinen muß die Flüssigkeit drei Mal durch die Fässer laufen. Der gewonnene Essig wird in große Fässer gebracht, die eine hinreichende Menge vorher mit Essig imprägnirte Hobelspähne (von Buchenholz) enthalten und die man, nachdem sie gefüllt sind, dicht verschließt. Nachdem der Essig 20 bis 22 Tage über den Spähnen gestanden hat, wird er in kleinere Fässer abgezogen und in den Handel gebracht.

(Le Technologiste, Dec. 1857 p. 132 durch polytechn. Centralblatt 1858 S. 350.)

Ueber die Prüfung der Salpetersäure und des Chilisalpeters auf Jod.

Von Prof. Stein.

Vor einiger Zeit wurde mir mitgetheilt, der Jodgehalt der käuflichen Salpetersäure lasse sich dadurch erkennen, daß man ein mit Kleister bestrichenen und mit Schwefelwasserstoffwasser befeuchteten Papier in dieselbe eintauche. Ich versuchte dies zunächst mit einer Salpetersäure, in der ich eine größere Menge Jod zuvor aufgelöst hatte. Obgleich ich nun die Versuche in verschiedener Weise abänderte, insbesondere auch die Säure theils concentrirt, theils in verschiedenen Graden der Verdünnung anwendete und an der Stelle des Schwefelwasserstoffwassers Lösungen von unterschwefligsaurem und schwefligsaurem Natron benutzte, so gelang es mir doch nur in einigen Versuchen, schwache Andeutungen von Jod zu erhalten, während in den meisten übrigen davon durchaus nichts bemerkt werden konnte. Ob dies dennoch vielleicht in der Ausführung der Versuche gelegen hat, weiß ich nicht; ich wendete mich jedoch zu anderen Versuchen und es gelang mir, eine eben so leicht ausführbare als sichere

Methode aufzufinden, die ich im Folgenden mitzutheilen mir erlaube.

Die Aufgabe bestand offenbar darin, das in Form von Jodsäure (vielleicht richtiger gesagt Chlorjod) in der Salpetersäure vorhandene Jod frei zu machen, also inmitten der stark oxydierenden Salpetersäure einen Reductionsprozeß auszuführen. Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, deren Ausführung ich für überflüssig halte, wendete ich als Reduktionsmittel Zinn, und zur Erkennung des Jods Schwefelkohlenstoff an, und dieses gelang so vollkommen, daß ich nicht bloß in der absichtlich mit Jod versetzten, sondern auch in der käuflichen Salpetersäure aus verschiedenen Bezugsquellen entchieden das Jod nachzuweisen im Stande war.

Um die Probe anzustellen, die sich durch Leichtigkeit und Schnelligkeit der Ausführung, so wie durch Sicherheit des Erfolges empfiehlt, gießt man eine beliebige Menge der zu prüfenden Säure in ein Probirröhrchen und steckt alsdann eine Stange Zinn so lange in dieselbe, bis rothe Dämpfe sich deutlich erkennbar entwickeln. Die Zinnstange wird nun herausgezogen und eine geringe Menge Schwefelkohlenstoff zugegossen, geschüttelt und das Gemisch einige Augenblicke der Ruhe überlassen. Die gewöhnlich über der Säure sich ansammelnde Schwefelkohlenstoffschicht erscheint nun roth gefärbt, wenn der Jodgehalt der Säure nicht allzu gering ist. Bei Spuren von Jod kann die Farbe der Schicht aber auch, wie ich bemerkt habe, nur dunkelgelb sein. In diesem Falle geht sie jedoch in die rothe über, wenn man den Schwefelkohlenstoff abhebt und in einer kleinen Porzellanschale durch Blasen mit dem Munde einen Theil desselben verbunftet.

Um die Empfindlichkeit der Probe kennen zu lernen, wurde in 121 Grammen einer von Jod freien Salpetersäure 1 Decigramm Jodkalium, also 0,008 Grm. Jod, aufgelöst, was sehr nahe gleich 1 : 1600 ist. In dieser Säure konnte das Jod noch sehr deutlich erkannt werden. Dasselbe war der Fall, nachdem sie noch um das Fünffache verdünnt worden war. Bei der zehnfachen Verdünnung war es jedoch nicht mehr möglich, das Jod durch Schwefelwasserstoff nachzuweisen. Liegt nun die Grenze

der Empfindlichkeit zwischen den beiden letzten Verdünnungen in der Mitte, so ist sie $\frac{1}{1,2000}$.

Das Zinn wirkt, wie leicht begreiflich, nicht specifisch, daher kann man sich statt dessen auch des Stahls, Eisens oder Kupfers bedienen; die Wirkung des Zinns ist jedoch die sicherste. Ebenso war vorauszusehen, daß nicht das Metall als solches, sondern daß die durch dessen Berührung mit der Salpetersäure erzeugten niedrigeren Oxydationsstufen des Sticksstoffs in diesem Versuche wirksam seien. Durch direkte Versuche ist nachgewiesen worden, daß es das Stickoxyd ist, dessen Wirkung auf Jodsäure man übrigens schon kennt. Dieses verdient aber auch unbestreitbar vor dem Schwefelwasserstoff und allen übrigen Reduktionsmitteln schon aus dem Grunde den Vorzug, weil es nicht auf die Salpetersäure selbst, sondern nur ganz direkt auf die Jodsäure reducierend wirken kann. Den deutlichsten Beweis für die Wirkung des Stickoxyds liefert die rothe rauchende Salpetersäure des Handels, die man nur mit etwas Wasser zu verdünnen braucht, um durch Schwefelkohlenstoff das Jod direkt nachzuweisen zu können.

Obgleich man sich kaum versucht fühlen wird, anstatt des Zinns das Stickoxyd selbst anzuwenden, so will ich doch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß jenes sicherer als selbst dieses wirkt. Ist nämlich das Jod als Chlorjod vorhanden, was, wenn auch nicht immer, doch gewiß bisweilen der Fall sein dürfte, so wird letzteres zwar vom Zinn, nicht aber vom Stickoxyd zerlegt.

Mit Hülfe der so eben beschriebenen Probe läßt sich auch in dem Chlorsalpeter das Jod sehr leicht nachweisen. Man braucht nur eine beliebige Menge desselben in einem Probirröhrchen mit Wasser und jodfreier Salpetersäure zu übergießen und dann eine Zinnstange und Schwefelkohlenstoff, wie früher angegeben, in Anwendung zu bringen. Wendet man anstatt der Salpetersäure zur Freimachung der Jodsäure Schwefelsäure an, so ist das Resultat wegen des gleichzeitig sich entwickelnden Chlors und der Bildung von Chlorjod nicht so deutlich. Der Schwefelkohlenstoff ist nämlich stets dunkelgelb hierbei ge-

stet und die rothe Farbe kommt erst zum Vorschein, wenn man einen Theil des Schwefelkohlenstoffs und mit ihm das Chlor versüßigt.

(Polytechn. Centralbl. 1858, S. 146.)

Ueber Darstellung der Leinölfirnisse zu Buch-, Kupfer-, Stein- und Bronce-Druck.

Von Dr. Emil Winkler.

Diese Firnisse sind bis jetzt noch von keiner Fabrik zur vollständigen Zufriedenheit der Consumenten dargestellt worden. Der Grund mag darin liegen, daß der Firnisfabrikant zu wenig mit der Art und Weise, wie man diesen Firniß in den einzelnen Geschäften anwendet, bekannt wird. Ich habe mich lange Zeit mit der Darstellung dieser Firnisse befaßt, meine Proben von einer großen Anzahl probiren lassen, und bin endlich zu folgenden Resultaten gelangt:

Für obige vier verschiedene Druckarten wird ein und dasselbe Firniß angewendet, nur mit dem Unterschiede, daß derselbe zu Kupferdruck ganz dünn, zu Buchdruck dicker, zu Steindruck und gravirten Sachen so dick wie zu Buchdruck, zu Federzeichnungen noch dicker wie zu Buchdruck, zu Kreibezeichnungen noch dicker, und zu Bronce-Druck ganz dick und so consistent bereitet wird, daß er nur mit Mühe zwischen den Fingern gezogen werden kann. Alle diese verschiedenen Manipulationen werden durch das lange Sieden des Leinöls mehr oder minder beseitigt.

1) Leinölfirniß für Kupferdruck. In einem geschützten kupfernen Kessel wird Leinöl von der besten Qualität, so alt, wie man es nur haben kann, unter ganz gleichmäßiger Feuerung 7. bis 8 Minuten lang sieden gelassen, dann bringt man Blockschwein (Os sepiae) und zwar zu 25 Pfund Leinöl 5 Stücke Blockschwein, in Brocken hinzu und siedet so lange fort, bis sich keine Bittertheile mehr zeigen. Der Firniß wird, nachdem er erkaltet ist, durch leinene Tücher colirt und in gläsernen wohlverstopften Flaschen zum Gebrauche aufbewahrt. Er ist hell und klar von Farbe.

2) Leinölfirniß zum Buchdruck. Zur Darstellung dieses Firnisses wird ganz das gleiche Verfahren eingehalten, nur mit dem Unterschiede, daß das Leinöl 8 Stunden lang sieden muß.

3) Leinölfirnisse für Stein-Druck, gravirte Sachen, Federzeichnungen, Kreibezeichnungen und Bronce-Druck. Für die Darstellung dieser Firnisse ist die Anwendung von Blei- oder sonstigen Präparaten, die das Trocknen befördern, entschieden zu verwerfen. Das Leinöl soll nur von den ihm anhängenden unreinen Theilen befreit und so eingefotten werden, wie ich in nachfolgender Tabelle anführen will. Am besten schüttelt man altes abgelagertes Leinöl mit Regenwasser, zieht es davon wieder ab und colirt es durch ein leinenes Tuch, ehe man zum Sieden schreitet.

Grundsatz bleibt es bei der Fabrication von Leinölfirnissen, daß die Feuerung ganz gleichmäßig erhalten werde, damit das Leinöl ruhig sieden kann und nicht etwa aufwallt, und daß nie ein Deckel auf den Kessel aufgesetzt wird. Man hat ferner darauf zu sehen, daß stets nur ein ganz blank gepugter kupferner Kessel zur Darstellung verwendet wird.

Die Zeit des Siedens des Leinöls ist:

für Stein-Druck und gravirte Sachen	6 bis 8 Stunden.
„ Federzeichnungen	9 „
„ Kreibezeichnungen	12 „
„ Bronce-Druck	14 „

In einem demnächst erscheinenden Werkchen über Firnisfabrikation werde ich ausführlicher auf diese Gegenstände zurückkommen.

(Polytechn. Centralhalle 1858, S. 54.)

Neues Verfahren, animalische, vegetabilische und mineralische Stoffe zu versilbern.

Eine in England auftretende neue Industrie hat zum Zweck, animalische, vegetabilische und mineralische Stoffe mancherlei Art zu versilbern. Man bereitet zunächst folgende zwei Lösungen: Nr. 1. Gebrannter Kalk 2 Theile,

Traubenzucker oder Honig 5 Theile, Traubensäure oder in deren Ermangelung Gallussäure 2 Theile, Wasser 650 Theile. Die Mischung dieser Stoffe wird filtrirt und in ganz damit angefüllten und zur Abhaltung der Luft dicht verschlossenen Flaschen aufbewahrt. Nr. 2. 20 Theile salpetersaures Silberoxyd werden in 20 Theile Ammoniakflüssigkeit aufgelöst, worauf man 650 Theile destillirtes Wasser hinzufügt. Unmittelbar vor der Anwendung mischt man die Lösungen Nr. 1 und 2 zu gleichen Theilen zusammen, schüttelt die Mischung gut um und filtrirt sie.

Um Seide, Wolle, Haare, Glas und andere Faserstoffe zu versilbern, wäscht man sie sorgfältig, taucht sie einen Augenblick in eine gesättigte Auflösung von Gallussäure und dann in eine Lösung von 20 Theilen salpetersaurem Silberoxyd in 1000 Theile Wasser. Man wiederholt diese doppelte Eintauchung, bis das schwarze Ansehen des Stoffes durch einen schwachen Silberschein ersetzt ist. Dann taucht man sie in die vorerwähnte Mischung, bis sie vollständig versilbert sind, worauf man sie mit Weinsäurelösung kocht, wäscht und trocknen läßt.

Bei Knochen, Horn, Leder, Papier und andern ähnlichen Stoffen kann man das Eintauchen durch Bestreichen mit einem Pinsel ersetzen.

Stuch, Färbce etc. müssen vor Anbringung der silberhaltigen Lösungen mit Stearin getränkt oder gefirnißt, oder selbst, wenn sie sehr porös sind, verkleist oder mit Klebstoffwasserstoffsäure behandelt werden.

Glas und Porzellan reinigt man sorgfältig mit destillirtem Wasser oder Alkohol und behandelt sie dann mit der Mischung der Lösungen Nr. 1 und 2, die man in eine Schale von Glas, Steinzeug oder Guttapercha gießt. Die Niederschlagung des Silbers beginnt nach 15 Minuten und ist nach einigen Stunden beendet; man wäscht dann mit destillirtem Wasser, läßt an der Luft oder in einem erwärmten Raume trocknen und überzieht die Gegenstände mit einem schützenden Firniß. Durch Erwärmen der Flüssigkeit oder der Gegenstände kann die Niederschlagung des Silbers beschleunigt werden.

Metalle werden zunächst mit Salpetersäure abgebeizt,

worauf man sie mit einer Mischung von Chalkum und Silberpulver reibt. Man wäscht sie dann in Wasser und taucht sie abwechselnd in die Lösungen Nr. 1 und 2, bis sie hinreichend versilbert sind. Eisen muß vorher in eine Kupfervitriollösung getaucht werden.

(Cosmos, Vol. XII p. 43 durch polytechnisches Centralblatt 1858 S. 425.)

Mittel gegen das Aus schlagen des Oels bei polirten Möbeln.

Das Aus schlagen des Oels ist nicht, wie Viele glauben, eine Folge des bei dem Poliren angewendeten Oels, denn das Oel, welches sich mit der Politur innig vermischt, scheidet sich nie wieder aus, sondern es ist vielmehr Folge der überflüssigen Fettigkeit, welche dem Holz beim Schleifen mitgetheilt wurde. Man muß das Holz so mager wie möglich schleifen und dann durch Baden mit Ziegmehl, welches einige Zeit darauf liegen bleibt, das Oel soviel wie möglich herausziehen. Besser noch ist es, das Holz mit Firniß zu schleifen und gehörig trocknen zu lassen und dann noch mit Filz und Ziegmehl abzuschleifen. Viele schleifen oder reiben vielmehr das Holz zuvor mit Wachs, um dadurch das Eindringen des Schleifmittels zu verhüten; von Andern wird das geschliffene Holz erwärmt, damit das überflüssige Oel auszuweichen kann; dies ist aber unzumuthbar, kann auch in den meisten Fällen, zumal bei furnirter Arbeit gar nicht angewendet werden. Das beste, schon oft erprobte Verfahren, um diesem Uebelstande abzuwehren, ist folgendes: Nachdem das Holz mit schwacher Politur oder mit Spirituslack einmal getränkt wurde und trocken ist, wird es mit altem, abgekochten Leinöl, welches wo möglich gebiecht und dem beim Kochen etwas Wachs zugelegt wurde, nicht zu fett und so fein wie möglich geschliffen, sodann noch gut mit Filz und Ziegmehl abgerieben. Gut ist es, wenn die Arbeit einen Tag stehen bleiben kann und dann erst grundirt wird. Bei dem Grundiren muß so lange ohne Oel und mit schwacher Politur polirt werden, bis die ganze Fläche glänzt. Nach einiger Zeit und zwar je später, desto besser kann das Object abermals polirt werden mit etwas

Del, damit der Glanz, so zu sagen, fett und schwer wird, denn ohne Del oder mit zu wenig Del poliren, erschwert die Arbeit und der Glanz bleibt immer dürrig.

Gefimse, welche bis zum matten Glanz geschliffen werden, schlagen nie aus, wenn man auch wirklich fett polirt und schon im Anfang Del anwendet; es ist also nicht das wenige, der Politur beigemischte Del Ursache des Ausschlagens. Eisen und andere Metalle, Marmor zc. mit Terpentin oder Talg geschliffen, schlagen nie aus, weil kein Fett eindringen kann. Holz, welches mit arabischem Gummi getränkt und dann mit Seife geschliffen wird, schlägt, auch fett polirt, nie aus. Arabisches Gummi und Seife werden gebraucht, wenn das Holz keine Farbe bekommen soll, wie z. B. wenn Ahorn oder Kastanie polirt werden sollen. Aus allem Angeführten ist zu ersehen, daß also bloß das Del oder Fett, welches bei dem Schleifen zu viel aufgetragen und nicht wieder herausgeschliffen oder durch andere oben angeführte Mittel entfernt wurde, Ursache des Ausschlagens sein kann.

(Polytechn. Notizbl., 1857, Nr. 24.)

Ueber Veränderung des Stabeisens.

Bekannt ist das Krystallinischwerden des zähen faserigen Stabeisens unter dem Einfluß von Vibration und Torsion oder beiden zugleich, wie bei Röhreisen, Eisenbahnwagenachsen u. dgl. Weniger bekannt dürfte dieselbe Erscheinung unter folgenden Umständen sein.

Bei dem Umbau eines etwa sechzig Jahre alten Gutes in der Porzellanfabrik in Nymphenburg mußten die Rellen der schmiedeeisernen Rüstung, die aus je 3 Theilen bestehen, auf den größern Durchmesser des neu zu errichtenden Ofens aufgebogen werden. Beim Abfahren der Relle nach der Schmiede fiel ein Stück vom Handwagen auf den Rasen des Hofes und — zerbrach. Dieser auffallende Umstand veranlaßte nähere Untersuchung und es fand sich der ganze Bestand des Schmiedeisens der Ofenrüstung durch und durch in krystallinisches Eisen verwandelt. Das Eisen der Relle, 1½ zölliges Flacheisen, sowie

der aufrecht stehenden Rüststäbe sprang bei jedem Hammerschlag mit einem rein blättrigen Bruch ohne Fasern und Haften.

Der Dienst der Gütöfen enthält nun zweierlei Umstände, die man als Erklärung dieses auffallenden Phänomens brauchen kann, nemlich die Erwärmung des Eisens, dann die Dehnung. Bei jedem Brand hat die Ofenrüstung einen Temperaturintervall von etwa 20° R. d. h. von der gewöhnlichen Lufttemperatur bis auf 30—40° R. zu durchlaufen; bei der Dicke der Ofenränder von 3' ist die Dauer des Brandes nämlich nicht hinreichend, um der Oberfläche mehr Wärme zuzuführen. Es hat wenig Wahrscheinlichkeit, daß diese unbedeutende Temperaturoscillation, aber um so mehr, daß die Dehnung die Ursache sind. Man spannt nämlich (mittels Schraube oder Keil) den Keil vor dem Brande so, daß er gerade leicht anliegt; während des Brandes dehnt sich der Ofen fühlbar aus und spannt den Keil so straff, daß man dieses schon am Ton beim Anschlagen, mehr noch an den Stellschrauben (oder Keilen) oder gar am Springen einzelner Theile erkennt. Nach dem Erkalten des Ofens zieht sich alles wieder auf den vorigen Stand zusammen. Ein 60jähriger Ofen hat ungefähr 3000 Brände erlebt und hat sich folglich jene Abwechslung von Spannung und Abspannung 3000 mal wiederholt, was die Umwandlung erklärlicher scheinen läßt.

A.

Malereien auf grundirten Drathgeweben.

Die dermalen noch vorzugsweise übliche Frescomalerei hat bekanntlich so viele Schwierigkeiten und Unangenehmes, besonders, weil ihre Ausführung oft im ungünstigsten Lichte geschehen muß, daß selbst die tüchtigsten Künstler trachten, auf andern Wegen und mit andern Mitteln in solchen Fällen zum Ziele zu kommen.

Mauereinsätze aus Gypsplatten oder solche aus Metall sind hier und anderwärts bekannt und sowohl zur Enkaustik als auch zur Stereochromie verwendet worden. Sie haben aber theils Zerbrechlichkeit und Schwere,

theils je nach dem Material und dessen schwieriger Beschaffung Kostspieligkeit als nachtheilige oder beschränkende Eigenschaften zur Seite.

Dagegen können solche Mauereinsätze von grundirten Drahtgeweben in jeder Größe gleich Malerleinwand hergestellt werden und sind viel stärker und dauerhafter, fast so leicht und biegsam und zu Allen dem nicht viel theurer, wie die Malerleinwand.

Sie eignen sich zur Aufnahme von Gemälden jeder Art, jedenfalls aber mit Vorzug zu Motiv- und Gebälkern in Kirchen und Kirchhöfen, für Gemälde an Außenwänden der Gebäude, zu Ueberzügen an feuchten Stellen auch in Tapetenform.

Da ein ganzer Gemäldecomplex in gewöhnlichen Arbeitslokalen vollendet werden kann, so fällt auch die oft so lästige Aufstellung von Gerüsten bis zu der Zeit des Einsetzens, ganz weg. Diese Vortheile der Dauerhaftigkeit, der Bequemlichkeit und Billigkeit sind es daher, welche die Anwendung der grundirten Drahtgewebe nach eigener Ueberzeugung an derartigen von Hrn. Maler F. Osterried in München (Karlsstraße Nr. 29/0) hergestellten Wandmalereien höchst empfehlenswerth machen.

P. Med.

Ueber das Verhalten der mineralischen Schwefelmetalle zur Salzsäure unter galvanischem Einfluß.

Von Prof. v. Asbell.

Befeuchtet man Kupferblech mit Salzsäure (gleiche Raumtheile concentrirte Säure und Wasser), so zeigt sich am Blech keine Veränderung. Sobald man aber die befeuchtete Stelle mit Zink berührt, so entwickelt sich augenblicklich Schwefelwasserstoffgas und der Blech läuft mit einer bräunlichen Farbe an. Bei Anwendung von Eisen statt des Zinks stellt sich diese Reaction nur ein, wenn man beide, das Eisen sowohl, wie das schwefelhaltige Mineral, als feines Pulver mit einander mengt und dann mit Salzsäure übergießt. Bei 2 Theilen Eisen auf 1 Th. Kupferblech wird letzterer ohne weitere Mittheilung der Wärme

leicht zerlegt und das Kupfer ausgefällt, während er ohne Mitwirkung von Eisen selbst beim Kochen mit Salzsäure nur langsam angegriffen wird. In ähnlicher Weise verhalten sich auch andere Schwefelmetalle und man kann daher dieses Verhalten zur Entdeckung ihres Schwefelgehaltes benutzen. Daß sich Schwefelwasserstoffgas entwickelt, läßt sich leicht durch einen mit Bleizuckerlösung getränkten Papierstreifen, der durch einen passenden Kork mit in den Prüfungscylinder eingeklemmt wird, nachweisen. v. Kobell hat 42 Sulfurete (Erze) angeführt, bei denen der Papierstreifen schon innerhalb einer Minute gelb, bräunlich oder grau anläuft. Dagegen geben keine Reaction: Realgar, Opermert und Schwefelmolybdän. Natürlich muß das zu diesen Versuchen verwendete Eisenpulver durchaus frei von Schwefel sein, d. h. ein Eisenpulver benutzt werden, welches man leicht bei der Reduction des Eisenoxydes mittels getrockneten Wasserstoffgases bei etwas hoher Temperatur erhält.

(Journal für prakt. Chemie, Bd. 71 S. 146).

Ueber das Bleichen der Knochen für Drehöler und Weinarbeiter.

Von Hedinger.

Folgendes Verfahren des Knochenbleichens, welches in Frankreich angewandt wird, wird zuverlässig besseren Dienste thun, als die von Charlatanen gegenwärtig mannigfach ausgebotenen Geheimmittel.

Der Knochen wird in fettem (rohem) Zustande so weit verarbeitet, daß die Waare bis zum Schleifen und Poliren fertig ist, hierauf in eine mit Terpentin gefüllte blecherne gut verschlossene Kapsel etwa 10 Stunden lang gelegt; nach diesem wird der Terpentin abgegossen, die Waare in einem irdenen oder kupfernen Topf mit Wasser und ein wenig Schmierseife (grüner Seife) 3 Stunden lang abgekocht, wobei sich die fetten und unreinen Knochenstücke oben ansammeln und recht sorgfältig abgeschöpft werden müssen. Zuletzt wird das heiße Wasser nach und nach durch kaltes abgekühlt und die Waare auf einem Brett, das jedoch nicht aus Eichenholz geschnitten sein

darf, getrocknet; sie darf aber der Sonne nicht ausgesetzt werden, weil das Wein sonst Risse bekommt und unbrauchbar wird. In wenigen Stunden darauf kann das Wein geschliffen und polirt, d. h. vollends fertig gemacht werden.

Eine zweite, jedoch komplizirtere Manier, wobei das Wein sehr schön weiß wird, ist folgende:

Auf 1 Pfund Pottasche werden in einen eisernen Kessel 20 Pfd. Regenwasser gegossen; dieses wird gekocht, und dann im Kochen eine Kalkmilch, welche aus $\frac{1}{2}$ Pfd. frisch gebranntem Kalk nebst Wasser bereitet wird, nach und nach darunter gerührt. Die Flüssigkeit wird eine Viertelstunde kochen gelassen und alsdann, nachdem sich die Masse gesetzt, in Flaschen gefüllt, gepropft und aufbewahrt.

Alsdann wird der Knochen in 1 Theil der obigen Seife und 5 Theil Wasser 2 bis 3 Stunden gekocht, dann noch in reinem Wasser gekocht, nachher in kaltem Wasser nach und nach abgekühlt, getrocknet etc.

Einsender ist zu weiterer Auskunft jederzeit erbötig. (Gewerbebl. aus Württemb. 1858 Nr. 10 S. 90.)

Copirschwärze für den Druck.

Von John Underwood und J. V. Part.

Diese Schwärze wird, nachdem sie für den Druck angewendet worden ist, auflöslich, wenn man sie in ähnlicher Weise wie mit Copirtinte beschriebenes Papier befeuchtet oder der Feuchtigkeit aussetzt. Man nimmt zu ihrer Bereitung 7 Pfd. Galläpfel, 3 Pfd. Eisenvitriol, 6 Pfd. arabisches Gummi, 3 Pfd. Melasse, $1\frac{1}{2}$ Pfd. Seife, 3 Pfd. Klebkräuter, $1\frac{1}{2}$ Pfd. Berlinerblau und 70 Pfd. Wasser.

Zuerst pulverisirt man die Galläpfel und läßt sie dann belläufig 2 Stunden lang in der Hälfte der angegebenen Wassermenge kochen; hernach wird die klare Flüssigkeit abgezogen. Das arabische Gummi und der Eisenvitriol werden besonders in der übrig bleibenden Wassermenge aufgelöst; das Ganze wird alsdann mit dem Galläpfelabfaß gemischt und belläufig 21 Tage lang der Luft ausgesetzt; man zieht hierauf die über dem Bodensatz stehende

Flüssigkeit ab. Letzterer Flüssigkeit werden die Melasse und die Seife zugesetzt, worauf man das Ganze bis zur Syrupconsistenz abdampft und hernach den Klebkräuter und das Berlinerblau beimischt.

(Aus Génie industr., durch polyt. Notizbl., 1858, S. 75.)

Darstellung eines Grundfirnisses für Rußbaumholzanstrich.

Von Dr. Emil Windler.

Bei der trocknen Destillation des braunen amerikanischen Harzes bildet sich ein schwarzer, brüchiger, ziemlich schwer schmelzbarer Rückstand, der in der neuesten Zeit unter dem Namen „Schmelzpech“ im Handel vorkommt, und für diesen Zweck ganz vortreffliche Dienste leistet, den man zur Bereitung obigen Grundfirnisses, wie nachstehend beschrieben werden wird, sehr gut verwenden kann.

Wenn man einen Theil des besagten Rückstandes von der trocknen Destillation des Harzes in vier Theilen des gleichfalls bei der trocknen Destillation des Harzes erhaltenen leichten Harzöls, des sogenannten Pinollins, welches vorher nochmals gereinigt werden muß, auflöst und die Auflösung erkalten läßt und filtrirt, so ist der Grundfirnis zum Gebrauche fertig. Dem äußeren Anscheine nach bildet der Firnis eine schwarze dünne Flüssigkeit, die, wenn man sie in einem Glase am Lichte spielen läßt, dunkelbraun erscheint. Streicht man Tannen-, Eichen- oder sonst ein Holz auf seiner Oberfläche damit an, so hat man den schönsten Anstrich von Rußbaumholz; die Rassen der betreffenden Holzgattungen treten dabei hervor. Dieser Anstrich trocknet in einer Viertelstunde und läßt sich glatt schleifen. Man kann dann bequem den so behandelten Gegenstand mit einem Copalfirnis überziehen.

(Polyt. Centralhalle, 1858, S. 55.)

Bäckwert aus Mehl von gemalztem Weizen.

Es ist in England gebräuchlich, zu feinem Gebäck statt des gewöhnlichen Weizenmehls das Mehl von Weizenmalz anzuwenden. Durch das Malzen wird in den Kör-

nern Zucker entwickelt und sonst auch noch wohl manche Veränderung hervorgebracht, die das daraus bereitete Backwerk vorzüglich wohlnehmend macht. Auf jeden Fall kann der Bäcker dabei viel an Zucker ersparen, weil er ein schon an sich süßes Mehl verarbeitet. Die Art, wie man sich in England dieses Malz bereitet, ist fast dieselbe, wie man bei uns dergleichen zum Weizenbier bereitet, nur daß man noch etwas mehr Sorgfalt darauf verwendet. Der Weizen wird erst durch Sieben von fremden Beimengungen möglichst gereinigt, dann wird er noch gewaschen, um allen Staub zu entfernen. Hierauf überschüttet man ihn in einem tauglichen Gefäß mit Wasser, so daß dieses etwa 4 Zoll darüber steht. Dieses Wasser wird wenigstens alle 12 Stunden erneuert. Nach 24 bis höchstens 36 Stunden, je nachdem es wärmer oder kälter ist, sind die Körner so angeschwollen, daß man sie leicht mit den Fingern zerdrücken kann. Dann läßt man das Wasser ab und legt den Weizen auf reine Bretter in Haufen von 8 bis 10 Zoll über einander. Hier entwickeln sich nun die Keime, wobei man den Haufen mitunter ausbreitet und umwendet, um zu starke Erhitzung zu vermeiden. Die Keime dürfen nicht lang werden, sobald sie daher etwa $2\frac{1}{2}$ Linien gewachsen sind, breitet man die Körner an einem luftigen und schattigen Orte aus und läßt sie hier weik werden. Nachher trocknet man den gekeimten Weizen auf einem mäßig warmen Ofen, wobei jedoch jedes Rösten, welches ein dunkles Mehl liefern würde, sorgfältig zu vermeiden ist. Hernach werden die Keime nur noch durch Reiben zwischen den Händen oder mittelst einer geeigneten Vorrichtung entfernt und hierauf das Malz wie gewöhnlicher Weizen gemahlen.

(Polytechn. Notizblatt 1858, S. 92.)

Privilegien.

Gewerbssprivilegien wurden verliehen:

unter'm 2. Febr. l. J. dem Schmiedmeister Lucien Arbel Defflassteur von Rive de Gier auf eigenthüm-

liche Anfertigung von Rädern für Eisenbahnwaggons für den Zeitraum von 1 Jahre, und

unter'm 12. Febr. l. J. dem Francois und Etienne Schmitz von Paris auf Maschinen zum Pressen und Verdrichten des Torfes für den Zeitraum von 2 Jahren;

unter'm 14. Febr. l. J. dem Rudolph Bodmer in London auf Verbesserungen an den Sicherheits-Ventilen der Dampfmaschinen, für den Zeitraum von 2 Jahren; und dem Kaufmann J. G. F. Brillwitz in Berlin auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in Verbesserungen bei der Anfertigung von Gegenständen aus Leder, ohne daß dieselben eine Naht erhalten, für den Zeitraum von 4 Jahren;

unter'm 26. Febr. l. J. dem Leon Jos. Pommerehne von Paris auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in einer neuen Schmierbüchse für die Achsenstiele der Waggons und anderer Räderfahrwerke auf Schienenwegen, für den Zeitraum von 2 Jahren.

(Reggöbl. Nr. 11 v. 6. März 1858.)

Gewerbssprivilegien wurden verlängert:

unter'm 2. Febr. l. J. das dem Maschinenbauer Joh. Schmeltz unter'm 16. Jan. 1857 verliehene, auf Anfertigung von Repetitions-Multiplex-Waagen für den Zeitraum von weiteren 2 Jahren, und

unter'm 26. Febr. l. J. das dem Steinbrückerhilfen Franz Graßl unter'm 15. Febr. 1852 verliehene und unter'm 19. Febr. 1855 für weitere 3 Jahre verlängerte, inzwischen eigenthümlich an den Privatier Karl Keller in München übergegangene, auf Erzeugung von Doppel- oder Chantrelbildern für den Zeitraum von weiteren 3 Jahren. (Reggöbl. Nr. 11 v. 6. März 1858.)

Gewerbssprivilegium wurde eingezogen:

das dem Manufakturisten G. A. Scribe von Nîmes in Frankreich unter'm 2. Mai 1857 verliehene 3jährige, auf eine Vorrichtung zur Verhinderung der Explosionen von Dampfesseln. (Reggöbl. Nr. 8 v. 25. Febr. 1858.)

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des

polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

undvierzigster Jahrgang.

Monat April 1858.

Abhandlungen und Aufsätze.

Leisende Untersuchungen über die Zusammensetzung der Kuhmilch und über Angaben verschiedener Salaktometer,

von

G. Feichtinger,

am chemischen Laboratorium des physiologischen Instituts in München.

Der Central-Verwaltungsausschuß des polytechnischen für das Königreich Bayern wurde angegangen, achten darüber abzugeben, welche von den bisher vorgebrachten Methoden, eine Vermischung der Milch mit Wasser nachzuweisen, die einfachste und sicherste sei, in wie weit den sogenannten Milchwaagen die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt werden könne.

Paul Lintner, Assistent am chemischen Laboratorium der polytechnischen Schule, Hr. Ferd. Röhlen, am pharmaceutischen Institut der Universität, und Hr. v. d. Verwaltungsausschüsse des polytechnischen beauftragt, mehrere Sorten Milch auf ihren Gehalt an Wasser, Casein, Milchzucker und Fett zu prüfen, die Resultate der chemischen Analyse mit den Angaben der verschiedenen Milchwaagen zu vergleichen. Ich habe

nachträglich den Auftrag erhalten, die Versuche der drei Beobachter zusammenzustellen und die Redaktion des folgenden Aufsatzes vorzunehmen.

Die Milch ist ein unentbehrliches Nahrungsmittel, aber auch keines von diesen ist so vielen Alterationen unterworfen, wie sie. Es wäre daher für jede Regierung von größter Wichtigkeit, ein Mittel zu besitzen, Verfälschungen auf die Spur zu kommen und so das Publikum vor Nachtheil zu schützen. — In den Schriften über Nahrungsmittel und deren Verfälschungen finden sich meist eine große Anzahl von Stoffen aufgeführt, welche zur Verfälschung und Alteration der Milch dienen sollen. Von praktischer Wichtigkeit ist in dieser Beziehung nur der Zusatz von Wasser; denn alle übrigen Stoffe sind theils nicht blutig genug, theils zu leicht durch Ansehen, Geschmack oder Geruch zu erkennen, als daß sie häufig zur Alteration der Milch angewandt werden könnten.

Um nun eine Vermischung der Kuhmilch mit Wasser nachzuweisen, wurden verschiedene Methoden zur Anwendung vorgeschlagen. Man ging dabei von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Sämmtliche bekannte Methoden lassen sich in drei Gruppen bringen. Entweder wird die Milch als Ganzes untersucht, oder man bestimmt nur einen Bestandtheil der Milch, und schließt aus der gefundenen Menge dieses einen Bestandtheils, ob die Milch mit Wasser

verdünn ist oder nicht; oder man untersucht die Milch sowohl als Ganzes, als man auch noch zur Controle die Menge eines Bestandtheils der Milch bestimmt.

Zu den Methoden, die die Milch als Ganzes untersuchen, gehören die chemische Analyse, und die Bestimmung des specifischen Gewichts.

Zu den Methoden, die nur einen Bestandtheil der Milch im Auge haben, gehören folgende:

Poggiale schlug vor, die Menge des Milchzuckers in den Molken mittelst einer Kupferlösung zu bestimmen.

Rosenthal änderte die Methode von Poggiale dahin ab, indem er vorschlug, statt der Molken gleich die Milch zu nehmen, um in derselben mittelst einer Kupferlösung die Menge des Milchzuckers zu bestimmen.

Senneß beschrieb einen Apparat, um aus der Menge Molken, die aus einer Milch abgeschieden werden, die Vermischung mit Wasser nachzuweisen. Dieser Apparat besteht aus zwei Messcylindern und einem zweckmäßigen Filter. Die Milch wird in einen Cylinder abgemessen, hierauf einige Tropfen Salzsäure zugegossen, erwärmt und in den zweiten Cylinder filtrirt. Ein Strich zeigt in dem zweiten Cylinder an, wieviel eine Milch im äußersten Falle Molken gibt; beträgt dieses Quantum Molken mehr, so wird Wassergehalt angenommen.

Chevalier hat, gestützt auf seine Untersuchungen, eine Methode beschrieben, daß gute Milch unter allen Umständen 52—58 Tausendtheile Milchzucker enthält; er bestimmt die Menge Milchzucker, und nimmt dabei an, daß jede Milch, die weniger als 52 Tausendtheile Milchzucker enthält, mit Wasser verdünnt sei.

Vernols und Bequerel empfehlen den Polarimeter von Biot zur Untersuchung der Milch.

Donné hat ein Galaktoscop beschrieben, das auf der Annahme beruht, daß der größere oder geringere Gehalt an Milchzucker den Werth einer Milch ausmache, und daß deshalb die Durchsichtigkeit einer Milch im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Gehalte stehe. Es ist ein Instrument, welches gestattet, durch eine Milchscheibe hindurchzusehen, deren Länge durch eine Mikrometerschraube vergrößert, verringert und gemessen werden kann. Durch

die Milchscheibe beobachtet man ein Kreuzenlicht, bis dessen Spitze unsichtbar zu werden beginnt. Je durchsichtiger eine Milch ist, desto weniger Milchzucker und desto mehr Wasser enthält sie.

Der Rahmmesser bestimmt die Menge des nach 24 Stunden abgeschiedenen Rahmes.

Brunner hat eine Methode bekannt gemacht, um den Buttergehalt auf eine einfache Art bestimmen zu können, und aus der Menge desselben sowohl eine Vermischung der Milch mit Wasser als auch entrahmte Milch als solche zu erkennen. Man trinkt gute ausgeglühte Kohle mit einer abgewogenen Menge Milch, trocknet und zieht mit Aether aus; die Aetherauszüge werden verdunstet und die Butter gewogen.

Simon hat zur Untersuchung der Milch Gallustinktur vorgeschlagen, welche die Eigenschaft besitzt, sich mit dem Käsestoff in bestimmten Verhältnissen zu verbinden, und damit ein unlösliches Präcipitat zu bilden. — L. Labé schlägt eine titrirte Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd vor, um damit Wasserzusatz in der Milch nachzuweisen.

Zu den Methoden, die die Milch als Ganzes — Bestimmung des specifischen Gewichts — der Untersuchung unterwerfen, und zur Controle noch auf einen Bestandtheil der Milch (Rahmgehalt) Rücksicht nehmen, gehört die von Apotheker Müller in Bern in einer eigenen Broschüre beschriebene Methode. —

Ein Ueberblick über die hier aufgezählten Methoden zur Untersuchung der Milch zeigt, daß die große Mehrzahl für die Zwecke der Polizei nicht brauchbar ist; sie sind entweder zu umständlich und zu zeitraubend, oder sie verlangen schon geübtere Untersucher. Soll eine Methode den Zwecken der Polizei genügen, so muß dieselbe höchst einfach, sie muß leicht und bequem ausführbar sein, und wenn auch nicht ganz genaue, so doch annähernd genaue Resultate ergeben.

Unter allen Untersuchungsmethoden entspricht wohl am ehesten obigen Anforderungen die Bestimmung des specifischen Gewichts. Diese Methode empfiehlt sich wegen ihrer Einfachheit und dieselbe kann leicht von Jedermann ausgeführt werden.

Zur Bestimmung des specifischen Gewichts dienen *Senkwaagen*, unter dem Namen *Milchmesser*, *Milchwaagen*, *Laktometer*, *Galaktometer* bekannt. Diese *Senkwaagen* werden schon von vielen Polizeibehörden angewendet, um dadurch eine Vermischung der Milch mit Wasser nachweisen zu können. Sie beruhen auf dem hydrostatischen Gesetze, daß, je specifisch schwerer die Milch ist, d. h. je mehr feste Bestandtheile die Milch enthält, auch die *Milchwaage* weniger tief einsinkt, als im Wasser. Die verschiedenen *Milchwaagen* sind auch verschieden eingetheilt; entweder ist an der Spindel der *Senkwaage* eine *Scala* angebracht, welche bestimmt, was die Milch für ein specifisches Gewicht besitzt, oder es sind an der Spindel der *Milchwaage* nur *Zahlen* angebracht, die angeben, wie weit die *Milchwaage* einsinken darf, daß die Milch noch als unvermischt angenommen werden kann.

Ich habe zu meinen Bestimmungen über das specifische Gewicht der hiesigen Milch verschiedenes eingetheilte *Milchwaagen* benützt. Anlegend stelle ich deren *Scala* nebeneinander, um zu zeigen, wie sie sich gegenseitig verhalten.

- a ist ein *Ardometer* nach *Beaumé*,
- b ein *Galaktometer* (aus der Böhm'schen Glas-
handlung in München),
- c ein *Galaktometer* nach *Chevalier*,
- d " " " *Beaumé*,

(c und d sind aus der *Dreher'schen Utensilienhandlung* in München),

- e *Milchwaage* von *Dörffel*, wie sie *Otto* in den *Annalen für Chemie und Pharmacie*, April 1857 S. 57, beschrieben hat.

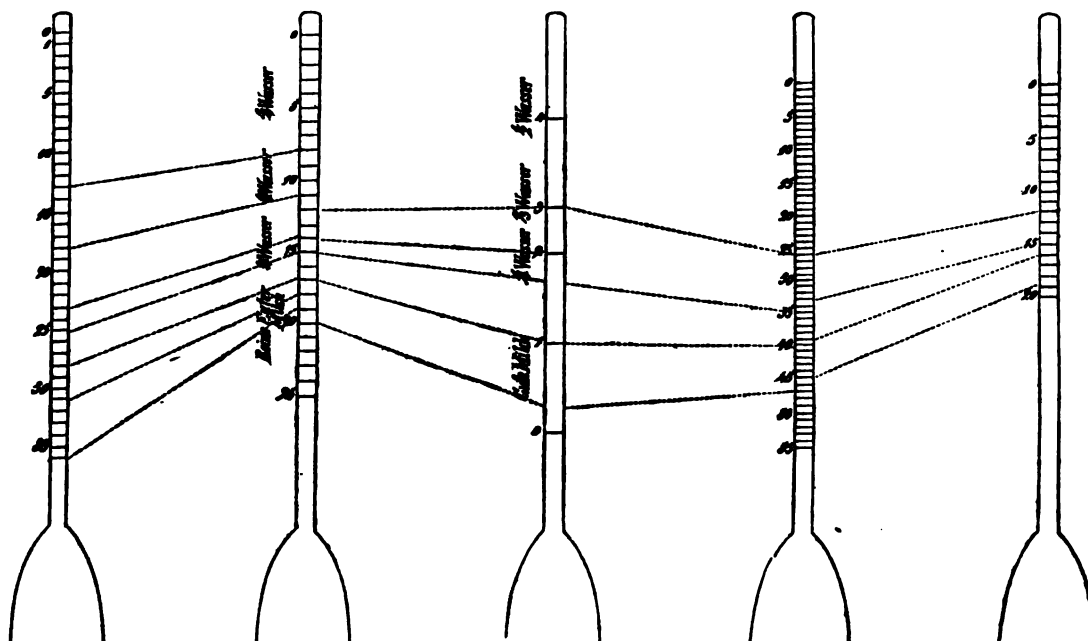
a. *Ardometer* zur Bestimmung
von Flüssigkeiten schwerer wie
Wasser, nach *Beaumé*,
Temp. $12\frac{1}{2}^{\circ}$ R.

b. *Galaktometer*
Temperatur
 14° R.

c. *Galaktometer*
nach
Chevalier,
Temp. 12° R.

d. *Milchwaage* nach
Beaumé,
Temp. 12° R.

e. *Milchwaage* nach
Dörffel,
bei $12\frac{1}{2}^{\circ}$ R.



Bei den nachfolgenden Untersuchungen über hiesige Milch wurde daher vorzugsweise ins Auge gefaßt, zu bestimmen, in wie weit man aus dem spezifischen Gewichte der Milch auf den eigentlichen Gehalt an festen Bestandtheilen schließen kann.

Die Milch, die zu den gemeinschaftlichen Untersuchungen diente, stammte aus zwei verschiedenen Quellen und wurde geliefert

A von einem hiesigen Fabrikbesitzer. Fütterung der Kühe: Wehl und Heu.

B von einem hiesigen Bierbrauer. Fütterung der Kühe: Heu und Trebern.

Außerdem verschaffte ich mir noch

C Milch von einem hiesigen Milchmann. Fütterung der Kühe: Heu, Trebern und Widenmehl.

Schmuttliche Milch war Abendmilch.

Dabei muß ich noch bemerken, daß ich bei der Milch A und C versichert bin, daß die gelieferte Milch reine Muttermilch war. Bei der Milch B stelle ich die Reinheit sehr in Zweifel, und werde in meinen Schlussfolgerungen noch darauf zu sprechen kommen.

Die Resultate der Bestimmung des spezifischen Gewichts und der chemischen Analyse hiesiger Milchsorten sind nun folgende:

	Eintner.		Mühen.		Seichtinger.	
	Arbometer-Grade bei 12 1/2° R.	Galaktometer-Grade bei 14° R.	Arbometer-Grade bei 12 1/2° R.	Galaktometer-Grade bei 14° R.	Arbometer-Grade bei 12 1/2° R.	Galaktometer-Grade bei 14° R.
Milch A.						
6. Dezember 1857	1,030	18,5	1,030	18,5	1,031	18
7. " "	1,030	18,5	1,030	18,5	1,031	18
8. " "	1,032	18,7	1,030	18,5	1,031	18
9. " "	1,030	18,9	1,030	18,5	1,033	19
10. " "	1,030	18,5	1,030	18,5	1,032	18
11. " "	1,030	18,9	1,035	19,3	1,033	19
Milch B.						
6. Dezember 1857	1,023	14,0	1,023	14,0	—	—
7. " "	1,023	14,0	1,023	14,0	1,023	14
8. " "	1,025	14,5	1,025	14,6	1,025	15
9. " "	1,029	17,5	1,030	17,9	1,028	17
10. " "	1,023	14,7	1,025	14,9	1,024	14,5
11. " "	1,027	16,2	1,027	16,3	1,026	15,5

	Ärdometer- Grade bei 12 1/2° R.	Galaktometer- Grade bei 14 1/2° R.
Milch C.		
8. Dezember 1857	1,031	18
9. " "	1,033	19
10. " "	1,036	20,5
11. " "	1,036	20,5
12. " "	1,032	18,5
13. " "	1,036	20

Bei allen Bestimmungen, wo Galaktometer-Grade angegeben sind, ist der Galaktometer h. verstanden.

	Lintner.					Mhien.					Feichtinger.				
	Butter.	Milchzucker mit löslichen Salzen.	Casein mit un- löslichen Salzen.	Gesamtmenge fester Bestandtheile.	Wasser.	Butter.	Milchzucker mit löslichen Salzen.	Casein mit un- löslichen Salzen.	Gesamtmenge fester Bestandtheile.	Wasser.	Butter.	Milchzucker mit löslichen Salzen.	Casein mit un- löslichen Salzen.	Gesamtmenge fester Bestandtheile.	Wasser.
Milch A.															
6. Dezember 1857	2,80	4,59	5,61	13,00	87,00	3,00	4,68	5,33	13,02	86,98	4,10	3,25	6,20	13,55	86,45
7. " "	2,85	4,60	5,35	13,00	87,00	2,91	4,70	5,29	12,90	87,10	4,12	3,14	5,90	13,16	86,84
8. " "	2,95	4,69	5,41	13,05	86,95	2,92	4,68	5,48	13,10	86,90	3,96	3,07	5,83	12,86	87,14
9. " "	2,95	4,69	5,45	13,09	86,91	2,94	4,68	5,39	13,01	86,99	3,82	3,12	5,67	12,61	87,39
10. " "	2,85	4,59	5,59	13,07	86,97	2,99	4,58	5,44	13,02	86,98	4,25	3,65	5,83	13,73	86,27
11. " "	2,95	4,68	5,40	13,05	86,95	2,93	4,69	5,47	13,10	86,90	3,90	3,30	5,97	13,17	86,83
Milch B.															
6. Dezember 1857	3,00	3,81	4,43	11,24	88,76	2,60	3,80	4,82	11,23	88,77	—	—	—	—	—
7. " "	2,65	3,85	5,00	11,50	88,50	2,67	3,81	5,01	11,49	88,51	2,68	2,10	4,26	9,04	90,96
8. " "	2,70	4,00	4,82	11,52	88,48	2,64	3,82	5,09	11,55	88,45	2,78	2,08	4,01	8,87	91,13
9. " "	3,00	4,20	5,80	13,00	87,00	2,90	4,39	5,96	13,26	86,74	3,10	2,89	5,12	11,11	88,89
10. " "	2,70	3,79	4,06	11,55	88,45	2,58	3,97	5,38	12,52	87,48	2,83	2,43	4,85	10,11	89,89
11. " "	2,66	3,96	5,37	11,99	88,01	2,65	3,95	5,93	11,99	88,01	2,79	2,37	5,15	10,31	89,69

	Butter.	Milchpulver mit löslichen Salzen.	Seife mit un- löslichen Salzen.	Gesammtenge fester Bestandtheile.	Wasser.
Milch C.					
8. Dezember 1857	2,98	2,63	5,40	11,01	88,99
9. " "	2,87	2,30	6,04	11,21	88,79
10. " "	2,23	2,53	6,34	11,10	88,90
11. " "	2,42	2,04	5,69	10,15	89,85
12. " "	3,31	2,40	5,43	11,14	88,86
13. " "	2,50	2,12	6,28	10,90	89,10

Bei der chemischen Analyse wurde immer nach der Methode von Gaidlen verfahren.

Vergleicht man die Bestimmungen gegenseitig, so wird man einige Differenzen beobachten; sie können entweder von der Art der Ausführung der Analyse herrühren, oder darin ihren Grund haben, daß die Milch (welche Abends gemolken und erst den andern Tag Morgens für die Analyse vertheilt wurde) nicht gehörig durch Schütteln gleichförmig gemacht wurde.

Die mit hiesiger Milch gewonnenen Resultate stimmen (wenn man die Milch B aus später zu erörternden Gründen nicht berücksichtigt) sehr annähernd mit den bereits gemachten Erfahrungen überein, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

Bergellius	fand das spec. Gew. der Milch	1,030—1,034
Dolley	" " " " " "	1,026—1,032
Otto	" " " " " "	1,026—1,033
Bernols u.		
Bequerel	" " " " " "	1,028—1,036
Wöbdecker u.		
Struckmann	" " " " " "	1,036—1,040

Die Menge der festen Bestandtheile der Milch beträgt nach

Otto	zwischen	11,5 — 12,7
Chevallier und Genry		12,9
Bernols und Bequerel	"	11,2 — 14,6
Müller in Bern	"	13,1 — 13,9
Rhode	"	11,7 — 13,2
Struckmann	"	10,03 — 13,4

Um wie viel das specifische Gewicht einer reinen Milch durch Zusatz von Wasser abnimmt, geben folgende Zahlen an:

	Reine Milch	$\frac{3}{4}$ Milch $\frac{1}{4}$ Wasser	$\frac{1}{2}$ Milch $\frac{1}{2}$ Wasser
Milch A.			
6. Dez. 1857	1,031	1,025	1,020
7. " "	1,031	1,025	1,020
11. " "	1,033	1,026	1,022
Milch C.			
8. Dez. 1857	1,031	1,025	1,020
10. " "	1,036	1,027	1,022

Da es festgestellt ist, daß die Temperatur Einfluß auf die Dichtigkeit der Flüssigkeiten äußert, so untersuchte ich auch, um wie viel das specifische Gewicht der Milch bei höherer Temperatur sinkt und bei niedriger Temperatur steigt.

Milch A vom 6. Dezember 1857.

Temperatur nach R.	+ 2°	6°	14°	18°	23°
spec. Gewicht	1,036	1,034	1,031	1,029	1,027

Milch A vom 7. Dezember 1857.

Temperatur nach R.	+ 4°	10°	14°	20°
spec. Gewicht	1,036	1,033	1,031	1,028

Daraus geht hervor, daß bei normaler Milch bei einem Temperaturunterschiede von 21° nach Reaumur

Thermometer sich eine Differenz von 9 Graden in dem Aräometer nach Beaumé entziffert. Aus diesem Grunde ist daher bei Bestimmung des spec. Gewichts der Milch immer auch auf die Temperatur der Milch Rücksicht zu nehmen.

Durch das Entrahmen wird ebenfalls das specifische Gewicht der Milch verändert; entrahmte Milch hat immer ein höheres specifisches Gewicht wie nicht entrahmte, wie folgende Zahlen beweisen:

	Milch A.	
	reine Milch.	entrahmte Milch.
7. Dec. 1857.	1,031°	1,036°
8. " "	1,031°	1,035°
11. " "	1,033°	1,037°

	Milch C.	
	reine Milch.	entrahmte Milch.
8. Dec. 1857.	1,031	1,035
9. " "	1,033	1,036
12. " "	1,032	1,036

Der Unterschied im spec. Gewichte zwischen reiner und entrahmter Milch wird natürlich immer desto größer sein, je mehr die Milch entrahmt wurde.

Bevor ich erörtere, ob und in wie weit die Bestimmung des spec. Gewichts uns einige Sicherheit gibt, um damit eine Vermischung der Milch mit Wasser nachweisen zu können, muß ich zuvor bemerken, daß ich die volle Ueberzeugung habe, daß die zu den hiesigen Untersuchungen dienende Milch B mit Wasser bereits versetzt war. Dies beweist das sehr geringe spec. Gewicht und der sehr geringe Gehalt der Milch an festen Bestandtheilen. Von keinem Analytiker wurde je ein so geringes spec. Gewicht reiner Kuhmilch beobachtet; auch wurde nie Milch gefunden, die so wenig feste Bestandtheile enthält. Sollte das Futter Ursache sein, daß die Milch B geringhaltiger war als die beiden andern Milchsorten?

Es ist allerdings erwiesen, daß die Fütterung auf den

Gehalt an festen Bestandtheilen der Milch Einfluß hat, aber nach allen Beobachtungen ist der Einfluß der Fütterung nie von der Art, wie im gegebenen Falle, wo die Milch einmal nur 8,87% feste Bestandtheile enthält.

Auch ist durch Beobachtungen festgestellt, daß eine Kuh, die erst gekälbert hat, eine an festen Bestandtheilen arme Milch gibt, indeß muß ich darauf bemerken, daß die Milch B aus einem größeren Stalle stammte, wo die Milch von sämmtlichen Kühen in ein gemeinschaftliches Gefäß gemolken wurde. Sollten sich wirklich 1 oder 2 Kühe im Stalle befunden haben, die erst gekälbert hatten, so kann diese ärmere Milch keine so große Differenz in dem spec. Gewichte und in dem Gehalte an festen Bestandtheilen verursachen. Daß aber in einem Stalle sich nur Kühe befinden, die erst gekälbert haben, ist nicht anzunehmen, indem dieses nicht im Interesse eines rationellen Landwirths liegt.

Ich werde daher bei meinen Schlußfolgerungen die Milch B, als mit Wasser versetzt, unberücksichtigt lassen.

Aus den hierorts angestellten Untersuchungen und aus den bisher gewonnenen Erfahrungen Anderer geht nun hervor:

„daß die Bestimmung des spec. Gewichts der Milch, um mittelst derselben zu entdecken, ob Milch mit Wasser vermischt sei, oder ob Milch entrahmt wurde, allein angewendet, nicht in allen Fällen vollkommene Sicherheit gewährt.“

Von vielen Seiten wird die Anwendung der spec. Gewichtsbestimmungen als Untersuchungsmethode der Milch gänzlich verworfen, und zwar aus dem Grunde, weil die unverfälschte Milch verschiedene Dichtigkeit besitze. Betrachten wir indeß alle bisher vorgeschlagenen Methoden, selbst die chemische Analyse, so werden wir beobachten, daß keine auf Genauigkeit Anspruch machen kann, weil die einzelnen Bestandtheile der Milch zu großen Schwankungen unterworfen sind. Es wird jede Methode nur annähernd angeben können, ob die Milch mit Wasser verdünnt ist oder nicht. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist wohl die Methode der spec. Gewichtsbestimmung im Vergleiche zu

den übrigen vorgeschlagenen Untersuchungsmethoden eine ebenso genaue und gute und hat dabei noch den Vorzug, daß sie sehr einfach ist und von Jedermann leicht ausgeführt werden kann.

Indeß müssen bei Ausführung dieser Methode noch einige Umstände genau ins Auge gefaßt werden. Vor Allem muß festgesetzt werden, wie weit eine Milchwaage einsinken darf, d. h. bei welchem spec. Gewichte die Milch noch als unverfälscht angenommen wird. Als Minimum glaube ich annehmen zu können, ein spec. Gewicht von 1,026 bei 12½° R. Dieses spec. Gewicht ist mit Rücksicht auf die bisher gemachten Bestimmungen von Kuhmilch in verschiedenen Gegenden als das niedrigste beachtet worden. Für die Annahme des Minimums von 1,026 spec. Gewichts der Kuhmilch haben sich bereits Otto und mehrere Andere ausgesprochen. Vergleicht man den Galaktometer b und c mit dem Aräometer nach Beaumé, so wird man finden, daß das angenommene Minimum von 1,026 spec. Gewicht noch unter dem Punkte zu stehen kommt, wo an den beiden Galaktometern die Milch als mit ¼ Wasser verdünnt angenommen wird.

Quevenne ist indeß für die Annahme eines Minimums von 1,029 spec. Gewicht der Milch, indem er sagt: Kann auch die Milch einzelner Kühe ein geringeres specifisches Gewicht, wie 1,029 haben, so wird eine Milch von mehreren Kühen gemengt, nie unter dieses specifische Gewicht fallen.

Müller von Bern schließt sich der Ansicht von Quevenne an, obwohl derselbe auch bei mehreren Untersuchungen der Milch ein geringeres spec. Gewicht, als 1,029, fand.

Boucharbat geht noch weiter; er nimmt als Minimum ein spec. Gewicht von 1,030 an, und läßt alle Milch conßiciren, die ein niederes spec. Gewicht hat.

Ein Minimum von 1,029, oder nach Boucharbat von 1,030 scheint mir durchaus nicht gerechtfertigt, indem es normale Milch geben kann, die ein niederes spec. Gewicht wie 1,029 hat.

Dadurch ist allerdings die Vermischung der Milch mit Wasser nicht verhindert, denn eine sehr gute Milch kann

nach ¼ Theil Wasser ertragen und wird gemäß des oben angenommenen spec. Gewichts noch als reine Milch gelten müssen. Dieses wird man aber aus den bekannten Gründen nie verhindern können. Hier in München (wo seit Jahren die Untersuchung der Milch mittelst eines Galaktometers vorgenommen wird) wird auch von den untersuchenden Kommissären neben obiger Bestimmung noch die Ragtprobe in Anwendung gebracht. Es wird nämlich angenommen, daß, wenn ein Tropfen Milch auf den Fingernagel gebracht, hoch stehen bleibt, die Milch unverfälscht sei, fließt der Tropfen aber auseinander, so ist die Milch verdünnt. Es ist einleuchtend, daß diese Probe ebenso unsicher ist, wie alle andern. —

Es kommt nun sehr häufig vor, daß abgerahmte Milch, die ein höheres spec. Gewicht hat, wie reine Milch, aber abgerahmte und mit Wasser versetzte Milch, die daselbe spec. Gewicht wie reine Milch hat, für reine Milch verkauft wird. Hier kann man das spec. Gewicht allein nicht als Anhaltspunkt gelten lassen. Abgerahmte Milch fällt aber schon dadurch ins Auge, daß sie ein hohes spec. Gewicht besitzt (daselbe ist immer über 1,034) und ferner durch ihre bläuliche Farbe für Personen, die immer mit Milchprüfungen umgehen, leicht erkennlich ist. Wird daher eine Milch im Verlaufe angetroffen, die ein hohes spec. Gewicht (höher wie 1,034) und eine bläuliche Farbe besitzt (wodurch man also auf ein Entrahmen der Milch schließen kann), so wird nothwendig sein, so eine Milch noch einer weiteren Prüfung zu unterwerfen. In diesem Falle ist das Verfahren, wie es Müller in Bern beschrieben hat, sehr zu empfehlen.

Müller's Verfahren besteht darin: Er bestimmt in den Fällen, wo die Milch ein sehr hohes spec. Gewicht zeigt und wo sie als abgerahmt angenommen werden kann, auch noch die Menge Rahm, die sich während einer Zeit von 24 Stunden absetzt. Müller beschreibt einen Rahmmesser (Crémometer) in „Anleitung zur Prüfung der Kuhmilch“. Bern, Hallersche Buchdruckerei 1857. Eine gute Milch soll 10 — 14 Volumprocente Rahm liefern.

Statt des Crémometers könnte auch in zweifelhaften Fällen durch die chemische Analyse entschieden werden, ob

die Milch entrahmt ist oder nicht. Es würde genügen, nur einfach auf die Gesamtmenge der festen Bestandtheile Rücksicht zu nehmen. Es müßte dann ebenso wie bei Bestimmung des spezifischen Gewichts ein Minimum festgesetzt werden, bis zu welchem die Milch noch als normal angesehen werden kann. Es wird, gestützt auf die bisher angestellten Analysen, wohl nicht zu niedrig sein, wenn angenommen wird, daß der Gesamtgehalt an festen Bestandtheilen der Milch nie weniger als 10 Procent betragen darf, so daß also jede Milch, welche mehr als 90 Procent Wasser enthält, als mit Wasser vermischt oder als entrahmt zu consideren sei.

Bei der Bestimmung des spec. Gewichts muß auch genau auf die Temperatur der Milch Rücksicht genommen werden, indem die Temperatur einen bedeutenden Einfluß auf die Dichtigkeit und dadurch auf das spec. Gewicht der Milch äußert. Das Einfachste wäre daher, wenn Galaktopometer und Thermometer in einem Instrumente vereinigt wären. Zugleich sind Reductionstabellen nöthig, an denen nachzusehen ist, welches spec. Gewicht eine Milch dann bei der Normaltemperatur besitzt.

Auch müßte angeordnet werden, daß die zur Untersuchung der Milch von den Polizeibehörden benützten Milchwaagen einer Kontrolle unterliegen, denn wir kam eine Chevallier'sche Milchwaage unter die Hände, die so wichtig war, daß dieselbe noch eine gute Milch anzeigte, wo ich die Milch schon mit der Hälfte Wasser verdünnt hatte.

Ueber metallisches Zink und einige seiner Anwendungen.

Von

Professor Dr. August Vogel jun.

Vorgetragen in der Versammlung des polytechnischen Vereins
am 22. März 1858.

Obgleich Zinkerze unter dem Namen „Zalmey oder Cadmia“ schon in den ältesten Zeiten bekannt waren und von den alten Griechen schon zur Darstellung von Messing

benutzt wurden, so lernte man doch erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts das Zink in Europa aus seinen Erzen im Großen ab scheiden. Wollen wir der Behauptung des Arabers Ragvin in seinem Werke „über die Wunder der Natur“ Glauben schenken, so ist auch dieses Metall, sowie der Sage nach so manches andere technische und landwirthschaftliche Kunststück, den Chinesen schon lange vorher bekannt gewesen. Jedenfalls kam es anfangs nur aus dem Oriente nach Europa und scheint zuerst vom berühmten Theophrastus Paracelsus Bombastus als eigen thümliches Metall erkannt worden zu sein; von ihm rührt auch die Einführung des Namens Zink her. Es mag unentschieden bleiben, ob der alte Chemiker den Namen vom deutschen Zinken (Zacken) in Bezug auf die Eigenschaft des Metalls, sich in den Desen zackenförmig anzu setzen, hergeleitet, oder ob er die persische Etymologie Kar-thini (chinesisches Eisen) dem deutschen Namen zu Grunde gelegt habe.

In der Entwicklungsgeschichte des Zinkes begegnen wir mannichfachen Schwankungen, ja mitunter Rückschritten, so daß lange Zeit das Zink weit weniger genau untersucht erscheint, als andere ihm ähnliche Metalle, wie das Wismuth, das Antimon u. a.; vielleicht weil es die Alchimisten als nicht besonders geeignet für ihre Bestrebungen der Metallveredlung erachteten. Doch scheint es später auch in dieser Beziehung bei den Jüngern der Goldmacherkunst zu Ehren gelangt zu sein; wenigstens erwähnt Pott in seiner Dissertatio de Zinco, daß der Verkauf des Zinkes vom Harz gegen das Ende des 16. Jahrhunderts durch den Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg verboten wurde, ohne Zweifel weil dieser der Alchimie ergebene Fürst es für besonders anwendbar zur Metallveredlung hielt.

Das Zink gehört zu den ziemlich häufig vorkommenden Metallen; es findet sich aber niemals gebiegen, im metallischen Zustande, in der Natur, sondern mit Sauerstoff verbunden als kohlensaures und kiesel saures Zinkoxyd im Zalmey und mit Schwefel verbunden als Zinkblende.

Die Hauptniederlage der Zinkerze findet sich in Oberschlesien, wo das Erzlager in der Regel aus einem schwunghaf-

gelben oder bläulich grauen Fetten besteht, worin sich der Galmei theils in Adern oder Lagerh, theils in einzelnen losen Stücken verschiedener Gestalt befindet. Oesterreich produziert Zink in Ungarn, Tirol und Venedig, jedoch in geringer Menge; im Jahre 1841 4014 Zentner, im Jahre 1848 25,359 Zentner.

In Belgien wird besonders von der Societé de la Vieille Montagne zu Lüttich und der Societé de la Nouvelle Montagne zu Verviers Zink gewonnen. Die früher nicht unbedeutende Zinkproduktion in England scheint durch die gesteigerte und billige Erzeugung in Deutschland und Belgien sehr in Rückgang gekommen zu sein. Auf der Londoner Industrieausstellung waren aus England nur 4 Aussteller von Zink und Zinkergzen.

Auch in Bayern kommt, bei Garmisch, Zink vor. Seit 15 Jahren aber wird die Gewinnung nicht mehr bergmännisch betrieben, sondern wegen des Reichthums an Blei der daselbst vorkommenden Erze werden sie nur auf Blei verarbeitet.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Gewinnung des Zinkes in ungeheurem Maasse ausgedehnt und es werden in Schlefien so colossale Massen von Zink produziert, daß dieses Metall gegenwärtig die zweite Stelle nach dem Eisen eingenommen hat. Einen sehr bezeichnenden Beleg für das fabelhafte Steigen der Zinkindustrie im Verlaufe weniger Jahre bildet die im vorigen Jahre mehrfach in öffentlichen Blättern erwähnte Anekdote, daß die Tochter eines vormaligen Bergarbeiters in Schlefien, der 1840 zufällig in den Besitz einer Galmeigrube gelangte, im Jahre 1857 als die reichste Erbin der preussischen Monarchie ihre Hand mit einer Mitgift von 4 Millionen Thalern einem hannoverschen Lieutenant verheirathete. Es ist zu bedauern, daß die bayrischen Zinkwerke nicht einen ähnlichen Aufschwung genommen haben.

In der Nähe von Mannheim bei Wiesbach wurden vor wenigen Jahren Spuren eines alten Bergwerkes mit großen Halben von Zinkergz aufgefunden, welches Werk aber längst verschollen war. Die nähere Untersuchung ergab einen ungeheuren Reichthum an Zink. Das Werk ging aus den Händen der ersten Eigenthümer in die einer Ge-

sellschaft über, welche erst vor Kurzem ihren Betrieb eröffnet hat. Das von ihr gelieferte Zink soll vortreflich für den Guß geeignet sein, so daß allem Anscheine nach dieses Werk bei dem Reichthum seiner Erze in kurzer Zeit das größte Zinkwerk in Süddeutschland werden dürfte.

Zur Darstellung des metallischen Zinkes im Großen werden hauptsächlich nur der Galmei und die Zinkblende verwendet. Beide Erze müssen zu dem Zwecke durch Wässern, ersteres von Wasser und Kohlensäure, letzteres vom Schwefel befreit werden. Das nach dieser Operation zurückbleibende Zinkoxyd wird mit ungefähr $\frac{1}{4}$ Kohlenpulver vermengt und in thönernen oder eisernen Retorten bis zum schwachen Weißglühen erhitzt. Das reduzirte und verdampfende Zink verdichtet sich hierbei in dem kälteren Theile des Apparates.

Das Zink hat eine bläulich weiße Farbe und ist frisch geschmolzen oder auf frischem Bruche stark glänzend. Es ist behauptet worden, daß die Namen der Metalle für ihre äußere Erscheinung und ihre Eigenschaften bezeichnend seien*). So scheint es, als ob in allen Metallen, die ein „i“ führen, das Lichte, Weiße, Gelbe hervortrete, wie im Silber, Zinn, Zink, selbst im Blei und Eisen, welches ja auch im reinen Zustande eine silberweiße Färbung zeigt. Kupfer und Gold aber bilden offenbar durch ihre Namen schon, sowie durch ihre Färbung einen Gegensatz zu den genannten Metallen. Die weiteren Vergleiche mit andern Metallnamen lassen sich natürlich nicht durchführen, da einestheils viele Metalle zu neu sind, als daß ihre Bezeichnungen als Urklänge entstanden betrachtet werden könnten, anderentheils sind ihnen ihre Namen von den gelehrten Entdeckern nicht immer auf das Passendste zugetheilt worden.

Wollte man das Wesen und die Eigenschaften des Zinkes mit dem Temperamente, — den natürlichen Vorzügen oder Mängeln — der Menschen vergleichen, so müßte das Zink offenbar als das Vorbild eines kräftigen Sanguinikers gelten. Es ist thätig und lebendig in allen seinen chemischen Beziehungen; es verbindet sich rasch mit dem Sauerstoff, dem Schwefel, dem Chlor, es löst sich leicht

*) F. Rung e, Grundriß der Chemie. Bd. II. 126.

nehmen auf. In seiner
entwickelt es eine gewaltige
in Bezug auf die Säuren,
Salzbasen ist, das ist das Zink
seiner sanguinischen Lebhaftigkeit
sogar, die seinen eigenen Untergang
bereitet. Eisen, Kupfer, Zinn, Silber
Salpetersäure angegriffen und verschwinden
und nach vollkommen. In Verbindung mit
wirkt die Säure nicht auf diese Metalle. Auf-
schützt es seine befreundeten Genossen vor dem
lichen Angriffe der Säure und zwar auf eigene Kosten,
dann Zink allein wird jetzt von der Säure gelöst und erst
nachdem es als Metall vollkommen verschwunden, beginnt
die Wirkung auf die übrigen nun schuplosen Metalle.

Auf diese Eigenschaft ist die sogenannte Galvanisirung
anderer Metalle, namentlich des Eisens gegründet, welche
vor einigen Jahren pomphaft verkündet, in der Praxis
aber nur in wenigen Fällen als erprobt befunden wurde.
Man glaubte nämlich das Eisen dadurch vollständig gegen
Säuren schützen zu können, daß man einen Theil desselben
mit einer Zinkplatte verband, welche die Bestimmung hatte,
die ganze Einwirkung der Atmosphäre oder sonstiger Agen-
zien auf sich zu nehmen. Es hat sich aber gezeigt, daß
diese Wirkung sich nur auf eine ziemlich geringe Entfernung
über die Berührungsfäche beider Metalle hinauserstreckt
und daß es daher nicht möglich ist, große Eisenflächen,
Maschinenthelle u. dgl. durch verhältnismäßig kleine Zink-
platten gegen zerstörende Einflüsse zu schützen. Dagegen
hat sich ein vollständiger Ueberzug des Eisens mit Zink
in Fällen, in welchen er überhaupt anwendbar ist, als
höchst brauchbar gezeigt, indem selbst ein äußerst dünner
Ueberzug, wenn er nur gleichmäßig ist, das Eisen gegen
die Einwirkung der Atmosphäre vollkommen schützt. Die
ausgedehnteste Anwendung dieser Erfahrung sehen wir bei
den Telegraphendrahten. Seitdem werden eine Menge
Arbeiten von verzinktem Eisenbraht, besonders für Gärten,
wogu sie sich ganz besonders eignen, gefertigt.

Das Zink liebt die Geselligkeit, eine Eigenschaft, die den
Metallen überhaupt vor anderen Naturprodukten zukommt;

wolr treffen es nie einsam an, sondern stets in Gesellschaft
anderer Metalle. Unter seinen Genossen treffen wir einen
gefährlichen Begleiter, das Arsen. Uebergießt man das
im Handel vorkommende Zink mit Schwefelsäure, so ent-
wickelt sich Wasserstoffgas, welches meistens einen sehr un-
angenehmen Geruch hat; dieser rührt vom Arsen her,
welcher im Zink enthalten ist. Dieß arsenhaltige Wasser-
stoffgas wirkt giftig, weshalb Zinkauflösungen im Großen
nicht in geschlossenen Räumen, sondern stets im Freien
vorgenommen werden sollten.

Für eine Menge technischer Anwendungsarten des
Zinkes sind indeß geringe Beimengungen von Arsen, Blei,
Eisen, Zinn und Mangan nicht hinderlich, müssen aber
natürlich, wo es sich um die Anwendung des Zinkes zu
medizinischen Zwecken handelt, sorgfältig daraus entfernt
werden. Eine ganz geringe Beimengung von Blei scheint
sogar zur leichten Verarbeitung des Zinkes zu einigen
Zwecken nothwendig und förderlich zu sein. Merkwürdiger
Weise verbindet sich jedoch Blei allein im größeren Ver-
hältniß gar nicht mit Zink. Versucht man die beiden
Metalle durch Zusammenschmelzen zu legiren, so gelingt
dieß nicht*), sondern man erhält zwei Schichten, oben
Zink und unten Blei. Die obere Schichte ist vollkommen
bleifreies Zink, die untere Bleischichte enthält 1,5 Proz.
Zink. Erst ein Zusatz von Zinn in dem Verhältniß von
1 : 1 bewirkt die Vereinigung beider Metalle, so daß
die Abgränzungslinie zwischen beiden verschwindet.

Außer den genannten Metallen hat das Zink aber
auch einen sehr edlen Gesellschafter zum Umgang, das ist
das Cadmium. Das Cadmium besitzt nämlich alle guten
Eigenschaften des Zinkes in erhöhtem, verfeinertem Grade,
man könnte es daher ein veredeltes Zink, dessen adeligen
Stiefbruder nennen. Es ist weniger veränderlich an der
Luft, unlöslicher in Säuren, geschmeidiger als Zink;
es läßt sich bei jedem Wärmegrad verarbeiten; es zeigt

*) Buchner's n. Repertorium für Pharm. V. S. 289:

Bogel jun.: Ueber die quantitative Bestimmung des
Bleioroxydes.

eine große Haltbarkeit bei Röhren und ist für Silber-Röhren statt des Zinnes äußerst brauchbar.

In der Technik war das Zink indeß ein wenig brauchbares Material geblieben, so lange man nicht seine charakteristischen und merkwürdigen Beziehungen zur Wärme und Kälte erforscht hatte. Während es nämlich in der Kälte sowohl, wie in einer Temperatur von 160° R. spröde ist und durch Hammerschläge gepulvert werden kann, liegt zwischen diesen beiden Grängen ein Wärmegrad, bei welchem es hämmelbar ist, sich walzen und strecken und selbst zu Draht ziehen läßt. Dieser Temperaturgrad beginnt bei 96° R. und endet bei 120° R. In der Entdeckung dieser Eigenthümlichkeit lag die Entscheltung für die allgemeine Anwendung des Zinks. Nun war die Möglichkeit gegeben, das Zink in dünne Bleche auszuwalzen. Dieß wurde auch alsbald in Ausführung gebracht, indem man das Zink in Salzaufösungen auf den Grad erhitzte, bei welchem es dehnbar ist, um dann zwischen Walzen zu Blechen ausgedrückt zu werden.

Diese einflußreiche Entdeckung verdanken wir den Engländern Charles Hobson und Charles Shlvetter in Sheffield*). Sie hat namentlich zu der Verwendung des Zinkes zur Dachdeckung geführt, eine Anwendung, die allmählig sehr allgemein geworden ist. Dagegen haben die Versuche, das Zinkblech auch für den häuslichen Gebrauch statt des Weißbleches zu verwenden, sich nicht bewährt, ja sie mußten sogar theilweise aus medizinischen Gründen untersagt werden. Wegen der leichten Zersetzlichkeit des Zinkes auch in den schwächsten Säuren dürfen selbst Fruchtsäfte, saure Gemüse zc. mit Zinkgeschirren nicht in Berührung gebracht werden, indem sich in diesem Falle Salze bilden, welche äußerst schädlich und in der ersten Wirkung heftig brechenregend sind.

So bietet also das Zink das merkwürdige Beispiel eines von der Natur in großen Massen gelieferten, leicht zu gewinnenden Metalls dar, von welchem die Technik lange Zeit keinen diesen Verhältnissen entsprechenden Gebrauch zu machen wußte. Bis zum Jahre 1832 war die

Anwendung dieses Metalls eine sehr beschränkte, und je nachdem sich entweder ein neuer Handelsweg oder eine Hoffnung zu vermehrtem Gebrauche zeigte, bemächtigte sich die Speculation dieses Artikels und verursachte plötzlich bedeutende Steigerungen im Preise desselben, die dann einem eben so schnellen Sinken Platz machten, wenn die gehegten Erwartungen nicht in Erfüllung gingen. Wir begegnen in dieser Beziehung der auffallenden Thatfache, daß in den Preisen des Zinkes nicht selten Schwankungen zwischen 6 und 45 fl. für den Centner eintraten.

Bei 330° R. schmilzt das Zink und kann ausgegossen werden; hierauf gründet sich die Anwendung des Zinkes im Großen zum Gusse. Indes bot lange Zeit das Zink für den Guß größerer Gegenstände so bedeutende Schwierigkeiten dar, daß man schon anfang, an seiner Verwendbarkeit in dieser Richtung überhaupt zu zweifeln. Man versuchte anfangs dieselbe Methode anzuwenden, wie beim Bronze- oder Eisenguß, was sich aber sehr bald als vollkommen unausführbar erwies. Wird nämlich Zink in größeren Massen der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, so ist eine ungleichmäßige Erhitzung der einzelnen Theile die unvermeidliche Folge hiervon. Das Zink hat die Eigenschaft schon bei einer verhältnismäßig niederen Temperatur, die seinen Schmelzpunkt nur um ein Geringes übertrifft, den Sauerstoff der Luft sehr energisch zu absorbiren — zu oxydiren — und dabei als Zinkoxyd in weißen Dämpfen zu entweichen. Dieß ist das jedem, der mit geschmolzenem Zinke arbeitet, bekannte weiße oder gelbliche Pulver, das sich überaus reichlich an den Schmelzstellen an allen kälteren Theilen des Feuerraumes und des Schornsteines ansetzt. Dieselbe Eigenschaft erschwert bekanntlich das Zusammenschmelzen des Zinkes mit allen schwerflüchtigen Metallen in gegebenen Verhältnissen ganz ungemein, weshalb es stets nothwendig ist, auf's Gerathewohl oder nach empirischer Erfahrung einen gewissen Ueberschuß zuzusetzen. Der durch die Bildung des Oxydes verursachte Materialverlust ist ganz enorm, so daß er allein hinreichen würde, die Anwendung des Zingusses wesentlich zu beschränken.

Ein anderer nicht geringerer Mißstand ergab sich noch

*) Gilbert's Annalen der Physik. Bd. 22. S. 333.

bei den Versuchen, Zinkgüsse im Großen herzustellen. Der höchste Temperaturgrad, in welchem bei diesen Versuchen notwendig die ganze Zinkmasse versetzt werden mußte, bewirkte nämlich ein Verbrennen einzelner Theile, die sich aus der Masse nicht mehr auszuscheiden vermochten und daher den Guß äußerst mangelhaft und unrein machten.

Da erschien die Preisaufgabe des Berliner Gewerbevereins und es muß mit aller Anerkennung hervorgehoben werden, daß es vielleicht wenige Beispiele gibt, welche einen so schlagenden und überzeugenden Beweis liefern von der Wirkung solcher Preisaufgaben, so wie überhaupt von einer zweckentsprechenden Unterstützung der Wissenschaft und Industrie. Durch die glückliche Lösung dieser Preisaufgabe ist für Preußen und für Berlin insbesondere die Grundlage eines immensen Zuwachses an Nationalreichtum gelegt worden, indem dadurch die preussische Zinkindustrie vom Jahre 1833 bis zu dieser Stunde die unbestrittene erste Stelle vor allen Zinkindustriellen Europa's sich erworben und erhalten hat.

Die L. Eisengießerei in Berlin lieferte im Jahre 1833 die ersten in Zink gegossenen größeren Architekturstücke und vollrunde Gegenstände, unter welchen große runde Lampenträger und einige Pferde in natürlicher Größe besonders Aufsehen erregten. Diesen folgte eine Menge anderer Zinkgußwaaren, insbesondere Kirchenparamente mit Vergoldung, Kreuze, Grabdenkmäler u. dgl. Indessen hatte die L. Gießerei die weitere Verfolgung dieses Betriebzweigs, als nicht zu ihrer ursprünglichen Bestimmung gehörig, Privatunternehmern überlassen, welche namentlich in der Darstellung von Bauornamenten Vorzügliches geleistet haben.

Seitdem hat dieser Industriezweig, wie wohl vorausgesetzt, in Berlin seinen Hauptsitz aufgeschlagen und seinen Gründern sowohl Ehre und Auszeichnung, als auch große materielle Vortheile gewährt. Gegenwärtig bestehen in Berlin und dessen unmittelbarer Umgebung 16 Zinkgießereien mit einem enormen Absatz in das Ausland. Keine Krise hat bisher diesen neuen Geschäftsbetrieb behindert und die erst in den letzten Monaten während der großen Geldkrise eingetretene bedeutende Erhöhung der

Zinkpreise um mehr als 30 pCt. zeigt, daß trotz der Zeit- und Geldverhältnisse der Verbrauch dieses Materials in kolossaler Zunahme begriffen ist.

Es darf nicht verschwiegen, sondern muß entschieden hervorgehoben werden, daß der geistige Einfluß des berühmten deutschen Architekten Schinkel an der Entwicklung und Vereblung des Zinkgusses als eines neuen Kunstgewerbes den wesentlichsten Antheil hat. Wir geben des großen Meisters Ansicht über die Bedeutung des Gegenstandes, wie er sie in einem Gutachten im Jahre 1840 niedergelegt hat, mit seinen eigenen Worten.

„Je mehr man — sagt Schinkel — mit dem Zinkmetalle umgeht und Gelegenheit hat, seine Anwendung in der mannichfaltigsten Art zu fördern, finden sich fortwährend die bedeutendsten Vortheile des Materials. Ganz vorzügliche Vortheile ergab das gegossene Metall wegen größerer Stärke, geringerer Empfindlichkeit gegen Kälte und Wärme und wegen der Eigenschaft eines außerserfersten reinen Gusses, weshalb es vorzugsweise für alle plastischen Kunstarbeiten geeignet erscheint.

Alle Ornamente, durchbrochene Arbeiten und Spitzen, welche sich aus der Architektur frei erheben, um durchschichtige Anordnungen zu bilden, werden in diesem Metalle auf die leichteste, solideste Weise hergestellt. Die Vortheile, welche dasselbe in der Architektur der Meubel an die Hand gibt, an Vasen, im Freien aufzustellen, und an anderen Gegenständen z. B. Randalabern, Schalen etc., wo es zugleich weniger Beschädigung ausgesetzt ist, als der Stein; ferner bei Verkleidung roher eiserner Stützen in schönsten Säulenformen und Consolen, Thürverkleidungen und andern rauhverzierten Architekturstücken, geben eine Uebersicht seiner außerordentlichen Nützlichkeit und werden es für architektonische Zwecke künftig immer unentbehrlicher machen, wie es zugleich dazu beiträgt, den Umfang der Architektur immerfort zu erweitern.“*)

Auf der Münchener Ausstellung war Rohzink nicht besonders reichlich vertreten, desto mehr Kunstguß aus

*) Amtlicher Bericht über die allgemeine deutsche Gewerbeausstellung zu Berlin im Jahre 1844. Berlin 1846.

Zink; allen Besuchern der Ausstellung wird noch die aus der kaiserlich Salm'schen Gießerei in Wien hervorgegangene kolossale Reiterstatue des heiligen Georg vom Wilbhaner Fernkorn erlauerlich sein. Auf dieser Ausstellung erschien auch zum erstenmal der galvanisirte Zinkguß in so ausgebreiteter Anwendung, daß die ungeheueren Tragwerke, die in dieser neuen Erfindung liegt, schon deutlich genug angezeigt erschien. Eine reiche Auswahl von Brunnen, Statuen, Randelabern und Ornamenten aller Art von galvanisirtem Zink aus der großen Gießerei von Geiß, dann von Pohl und Diebetsch in Berlin, von Delargus in Stuttgart und Ploß in Wasseralfingen waren größtentheils in solcher Vollendung vorhanden, daß sie den Bronzearbeiten gleichstanden.

Auf der Pariser Ausstellung waren Zinkgüsse, sowohl galvanisirte als mit anderer Behandlung in solchen Mengen ausgestellt, daß sie die Bronzearbeiten bei weitem überflügeln und ein anschauliches Bild der fast unglaublichen Entwicklung darboten, welche diese neue Industrie im Laufe weniger Jahre erlangt hat. Seitdem hat sich dieselbe noch so sehr erweitert, daß es fast kein Gebiet mehr gibt, in welches sie nicht mit Uebermacht eingedrungen wäre. So hat z. B. als die bekannten Kinderpistolen von Zink aufkamen, eine einzige Fabrik in Paris in einem Jahre mehrere tausend Centner Zink bloß für diesen Artikel bearbeitet.

Fragen wir nun nach den Mitteln, welche die gelungenere Ausführung großer Gußstücke ermöglicht hat, so ergibt sich die dazu verwendete Manipulation als eine sehr einfache. Statt nämlich die Gußstücke nach Analogie der Bronze- und Eisengießerei im Großen, unter Anwendung von geschlossenen Kernformen zu gießen, wendete man sich gänzlich von diesem Gußsystem ab, theilte den Guß in mehrere möglichst einfache, leicht zu formende Stücke und vereinigte diese erst nach vollendetem Guße durch Löthung zu einem Ganzen. Dadurch hat sich die Zinkgießerei vollkommen von dem Systeme des Bronze- und Eisengußes losgesagt, hat mit diesem auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mehr und bildet daher eine ganz neue, gesonderte, für sich allein bestehende Industrie.

Allmählig ist es gelungen, die Verbindung der einzelnen Gußstücke mittelst Löthung so zu vervollkommen, daß beim Verschlagen von gut gelötheten Gußstücken der Bruch eher an jeder anderen Stelle, als an der Löthstelle erfolgt. Diese Erfindung ist es auch, welche dem Zinkgusse seine ganze industrielle Zukunft gesichert hat. Denn durch dieselbe war ihm die Billigkeit gegeben, indem man weiß, welche Kosten eine jede Herstellung von größeren Hohlformen überhaupt und die Darstellung ganzer größerer Figuren oder Ornamente verursacht.

In neuester Zeit ist noch eine andere Art von Zinkguß bekannt geworden, welche sich vorzugsweise für kleinere Gegenstände und sehr zahlreiche Abgüsse eignet. Dies ist das Verfahren der Gebrüder Miron in Paris, gewöhnlich mit dem Namen geschwungener oder gestürzter Guß bezeichnet. Man bedient sich hiezu metallener aus einander passenden Stücken bestehender Formen, welche möglichst sorgfältig gegossen, eiselirt und vollendet sein müssen. Sobald die Form mit dem flüssigen Metalle angefüllt ist, wird sie sogleich mittelst einer besonderen schlagbaumartigen Vorrichtung in die Höhe gehoben, etwas bewegt und umgestürzt. Dadurch erstarrt das Zink nur an den Berührungsflächen der Form, der ganze innere Kern läuft wieder flüssig ab. Mit Hilfe dieses Verfahrens, das bei der sehr kurzen Zeit, deren man bedarf, um die Form vom Guß abzunehmen und wiederholt zusammenzusetzen, rasch wiederholt werden kann, liefert man hohe, sehr dünne Güsse, die keiner weiteren Zusammensetzung bedürfen. Die große Mehrheit der in den Läden vorhandenen kleineren Zinkgegenstände, sogenannte Ripps, sind auf diese Art gefertigt. Da aber die Herstellung der metallenen Formen sehr kostspielig ist, so erfordert dieses Verfahren ein sehr bedeutendes Verlagskapital und kann nur bei sehr großem Betriebe und Absatz lukrativ werden. Es sind von jedem Objecte in der Regel einige Tausend Abgüsse zu machen und abzugeben, um die Kosten der Formenherstellung zu compensiren. Solche Abgüsse nach dieser Methode werden gewöhnlich gar nicht weiter bearbeitet, sondern ohne Weiteres galvanisirt, vergolbet oder angestrichen.

Der somit die erste Grundlage für die weitere Ent-
ag der Zinkglaserel gegeben, so fehlte es noch gleich-
nicht an anderen und zum Theil ziemlich bedeutenden
erigkeiten, deren Ueberwindung keine geringe Mühe
. Obenan stand die höchst unschöne Bleifarbe des
1, die selbst bei vollständiger Reinigung der Gussstücke
: eine weißgraue matte Oberfläche verwandelte. Das
überzieht sich nämlich an der Luft sehr schnell mit
Oxydations-Schichte, die zwar ganz ungemein dünn
ber sehr fest auf dem Metalle haftet. Diese schützt
arunter liegende Metall so vollkommen gegen die
: Oxydation, daß ein überaus langer Zeitraum dazu
n würde, um Zinkbleche von der Stärke des gewöhn-
Dachbleches zu zerstoren.

Die natürliche Mißfarbe konnte aber unmöglich dem
belassen werden, ohne seine Anwendbarkeit für eine
Menge von Zwecken geradezu auszuschließen.

Da alle Arten von Farben, namentlich aber der Del-
sch, sehr gut auf Zink haften, so lag es nahe, sich
en zu bedienen, um den Zinkarbeiten einen Ansehen
kein zu geben. Dieß hat sich vollkommen bewährt
s gelingt bei einiger Übung sehr leicht, das Zink
i Delanstrichs jeder beliebigen Steinorte so ähnlich
chen, daß es nur bei näherer Untersuchung erkannt
: kann. Das Zink darf hiezu nicht ganz blank ge-
en werden, sondern wird zum Anstrich etwas vor-
t, worauf der Delanstrich, wenn er richtig vorge-
en wurde, so dauerhaft hält, daß er erst nach 8 bis
jren wieder erneuert werden muß. Von besonderem
e ist dieß für Statuen und architektonische Orn-
amente.

Die meisten in den königlichen Schlössern und
1, sowie an andern öffentlichen Orten zu Berlin
elsten Statuen, Postamente, Vasen &c. — anscheinend
en schönsten weißen Marmorarten — sind fast ohne
ihme, eben so wie eine Anzahl architektonischer
amente, aus Zink gefertigt.

Eben so leicht gelingen bei einiger Aufmerksamkeit
übung andere Arten von Anstrich. Ein Blick in
ischen Waarenlager für den modernen Luxus zeigt
ide von kleinen Gegenständen, deren Zweck oft schwer

zu errathen ist, in den buntesten Farben, deren innerer
Kern aber, soweit er nicht hohl ist, gänzlich aus Zink
besteht. In neuerer Zeit werden auch die kostbarsten
Schnitzarbeiten an Meubeln, Thüren &c. ebenfalls aus Zink
gefertigt, da dieses Metall unter der Hand eines geübten
Malers die Farbe des Palisander- oder Mahagoni-Holzes
eben so täuschend annimmt, als jene des cararischen Mar-
mors oder des Sandsteines und der Ziegelmauer.

So ausgebehnt auch der Kreis praktischer Verwendung
war, in welchen das Zink durch diese Behandlungsweise
eingetreten, so erschienen hienit doch die stets wachsenden
Anforderungen der Kunst, der Industrie und des Luxus
noch keineswegs erschöpft. Man verlangte mit Recht vom
metallischen Zinke, daß es sich nicht bloß fremdartigen
Materialien, wie Stein und Holz, sondern auch seinen
natürlichen Brüdern, den Metallen, in äußerem Ansehen
und in Eleganz gleichstelle. Das war allerdings eine
etwas schwierigere Aufgabe. Das Zink hatte hier mit
seinen eigenen Stammesgenossen, gleichsam als junger, fast
noch unbekannter Emporkömmling, als Plebejer mit alt-
adelichen, reichen und vornehmen Brüdern und Vettern zu
concurriren. Gleichwohl hat es auch hierin sich vollkommen
bewährt und innerhalb der ihm von der Natur angewie-
senen Grenzen bereits eine ehrenvolle Stelle eingenommen.

Man versuchte es Anfangs auf chemischem Wege mit
Kupfersalzen und erreichte auf diesem Wege auch wirklich
eine sehr schwache hauchartige Verkupferung, die ganz gut
ausah und das Zink so ziemlich gegen die eigene Oxy-
dation, die ein so mißfarbened Aussehen hatte, schützte.
Aber diese Kupferschichte war so außerordentlich dünn,
daß sie schon durch häufige Berührung mit der Hand sehr
leicht abgerieben werden konnte.

Als die Galvanoplastik größere Fortschritte machte,
lag es sehr nahe, den galvanischen Proceß zu benützen,
um dem Zinke eine beliebige Oberfläche durch andere Me-
talle zu geben, wozu sich dasselbe wegen seiner bekannten
großen galvanischen Thätigkeit besonders eignete. Die
ersten Versuche dieser Art wurden, so viel bekannt, in
Petersburg gemacht, die fernere Ausbildung erfolgte vor-
zugsweise in Paris. Seitdem sind hierin vielfache Fort-

Schritte gemacht worden, und es ist allmählig gelungen, das Zink mit einer beliebig dicken Schichte von Bronze und Kupfer zu überziehen, welche vollkommen fest auf dem Zinke haftet und so mit demselben verwachsen ist, daß eine Trennung nicht mehr stattfinden kann. Dadurch wird das Zink dergestalt dem Bronze ähnlich, daß eine nähere Untersuchung zur Unterscheidung beider nothwendig ist. Auch in Bezug auf allmähliche Oxydation dieser Bronzeschichte, die sogenannte Patina, verhalten sich solche Arbeiten gänzlich wie Bronze und sind von demselben nicht zu unterscheiden.

Selten läßt man den Zinkarbeiten die reine Broncefärbung; sondern man sucht meistens entweder die Farbe antiker Broncearbeiten oder andere ähnliche Farben-Maneuverungen nachzuahmen, was auf verschiedene Art geschehen kann. Auf dieselbe Art können Zinkarbeiten galvanisch verguldet oder versilbert werden.

Obwohl das Verfahren der Galvanisirung des Zinkes ein sehr einfaches und jedem bekannt ist, der mit dem galvanischen Prozeß überhaupt umzugehen versteht, so erfordert es gleichwohl ziemliche Übung und Fertigkeit, um größere Zinkgüsse fehlerfrei zu galvanisiren und ganz vollkommene Arbeiten dieser Art gehören zu den seltenen.

Nachdem der Zinkguß soweit vorangeschritten, blieb es nicht zu verwundern, daß die Einfuhr an Zinkwaaren aus Paris und Berlin nach Süddeutschland unglaublich stark wurde, weshalb das Zurückbleiben Bayerns in dieser Industrie um so mehr zu beklagen war.

Nachdem einige schwache Anregungen in früheren Jahren erfolglos geblieben waren, wurde endlich im Vorjahre ernstliche Einkleitung zur Bildung einer größern Zinkgießerei in München mittelst einer Actiengesellschaft getroffen. In den wenigen seit ihrer Constatution verfloßenen Monaten hat die Gesellschaft ihre sämmtlichen Fabrikeinrichtungen vollendet und schon eine Reihe vollständig gelungener fertiger Arbeiten dargestellt. Als Probearbeiten wurden die Büsten Ihrer königlichen Majestäten nach Galtig gewählt, welche von Sr. Majestät dem Könige mit voller Befriedigung aufgenommen worden sind.

Unter den ganz oder nahezu vollendeten Arbeiten er-

wähnen wir außer den bereits genannten Büsten Ihrer königlichen Majestäten zwei kleinere Brunnen, einen Knaben mit der Schale, mehrere antike Statuen, darunter die mercurische Venus, eine Venus nach Canova, eine Danaide nach Rauch, eine Madonna, Thiergruppen nach Mené, mehrere große Kronleuchter etc.

Der galvanische Apparat der Münchner Zinkgießerei ist der größte in Deutschland; er vermag Gegenstände von 12' Größe aufzunehmen. Einzelne aus demselben hervorgegangene Gegenstände gehören zu den höchst vollendeten in dieser Beziehung, so wie man auch hier fast zuerst dahin gelangt ist, vollkommen rein metallische Bronce zu irgend weiterer Behandlung darzustellen.

Vergleicht man nun die drei Materialien, Bronze, Eisen und Zink miteinander in ihrer Bedeutung als Gußmaterialien, so ergibt sich wie es mir scheint ihr gegenseitiges Verhältniß als ein sehr einfaches. Bronze nimmt unter ihnen ohne alle Frage die gehrteste Stelle ein und verdient diese auch. Bronze ist, da es die größte mögliche Vollendung gestattet, seit Jahrtausenden das Metall der höhern Kunst und wird auch wohl für immer das Material für monumentale Kunst bei allen Arbeiten bleiben, bei welchen der Kunstwerth ein solches Uebergewicht hat, daß weder die Kosten des Materials, noch die Kosten der Arbeit in Betracht kommen können.

Das Eisen ist offenbar kein Material für Kunst; der Eisenguß ist schwierig, vielen Zufällen unterworfen und gestattet keine weitere Vollendung. Alle Versuche mit dem Eisenguß in das Gebiet der eigentlichen Kunst einzubringen, sind als Usurpation zu betrachten, welche bald verschwinden muß. Das Eisen bedarf aber auch seiner Natur nach der Verwendung zu Kunstgegenständen gar nicht, seine Rolle ist eine ganz andere. Das eigentliche Gebiet des Eisens ist da, wo es auf absolute Festigkeit oder Feuerbeständigkeit ankommt, — zwei Momente, welche bedeutungsvoll genug sind, um dem Eisen für ewige Zeiten eine unvergängliche Stelle zu sichern.

Zwischen dem Gebiete des Eisens und der Bronze aber liegt ein früher unbekanntes Feld, dessen Grenzen uns jetzt noch gar nicht genauer abgesteckt sind, da die Industrie

zum erst einige Jahrzehnte begonnen hat, dasselbe zu bearbeiten. Dieses Gebiet ist da, wo sich die Kunst mit dem gewöhnlichen Leben, mit Industrie und Gewerbe verbinden soll. Eine solche Verbindung ist nämlich nur dann möglich, wenn zugleich Stoffe und Verfahrungsweisen gegeben sind, in welchen sich diese Verbindung bewegen kann. Unter den Metallen stellt sich das Zink entschieden als ein solcher Stoff dar.

Offenbar muß unter unseren Verhältnissen eine innigere Verbindung der Kunst, z. B. der Bildhauerkunst mit dem täglichen Leben auf einen äußerst geringen Raum beschränkt sein, wenn jede Statue in Marmor oder Erz viele Tausende kostet oder andererseits nur aus einem Materiale hergestellt werden kann, welches weder künstlerische Vollendung möglich macht, noch den Einwirkungen der Atmosphäre dauernd zu widerstehen vermag. Sobald aber die Möglichkeit gegeben ist, anerkannt gute Werke der plastischen Kunst mit genügender künstlerischer Ausführung und vollkommener Haltbarkeit um einen verhältnismäßig äußerst niederen Preis herzustellen, wird es auch dem wohlhabenden Mittelstand gestattet sein, sich in den Besitz solcher Kunstwerken zu setzen, die wir bisher natürlich fast nur in den Händen einzelner Kunstliebhaber der höchsten Stände antreffen konnten. Ganz dasselbe ist der Fall mit den vielen Gegenständen des täglichen Gebrauches und des feineren Luxus, bei deren Anfertigung man eine höhere Ausbildung des Kunstsinnes so vielfach angestrebt hat. In diesem Sinne namentlich ist das Unternehmen einer Zinkgießerei in München als ein zeitgemäßes und erfreuliches zu begrüßen, gerade für München, welches in seinem wohlbegründeten und unbestrittenen Rufe als Kunststadt dadurch eine neue, eine industrielle Grundlage für die Verbindung der Kunst mit dem täglichen Leben erhält.

Wollen wir noch nach dem Bisherigen die Vortheile des Zinkgusses zusammenfassen, so ergeben sich folgende Punkte. Die Wohlfeilheit der Produkte steht oben an, indem der im Allgemeinen zehnmal mehr kostspielige Bronceguß da, wo es nicht auf monumentale Arbeiten ankommt, im Zinkgusse seinen Ersatz findet, die nun durch eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung außer Zweifel gestellte Wit-

terungsbeständigkeit, die Reinheit und Schärfe des Gusses, und die Bilsamkeit des Metalles, wodurch ein hoher Grad künstlerischer Vollendung gewährt wird.

Endlich muß noch anerkannt werden, daß das Zink bei seinen Eroberungen auf dem Gebiete der Kunst und Technik nicht feindlich gegen ältere Besitztümer auftritt, — hierin sich wesentlich unterscheidend von so manchen industriellen Emporkömmlingen der Neuzeit, — indem es andere Metalle wie Kupfer, Eisen, Bronze keineswegs aus ihrer bisherigen wohlverworbenen Stellung verdrängt. Vielmehr hat es sich selbstständig neue Wege eröffnet, auf deren Fortschreiten es sich allem Anscheine nach vielleicht noch Jahrhunderte lang ungehindert entwickeln kann. —

Verbesserungen an der Construction von Locomotiven und an den Federn für diese und andere Maschinen,

auf deren Einführung in Bayern John Robinson (Firma Sharp Stewart et Comp.) Richard Gunliffe und Joseph Antony Collet von Manchester am 11. November 1856 ein Privilegium auf 5 Jahre erhalten haben.

(Mit Zeichnungen auf Blatt IV. Fig. 1—8.)

Das Wesentliche unserer Erfindung besteht

1) darin, die zeitlich gebräuchlichen Pleistangen und Pleistblöcke entbehrlieh zu machen, welche die Pleistenlange in paralleler Lage zu erhalten haben, damit sie sich in festen Lagern bewege;

2) in einer verbesserten Einrichtung der Pumpen, welche den Kessel zu speisen haben. Diese besteht in einer Pumpe, die durch eine kleine an einer passenden Stelle der Locomotive angebrachten Maschine in Thätigkeit gebracht wird, und in einer andern Pumpe, die durch eine der Excentrikklappen bewegt wird, welche letztere nöthigen Falls mit dem Excentrik verbunden sein kann. Auf diese Art wird ein großer Theil der Reibung aufgehoben, da kein Theil des Pumpenwerkes in Thätigkeit ist, wofern nicht die Hilfsmaschine in Unordnung ist;

3) in einer verbesserten Art die Dampfkammer in der Rauchbüchse anzubringen, um so den Dampf vor seiner Aufnahme in die Cylinder zu überhengen oder auszutrocknen;

4) darin, daß die Stützbalken für die Decke des innern Feuergefäßes aus gewalztem Eisen oder gehämmertem Eisenblech gemacht werden, die an Gestalt den auf den Eisenbahnen angewandten Schienen etwas ähnlich sind;

5) endlich in der Anfertigung von Federn für Locomotiven und zu andern Zwecken, aus einwärtsgehöhlten Stahlscheiben mit einer Oeffnung in der Mitte und strahlenförmige Spalten, welche von dieser mittlern Oeffnung nach der Peripherie auslaufen.

Durch die anfolgende Zeichnung zeigen wir, wie unsere Erfindung auszuführen ist. Die gleichen Buchstaben bezeichnen in den verschiedenen Figuren die bezüglichlichen gleichen Gegenstände.

Die erste Figur liefert uns einen Seitenaufriß, zum Theil im Durchschnitte von einer Locomotiv-Maschine nach unserer verbesserten Einrichtung.

Fig. 2 ist ein Grundriß derselben und zwar zeigt er in der einen Hälfte die innere Seite, in der andern die äußere Seite des Maschinencylinders.

Fig. 3 ist ein Aufriß im Durchschnitte von dem Rauchkasten einer innseitigen Cylindermaschine und der damit zusammenhängenden Theile.

Fig. 4 ist ein Querdurchschnitt des Feuerkastens.

Fig. 5 und 6 geben einzelne Ansichten der verbesserten Feder; a ist der Feuerkasten, b der Kessel, c die Rauchkammer, d d die Cylinder, e die Triebwelle und f das Seitengerüste. Alle diese, sowie die übrigen Theile der Maschine, welche sich nicht ausdrücklich hierauf beziehen, sind auf die gewöhnliche Art gebaut.

Die Art, wie der erste Theil unserer Erfindung, nämlich die Beseitigung der Gleitstangen und der Gleitböcke auszuführen ist, wird durch die ersten beiden Figuren erläutert. Die mit g bezeichneten Kolbenstangen sind länger als gewöhnlich und der herausstehende Theil derselben ruht in den Bufferlagern h, welche auf der Querplatte f' die das Seitengerüste f verbindet, eingebolt sind, der innere Theil derselben ruht wie gewöhnlich

in den Stopfbüchsen der Cylinder. An jeder Kolbenstange g ist ein Querkopf g' angeschlossen, die mittelst der Verbindungsstangen g' mit der Treibachse o in Verbindung stehen. Nimmt man nun das oben beschriebene Verfahren an, und leitet die Kolbenstange g nach jeder Seite des Querkopfs in Leitungs-Bufferlagern (guide bushes), so machen wir nicht nur die Gleitstangen, die Gleitböcke und die jetzt so kostspieligen Querköpfe überflüssig, sondern sichern auch auf eine leichte Art die genaue und freie Bewegung des Kolbens in dem Cylinder. Da der Kolben in dem Cylinder und die Kolbenstange in dem Leitlager sich frei bewegt, so kann die Verbindungsstange ihn je nach der Aenderung des Winkels, welchen er mit der Kurbel macht, immer in die richtige Lage bringen. Dadurch werden auch die Reparaturen sehr erleichtert, wenn etwa ein Leitungs-Bufferlager abgenutzt worden ist; ein neues Bufferlager oder ein neues Lagerfutter kann wieder eingesetzt werden und dann sind alle Theile so im Stande, als wäre die Maschine eben erst fertig geworden.

Der zweite Theil unserer Erfindung besteht in einer Verbesserung der Pumpen, welche dem Kessel das Wasser liefern. Fig. 1 und 2 h' ist der Cylinder einer kleinen Dampfmaschine an der Rückseite des Gestells f' unter der Fußplatte; ihre Ventillbüchse empfängt den Dampf aus dem Kessel b durch zweckmäßig angebrachte Röhren, welche die Zeichnung nicht anzeigt. An der Kolbenstange h' der Maschine sitzt der Bod (ram) i der Pumpe j, welcher eine Reihe Klappen von der üblichen Art hat. Die Schwungradwelle h' steht mit der Kolbenstange h durch ein Verbindungsrad (siehe Fig. 1) in Zusammenhang und das Gleitventil der Maschine wird durch das Excentrif h' (siehe Fig. 2) bewegt. An der vordern Platte des Feuerkastens a sitzt die Pumpe k, deren Bod zeitweise mit der Rückseite des excentrischen Gleitventils l in Verbindung gesetzt werden kann. Die Pumpe j steht mit den Schuttröhren m in Verbindung, welche mittelst des Rohrs f' vom Tender ableiten, und die Pumpe k ist durch das Rohr k' damit verbunden. Durch diese bessere Einrichtung werden offenbar die gewöhnlichen Pumpen überflüssig und wird während der Arbeit der Maschine die Pumpenstange

von der Rückseite des excentrischen Gletsventils 1 losgemacht, so ist kein Theil des Pumpenwerks in Thätigkeit und die Locomotive bleibt in Folge dessen von der Reibung und der Abnutzung verschont, was sonst eine Folge von der Bewegung der Pumpenbäume ist, welche in den Maschinen der gewöhnlichen Bauart sich befinden, es mögen nun die Pumpen den Kessel speisen oder nicht. Bemerken wollen wir hier noch, daß die Pumpen j so nahe bei der Pumpe k aufgestellt werden können, daß für beide ein und dieselbe Klappenreihe dienen kann. Doch kann die Pumpe j auch an jeder andern passenden Stelle der Maschine angebracht werden.

Die dritte unserer Verbesserungen an den Locomotiv-Maschinen besteht in einem verbesserten Apparate, um den Dampf vor seiner Aufnahme in die Cylinder zu überhizen oder abzutrocknen. Der hierzu bestimmte Raum befindet sich in dem obern Theile der Rauchkammer, wie dies bei n in Fig. 1 und 3 zu sehen ist. Der in dem Kessel b entwickelte Dampf entweicht durch die Oeffnungen b' im obern Theile der Rauchkammerrohrplatte b² und der Dampf sinkt sodann zwischen der Röhrenplatte und der Scheinplatte (baffle plate) b³ hinab und bringt sodann durch den Raum n', der zwischen den Boden der Scheinplatte und denen der Dampfkammer verbleibt, an der Stelle in der Dampfkammer, welche der Hitze der Rauchkammer am meisten ausgesetzt ist.

Die durch die Dampfkammer geleitete Röhre n² macht es möglich, daß die Gase aus dem Feuerkasten und der benutzte Dampf aus den Cylindern frei entweichen kann, und der Dampf wird aus der Dampfkammer n durch das Rohr o nach den Dampfkräusen zwischen den Cylindern abgeführt. Der Vortheil aus dieser verbesserten Einrichtung der Ueberhizung und Abtrocknung des Dampfes besteht darin, daß die Dampfkuppel und die Dampfrohre im Innern des Kessels überflüssig werden und dadurch der überflüssige Raum in der Rauchkammer vermindert wird, welcher die Kraft des erforderlichen Gebläses verringert und daß der Dampf den Cylindern unter der vortheilhaftesten Bedingung, nämlich mit wenig oder gar keinem Wasser zugeführt wird.

Die vierte unserer Erfindungen besteht darin, daß wir die Stützstangen für den obern Theil oder die Decke des innern Feuerkastens aus gewalztem Eisen oder aus gekrümmten Eisenblech machen, wie dies Fig. 1 und 4 zeigen. In diesen Figuren ist a' die Decke des innern Feuerkastens und p sind die Stangen aus gekrümmten Eisenblech. Die untern Enden dieser Stützstangen werden umgebogen um die mit der Decke des Feuerkastens in Berührung kommende Fläche zu vermindern und die obern Theile einiger der Stützstangen sind mit dem Dache des äußern Feuerkastens auf die gewöhnliche Art verbunden. Wir schlagen demnach auch vor, die Stützstangen auf dieselbe Art auszuwalzen, wie dies zuweilen mit den Schienen für Eisenbahnen geschieht. Auf diesem Wege wird Stärke und Leichtigkeit erzielt und die Fläche vermindert, welche mit der Decke des innern Feuerkastens in Berührung kommt.

Es bleiben uns nun noch die Federn zu beschreiben für Locomotiv-Maschinen und zu andern Zwecken, wie sie die Figuren 1, 2, 5 und 6 darstellen. Jede Feder besteht aus einer hohlen Stahlplatte mit einer Oeffnung in der Mitte und strahlenförmigen Spalten, welche von dieser Oeffnung in der Mitte nach der Peripherie zu gehen, wie dies Fig. 6 am besten zeigt. Sollen diese Federn als Buffer dienen, so ziehen wir vor, 3 in die Büchse q am Bufferbaum zu bringen, ebenso wie die jetzt gebräuchlichen Büchsen für Schneckenfedern oder dgl. In der Büchse q befindet sich eine zweite q' an welcher der Bufferkopf sitzt. Die Stange r ist an die Scheibe r' festgemacht und geht durch die innern Oeffnungen der Federn und durch ein Loch in der Büchse q' wie dies in Fig. 1 zu sehen ist. Wird nun ein Druck auf den Bufferkopf ausgeübt, so gestatten die Spalten in den Federn eine dem Druck entsprechende Zusammenrückung, sowie aber der Druck aufhört, so nehmen sie zufolge der Elasticität des Stahls ihre frühere Gestalt wieder an. Die Rippe an der innern Büchse q' trifft auf die Felge in der Büchse q und erhält so erstere an ihrer Stelle.

Werden diese verbesserten Federn zum Tragen benutzt, wie man sie auf die Schmierbüchsen der Treibachse in Fig. 1 angewandt sieht, so wird der Federpfiler durch die Mitte einer Platte getrieben, welche auf das untere

Federstück paßt und das obere Federstück ist auf dieselbe Art mit einer Platte versehen, welche durch eine Schraubenreihe herausgetrieben wird, die durch die Büchse *s* mit den Federn geht. Durch diese Schraubenreihe läßt sich die Spannung der Feder, gemäß der Last der Maschine oder der für jedes Rad erforderlichen Ladung reguliren. Für Locomotiv-Maschinen machen wir diese Federn etwa 7 Zoll im Durchmesser, für andere Zwecke können sie größer oder kleiner sein.

Nachdem wir so das Wesentliche unserer Erfindung festgestellt und die Art ihrer Ausführung beschrieben, wünschen wir blei so verstanden, daß wir uns nicht auf die Einzelheiten beschränken, insofern diese Abänderungen gestatten, ohne daß wir deßhalb von dem eigenthümlichen Charakter unserer Erfindung abweichen.

Das, was wir beanspruchen ist:

- 1) die verbesserte Art, wie wir der Beschreibung zufolge die Kolbenstangen der Locomotiv-Maschinen leiten;
- 2) die beschriebenen Verbesserungen an den Pumpen;
- 3) der verbesserte Apparat zur Ueberhitzung und Austrocknung der Dämpfe;
- 4) die verbesserte Bauart der Stützen für die Decken der innern Feuergefäße an den Locomotivkesseln, wie sie beschrieben sind;
- 5) die verbesserten Federn, wie sie die Figuren 1, 5 und 6 zeigen, nämlich ein oder mehrere concave Platten mit einer Oeffnung in der Mitte und von dieser strahlenförmig ausgehende Spalten.

Ueber die Erfordernisse der Einöl- (Schmier-) Mittel für Maschinen und über das Mineral-Öel in dieser Beziehung insbesondere.

Jeder der mit dem Wesen und der Behandlung großer Dampf- und anderer Maschinen vertraut ist, wird zugeben, daß es eine, bedeutende Schwierigkeiten bietende, ja oft von dem ausübenden Ingenieur und Mechaniker nicht zu lösende Aufgabe ist, ein gutes Einölmittel zu finden, das

die für den allgemeinen Gebrauch anwendbar machenden Eigenschaften sämmtlich besitzt und vor allem bis zu einem gewissen Grade billig zu stehen kommt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß gewisse jetzt benutzte Einölmittel in Bezug auf ihre besonderen Anwendungen Eigenschaften besitzen, die sie hoch über alle gebräuchlichen Körper, die sie vertreten sollen, stellen, aber man darf nicht vergessen, daß gerade diese Besonderheiten sie nicht für den allgemeinen Gebrauch geschikt machen, und es kann nicht geläugnet werden, daß es zu den bisher noch unbefriedigten Bedürfnissen aller Industriezweige, zu deren Betrieb Maschinenkraft angewendet wird, gehört, einen Körper zu beschaffen, der bei seiner Erzeugung solcher Abwandlungen fähig ist, daß er sowohl als Einölmittel für Dampfmaschinen, als für Spindeln einer Baumwollspinnerei, sowohl für schnell, als langsam arbeitende Maschinen mit Vortheil angewendet werden kann. Solche Eigenschaften finden sich in dem Mineralöl, dessen chemische und körperliche Beschaffenheit wir hier in Kürze untersuchen wollen.

Betrachten wir die Frage, welches die besonderen Eigenschaften sind, die ein gutes Einölmittel nothwendig haben muß, so finden wir, daß sie in zwei Theile zerfällt. Der eine hat Bezug auf die chemische, der andere auf die körperliche Beschaffenheit des Mittels. Was dessen chemische Zusammensetzung und Wirkung betrifft, so beziehen sich die sich ausdrückenden Beobachtungen zunächst auf die unmittelbare oder mittelbare Einwirkung der Bestandtheile des Einölstoffes auf das Metall, aus dem die Reibungsstelle hergestellt ist, und dann auf die Veränderungen, denen die eigene Beschaffenheit des Mittels unterworfen sein kann, wenn es der Luft oder andern Einflüssen ausgesetzt wird, da jeder Wechsel seiner chemischen Eigenschaften unter solchen bestimmenden Umständen aller Wahrscheinlichkeit nach und augenblicklich seine wichtigsten Eigenschaften als Einölmittel sehr in Frage stellen würde. Vielleicht in 9 Fällen unter 10, wo ein solches angewendet wird, wenigstens wenn dasselbe sich in einem flüssigen oder halbflüssigen Zustande befindet, bestehen alle Theile der Reibungsflächen aus Metall, entweder Eisen, Messing oder Rothguß. Dieser Umstand läßt augenblick-

ich erkennen, daß die chemische Einwirkung des Einölmittels auf diese Metalle ein Punkt von großer Wichtigkeit ist, besonders wenn die Maschinen von zarter Beschaffenheit sind. Es ist selbst für solche, die gar keine Kenntniß der chemischen Grundsätze und Reactionen haben, eine wohlbekannte Sache, daß, wenn Metalle, wie die oben genannten, dem Einflusse der Luft, besonders wenn Feuchtigkeit in derselben vorhanden ist, ausgesetzt werden, an der Oberfläche wegen des in der Luft enthaltenen Sauerstoffes, mit dem sich die meisten Metalle verbinden, eine eigenthümliche Veränderung eintritt, indem sie zerfressen und zerstört werden, nach Maßgabe wie die Einwirkung fortschreitet. Dies nennt man Oxydiren, Rosten.

Die Neigung des Sauerstoffes, sich mit metallischen Oberflächen zu verbinden, wird durch die Anwesenheit vieler chemischer Stoffe, die in Wahlverwandtschaft zu dem bereits gebildeten Oxyde stehen, bedeutend erhöht. In solchem Falle geht die Erzeugung des Oxyds ununterbrochen fort und die Abnutzung des Metalls wird zu den Fortschritten dieser chemischen Wirkung in Verhältniß stehen. Besitzt nun ein Stoff den höchsten und vollkommensten Grad körperlicher Beschaffenheit, wie sie von einem Einölmittel gefordert wird, wäre aber im Stande, in der eben beschriebenen Art auf die Metalle zu wirken, so ist es einmüthig, daß er nicht vorthellhaft zum Einölen verwendet werden kann.

Viele der zum Einölen der Maschinen verwendeten Öle und Fette erleiden von selbst eine chemische Veränderung, Säuren zu bilden und fettsaure Metallverbindungen einzugehen (Metallsäuren), die sie mit der Kraft begabt, Metalle, besonders Kupfer und demnach auch Messing — eine Legirung mit demselben — zu oxydiren. Einige fette Stoffe zersetzen sich schneller als andere, und ist die chemische Umwandlung weit vorgeschritten, so gibt sie sich bei nur oberflächlicher Untersuchung des Körpers durch deutliche Merkmale zu erkennen. Diese Umwandlung ist unter der gewöhnlichen Benennung „Ranzigwerden“ bekannt. Sie besteht in der freiwilligen Umwandlung der fettigen Stoffe in Säuren, die je nach der Natur des Stoffes selbst sich von einander unterscheiden,

in allen Fällen aber in hinreichend starker Verwandtschaft zu den Metallen stehen, um die bereits angedeuteten Wirkungen hervorzubringen. In manchen Fällen reicht die bloße Berührung des fettigen Körpers mit dem Metalle hin, eine Veränderung in ersterem hervorzubringen, die ihn in den Stand setzt, auf das Metall einzuwirken. Eine solche Wirkung kann beobachtet werden, wenn man ein glänzendes Stück Blei für einige Zeit unter ein Pflanzöl, namentlich aus Oliven gewonnenes Baumöl taucht. Die ganze Oberfläche des Bleies wird sich in diesem Falle bald mit einem fettigen Niederschlage überziehen, den die Chemiker margarinsaures Blei nennen. Die erste Wirkung des Bleies ist die Beförderung der Umwandlung des im Öl enthaltenen Margarins in Margarinsäure, die dann auf das Blei rückwirkend den erwähnten Niederschlag bildet. In Bezug auf die chemischen Veränderungen zweiter Art, die das Einölmittel erleiden kann, so sind die Umstände verschieden. Hierbei kann das Einölmittel in Bezug auf das Metall der Reibungsstellen ganz unschuldig und unthätig sein, und doch durch seine Blossstellung an der Luft oder in Wirkung anderer Einflüsse kann es kraft der in ihm vorgegangenen Veränderungen dick, klebrig und pechig geworden sein, somit die Eigenschaft angenommen haben, nach einiger Zeit in eine harte, harzartige Masse aufzutrocknen. Alle solche Umwandlungen würden natürlich einen jeden Körper zum Einölen unbrauchbar machen. Eine gewisse Art von Fettstoffen haben die Eigenschaft, von Natur einzutrocknen, wenn sie der Luft ausgesetzt werden, und viele derselben, die nicht von Natur aus so geartet sind, werden unter dem vereinten Einflusse von Luft und Wärme dick und zäh. Keiner der verschiedenen solchen chemischen Umsetzungen unterworfenen Fettstoffe kann nun in die Klasse passender Einölmittel für Maschinenbauer gestellt werden, ausgenommen bei der größten Art von Maschinen, und selbst hier bewirkt ihre Verwendung einen Verlust an der aufzuwendenden Maschinentriebkraft.

Aus dem bisher Gesagten geht mithin hervor, daß ein gutes Einölmittel folgende entschiedenen chemische und körperliche Eigenschaften in sich vereinigen muß. Erstens

muß es unfähig sein, irgend eine chemische Wirkung auf die ihm ausgesetzten Metalle auszuüben. Zweitens muß es Natur und Wesen seiner ursprünglich chemischen Beschaffenheit unter dem Einflusse der Luft sowohl als der Hitze behaupten, und drittens muß es für die betreffenden Maschinen ausreichende Dichtigkeit besitzen, um im Stande zu sein, zwischen den Metalloberflächen eine gleichförmige Zwischenlage zu bilden, ohne während der schnellen Bewegung irgend einer Reibungsstelle der Maschine sich zu verflüchtigen, und muß für schwer gehende Maschinen jenen Grad von Dichtigkeit und Zähigkeit, verbunden mit Widerstandsfähigkeit gegen chemische Umwandlungen besitzen, wodurch ein leichtes Herausquetschen zwischen den Reibungsflächen durch großen Druck verhindert wird. Wenig Stoffe gibt es, die diese Eigenschaften in sich vereinigen. Am hervortretendsten sind sie vielleicht in dem Wallrauhöl, und dem Delstoff fester Fette enthalten. Ersteres kann als Maßstab angenommen werden, nach welchem man die Vorzüge der anderen Fettstoffe als Gindmittel bestimmen kann. Nachdem wir nun bis zu einem gewissen Grade die Eigenschaften festgestellt haben, wie sie ein gutes Gindmittel haben muß, so wollen wir jetzt untersuchen, inwiefern das „Mineralöl“ seine Ansprüche auf diesen Titel geltend macht.

Vor einigen Jahren entdeckte man, daß wenn die erdharzigen Schiefer oder Brandschiefer, Blätterkohle, Braunkohle — die in manchen Gegenden Europas in großer Menge vorkommen — einer zerstörenden Destillation ausgesetzt werden, sie eine bedeutende Menge zäher Flüssigkeiten abgeben, die bei nachmaliger Abtreibung eine flüchtige, gelbliche Flüssigkeit, dem Steinkohlentheeröl gleichend, und eine große Menge Oele liefert, die bei verschiedenen, doch immer sehr hohen Hitzeegraden fließen. Später fand man auch, daß Torf bei gleicher Behandlung Oele von sehr ähnlicher Beschaffenheit liefert, und noch später wurde eine unverflegbare Quelle dieser Oele in jener Steinkohlenart, oder richtiger gesagt, in jenem Kohlenschiefer entdeckt, der unter dem Namen „Boghead coal.“ *)

*) Die Gesellschaft in Hamburg für Photogen- und Mineralölbereitung arbeitet mit dieser Kohle.

bei der Gasbereitung einen so ausgedehnten Verbrauch findet. Die Eigenthümlichkeit dieser Oele besteht darin, daß sie eine große Menge des unter dem Namen „Paraffin“ genannten Körpers halten, der durch ein dünnes Del von geringem spezifischen Gewicht in Auflösung erhalten wird. Dies Del gleicht außerordentlich dem oder ist vielleicht das von dem Chemiker Professor Reichenbach zuerst unter dem Namen Eupion beschriebene Del, das wegen seines Gehaltes an Paraffin im Handel auch zuweilen „Paraffinöl“ genannt wird. Destillirt man die Bogheadkohle mit dem Vorzuge, das Del zu erzeugen, so muß die zum Fortgange der Destillation notwendige Hitze mit besonderer Aufmerksamkeit überwacht werden, denn es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Natur dieser kohlenwasserstoffhaltigen Produkte, je nach dem bei ihrer Erzeugung angewendeten Hitzegrade, sich außerordentlich verschieden gestaltet. Um die größte Menge Paraffinöl aus Kohle zu erlangen, muß die Hitze zu keiner Zeit während der ganzen Abtreibung über matte Rothgluth der Retorten steigen, und die Arbeit bei dem niedrigsten Hitzegrade, bei dem schon der Theer übergeht, beginnen. Beobachtet man diese Vorschrift gehörig, so wird die geringste Menge Gas und die größte Masse Del gewonnen, während das Gegenheil eintritt, wenn der Hitzegrad bis zur glänzenden Rirchrothgluth der Steinkohlen getrieben wird, da sich in diesem Fall eine Menge Del in Gas verwandelt. Und nicht nur dies, sondern anstatt des Paraffins, hauptsächlich das Erzeugniß eines mäßigen Hitzegrades, wird sich ein anderer Stoff, das Naphthalin, bilden, und gleich dem Paraffin durch das flüssige Del in Auflösung erhalten werden. Wenn der Theer wieder destillirt wird, um das Paraffinöl zu gewinnen, verändert sich die Natur des Erzeugnisses, wie die Arbeit vorwärts schreitet. Zuerst geht das dünne eupionartige, bei dem niedrigsten Hitzegrade kochende Del über, dann folgt bei fortschreitender Destillation immer mehr und mehr mit dem dünnen Del vermischtes Paraffin, so daß sich endlich bei der Abkühlung das Erzeugniß verdichtet, indem es fast ganz aus Paraffin besteht. Alle diese Erzeugnisse, mit Ausnahme vielleicht des festen Paraffins, sollen unter sonst passenden Umstän-

ein, nun vortreffliche Einölmittel sein — das heißt mit Berücksichtigung der Beschaffenheit der Reibungsstellen, auf die sie angewendet werden sollen.

Die durch dies Verfahren erlangten Öle sind alle von sehr geringem spezifischen Gewicht von 0,790 bis 0,870, während das Ballrathöl 0,875 wiegt. Sie fühlen sich alle mehr oder minder fettig an, sind bei gewöhnlicher Wärme so fest wie irgend ein thierisches Öl oder Fett, stehen nur bei einem Stigegrade, bei dem gewöhnliche Butter schon einer theilweisen Verflüchtigung unterliegen, und kohlisieren dann unverändert über.

Nachdem wir nun erörtert haben, auf welche Weise das Mineralöl gewonnen wird, so entsteht die Frage über seine Beschaffenheit und Eigenschaften, die es zu einem Einölmittel vor anderen Stoffen vorzugsweise geeignet machen oder nicht. Ein Blick auf die chemische Beschaffenheit dieses Öles wird uns vielleicht in den Stand setzen, eine Ansicht über einen Theil dieser Frage zu fassen.

Nochmals auf die Beschaffenheit der gewöhnlichen fetten Öle zurückzukommen, finden wir, daß sie im Wesentlichen allfällig aus einer gewissen chemischen Zusammensetzung von Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff bestehen, deren Verhältnisse je nach der Natur des Öls unbedeutend von einander abweichen, aber der spezifische Charakter einer sauerstoffhaltigen Verbindung ist allen Ölen und Fetten dieser Klasse eigen. Da nun dies die chemische Beschaffenheit gedachter Körper ist, so ist es klar, daß in dem ihnen inne wohnenden Bestandtheile „Sauerstoff“ der Grund der Oxydation liegt, und daß unter dem Einfluß einer Wirkung, die, wie z. B. das Ranzigwerden, eine Neigung zu einer chemischen Umwandlung unter ihren eigenen Bestandtheilen hervorrufen kann, saure oder andere Verbindungen, auch ohne Dazwischenkunft äußerer Wirkungen gebildet werden können. Diese Verbindungen können, wie wir bereits gesehen haben, eine chemische Wahlverwandtschaft besitzen, die sie in den Stand setzt, sich mit jedem oxydirbaren Metall, mit dem sie in Berührung kommen, zu verbinden und dasselbe anzugreifen.

Unabhängig überdies von dem Umstande, daß die gewöhnlich zum Einölen verwendeten Öle Sauerstoff ent-

halten, der die von uns angegebenen Umwandlungen zu Wege bringt, sind sie alle selbst mehr oder weniger der Oxydation durch äußere Einwirkungen unterworfen, und sobald diese eintritt, geht die ursprüngliche Beschaffenheit des Öls verloren. Betrachten wir nun die chemische Beschaffenheit des „Mineralöls“, so finden wir, daß es sich in einem wichtigen Punkte von den andern Ölen und Fetten organischen Ursprungs unterscheidet. Es enthält in der That keinen Sauerstoff und ist eine Zusammensetzung von nur 2 Bestandtheilen, nämlich Kohlen- und Wasserstoff. Dies Öl gehört einer ausgebreiteten Klasse von Verbindungen unter dem Gattungsnamen Kohlenwasserstoffe an, und so vollkommen frei ist es von aller oxydierenden Neigung oder Eigenschaft, daß Stoffe, die in kräftigster Wahlverwandtschaft zum Sauerstoff stehen und im Stande sind, denselben aus jeder Verbindung an sich zu ziehen, vollkommen gegen die Wirkungen desselben geschützt bleiben, wenn sie in dieses Öl getaucht werden. So kann man Kalium und Natrium — Metalle, deren Neigung zum Oxydiren so mächtig ist, daß sie nur mit Schwierigkeit im metallischen Zustande erhalten werden können — in Mineralöl ganz frei von Angriffen des Sauerstoffes und mit so glänzenden Oberflächen erhalten, als wären sie eben erst gebildet. Noch ein anderer Umstand ist der Berücksichtigung werth. Die Kohlenwasserstoffverbindungen und unter ihnen das Mineralöl haben nicht die geringste Neigung, sich selbst mit Sauerstoff zu verbinden, wenigstens nicht unter irgend gewöhnlich vorkommenden Umständen. Eine ihrer wichtigsten Eigenthümlichkeiten scheint in der That zu sein, daß sie eine große ihnen innewohnende Kraft der Ausdauer besitzen, die allen etwaigen Umwandlungen ihrer Bestandtheile entgegen wirkt und die selbst organischen mit ihnen in Berührung gebrachten Körpern mitgetheilt werden kann, urfächlich daß viele, vielleicht alle diese Stoffe eine starke der Fäulniß widerstehende Kraft in sich schließen. Das Paraffin, in so starkem Verhältnisse diesem Öle verbunden, ist vielleicht der unthätigste chemische Körper, den es überhaupt gibt. Er ist ganz unempfindlich gegen andere chemische Körper, selbst gegen die kräftigsten, und kann

nicht dazu gebracht werden, in irgend eine Verbindung mit denselben zu treten. Daher sein Name „*parum affinis*.“ Da nun die in Rede stehenden Dele in Folge ihrer chemischen Beschaffenheit gegen alle Einflüsse, denen sie ausgesetzt werden, geschützt sind, so sind sie nicht nur zugleich auch gegen alle Umwandlungen in ihren Bestandtheilen gesichert, wodurch sie sonst nachtheilig auf die mit ihnen in Berührung gebrachten Metalle wirken könnten, sondern können auch jene Umwandlungen nicht erfahren, die andere Dele veranlassen, zu verbläuen, pechig zu werden und einzutrocknen. Die Folge davon ist, daß sie als Einbalmittel immerwährend körperlich unverändert bleiben, da sie, über diesen Theil der Frage angestellten Versuchen zu Folge, ganz unempfindlich gegen eintrocknende Einwirkungen sind, wofür sie nur auf eine nicht einsaugende Oberfläche verwendet werden. Aus gemachten Versuchen mit diesem Mineralöl und seiner Vermischung mit anderen öligen Stoffen ergeben sich folgende vergleichende Verhältnisse. Die Versuche wurden mit *Maugt's Glasgow-Deleprüfungsapparat* gemacht.

Wallrathöl als Maßstab angenommen . . .	= 100.
Mineralöl, dünnste Gattung	= 18.
do. mehr Paraffin enthaltend	= 30.
Olivenöl und Mineralöl, gleiche Theile . . .	= 48.
Specköl und Mineralöl, gleiche Theile . . .	= 54.
do. do. 2 Theile zu 1 Theil	= 63.
Bereinigtes Rüßöl und Mineralöl, gleiche Theile	= 56.

(Deutsche Gewerbezeitung 1858 S. 99.)

Mosaik-Arbeiten.

Das in Rom jetzt bei Herstellung von ächten Mosaiken beobachtete Verfahren ist folgendes. — Eine Metallplatte von erforderlicher Größe wird mit einem Rande von ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll Höhe umgeben. Darauf bedeckt man sie ohngefähr $\frac{1}{2}$ Zoll hoch mit einem Steinflut, bestehend aus pulverisirtem Travertinstein, Kalk und Leinöl. Hat sich dieser befestigt, so wird er bis an den Rand der Platte

mit Gypsgrund bedeckt, auf den man sorgfältig die Umrisse des zu kopirenden Bildes zeichnet. Von Zeit zu Zeit entfernt man mit einem feinen Meißel kleine Theile des Gypsgrundes, um die Einfügung kleiner Stäbchen „*Smalto*“ zu gestatten. Dieser „*Smalto*“ (Schmelz) besteht aus vermöge verschiedener Verfahrenarten gefärbtem Glase. Er wird in runden Formen dargestellt ohngefähr $\frac{1}{2}$ Zoll dick und 6 bis 8 Zoll im Durchmesser. Fast an 10,000 Farbenabstufungen werden in der päpstlichen Fabrik in steter Bereitschaft gehalten und von diesen trennt der Künstler ein Stück von der erforderlichen Farbe ab und bringt es in die gewünschte Form dadurch, daß er den Schmelz auf eine kleine metallene Schneide legt und mit einem Hammer von ähnlicher Form darauf schlägt. So wird der Schmelz so genau wie möglich zu gewünschter Form gebracht und mit Schmirgelpulver auf einem kleinen Rade so lange geschliffen, bis die genaue Größe und Form erlangt ist. Das Stück wird sodann in die gehörige Stelle mit etwas Kitt eingedrückt und dieß Verfahren fortgesetzt, bis das ganze Bild vollendet ist, wonach es glatt geschliffen und polirt wird. Zur Anfertigung kleiner Mosaiken wird der Schmelz in dünne Stäbchen geschnitten.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit der Holzmosaik florentinischen Ursprungs zu, so mag hier im Vorüberfluge erwähnt werden, daß „*Tanfla*“ oder „*Tarfla*“, wie sie genannt wurde, viel zur Ausschmückung von Kirchen und Palästen vornehmer Geistlicher und reicher Kaufleute in Florenz, Siena und Pisa benutzt wurde. Ingleichen zur Verzierung von Möbeln, bei denen in dieser Beziehung großer Prunk herrschte. Wie *Digby Wyatt* schreibt, so finden sich noch eine Menge Bilder (eingelegte Holzmosaikbilder) in der Kapelle des Palazzo della Signoria in Siena, die *Laddeo Bartolo* zu Anfang des 15. Jahrhunderts gezeichnet haben soll und in schwarzen, braunen und hellfarbigen Hölzern ausgeführt wurden.

Vasari berichtet, daß die besten Arbeiten dieser Art in Florenz ausgeführt wurden und *Filippo di ser Brunellesco* und *Benedetto de Mariano* die vorzüglichsten Künstler in Holzmosaik waren. *Giovanni di Verona* erweiterte diese Kunst, indem er den Hölzern künstliche Farben gab

„Blätter“ — (gefärbte Aufgüsse) — und eindringende Dele“ gab^{*)}. Um hohe Lichter zu erhalten verwendete er zarte Spindeln der Weiße. Aus Italien ging die „Kassia“ oder „Kassia“ durch Deutschland nach Frankreich über, wo sie den Namen „Marqueterie“ erhielt, unter dem sie allenthalben bekannt ist. Das Wort ist abgeleitet von „marqueter“, sprengen oder tigeren. Die Museen von Dresden, Berlin und München enthalten zahlreiche Proben von Holzmosaik aus der Zeit der Renaissance. Im 16. Jahrhundert war Köln a. R. der Mittelpunkt, von dem aus eine große Menge eingelegter Möbeln über das ganze nördliche Europa und namentlich Frankreich verbreitet wurde.

In Frankreich waren Boulle oder Buhl und Reissner, zwei berühmte Kunstschüler, die ihre Namen den wohlbekannten eingelegten Arbeiten gaben. Buhl war 1642 geboren und starb 1732. Er bekleidete ein Amt, „Tapissier en titre du Roi“. Reissner im 18. Jahrhundert erhielt den Titel „Ebeniste de Louis XVI.“

Buhl-Werk besteht aus eingelegten Furnieren und unterscheidet sich von der Parketerie dadurch, daß es sich auf verzierende Schnitzel, oft in Metall beschränkt, während durch letztere gewöhnlich Blumen, Blätter u. s. w. dargestellt werden.

Reissner's Arbeit war von der ausgezeichnetsten Vollendung, sowohl in Hinsicht auf Anordnung als Oberfläche. Seine Möbel waren oft gefärbt, aber nie so stark, daß das Spiel von Licht und Schatten der Fasernlagen dadurch verdeckt worden wäre. D'Alembert behauptet, daß das die Grundlage der Parketerie bildende Holz nicht eher zur Verzierung ausgeschnitten wurde als das Furnier aufgeleimt war. Dies setzte in den Stand, die Verzierung fast voll herauszulegen zu können und dieselbe durch Befestigen der Kanten zu mikroskopischer Stoßfuge herzurichten.

^{*)} Auf der Dresdner Industrieausstellung im vorigen Jahre sahen wir solche Arbeiten von dem rühmlichst bekannten Kunstschüler Lärpe in Dresden mit vielem Geschmac und großer Sauberkeit ausgeführt und empfehlen diese artige Kunst allen Kunstschülern. Red. Gewbzg.

ten. Auf diese Art wurden jene außerordentlich feinen Stoßfugen, zu eng für den Durchgang einer Nadel erlangt, die in Reissner's feinsten Arbeiten so großes Erstaunen erregen.

Die Beschreibung des Verfahrens ist nicht ganz klar. Das gegenwärtig bekannte und zweckmäßige Verfahren besteht darin, daß man das Furnier zur Verzierung auf das Grundfurnier legt und dann mit einer feinen Laubsäge die Figur aus beiden Furnieren herauszuschneidet, wenn beide Furniere fest auf einander gelegt liegen. Eine Edgenschmittbreite Spielraum bleibt allerdings bei diesem Verfahren zwischen Figur und Grundlinien.

Holzmosaik zu Fußböden wurden wahrscheinlich zu derselben Zeit eingeführt als man die Parketerie zur Verzierung der Altäre verwendete. Fußboden dieser Art nennt man gewöhnlich Parkete von dem französischen Worte „parquet“. Cims sagt in seiner Erklärung dieses Wortes „Eine Art Fußboden von eingelegter Arbeit oder Kunstschülerlei, aus verschiedenen kleinen, verschieden gestalteten Stücken Holz zusammengesetzt.“ Da das Wort „parquet“ den Raum vor den Richtern in einem Gerichtssaale, auch den Platz nahe an der Kanzel bedeutet, wo die Prediger und Aeltesten einer französischen protestantischen Kirche saßen, so glaubte man, daß das Wort „Marqueterie“ seinen Ursprung dem Umstande verdanke, daß die Fußböden jener — heiligen — Stätten aus eingelegter Arbeit bestanden. Die Benennung kann aber auch von dem Worte „parquer“, zusammennageln oder heften, hergeleitet werden, da dieß die Art ist, wie die einzelnen Stücke an einander befestigt werden. Parketerie nennt man jedoch im Allgemeinen eingelegte Holzarbeit zur Verzierung von Möbeln, gewöhnlich Früchte, Blumen u. s. w. darstellend, während Parkettrung fast ausschließlich nur die Holzmosaik der Fußböden oder ähnliche Verzierung der Wände eines Zimmers bedeutet. Gewöhnlich besteht die Parketarbeit aus dünnen Stücken verschiedenfarbigen Holzes auf einen weniger kostbaren Stoff furniert. Die Kosten dieser Art Arbeit waren bedeutend und ihre Dauerhaftigkeit nicht groß, denn die Furniere lösten sich wegen ihrer Dünne leicht von den Unterlagen ab.

Die besten Parkete sind die in Deutschland und in der Schweiz an vielen Orten gefertigten Parkette aus vollem Holze, wo jedes Stück des das Muster bildenden Holzes zusammengefügt und geleimt ist, so zwar, daß eine ganze solche Tafel auf einmal auf die Grundlage des Fußbodens, den Blindboden befestigt werden kann. Die Holzstücke werden durch Dampfsägewerke und andere Maschinen ohngefähr 1 Zoll dick in die erforderliche Form geschnitten, mit einander verzapft und, wo es möglich ist, genuthet. In manchen Fällen läßt man ein festes Rahmenwerk auflegen, dessen gerade Linien mit dem Muster passen, wohinein die einzelnen Parketttafeln befestigt werden. Auf diese Art wird dem Parkett der höchste Grad von Unbeweglichkeit gegeben.

(Deutsche Gewerbezeitung 1858 S. 40.)

Notizen.

Ueber Hohlziegel *).

Von *Wit Meyer*.

Die Anwendung hohler Körper zur Ausführung von Mauerwerken ist eigentlich etwas sehr Altes. Die sogenannten Toppengewölbe sind weiter nichts als die Herstellung eines Mauerwerks aus hohlen Steinen, um das Gewicht des auszuführenden Mauerkörpers geringer zu machen und dadurch den Druck auf die Theile des Bauwerks, welche ihn zu tragen haben, zu vermindern.

Die Einführung der Drainpressen hat Gelegenheit gegeben, ganz von der früher gebräuchlichen Toppform abzugehen und Ziegelsteine herzustellen, welche mit den Vortheilen des gewöhnlichen Formates die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Töpfe vereinigen. Es werden auf den Drainpressen durch geeignete Formen Steine hergestellt, welche die viereckige Gestalt und Größe unserer gewöhnlichen Mauersteine haben, und welche ihrer Länge nach

von Oeffnungen durchlaufen werden. Auch kann man, wo es für einzelne Anwendungen zweckmäßig ist, Steine herstellen, bei denen die Oeffnungen die Steine nicht der Länge, sondern der Quere nach durchlaufen. Solche Steine bieten gegen gewöhnliche Mauersteine vielfache Vortheile; man braucht zu ihrer Fabrikation nur die Hälfte an Material; sie werden auf der Presse gebildet, lassen sich also rascher fabriciren; sie trocknen, weil die Austrocknung durch die Oeffnungen auch von innen geschieht, schneller und gleichmäßiger; sie brauchen zum Brennen viel weniger Hitze, so daß mehr als die Hälfte des Brennmaterials gespart wird; der Transport der Steine wird natürlich ein billigerer und ebenso das Herauffchaffen der Steine auf die Bauhöfungen; die Mauern selbst trocknen leichter aus, und daher können die Gebäude selbst früher bezogen werden. In Paris werden dergleichen Steine jetzt schon vielfach angewendet, ihr Preis ist daselbst bereits über 25 Prozent billiger als der der massiven Steine und der Fabrikant Vorie, welcher sie dort liefert, hofft den Preis bald bis auf die Hälfte des Preises der gewöhnlichen Mauersteine herabsetzen zu können. Um ein solches Resultat zu erzielen, ist es nothwendig, daß die Anfertigung der Steine ganz fabrikmäßig geschehe. Das Pressen geschieht fabrikmäßig mit der Maschine *), und es kam darauf an, auch die übrigen Operationen, namentlich das Brennen und Trocknen, in einen gleichmäßigen mit dem Pressen verbundenen Fabrikbetrieb zu bringen. Vorie hat sich deshalb einen eigenthümlichen Ofen konstruirt. Dieser Ofen bildet seiner Form nach eine Röhre, deren Querschnitt quadratisch ist und die Größe von 1 Quadratmeter hat. Diese Röhre selbst ist aus durchlöchernten Steinen gemauert, und weil sie nicht sehr stark in den Wandungen ist, so ist sie in gewissen Abständen durch herumgelegte Anker zusammengehalten. Die Länge dieser Röhre beträgt 150 — 170'; nach dem Bedürfnis würde sie auch noch länger zu machen sein. Sie liegt nicht horizontal, sondern bildet eine geneigte Ebene, welche durch untergelegtes Mauerwerk unter-

*) Vorie's Maschine zum Formen hohler Ziegelsteine ist im polytechn. Centralblatt 1856 S. 193 beschrieben und Tafel 4 abgebildet.

*) Vergl. Kunst- und Gewerbeblatt 1855 S. 129.

liegt ist. Die Feuerung befindet sich etwas unterhalb der Mitte der Röhre zu beiden Seiten derselben. Die Hitze, welche durch das Brennmaterial entwickelt wird, geht daher zu beiden Seiten in den Ofen hinein, und durch die schräge Lage wird die Flamme nach oben ziehen. Oben, zur Seite der Röhre, befindet sich ein hoher Schornstein, der den Zug befördert und dabei den Eingang in den Ofen frei läßt. An dem oberen Ende stehen nun die Pressen, welche die Hohlsteine formen. Der Thon wird ziemlich trocken verarbeitet, viel trockener als beim Streichen der gewöhnlichen Handziegel. Die Steine werden, wenn sie aus der Presse kommen, auf kleine Wagen geladen. Diese Wagen sind ganz von Eisen konstruirt und laufen auf einer Eisenbahn, die durch den Ofen seiner Länge nach hindurchgeht und sich unten fortsetzt. Auf einen solchen Wagen gehen 170 — 200 Steine. Sowie ein Wagen mit Steinen beladen ist, wird er in den Ofen am oberen Ende hineingeschoben, und bleibt da stehen, bis der folgende Wagen eingesetzt wird. Die Wagen werden an einander angehängt, so daß zuletzt die ganze Röhre voll von solchen Wagen steht. Da die Feuerung sich unterhalb der Mitte der Röhre befindet, so wird dort auch die stärkste Hitze sein, welche dann allmählig nach dem Schornstein hin etwas abnimmt, während der untere Theil zwar auch noch sehr warm ist, aber keine eigentliche Brennhitze mehr hat. Indem so die Steine der Haupthitze entgegenrücken, werden sie allmählig ausgetrocknet und gebrannt, und indem sie sich in dem unteren Theil der Röhre wieder von der heißesten Stelle entfernen, werden sie allmählig abgekühlt. Ist der ganze Ofen voll Wagen, so dauert das Öffnen der beiden Thüren, das Herausnehmen eines Wagens und das Hineinschieben eines solchen ungefähr eine halbe Stunde, so daß also in der Zeit von einer halben Stunde eine Steinladung getrocknet, gebrannt und wieder abgekühlt ist, und es wird jede halbe Stunde ein Wagen, also 200 Steine den Ofen verlassen. Anfangs trat vielfach die Befürchtung auf, daß die Wagen die starke Hitze nicht aushalten würden, allein dieß ist nicht der Fall, wie die Berichte versichern; denn die Hitze, welche zum Brennen der hohlen Steine erforderlich ist, ist eine

viel geringere, als die zum Brennen der massiven Ziegel erforderliche. Auf diese Weise ist es erreicht, daß die ganze Fabrikation gleichmäßig fortschreitet.

Diese Steine werden in Paris schon sehr vielfach angewendet, nicht allein zu Fußböden, sondern auch zu den inneren Mauern. Bei allen besseren Neubauten in Paris sieht man eiserne Balken legen, mit leichteren Eisen in der Quere verbunden, und da werden die Fußböden mit leichten Steinen in Gyps und Cement ausgefüllt. Es wäre zu wünschen, daß auch unsere Ziegelfabriken und mit solchen Steinen versehen möchten. Ein Einwand, der noch häufig gegen diese Steine gemacht wird, ist der, daß sie in der Haltbarkeit anderen nicht gleichkommen; aber alle Proben, welche damit angestellt sind, haben gezeigt, daß, wenn die Widerstandsfähigkeit auch nicht so bedeutend ist, wie bei vollen Steinen, sie doch für alle unsere Gebäude ausreichend groß ist.

(Nornberg's Zeitschrift für praktische Baukunde, 1858, S. 55.)

Ueber Zeithaltung und Regulirung der sogenannten Taschen-Chronometres mit Bascule- oder Federhemmung im Allgemeinen.

Von Joh. Bertschwinger in La Chaux-de-Fonds.

Anhaltende Beobachtungen über die Zeithaltung mehrerer deraartiger Uhren, theils beisammen in gleicher Lage, theils verschiedenen Veränderungen ihrer Lage ausgesetzt, führen zu der Ueberzeugung, daß diejenigen, die in der Tasche getragen werden, oder überhaupt der Bewegung ausgesetzt sind, alle zu langsam gehen, wogegen diejenigen, welche an festen Orten aufgehängt oder niedergelegt werden, ihren Gang gleichmäßig einhalten.

Diese Erscheinung erklärt sich durch die äußeren Bewegungen, welche den in der Tasche getragenen oder sonst an einem nicht fixirten Orte befindlichen Uhren widerfahren.

Daß diese äußeren Bewegungen auf die Regelmäßigkeit des Ganges eines Chronometers störend wirken, ist bekannt, daß diese Bewegungen aber nur hemmend und

niemals fördernd auf den Gang einwirken, ist bis jetzt weniger angedeutet worden. Es ließe sich zwar einwenden, daß auf eine in der Tasche getragene Uhr, welche den rüthigen Bewegungen des Menschen ausgesetzt ist, durchschnittlich eben so viele den Gang der Uhr beschleunigende als denselben hemmende Bewegungen einwirken müssen. Was aber auf den Gang der Uhr stets nur verzögernd einwirken kann, das ist die Veränderung der Schwingungsebene der bewegten Theile. Mit dieser ist immer ein Widerstand verknüpft, welcher, wenn auch im einzelnen Falle noch so klein, sich doch durch öftere Wiederholung zu einer merklichen Größe summiert *).

Die sogenannten Taschens-Chronometer können demnach keine unfehlbaren Zeitmesser sein, so wie manche Besitzer derselben, und selbst noch viele Uhrenmacher glauben; aber durch regelmäßige Behandlung und regelmäßigen Gebrauch können sie doch als die zuverlässigsten Uhren bezeichnet werden.

Hierüber will ich noch eine Erfahrung meinen Herren Kollegen mittheilen, da heut zu Tag dergleichen Uhren immer mehr in Gebrauch kommen.

Das einzige Mittel, wodurch die Zuverlässigkeit dieser Instrumente erzielt werden kann, ist: jedes, je nach dem Gebrauch zu dem es bestimmt ist, zu reguliren, d. h. es muß so zu sagen die Uhr dem Eigenthümer in die Tasche regulirt werden, da die Körperbewegungen der Menschen, somit auch deren Einflüsse auf den Gang der Uhr sehr verschieden sind.

Der Besitzer muß (wenn er sich selbst nicht genug darauf versteht) durch seinen Uhrenmacher während einigen Tagen an dem Spiralzeiger oder in Ermangelung dessen an den beiden Regulirschrauben auf der Unruhe nachrücken lassen, bis endlich seine Uhr nach dem Gang eines guten Regulators einen zeitausgleichenden Gang angenommen hat,

*) Wer sich dieses näher versinnlichen will, beobachte das sogenannte Planetarium, ein in beweglichem Rahmen in Rotation gesetztes kleines Schwungrad, welches jeder Veränderung seiner Achsenrichtung oder Drehungsebene einen sehr fühlbaren Widerstand entgegensetzt, durch diese Veränderung also einen retardirenden Einfluß erleidet.

d. h. einen Tag kann die Uhr eine Sekunde vor, — den andern wieder eben so viel nach — gehen oder umgekehrt, je nach erlittenen äußeren Bewegungen.

Der Uhrenmacher, der eine solche Uhr auswärts zu schicken hat, reguliere sie so, daß sie hängend täglich 2—3 Sekunden vor geht, oder je unter Berücksichtigung des Gebrauchs, welchen der Eigenthümer davon macht; je mehr sie äußeren Bewegungen ausgesetzt sein wird, desto mehr muß deren Einfluß vorgebeugt werden.

Dieses Mittel wird Besitzer wie Verkäufer befriedigen.

Wenn die Uhr an einen Nagel angehängt wird, muß sie rückwärts oder seitwärts an einem festen Körper anliegen, damit das schwingende Gewicht ihrer Unruhe sie selbst nicht in Bewegung setzt.

Eine an einem Aufhängepunkt schaukelnde Uhr gibt den treffendsten Beweis der hier beschriebenen Wirkung des Trägheitsvermögens.

(Gerverbebl. aus Württemberg Nr. 16 S. 154.)

Ueber den jetzigen Betrieb des Schlosser-Gewerbes in England und Frankreich

machte Herr Direktor Dr. v. Steinbeis in der Versammlung des Vereins für Baukunde in Stuttgart am 6. März 1858 folgende Mittheilungen:

In England wird die Schlosserei fast durchaus noch in der gewöhnlichen handwerksmäßigen Weise betrieben, und die Anwendung von Maschinen findet nur in sehr beschränktem Maße statt. Der Vortragende hat die Werkstätte des berühmten Gubb in Wolverhampton besucht und sie ganz wie eine gewöhnliche Schlosserwerkstätte eingerichtet gefunden, worin die Arbeitstheilung nur in sehr engen Grenzen angewendet wird. Als einzig in seiner Art besteht das neue Etablissement von Hobbs & Ashley u. Comp. in London, welches mittelst einer Reihe genialer Maschinen die nach ihrem Erfinder so benannten Gubbschlösser (Schlösser mit stoffelförmigem Schlüssel und eingeklippten Zuhaltungen) fast ganz ohne Handarbeit fertigt, und auf einem Bau- und Einrichtungskapitale von einer

halben Million Gulden fußt. Die Hauptarbeit leisten in diesem Etablissement die Durchstoßpresse, die Fräse, die Drehbank und der Schleifstein. Wenn die Rentabilität dieses Geschäftes der Genialität seiner Einrichtungen entspricht, so wird sie eine sehr große sein. Es ist darauf berechnet, täglich 1000 Schlösser fertig zu machen. — In Frankreich ist die Anwendung der Maschinen auf die Schlossfabrikation schon weit mehr heimisch. Man findet dort die Schlösser mit Federzuhaltungen u. dgl. In ihrer Herstellung dienen hauptsächlich die Durchstoßpresse, die Drehbank, die Hobelmaschine und die Schleiferei; Vieles wird aus dem sogenannten schmiedbaren Eiseisen gefertigt, indem die Stücke aus hartem (grossem) Roheisen gegossen und durch Glühen mit oxydierenden Zuschlägen entkohlt, also in schmiedbares Eisen verwandelt, und je nach Bedarf nach der Bearbeitung durch Einsetzen wieder hart gemacht werden. Die auf diese Weise hergestellten französischen Schlösser tragen den Stempel großer Genauigkeit in der Arbeit, sind sehr elegant und äußerst wohlfeil, bedeutend wohlfeiler als die englischen. Es werden Thürschlösser von Bricard (frühere Firma Sterling) in Paris vorgewiesen, welche bei einem Verkaufspreise von einem Thaler Alles leisten, was von einem ordentlichen Zimmerschloß verlangt werden kann, und weit eleganter und exakter sind, als die gewöhnlich in Deutschland im Handel vorkommenden. In diesen wie in andern Theilen des Thür- und Fensterbeschlags findet man in den französischen Eisenwaarenläden eine Menge äußerst feiner Constructionen, welche eben so wohlfeil sind. Bei Thür- und Fensterbeschlägen findet auch das gewöhnliche Gußeisen eine ausgebreitete Anwendung, was übrigens auch in England der Fall ist. Somit steht Frankreich in der Schlosserei allen Ländern des Continents voran; es liefert die schönste landsläufige Waare zu den wohlfeilsten Preisen. (Eisenbahnzeitung 1858 S. 54.)

Pergament-Papier.

Von M. Gaine.

Das Studium des M. Ruhlmann'schen Verfahrens bezüglich der Vorbereitung von Seiden- und Wol-

lenstoffen zum Färben brachte M. Gaine auf die Idee, den bekannten Grundsatz, daß die Schwefelsäure in einem gewissen Zustand die vegetabilischen Fasern vollständig verändert, zur Herstellung eines dem Pergament ähnlichen Papiers anzuwenden. Zu diesem Zwecke suchte er durch wiederholte Experimente die Stärke der Säure genau zu ermitteln, welche den von ihm gewünschten Effect auf dem Papier hervorzubringen im Stande wäre, und gelangte zu dem Resultate, daß das Papier, wenn es der Einwirkung einer Mischung von concentrirter Schwefelsäure, (deren specifisches Gewicht ungefähr 1,854 betragen darf), und einem Theile Wasser nur während der zum Durchziehen durch die Säure erforderlichen Zeit unterstellt wird, augenblicklich sich in eine dauerhafte, starke, dem Pergament ähnliche Masse verwandelt, von der man alsdann durch sorgfältiges Waschen jede Spur der Schwefelsäure entfernen muß.

Auf diese Weise kann man in der kürzesten Zeit aus einem porösen, schwachen Stück Papier ein Pergament-Papier von solcher Stärke herstellen, daß ein Streifen von 20 bis 21^{mm} Breite, der nicht mehr als 1 Gr. 25 wiegt, ein Gewicht von 41 Kilogr. zu tragen im Stande ist, während ein Streifen animalischen Pergaments von derselben Dimension bloß 25 Kilogr. aushält. Dieses Papier, welches an Festheit und Biegsamkeit dem animalischen Pergament gleich kommt, absorbiert das Wasser, ohne von diesem durchdrungen, oder, wie das gewöhnliche Papier, beschädigt zu werden. Der nachtheilige Einfluß, den Hitze und Feuchtigkeit auf das Pergament ausüben, das sie zerlegen, verschwindet bei dem neuen Produkte gleichfalls.

Die Dauerhaftigkeit des Pergament-Papiers, seine Widerstandsfähigkeit gegen die zerstörenden Wirkungen des Wassers lassen erwarten, daß dasselbe in Kurzem die mannichfaltigste Anwendung finden dürfte. Besonders scheint es geeignet zum Erfage des Wellpapiers beim Einbände der Bücher, zur Anfertigung von Dokumenten, Versicherungs-Poliken, gerichtlichen Akten u., zum Drucke von Werken, die für den ersten Unterricht bestimmt sind, sowie zu Büchern, die stark benützt werden.

Man hat gleichfalls ermittelt, daß selbst bedrucktes Papier oder Kupferstiche sehr wohl einer solchen Umwandlung unterworfen werden können. Endlich hat sich noch gezeigt, daß das Pergament-Papier mit Nutzen auch für die Photographie und verschiedene andere artistische Zwecke angewendet werden kann, indem es Wasser- und Oelfarben ohne nachtheilige Einwirkung auf dieselben annimmt. (Aus „le Genie industrielle 1858 p. 106“ durch Würzb. gemeinnützige Wochenschrift 1858 S. 173.)

Privilegien.

Gewerbssprivilegien wurden verliehen:

unterm 4. März l. J. dem Martin Steinhäuser von Walbsee, im Königreiche Württemberg, auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in einem eigenthümlich construirten Knochen-Verkohlungs-Ofen, für den Zeitraum von fünf Jahren;

unterm 20. März l. J. dem Buchhändler E. F. Gummi von Ansbach, zur Zeit in München, auf ein neues, das englische Pflaster ersetzendes Präparat zum Verschluss von Hautwunden für den Zeitraum von einem Jahre;

unterm 26. März l. J. dem Jean Schlumberger von Guebwiller in Frankreich, auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in Verbesserungen an der Construction von Maschinen zum Aufspinnen, Kämmen und Verstreichen der Wolle, Baumwolle und anderer faseriger Stoffe für den Zeitraum von fünf Jahren,

unterm 31. März l. J. dem Civil-Ingenieur François Schmitz von Paris auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in einem neuen System hydraulischer Pressen, für den Zeitraum von zwei Jahren, und

den Eugen Grenet und Alexis Davin von Paris, auf eine neue electrische Batterie für den Zeitraum von zwei Jahren;

(Rggöbl. Nr. 19 v. 17. April 1858.)

unterm 12. April l. J. dem Schlossermeister Anton Gahn von München auf Ausführung seiner Erfindung, bestehend in eigenthümlich construirten Kettraden, welche

sich selbst reinigen, wieder schließen und die Zugluft verhindern sollen, für den Zeitraum von zwei Jahren;

unterm 18. April l. J. dem Maschinenfabrikanten James Edward Carnshaw in Nürnberg auf eine eigenthümlich construirte rotirende Dampfmaschine für den Zeitraum von fünf Jahren; und

unterm 20. April l. J. dem kgl. Conservator und Universitätsprofessor Dr. Freiherrn v. Liebig auf Anfertigung galvanisirter Silber Spiegel für den Zeitraum von zwei Jahren.

(Rggöbl. Nr. 20 v. 26. April 1858.)

Gewerbssprivilegien wurden verlängert:

unterm 9. März l. J. dem Hafnermeister Caspar Gruber von Nürnberg unterm 1. März 1848 verliehen auf ein eigenthümliches Verfahren bei Anfertigung, Emailirung, Bemalung und Vergoldung gusseiserner Ofenröhren für den Zeitraum von weitem 2 Jahren; dann

unterm 14. März l. J. dem Jacob Mandelbaum von Schopfloch unterm 22. März 1850 verliehen und unterm 25. März 1855 für drei Jahre verlängert, auf eine verbesserte Spinnmaschine abermals für den Zeitraum von weiteren zwei Jahren.

(Rggöbl. Nr. 16 v. 31. März 1858.)

Gewerbssprivilegien wurden eingezogen:

Das dem Insassen Joseph Wicker von München unterm 3. März 1857 verliehene und unterm 23. März 1857 ausgeschriebene zweijährige, auf eine eigenthümliche Construction geruchloser Kettraden — wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung seiner Erfindung.

(Rggöbl. Nr. 19 v. 19. April 1858.)

Das dem Landtagsabgeordneten und Drahtfabrikanten F. A. Reichenberger von Gröbtschenreut unterm 31. März 1857 verliehene und unterm 22. April 1857 ausgeschriebene zweijährige, auf Leitern aus Eisen Draht, dann das dem Chirurg Lorenz Reinhard von Neuötting unterm 14. April 1853 verliehene und unterm 4. Juli 1853 ausgeschriebene zehnjährige, auf eine eigenthümlich construirte Schnetzbügelmaschine, beide wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen.

(Rggöbl. Nr. 20 v. 26. April 1858.)

Bücher-Anzeige.

Bei Bernh. Friedr. Voigt in Weimar sind
erschienen und in allen größeren Buchhandlungen zu haben:

Der Brunnen- Röhren- Pumpen- und Spritzenmeister

auch

Meiarbeiter.

Herausgegeben von

Dr. Christian Heinrich Schmidt.

Vierte Auflage.

Mit 13 lithographirten Querfolio- und 1 Quarttafel.

Preis: 1 Thlr. 10 Gr.

Dieses 27 Druckbogen starke Buch wurde zuerst i. J. 1829 von J. G. Petri herausgegeben, in zweiter Auflage i. J. 1841 von E. Alfing, in dritter Auflage im J. 1852 von E. Hartmann und jetzt in vierter Auflage. Wenn dadurch allein schon seine Brauchbarkeit und Nützlichkeit in hinreichendem Maße dargethan ist, so muß hier zur Empfehlung hinzugefügt werden, daß dasselbe in gegenwärtiger Auflage gänzlich umgearbeitet und verbessert worden ist. Es ist nicht nur für den in Bayern sogenannten „Brunnenwärter“ geschrieben, sondern es ist für alle diejenigen Techniker und Gewerbetreibenden, welche vom Wasser vorzugsweise Gebrauch machen, z. B. für Färber, Gerber, Bierbrauer u. s. w. wie für alle Fabrikanten, welche mit Saug- und Druckpumpen zu thun haben, sowie für diejenigen, welche mit dem Bleizugse sich beschäftigen.

Die Aufbereitung und Verkokung

der

Steinkohlen,

sowie

die Vorbereitung, Verkokung und Ver-
kohlung der Braunkohlen und des Torfes.

Allgemein verständlich dargestellt

von

Dr. Carl Hartmann,

Berg- und Hütten-Ingenieur.

Mit 5 lithographirten Foliotafeln.

Preis: 1 Thlr.

Kein Buch könnte willkommenen heißen werden als
dieses 14 Druckbogen umfassende, welches nebst genauer

Sachkenntniß von dem in dem Titel Ausgesprochenen auch
noch kurze und nützliche Belehrungen über die Eigenschaf-
ten, den Wärmeeffect, das Vorkommen und die Entstehung
der mineralischen Brennmaterialeen enthält, sowie über
künstliche und gasförmige Brennstoffe, welche im Haushalte,
der Landwirthschaft und den Gewerben gebraucht werden.
Es ist sohin durch dieses Buch einem Bedürfnisse in der
gegenwärtigen Zeit abgeholfen — nämlich die Verbreitung
richtiger Kenntniße von den Brennstoffen.

E. Péclét

Grundsätze

der

Feuerungskunde,

namentlich

in der Anlegung der Herde, Schornsteine,
Kamine, Stubenöfen, Heizgewölben, Dampf- und
Warmwasser-Heizungen, Lüftungsapparaten zc. zc.,
mit besonderer Berücksichtigung der Brennmaterialeen-
Ersparung und Rauchverzehrung.

Nach dem Französischen mit Rücksicht auf deutsche
Bedürfnisse bearbeitet

von

Dr. Carl Hartmann,

Berg- und Hütten-Ingenieur.

Dritte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Atlas,

welcher 592 Figuren auf 40 lithographirten Foliotafeln
enthält.

Preis: 3 Thlr. 10 Gr.

Der Name „Péclét“ ist in der Literatur über Ofen-
Einrichtung, Heizung und Ventilation unübertroffen. Wo
dieser Name genannt ist, da bedarf es keiner Em-
pfehlung mehr. Seine Schriften enthalten in diesem hoch-
wichtigen Zweige der Technik das Erprobteste, das Zuver-
lässigste; und wir sind daher gewiß, daß keiner dieses Buch
ohne Interesse und großen Nutzen handhaben wird. Das-
selbe hat einen allgemeinen Werth, weil es nicht bloß die
betreffenden Gewerbleute zu besseren und richtigen Kennt-
nissen führt, sondern weil jeder Haushälter im Kleinen
wie im Großen darin schätzbare Lehren und Regeln findet.

Musterblätter
der
modernsten nordamerikanischen

Wagenbauer

nebst erklärendem Texte.

Herausgegeben

von

C. W. Sauter,

Director der großen Wagenfabrik des Westens von Feich und Richter
zu Cincinnati im Staate Ohio.

Dritte Lieferung.

Mit 6 Quarttafeln.

Preis per Lieferung 25 Gr.

Diese Lieferung enthält: eine zweifelhige Staats-Kutsche, einen Dogkari, zwei- und vierfeligen Landbau, einen Park-Phaeton, einen Wuggy mit Einſchlagefelg, dann einzelne Wagenthelle, Polfter-Arbeiten, Rad und Radren, verſchiedene Geſtelle, endlich Spuren und Sturz der Räder, und iſt ſo lehrreich, wie die vorangehenden Lieferungen.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu begleichen:

H. Treutler (H. Sternheim) in Dresden
populäre Onomoniſt und Chronometrie oder
Conſtruktion der

Sonnenuhren,

mit dem immerwährenden Kalender und Beſtimmung der Zeit zur Regulirung der mecha-niſchen Uhren ſowie Auflöſungen einiger aſtronomiſchen Aufgaben.

Dritte neu bearbeitete und ſehr vermehrte Auflage.
Mit 6 Tabellen und 10 Figurentafeln. 8. Geh. 1858.
Ebendaſ. 1 Rthlr. 15 Sgr.

(Bildet auch den 78. Band des Schaulages der Künſte und Handwerke.)

Die zweite Auflage erſchien 1842 unter dem Titel: „Sternheims populäre Onomoniſt“. — So klein auch das Publicum iſt, das ſich für dieſen Gegenſtand intereſſirt, ſo hat ſie ſich doch ſeit mehreren Jahren bis auf das letzte Exemplar vergriffen und es mußte bei fortwährender Nachfrage zu der dritten Auflage geſchritten werden. Dieſe iſt von Grund aus umgearbeitet, verbeſſert und vermehrt und ſteht auf dem allerneueſten Standpunkte: die-

ſelbe hat durch die Zugabe neuer Conſtruktionen und alles deſſen, was zur genaueſten Beſtimmung der Zeit ohne höhere Berechnung, dient, eine ganz umfaſſende Vollſtändigkeit erhalten. Außer den neueſten Beſtimmungen der Mittagslinie, die verſchiedenſten Conſtruktionen der Sonnenuhren, immerwährenden Kalender, Auf- und Untergangszeiten enthält ſie auch die Formeln zu deren Berechnung und die weiteren Mittel zur Beſtimmung der Zeit. Es iſt alſo zum Gebrauche dieſer Schrift, wenn man ſich nicht der Formeln bedienen will, kein anderes Hilfsmittel nöthig, als die Kenntniß der Verzeihnung der Dreiecke.

Mademecum

oder erfahrener Begleiter

des Locomotivführers,

Maſchinenmeiſters und des Fahrperſonals im Allgemeinen.

Gedrängte aber umfaſſende Zuſammenſtellung von Regeln, Dimensionen, Formeln, Tabellen, Erfahrungen und Reſultaten aus dem Locomotivbetriebe und Locomotivhaushalte. Mit ſteter Verückſichtigung der neuen Verbeſſerungen, nach den beſten Hülfsmitteln bearbeitet von

Dr. Carl Sartmann.

Mit 8 Tabellen und 10 lithographirten Folio-Taſeln.
Groß-Duodez. Geh. 1858. Ebendaſ. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Das Mademecum, welches auf dem Standpunkte aller neueſten Fortſchritte ſteht, hat einen rein praktiſchen Zweck; es ſoll zuvörderſt Locomotivführern ein leichtes Mittel gewähren, ſich über die Maſchinen, mit denen ſie täglich umgehen, die ſie führen ſollen, zu inſtruiren, geſtellte Fragen ſchnell zu beantworten, ſich weitläufige Nachſchungen zu ſparen, dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, und eine ganze Bibliothek zu erſetzen. Daſelbe gilt auch von den Vorſtänden der Maſchinenbau-Werſtätten und dem Fahrperſonale überhaupt. — Da auch der beſte Kopf, der beſte Gedächtniß nicht alles Das behalten kann, was er neben dem Können, neben der praktiſchen empiriſchen Geſchicklichkeit, nothwendig auch wiſſen muß, ſo iſt das Buch ein wahres Bedürfniß, welches keinem mit Locomotiven Beſchäftigten fehlen darf. Der Verfaſſer iſt ein in der Eiſenbahn-Literatur rühmlichſt bekannter Mann und ſeine Bearbeitung des „Locomotivführers“ von Fleſch, Petiet, Lechätellier und Polonceau iſt in 2 Bänden und 2 Auflagen verbreitet.

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des

polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

Vierundvierzigster Jahrgang.

Monat Mai 1858.

Abhandlungen und Aufsätze.

Beschreibung eines horizontal liegenden Dampferzeugers,

auf welchen François Jules Belleville in Paris am 16. Januar 1857 ein Privilegium für das Königreich Bayern auf 2 Jahre erhalten hat.

(Mit Zeichnungen auf Blatt V Fig. 1–10.)

Meine Erfindung besteht in einer Art den Dampf zu erzeugen, welche auf feststehende und bewegliche Maschinen jeder Bestimmung anwendbar ist, desgleichen auf Heizungen zum Verdampfen, Sieden, Destilliren und Verkohlen. Der unterscheidende Charakter dieser Einrichtung liegt in der neuen sogenannten horizontalen Stellung, welche ich diesen meinen Dampferzeugern gebe, und in dem Vortheil im Allgemeinen, welchen sowohl die Anordnung, als die Form der Bestandtheile selbst mit sich führt, insbesondere der rauchverzehrenden Rost für stetige Speisung und der Wärme-Regulator mit Schlebehahn.

Die neue Einrichtung, welche ich mit dem Namen einer horizontalen bezeichne in Bezug auf das Ganze und auf die horizontale Bewegung der Wärme, kann aus einer beliebigen Anzahl Reihen von Röhren oder Schlangen bestehen, die in ihrer Form unendlich verschieden und

deren mehr oder minder zahlreiche Windungen cylindrisch oder rechteckig sein können, und im letztern Falle eine horizontale, eine vertikale oder eine geneigte Stellung annehmen können.

Ein so horizontal gestellter Dampferzeuger hat vor den vertikal gestellten sehr viele Vorzüge, unter denen ich vornehmlich erwähnen will:

- 1) Die Hinzufügung des schief liegenden rauchverzehrenden Rostes, welcher in Verbindung mit obiger neuen Stellung derselben eine sich stets gleichbleibende Temperatur sichert, wodurch die Arbeit besser von Statten geht.
- Ein eigenthümlicher Vorzug ist noch, daß alle die plötzlichen Aenderungen des Dampfdrucks wegfallen, welche bei den gewöhnlichen Rosten der so häufige Wechsel der Temperatur erzeugt.
- 2) Eine vortheilhaftere Benützung der Wärme, welche sich aus dieser horizontalen Stellung des Dampferzeugers ergiebt.
- 3) Eine fast mathematische Regelmäßigkeit in der Erzeugung des Dampfes unter jedem beliebigen Druck.
- 4) Die große Leichtigkeit, mit welcher man mittelst einer Klappe und ohne das Brennmaterial anzurühren den Hitzegrad und folglich die Dampferzeugung beliebig steigern oder vermindern kann.

- 1) Die unmittelbare Verbindung im ganzen Durchmesser des Ventils.
- 2) Eine verstellbare Schraubenschraube im ganzen Durchmesser des Ventils.
- 3) Die Schraubenschraube, die zwischen die Ventile und den Ventilsitz eintritt, um das Ventilsitz zu verstellen, so dass es in der Mitte des Ventils eintritt.
- 4) Die Schraubenschraube, die zwischen die Ventile und den Ventilsitz eintritt, um das Ventilsitz zu verstellen, so dass es in der Mitte des Ventils eintritt.
- 5) Die Schraubenschraube, die zwischen die Ventile und den Ventilsitz eintritt, um das Ventilsitz zu verstellen, so dass es in der Mitte des Ventils eintritt.

Bei der Einrichtung dieser verbesserten Einrichtungen will ich nur im Allgemeinen die Mittel zu deren Anwendung und die Vortheile, welche sie gewährt, nach einander aufzählen.

Beschreibung des neuen Dampfzuges mit Bezug auf die ersten 4 Figuren.

Die Vortheile dieser Einrichtung besteht:

- 1) In einer dem Druck und der Erhebung regulirenden Ventil-Klappe von beliebiger Einrichtung und Form (Fig. 1.)
- 2) Ein festes Gitter in einem Rohr, dessen Gesamthöhe mit der Stärke der zu erzeugenden Kraft im Verhältniß steht und doch einen so geringen Widerstand als möglich hat.

Man kann mehr oder minder günstige Resultate erzielen, indem man die Form und Stellung des Apparats unbegrenzt abändert, doch stets unter der Bedingung, daß man sich nicht von dem Grundprincip entfernt und von den zu dessen Ausführung benutzten Mitteln.

Beschreibung.

Regulator-Ventil (Fig. 5.)

Das Ventilrohr A, welches das von der durch die

Leitung kommende Speisepumpe U aufgefogene Wasser nach dem Dampfzuger leitet, steht unmittelbar mit einem Ventil in Verbindung, dessen Belastung man so abändern kann, daß es den Druck in dem Speiserohr, folglich in dem Dampfzuger regulirt; es vertritt die Stelle der Sicherheits-Vorrichtungen, mit denen die Dampfessel versehen sind.

Ein Sammel-Pumpe, welche man mit der Hand benutzt, um den Druck zu bewirken, wenn man sie in den Dampfzuger, steht gleichfalls mit dem Speiserohr in Verbindung.

In dem Theile des Speiserohrs, welcher zwischen dem Regulator-Ventil und dem Dampfzuger vorhanden ist, befindet sich:

- 1) eine Klappe, welche der Druck von der Pumpe her öffnet, der vom Dampfzuger ausgehende aber schließt; ohne diese Klappe würde das Wasser beim Anhalten bei der geringsten Erhöhung des Dampfdrucks und dem Dampfzuger durch das Regulatorventil entweichen;
- 2) ein Speiserohr.

Dampfzugernde Schlangentröhen, Feuerkasten.

Jeder Dampfzuger besteht aus einem Feuerkasten und einem Rauchkasten, der erstere aus ein oder mehreren Stücken, jedes aus drei Röhrenreihen bestehend, welche länglich in Schneckenform gewunden sind (s. DEE'.

Die Windungen an der Seite durchkreuzen sich mit denen in der Mitte, so daß ein gleichförmiges senkrechtstehendes Ganze geblieben wird.

Sechs Stangen H drei oben drei unten, streichen durch die ganze Länge der so verbundenen Schlangentröhen; sie sind an ihrem Ende durch Vorstecknägeln an Schließplatten H' befestigt und verbinden die drei Schlangentröhen in jeder Richtung, indem sie zugleich ihren Abstand in der Längsrichtung so feststellen, daß, wenn man ein Stück von vorn ansieht, man sechs verticale Röhren und fünf gleiche Abstände derselben oder Canäle erblickt, welche ihrer ganzen Länge nach in gerader Linie fortgehen.

Rauchkasten.

Der Rauchkasten nimmt eine Abtheilung hinter dem Feuerkasten ein, die in gewisser Hinsicht die Basis der Esse bildet. Diese beiden Theile des Dampferzeugers sind durch die Klappe M getrennt. Der Rauchkasten besteht aus 2 Schlangentröhen B C, ähnlich denen des Feuerkastens. Auch kreuzen sich ihre Windungen ebenso, daß zwischen ihnen möglichst gleiche Zwischenräume für den Durchgang des Gases verbleiben. Sie werden durch 6 Stangen verbunden, welche den Abstand reguliren.

Art des Umlaufs im Dampferzeuger.

Das von der Speisepumpe beschaffte Wasser tritt bei A in den Rauchkasten, durchläuft hier allmählig die Windungen B und C, sodann von hinten nach vorn in die Windung D des in der Mitte jeden Stückes liegenden Schlangentröhrs hierauf von vorn nach hinten und gleichzeitig in die Windungen der beiden Schlangentröhren an der Seite E E', welche mit denen in der Mitte durch ein T Rohr F in Verbindung stehen. Endlich tritt der Dampf bei E E' aus und gelangt in das Recipienten-Rohr G bei der Esse.

An das T Rohr F ist ein Probehahn F' angebracht. Durch diesen kann man den Zustand des Dampfes, so oft es verlangt wird, untersuchen; so kann man stets zur rechten Zeit, je nachdem es die Verrichtung erfordert, den Verbrennungsproceß steigern oder mäßigen.

Da die Schnelligkeit der Bewegung in den Röhren mit der Dichtigkeit des Dampfes im umgekehrten Verhältnisse steht, so wird sie, je näher nach dem Ausflusse zu, immer größer sein; um sie nun in den Stellen, welche der Dampf mit Wasser gemengt und Wasser enthalten, zu steigern, ist der Durchschnitt kleiner, als der, welchen man zur Erreichung eines Ausflusses vom wasserfreien Dampfe für eine gegebene Kraft für hinreichend hält.

Bei diesem Durchlaufen erhitzt sich das Wasser in den Windungen B C des Rauchkastens, verwandelt sich darauf fast vollständig in Dampf in den Windungen D der Röhren in der Mitte, verliert endlich seinen Wasser-

gehalt und wird zu Wassergas in den Windungen der Röhren E E'.

Aus dieser neuen Einrichtung der Dampferzeugung ergibt sich, daß das Wasser und der wasserenthaltende Dampf, sich nach dem Herde zu umgekehrt, wie die Wärme bewegen, während sich im Gegentheil der Dampf, je mehr er sich entwässert, so von dem Herde entfernt, daß der Theil des Umlaufes, welcher als Reservefläche betrachtet wird, nie zu heiß werden kann, weil er eines Theils von dem Herde zu entfernt ist und überdies mit dem mittleren Theile des Umlaufes, welcher stets von wasserenthaltendem Dampfe gebildet wird, sich in unmittelbarer Berührung befindet. Auf diese Weise stellt sich ein gewisses Gleichgewicht der Temperatur bei den drei Umläufen her, so daß die zweite Hälfte der Windungen E E', welche ungefähr die Reservefläche darstellen, einen bestimmten Hitze-grad nicht überschreiten kann.

Aus dieser zweckmäßigen Einrichtung des Umlaufes folgt entschieden, daß der Dampf in keinem Falle zu heiß aus dem Dampferzeuger austreten kann, weil die Windungen, welche sonst ihrer Lage nach und zufolge der fast gänzlichen Nichtigkeit ihrer gewöhnlichen Verrichtung einer unbegrenzt steigenden Hitze ausgesetzt waren, jetzt mit Mündungen in Verbindung und Berührung sich befinden, deren Temperatur im umgekehrten Verhältnisse abnimmt. In dieser Thatsache liegt ein wichtiger Vorzug der neuen Einrichtung.

Regulator der Wärme. (Fig. 6, 7 und 8.)

In dem Recipientenrohre G oder an jeder andern Stelle des Leitrohres befindet sich inwendig ein ausdehnbares Stäbchen in den Dampfstrom getaucht. Dieses ist mit dem einen Ende an die Innenseite des Recipientenrohres befestigt, mit dem andern ist es in eine Stopfpresse eingelassen und soll äußerlich auf ein Schraubenstäbchen an einen Hebel einwirken, welcher den Zieh Schlüssel eines Einspritzhahnes (Fig. 9, 10 und 11) in Bewegung setzt, dessen Oeffnung einerseits mit dem Speiserohre, andererseits mit dem Ausflusse des Dampfes in Verbindung steht. (Der Hahn ist in Fig. 9, 10 und 11 abgebildet.)

Die Einspritzklappe wird durch eine Feder verschlossen gehalten und durch die Kraft eines Hebels in der Richtung ihrer Achse bewegt; je mehr sich daher die Klappe von der Oeffnung entfernt, desto größer wird die freie Oeffnung.

Sobald der Dampf den höchsten Sitzgrad erreicht hat, den ihm zu gestatten man für dienlich hält, so hat sich durch diese Temperatursteigerung das ausdehbare Rohr um so viel verlängert, daß es an die bewegliche Hebelstange, welche vorläufig hierzu regulirt war, anstreift; so wie jedoch die Hitze des Dampfes über diesen höchsten Grad hinausgeht, hat sich das Rohr gleichfalls so weit ausgedehnt, daß es allmählig den Hebel und damit zugleich den Zugschlüssel des Einspritzhahnes in die Höhe hebt. Alsobald bringt ein Wasserstrahl in den Dampfstrom entsprechend der Differenz, welche während der Verrichtung zwischen dem Drucke in dem Speiserohre und dem in dem Rohre für den Austritt des Dampfes beständig stattfindet. (Diese Differenz beträgt gewöhnlich den Druck einer Atmosphäre und rührt von dem Verluste her, welchen die Reibung bei dem raschen Umlaufe des Dampfes durch die vielen Windungen des Dampferzeugers verursacht.)

Das so eingespritzte Wasser verdampft durch den Uberschuß der Dampfhitze, und man fährt mit dem Einspritzen so lange fort, bis die Temperatur durch diese Vermengung so weit gesunken ist, bis das ausdehbare Rohr sich hinlänglich zusammengezogen hat, um nicht mehr auf den Hebel zu wirken. Sogleich wird der Einspritzhahn durch einen Druck auf die Feder, welche auf den Schlüsselzug wirkt, wieder verschlossen.

Das Oeffnen und Verschließen der Einspritzöffnung richtet sich also genau nach dem Steigen und Sinken der Dampftemperatur; demnach regulirt sich die Temperatur selbst.

Man kann die Zeit für das Einspritzen des Wassers in den Dampf nach Belieben später oder früher herbeiführen, je nachdem man das ausdehbare Rohr weiter oder näher nach der Schraubenstange des Hebels zu stellt, kann daher jederzeit Dampf von einem höchsten Sitzgrade,

er sei so hoch er wolle, bilden, wie die verschiedenen Einrichtungen in den Maschinen es zulassen.

Der Hebel und der Einspritzhahn werden von zwei Stangen getragen, welche parallel und von außen an dem Rohre für die Dampfleitung sitzen. Sie sind ihrer Stellung zufolge einer geringen Ausdehnung unterworfen, mindestens eben so lang, wie das ausdehbare Rohr und sitzen mit dem einen Ende am Recipientenrohr fest.

Am Leitrohre ist eine Dampfklappe I angebracht, deren Belastung für das Maximum des Druckes, welchen die regulirende Speiseklappe erreichen kann, den Druck einiger Atmosphären übersteigt.

Die Hüllen.

Die Seiten der Umhüllung sind von Blech und so verbunden, daß sie völlig fest sich ungehindert ausdehnen können. Eine doppelte Hülle P gleichfalls von Blech und mit Kehlrinnen ist hinreichend entfernt von der ersten befestigt, um zwischen beide eine Schicht Asche einzufüllen, welche das Ausstrahlen der Wärme nach außen zu verhindern im Stande ist.

Die Decke dieser Hülle besteht aus Bogenstücken R von Gußeisen oder von Eisenblech mit Kehlrinnen, oben, gleichfalls mit einer Schicht von Asche genügend überschüttet.

Die Hülle selbst kann aus Mauerwerk bestehen, wie dies bei den Dampferzeuger für feststehende Maschinen gewöhnlich der Fall ist; dann besteht nur die Decke oder das Gewölbe aus Gußeisen oder aus Eisenblech und die Kehlrinnen so wie die Bogenstücke ruhen ganz einfach auf dem Mauerwerke.

Gestelle mit Kehlrinnen (o) sind so aufgestellt, daß die verschiedenen Theile der Dampferzeuger von ihnen gestützt und an ihrer richtigen Stelle gehalten werden. Zwischen dem Gestelle und dem Boden ist noch ein leerer Raum T gelassen, in welchem sich die Asche ablagert, welche das Gas mit fortgenommen hat. Man kann sie beliebig und leicht herausziehen, wenn man die Leiste unter dem Herde und unter der Klappe öffnet.

Die Seiten, das Gewölbe und die Platte des Her-

des sind von feuerfestem Ziegelfeine gemacht und bilden die innere Hülle K, welche äußerlich durch eine Hülle von Eisenblech, auf den Seiten durch gußeiserne Schutzwände und Kehlrinnen darüber festgehalten wird.

Rauchverzehrender Kof.

Für den Kof ist die Wirkung der Schwere auf einer geneigten Fläche benutzt (Fig. 1, 2 und 3). a ist der Kof, bestehend aus Eisenstangen, auf einem Gestelle b, das sich auf zwei Achsen c so bewegen läßt, daß man den Kof nach Belieben neigen oder schwenken kann; d ist der Träger für die Gestellachsen; auch kann man statt des beweglichen Gestelles Querträger nehmen, deren Enden ihren Stützpunkt in den Seiten des Aschenbehälters haben.

e ein kleiner Kof unterhalb des größeren. Das Gestell f, in welchem dessen Stangen ruhen, läßt sich so um eine Achse g drehen, daß der höchste Theil des Kofes mittelst des Hebels h so tief gestellt werden kann, daß zwischen beiden Kofen gerade so viel leerer Raum übrig bleibt, um den Rückstand oder die Schlacken nöthigenfalls herauszugiehen.

i ist der Stützpunkt für den Hebel h;

j ein Haken, an welchem das Ende des größeren Hebelarms h angehängen wird, wenn der kleinere Kof gehoben ist;

k eine Art Herdplatte, um den kleineren Kof zu stützen, wenn er herabgelassen ist, und zugleich das Abfallen der Kohle in den Aschenbehälter zu verhindern;

l ein Aschenbehälter, welcher stets eine Wasserschicht enthalten muß, welche durch ein unaufhörliches, mittelst eines Hahnes regulirten Abfließen so viel möglich unterhalten wird.

m eine Spelfetriecher, dessen Rückseite (wie dieß Fig. 1 zeigt) merklich in Richtung des Kofes geneigt ist, was für das regelmäßige Herabsinken des Brennmaterials eine unerlässliche Bedingung ist.

Man kann an die Rückseite des Trichters eine bewegliche Klappe n anbringen, welche, je nachdem man sie niederläßt oder aufhebt, und in den Stand setzt, die Schicht

von Brennmaterial auf dem Kofe beliebig dicker oder dünner zu machen, auch wohl die Dicke dieser Schicht zu reguliren, wenn man es für dienlich hält, dem Kof eine größere oder geringere Neigung zu geben.

O eine bewegliche Platte von Gußeisen vor dem größeren Kofe und unter dem Trichter. Ihre Neigung ist gewöhnlich noch größer, als die des Kofes, und sie dient den Kohlen zur Leitbahn. — Zwischen dieser Platte und dem Boden des Trichters bleibt ein Raum übrig, der es möglich macht, über den regelmäßigen Abfluß der Kohlen zu urtheilen.

Am Aschenbehälter sind vorne Thüren P, deren Oeffnung durch eine Art Kesselhaken geregelt wird. Sie sollen vornehmlich das Ausstrahlen des Kofes in der Sigkammer verhindern.

Verrichtung des Kofes.

Ist der Kof schief genug gestellt und mit Brennstoff bepackt, so sinkt jedes Stück des letzteren seiner Schwere zufolge hinab, je mehr dasjenige Stück, auf welches es sich stützt, durch das Verbrennen an Volumen abnimmt; dieses Sinken erfolgt daher um so rascher, je lebhafter das Verbrennen ist, dessen Gang gewöhnlich durch eine in der Esse angebrachte Klappe nach Belieben regulirt wird.

Sobald das Brennmaterial den Trichter verläßt, erhitzt es sich allmählig und entwickelt nach und nach die in ihm enthaltenen Gase, welche sich nach ihrer Entbindung rasch entzünden, indem sie sich mit einer hinreichenden Menge frischer Luft verbinden, welche vorher nur mit unentzündeter Kohle in Berührung war. Je mehr die Kohle herabsinkt, desto mehr verbrennt sie, verwandelt sich hierauf in Gase, dessen Volumen so lange abnimmt, bis auf dem untern Kofe o nur noch ein kleiner Rückstand übrig ist. Dieser Rückstand oder diese Schlacken lassen sich nach Belieben und eben so leicht als rasch aus der Oeffnung herausnehmen, welche, wie oben gesagt, beim Herablassen des kleineren Kofes entstanden waren.

Bei dem regelrechten Verfahren nimmt die Dicke der Brennstoffschicht auf dem Kofe von oben nach unten zu; dies ist auch richtig, weil man in der Praxis eingesehen

hat, daß für ein gutes Verbrennen die Kohlschicht 7 bis 10 Centimeter, die Coleschicht 25 bis 30 Centimeter dick sein muß.

Die Neigung von 40 Grad, wie sie die Zeichnung angibt, ist nicht unerlässlich, vielmehr je nach der Natur des Brennstoffes, der Art des Einflüßens und den verschiedenen Arten der Anwendung Aenderungen unterworfen.

Der Bau, die Form und die Stellung der Roste läßt sich bis ins Unendliche abändern, doch muß die Neigung stets so groß sein, daß der Brennstoff durch seine Schwere allein in hinreichender Menge herabsinke, um eine stetige Speisung des Rostes zu bewirken, und daß die Dicke der Brennstoffschicht von unten bis oben verhältnißmäßig sei, auch, wie durchaus erforderlich ist, es stets möglich bleibt, den Rückstand oder die Schlacken ohne Unterbrechung des Ganges mit Leichtigkeit abzulassen.

Diese Art Rost läßt sich bei Heizungen jeder Art ohne Ausnahme anwenden und für starres Brennmaterial jeglicher Art.

Das erhitzte Gas bringt, wenn es den Heerd verlassen hat, unter Preßung in die kleinen Kanäle, welche die kleinen Abstände zwischen den Bindungen des Feuerkastens bilden. Es umspielt nach und nach und in ihrer ganzen Höhe alle Röhren, um welche nun herum ein stetiger Strom entsteht, der aus ihrer Steigerung in Rautenform, so wie aus dem größeren Abstände zwischen jedem Rohre in der Querrichtung hervorgeht.

Nachdem die Gase den größeren Theil ihrer Wärme an die Spiralen des Feuerkastens abgegeben haben, so umspielen sie hierauf von unten nach oben die Spiralen des Rauchkastens und geben in Berührung mit denselben allen praktisch verwertbaren Wärmestoff ab.

Die vom Herde ausstrahlende Wärme wirkt auch auf die Röhren im Feuerkasten, indem sie zwischen sie eindringen; die Lichtstrahlen erreichen auch die Spiralen, jedoch mit einer Stärke, welche, je weiter vom Herde, desto mehr abnimmt.

Die Vorrichtung der Dampfzerzeugung und der Nebenthelle.

Ist das Feuer angezündet und das Ventil V, welches die Speisung regulirt, richtig gestellt, so setzt man mit der Hand die Speisepumpe in Bewegung, sogleich bringt das Wasser in den Dampfzerzeuger, erhitzt sich in demselben und verdampft dann, je weiter es in die Spiralen eindringt, bis endlich die Spannung, welche der so gebildete Dampf erreicht hat, so hoch gestiegen ist, daß er dem Maximum vom Druck, welchen die Regulatorklappe aushalten kann, das Gleichgewicht hält, endlich aber dieses Maximum um einen ganz kleinen Bruchtheil überschreitet. Sogleich hört das Wasser auf, in den Dampfzerzeuger einzubringen und durch den Ueberschuß an Druck des Dampfes, hebt sich die Regulatorklappe, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem sie das Wasser in die Bütte X abfließen läßt, aus welcher die Speisepumpe schöpft. So bleibt der Dampf unter einem bestimmten Druck. Hat man jedoch zu irgend einem Zwecke eine bestimmte Dampfmenge verbraucht, so hat dessen Spannung verhältnißmäßig abgenommen und das Gleichgewicht der Kräfte ist gestört, doch sogleich bringt das Wasser von Neuem in den Dampfzerzeuger, getrieben durch die jetzt überwiegende Kraft des Ventils, bis eine neue Menge Gas, gleich der des Verbrauchten, sich entwickelt hat und dadurch das Gleichgewicht wieder hergestellt ist.

Diese stetige Erneuerung während des Ganges selbst geschieht eben so rasch als der Gedanke; kurz die Wassermenge, welche zu jeder Zeit in den Dampfzerzeuger eindringt, entspricht an Gewicht genau der Dampfmenge, welche in demselben Zeitverlauf fortgegangen ist, so daß sehr wenig oder gar kein Wasser in den Dampfzerzeuger eintritt, wenn man sehr wenig oder gar keinen Dampf verbraucht.

Unter diesen verschiedenen Bedingungen verhält sich die Wassermenge, welche sich aus dem Regulatortventil V ergießt und in die Bütte X zurückgeht, umgekehrt wie die Menge des verbrauchten Dampfes.

Ist die Maschine in Thätigkeit, so bringt sie auch die

Spelpumpe in Thätigkeit, welche einen konstanten Druck in dem Spelserohr unterhält und verschafft dadurch ein Wasserquantum, viel größer, als es der Dampferzeuger bedarf, selbst für den Fall, daß die Kraft der Verdampfung ihr Maximum erreicht habe. Dieser von der Pumpe gelieferte Ueberschuß an Wasser macht, daß das Ventil bei jedem Kolbenstoße aufspringt, was übrigens bezeugt, daß der Druck im Spelserohr der Belastung des Ventils mindestens gleichkommt und daß die Pumpe ihre Schuldigkeit thut.

Zum Einstellen der Maschine braucht man nur den Dampfhaahn zu verschließen.

Vorthelle dieses Verfahrens.

Als ein Hauptvorthell dieses neu erfundenen Dampferzeugers stellt sich die unbedingte Sicherheit dar, indem durchaus kein Vorrath von Wasser oder Dampf bleibt, da stets gerade nur soviel Wasser eindringt, als an Dampf verbraucht worden ist. Auch wäre jeder Ueberschuß an Dampf völlig nutzlos, weil der Dampferzeuger in jedem Augenblick für jeden Druck und in jeder beliebigen Menge bis zum höchsten Grade der Verdunstung gerade soviel Dampf liefert, als man für irgend einen Zweck schnell nöthig hat.

Die Röhren haben auch für die größte Dauerhaftigkeit nur soviel Dicke, daß sie einen beträchtlichen Widerstand leisten; die Schlangentröhren werden auf einen Druck von 500 Atmosphären geprüft, den ihre Fugen aushalten sollen.

Angenommen, daß während der Arbeit durch irgend eine Veranlassung sich ein Rohr öffnete, so würde der Dampfstrom, welchen das Rohr zu leiten hat, durch diese Oeffnung ausströmen, ohne seinen Weg weiter zu verfolgen, und dann durch die Gasse entweichen. Der einzige Uebelstand, den ein solcher Dampfverlust verursachen könnte, wäre, daß die Maschine still stände.

Während der Verrichtung sind die Röhren, selbst die Spiralen, welche die Reserve-Flächen bilden, beständig schwarz. Der neu erfundene Dampferzeuger ist unter besondern Umständen, welche mit dem Verfahren zusammen-

hängen, so eingerichtet, daß er eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial mit sich führt. Da zunächst kein Wasserbehälter zu erwärmen ist, so kann die Maschine sogleich wie das Feuer auf dem Herde angezündet ist, in Thätigkeit gesetzt werden (zum Anzünden und zum Erhitzen des Cylinders sind nur 15 — 20 Minuten erforderlich) und da im Mittel das Heizen des gewöhnlichen Dampferzeugers $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden vor dem Gebrauch der Maschine beginnen muß, so ergiebt sich zu Gunsten dieses neuen Verfahrens eine Zelterparniß von mehr als einer Stunde für die Heizung.

Als Hauptursachen der Ersparniß ergeben sich vornehmlich:

- 1) Die Erzeugung eines gasigen Dampfes, welcher bei gleichem Druck und Volumen beträchtlich weniger latenten Wärme enthält, als der gesättigte Dampf.
- 2) Die Anwendung des Dampfes mit sehr hohem Druck (15 — 20 Atmosphären und darüber).
- 3) Die zweckmäßige Benützung der Wärme, welche zum Theil durch eine fast vollständige Benützung der Leistungsfähigkeit erzeugt wird, welche die den Dampferzeuger bildenden Metalle besitzen. Die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher die Wassertheilehen sich an den Innenseiten der Röhren erneuern, macht, daß der Wärmestoff durch deren Umbildung in Dampf fast so schnell als er durch das Metall übertragen wird, absorbiert wird.

Für gewöhnliche Dampfkessel ist die fast stillstehende Wassermasse, welche auf alle Wandungen drückt, die mit den erhitzten oder der Strahlung unterworfenen Gasen in Berührung kommen, als ein schlechter Wärmeleiter, der raschen Mittheilung des Wärmestoffs hinderlich; auch haben Versuche erwiesen, daß nur etwa der 80. Theil des Leitungsvermögens des Metalles, welches gewöhnlich zu solchen Kesseln verwendet wird, benützt wird.

Mit diesem neuen Dampferzeuger erhält man aber augenblicklich Dampf von jedem Druck und kann, je nachdem man die Belastung des Regulator-Ventils vermehrt oder vermindert, selbst Dampf von einer höhern Temperatur erhalten, als diejenige, welche der Spannung entspricht,

weil sie nicht auf einem Ueberschuß von Flüssigkeit gebildet ist.

Der Dampf kann demnach so nach Belieben erzeugt werden, im gesättigten oder im gasigen Zustande; im letztern ist er weit vorzuziehen, da er bei gleichem Volumen weit weniger latenten Wärmestoff in sich schließt, als der gesättigte Dampf, und weil sein Nugeffekt als Triebkraft viel größer ist.

Die Anwendung dieser Art der Dampferzeugung auf feststehende oder bewegliche Landmaschinen jeder Art hat Erfolge, deren Wichtigkeit je nach der Natur ihrer Anwendung wechselt; am wichtigsten aber unstreitig unter Allen ist ihre Anwendung auf die Seeschifffahrt. Außer dem ungeheuren Vorzuge einer unbedingten Sicherheit, so daß man stets Maschinen vom höchsten Drucke anwenden kann, wodurch eine beträchtliche Ersparniß an Brennmaterial entsteht, genießt man auch den Vortheil, daß sie sehr viel kleiner und leichter sein können, und daß man mit der Menge von Brennmaterial, welche man jetzt verbraucht, viel weitere und längere See-Reisen unternehmen kann.

Die Vortheile des neuen Dampferzeugers lassen sich nun in Folgendem zusammenfassen:

Eine völlige Unmöglichkeit des Explodirens.

Ersparniß an Brennmaterial von 30—75 Prozent je nach der Art der Anwendung.

Eine beträchtliche Verminderung des Gewichts und Volumens.

Eine sogleich stattfindende Möglichkeit der Benützung (höchstens 15 Minuten nach dem Anfeuern).

Erzeugung wasserfreien Dampfes mit jedem Druck.

Die Möglichkeit, den Dampfdruck alsbald und nach Belieben zu mäßigen oder zu steigern, je nachdem man die Belastung des regulirenden Exploventils vermindert oder vermehrt, so daß man nöthigen Falles die Kraft der Maschine um einen Ueberschuß eines augenblicklichen Widerstandes zu besiegen, erhöhen kann.

Eine Möglichkeit eine große Kraft in Bezug auf jede Art von Fahrzeugen, auf große wie kleine, anzuwenden.

Das regelmäßige Verbrennen und die Verzehrung des Rauches.

Eine ebenso leichte als mühelose Führung der Feuerung.

Selten vorkommende und dann leicht und rasch auszuführende Reparaturen.

Dieser Dampferzeuger eignet sich für feste oder bewegliche Maschinen, für Fabriken, Eisenbahnen, die Schifffahrt, wie überhaupt für Heizungen, Verdampfung, Siedereien, Destillationen und Verkohlungen.

Beschreibung einer neu construirten Thurmuhre,

auf welche der Mechanikus und Stadthuhmacher Johann Mannhardt in München am 7. Oktober 1852 ein Privilegium für das Königreich Bayern auf 5 Jahre erhalten hat.

(Mit Zeichnungen auf Blatt VI. Fig. 1—9.)

Diese Uhr ist nach einem ganz neuen Princip construirte, sowohl in dem Bau als in deren Aufstellung; nur mit zwei Gewichten und zwei Werken, wovon das eine Werk die Viertel schlägt, die Zeiger treibt und das Schwere in jeder Minute aufsteht. Das Andere schlägt die Stunden, und wenn es verlangt wird, nach einer Pause dieselbe nach. Sie sind sämmtlich zum unten Aufsteigen eingerichtet, wodurch die Sella jedesmal über Rollen in die Höhe laufen. Hierdurch ist die Gelegenheit geboten, sowohl für den Stand des Uhrwerkes, als für den Fall der Gewichte, die geeignetsten Räume wählen zu können, außerdeffen kann auch der höchste Fall der Gewichte, was eine Hauptsache ist, benützt werden.

Das Gestell besteht nur aus 2 Theilen und ist an den 4 Ecken mit 4 Pfeilern und 8 Muttern so in Verbindung gebracht, daß nie eine Verrückung stattfinden kann. Das ganze Werk ist dabei so eingerichtet, daß ohne Zerlegung des Gestelles alle Theile ab- und herausgenommen werden können, wodurch erzielt wird, daß nach je einmaliger Zusammenstellung, alle Ausbesserungen, Einfälle u. dgl. in ihrer Richtung bleiben. Ferner sind alle Theile, wie die Büchsen und andere Theile aufliegen, eben gehoben, ebenso sämmtliche Zapfenlöcher worin die Räder und Gehelwerke laufen, auf einer Maschine so gehoben, daß bei

der ersten Zusammenstellung schon alles richtig auf einander folgt; was sich nie verändert, mag das Werk so oft als nur immer zerlegt und wieder zusammengestellt werden, was dem Werke eine große Ausdauer verschafft.

Die beiden Bodenräder A und A' am oberen Ende des Gefäßes sind so eingerichtet, daß sie bequem herauszunehmen sind. An denselben befinden sich die Walzen B und B' mit Gewindgängen, was die Vortheile hat, daß die Seite sich nun weder aneinander abnützen noch aufsteigen können, was früher die Werke öfters zum Stillstand gebracht hat. Die beiden Laufräder C und C' befinden sich senkrecht unter den Bodenrädern, wovon das zum Stundenschlag an der vordern Seite der Getriebwelle mit einem Herz E das zum Viertel Schlag mit einem Stufenrad D versehen ist. Die beiden Windfänge F und F' sind noch weiter unten, werden von den Laufrädern getrieben, und machen bei jedem Hammerschlag 15 Umgänge, während dieselben bei früheren Jahren weit weniger machten. Die beiden Windfänge bestehen aus einer etwas größeren Blechfläche als gewöhnlich und sind von geringem Gewichte, damit sie kein Schwungrad bilden können. Sie bedürfen zwar zur Betreibung ein etwas größeres Gewicht, dadurch bleiben sich aber die Laufwerke beständig gleich und man kann bei jeder Witterung auf einen gesicherten und gleichmäßigen Fortgang rechnen. Die Verstellung der Windfänge, sowie das Schwerer- und Leichteremachen der Gewichte, was bei den bisherigen Uhren zum Theile stattfindet, fällt beinahe ganz weg. Das Viertel Schlagwerkbodenrad A' ist in 14 Theile getheilt, wovon 10 Theile oder 10 Hebnägel zum Schlagen, und zwischen jedem Viertel Schlag 4 Theile zum Zeitertreiben benötigt werden. Diese Bodenräder A und A' haben feststehende Hebnägel h von Stahl, und diese da, wo sie auf den Hammerzug drücken eine Fläche, was gestattet, eine ganz eigenthümliche Art Hammerzüge g anzubringen, mittelst welcher die gleichmäßigste Hebung der Hammer und ein scharfer Abfall bewirkt wird. Ferners sind an der vordern Seite des Schlagwerkbodenrades A' 4 Auslößstiften angebracht, welche während dem Lauf der Zeitger den Hammer F aufheben. Unterdeffen fällt die Zunge J ein und

löst beim Abfall den Einsall e zum Schlagen aus. Auf der vordern Seite hat der Einsall einen runden Papfen, in welchem ein Zahn n eingehängt ist, der auf den Minutenabfall W hinunterreicht, und denselben mit aufhebt. Zugleich ist das Schloßrad am Bodenrade selbst angebracht, wodurch das Einsallen nach dem Schlagen bewirkt wird. Der Schlagwerk einsall besteht eine bewegliche Zunge J, die wegen möglichster Sicherheit des Aufhebens durch eine Feder vorspringt. Gegen die vordere Seite hat der Einsall einen vorragenden Stift x, der sich so lange auf dem Herz z aufhält, bis die Zeit des Auffallens bestimmt ist. Auf der Rückseite hat dieses Rad A' noch einen Stift, der nach jedem 4ten Viertel das Stundenschlagwerk auslöst. Auf dem hintern Ende der Viertelbodenradwelle außerhalb des Gefäßes ist ein Zeitgergetriebrad R mit 12 ganzen und 4 halben Zähnen angebracht, und dieselben sind auf ihren Stellen so vertheilt, daß das Rad immer nach dem letzten Viertel Schlag in ein auf der Mitte aufgestecktes Zeitgergetriebrad Q mit 16 Zähnen, wovon ebenfalls 12 ganz und 4 halb eingreifen, durch welche beide sowohl das Treiben der Zeitger als das Aufsteigen des Gehwerkes in jeder Minute bewirkt wird. Zur Sicherheit, daß durch den so wechselnden Eingriff die Zeitger mit dem Schlagwerke nicht aus ihrer Richtung kommen können, ist ein Hebern S mit einem Daumen s angebracht, der in das Rad O so eingreift, daß sich dasselbe bis zum Wieder eingriff weder rück- noch vorwärts bewegen kann. Am oberen Ende befindet sich eine Rolle k, die sich durch die 4 schiefen Ebenen u am großen Zeitgergetriebrad aufhebt, und so den Daumen in die Zähne einsperret. Nach jedem Viertel Schlag fällt der Arm durch sein Gewicht ab. Auf der vordern Seite des Werkes ist auf der Zeitgergetriebswelle ein Stirnrad M und ein konisches Rad N angebracht, nebst einer Ellipse g für den zweiten Stundenschlag. Vom Stirnrad M aus wird durch ein eingreifendes Trieb g die Gehwerkfeder in jeder Minute aufgezogen. Die Feder ist in dem Federhause f am äußeren Ende in eine Spreizfeder eingehängt, so daß sich solche, wenn man die Zeitger vorlaufen läßt, wobei mehrere Umdrehungen stattfinden, durch einen vorragenden

Stift mittelst einer Schelbe, an der sich ein Ausschnitt befindet, nachschleibt. Dadurch wird die Feder weder überspannt, noch abgerissen, und dieß ist's, was dem Gehwerke die große Dauer und Gleichmäßigkeit verschafft. Durch das konische Rad N und ein gleiches liegendes N' wird die senkrechte Zeigerwelle H getrieben. An eben dieser Welle befindet sich ein Mitnehmer a, welcher, wenn man die Zeiger um ganze Stunden rück- und vorwärts richten will, aufgehoben und nach der Zurechtstellung wieder niedergelassen wird. Die Viertel und Minuten werden durch das Nachlaufen des Zeigergetriebwerkes zurechtgestellt. Neben der Zeigerstange befindet sich das Gehwerk, bestehend aus einem Stelgrade mit Stiften, welche unmittelbar in den Pendel T eingreifen, der bei p in 2 Federn hängt, und sich daran bewegt. Die Pendelstange besteht aus Holz, um die Ausdehnung der Metalle zu vermeiden. Die Linse kann von ganz unten mit einer Schraube bequem regulirt werden, und bei g wird der gleiche Abfall hergestellt. Von oben ist in die Pendelstange ein senkrecht stehendes Ankerstück o mit zwei Stahlbecken h und h' angeschraubt, von wo aus der Pendel durch die Stelgradstiften bewegt wird. Hierdurch fällt die Ankerwelle, Zapfen, Büchsen, Gabeln und alle reibenden und einzuübenden Theile der früheren Uhren ganz weg. Bei dem Gehwerke ist ferner darauf angetragen, daß bei Normaluhren über das Stelgrad und den Pendelgang wegen möglichster Reinhaltung des Oeles ein Glasverdeck angebracht werden kann. Hinterhalb des Stelgrades an derselben Welle befindet sich das mit diesem umgehende Federgehäuse f, in welchem 4 Stiften d für die Minutenaushebung W angebracht sind. Diese Stiften heben die Warnung q in jeder Minute auf, die den Einsall c mit in die Höhe nimmt, und durch welches der Arm des Minutenabfalles W' losgelassen wird, und so die Warnung bildet. Das Stufenrad D hebt hierbei jedesmal den Arm W mittelst seiner Rolle m auf, und hierbei zieht sich das Gehwerk in jeder Minute auf, und es werden die Zeiger um eine Minute vorgeschoben. Ferners ist, damit das Gehwerk auch während dem Aufziehen gleichmäßig fortgeht, unten am Gestelle eine Welle mit einer

Vorrichtung V so angebracht, daß man den Aufziehschlüssel nicht anstecken kann, bis nicht dasselbe Gewicht mit dem Räderwerke in Verbindung gebracht ist. Das Stunden-schlagwerkbodenrad A ist ebenfalls in 14 Theile getheilt, weil dasselbe beim Stunden-schlag 7 Schläge, beim Stunden-nachschlag 14 Schläge zu machen hat, im ersten Falle sind 7 Hebelnägel, im zweiten 14 nothwendig, wie auch im ersten Falle 1, im zweiten 2 Hammerzüge erfordert werden. Da jedoch beim Stunden-nachschlag die Verschlebung der beiden Hammerzüge, sowie eine Zwischen-pause nothwendig ist, so ist hierbei ein Rechen u mit einem Windfange beigelegt, der nach Beendigung des ersten Stunden-schlages durch den Abfall und einen senkrechten Zahn den Einsall aufhebt, wornach der Rechen mit den zwei Hammerzügen von einem Gewichte, wobei der Windfang den Regulator bildet, langsam vorgeschoben wird, und dort durch den Abfall sich von selbst auslöst. Der Rechen wird durch den oberhalb angebrachten Arm u' und seine Rolle h während der Stunde durch die Einsalpe g in seine Lage zurückgeführt. Ferners ist am untern Ende des Rechens ein kreisförmiger Anschlag u, wodurch das Anlaufsstück des Windfanges an demselben anschlägt, und das Schlagwerk so lange aufhält, bis der Rechen mit seinen Hammerzügen vorübergegangen ist, was die Pause bildet und wornach dann die zweite Stunde schlägt. Beim Schloßgrade L tritt die einzige Veränderung ein, daß es auch von der Rückseite einen Keil e besitzt, wodurch die obige Pausenauslösung bewirkt wird. Mit Hinzunahme dieser Theile schlägt dasselbe Werk nur die Stunde einfach. Der Bau des Werkes gestattet die Vorrichtung P anzubringen, so daß von den Unkundigen die Lager und Büchsen abgenommen und gepuht werden können, ohne daß die Räder aus ihrem Eingriff kommen. An dem Uhrwerke selbst ist ein Zifferblatt mit Viertel und Minuten angebracht, um die äußere Zeit der Zeiger wahrzunehmen.

Außerdeß ist die Uhr wegen möglichster Reinhaltung in einem verschließ- und zerlegbaren Kasten aufgestellt. Je tiefer das Uhrwerk aufgestellt wird, desto mehr ist dasselbe von Störungen befreit und die Bedienung erleichtert.

Ueber den Einfluß des Maschinenwesens auf unsere socialen Verhältnisse.

Ein Vortrag, in der Versammlung des niederöstr. Gewerbevereins am 17. October 1857 gehalten von

Regierungsrath A. Ritter von Burg in Wien.

Es gibt vielleicht keinen zweiten Gegenstand in der Culturgeschichte, über welchen die Meinungen so getheilt, ja so diametral entgegengesetzt wären, als über den Einfluß der Maschinen auf die menschliche Gesellschaft. Während nach der einen die Maschinen, als der höchste Triumph des menschlichen Geistes, dem größten Segen über das Menschengeschlecht verbreiten und sogar den Fluch: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen“ mildern, sind diese nach der andern als ein wahres Unglück, als ein Uebel anzusehen, wodurch über Millionen von Arbeitern Armuth, Elend und Noth gebracht wurde, und nach welcher es für die menschliche Gesellschaft keine größere Wohlthat gäbe, als wenn sämtliche Maschinen mit einem Schlage von der Erde vertilgt würden, oder noch besser, wenn diese gar niemals existirt hätten. Da aber Männer von Kopf und Herz für und gegen die Maschinen auftreten, so müssen doch wohl diese verschiedenen Ansichten mit auf Mißverständnissen beruhen, die in diesem kurzen Vortrage nach Möglichkeit beleuchtet werden sollen. Es ist übrigens bei dieser Streitfrage eben so unmöglich als unnütz, zwischen Maschinen und Werkzeugen zu unterscheiden oder eine scharfe Gränzlinie zu ziehen. Unmöglich, weil selbst die rigorese Wissenschaft diese Grenze nicht angeben kann, und unnütz, weil die Definition: Maschinen leisten dem Menschen bei seiner Arbeit den wirksamsten Beistand und dienen zur Ersparung an Kraft und Zeit, folglich auch der Productionskosten — mehr oder weniger auch auf jedes Werkzeug paßt, dessen sich der Mensch, der sonst einfach auf Regel und Bahn angewiesen wäre, bei seiner Arbeit bedient.

Jene unsinnigen, von ihren sogenannten Freunden verführten Arbeiter, welche im Jahre 1830 mit dem Geschrei: „Nieder mit den Maschinen!“ einige Gegenden Englands wie Rasende durchzogen, begriffen auch in der That diesen geringfügigen Unterschied zwischen Werkzeug und Ma-

schine ganz gut, indem sie nicht bloß die sinnreich zusammengelegte Säemaschine und den einfachen Pflug, dessen Erfinder in der grauen Vorzeit unter die Götter versetzt wurde, sondern auch die Sense und den Dreschflegel zerbrachen. Lassen Sie mich hinzufügen, daß dieses in einem Lande geschah, dessen Premier-Minister (Lord Liverpool) 1 1/2 Jahrzehent früher öffentlich erklärte, daß England der Erfindung der Spinn- und Webemaschinen, verbunden mit der Dampfkraft, allein die Mittel verdanke, durch welche der Krieg gegen Frankreich auf eine ehrenvolle Weise zu Ende führen, seinen Allirten Subsidien gewähren, und einen vortheilhaften Frieden schließen konnte!

Um nun in dieser wichtigen Frage einigermaßen ein selbstständiges Urtheil zu gewinnen, so werde ich ganz kurz und nur im Wesentlichen zuerst dasjenige, was sich zu Gunsten, und dann ebenso auch das anführen, was sich gegen die Maschinen sagen läßt, oder vielmehr was gegen sie eingewendet wird. Die Maschinen, sagt Marx in seinem Werke „Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder Systeme der Weltökonomie“ sind unter allen Früchten, die wir den Naturwissenschaften verdanken, die wichtigsten. Sie sind ein bleibender Triumph des menschlichen Geistes und das ehrenvollste Zeugniß der Leistungen unseres Jahrhunderts. Man kann mit deren Hilfe die Muskelkraft der Menschen und Thiere durch weit wohlfeilere Elementarkräfte, wie Wasser und Dampf, ersetzen; es lassen sich viele Fabrikate durch sie in weit größerer Vollkommenheit als durch menschliche Hände erzeugen; ja es lassen sich sogar Kraftäußerungen damit hervorbringen, die durch kein anderes Hilfsmittel bewirkt werden könnten, wie z. B. die schnelle Fortbewegung der Dampfschiffe. Der durch sie gewonnene technische Fortschritt läßt sich auf den allgemeinen, stets wiederholenden Grundsatz zurückführen: „Wir können bei gleicher Leistung Arbeit ersparen, oder bei gleicher Arbeit unsere Leistung vervielfältigen.“

Werfen wir zunächst einen Blick auf eine der ältesten Maschinen, nämlich die Handmühle, deren man sich schon zu Moses Zeiten zur Verwandlung des Kornes in Mehl bediente, so finden wir, daß sie ganz ähnlich jenen noch

heute im westlichen Asien und nördlichen Afrika, sowie zum Theil in Hochschottland und Irland gebräuchlichen Mühlen einfach aus zwei runden Steinen bestehe, wovon der obere oder Läufer durch Menschen umgetrieben wurde. Schon Homer schilderte den beklagenswerthen Zustand der Sklaven, welche dazu verurtheilt waren, diese Mühlen zu drehen. Reichten die Sklaven, deren Seufzer von denen, die das Werk ihrer Arbeit verzehren, unbeachtet bleiben, nicht aus, so wurden auch die Weiber zu diesem lästigen Geschäfte gezwungen, und gleichwohl war bei dieser geringen Leistungsfähigkeit der Mehlmangel ein allgemeiner. Zu dieser Zeit war sonach an Handarbeit, deren Beseitigung den Maschinen zum steten Vorwurf gemacht wird, zur Erzeugung des Mehles gewiß kein Mangel, und doch fiel es Niemanden ein, diesen Zustand glücklich zu preisen. Als es später der menschlichen Erfindungskraft gelang, die Mühlen durch Wind und Wasser betreiben zu lassen, konnten nicht nur die Mühlendreher zu andern, größtentheils leichteren Arbeiten verwendet werden, wodurch sich ihr Zustand verbesserte, sondern es wurde jetzt auch das Mehl viel reichlicher und billiger erzeugt. Wollten wir uns heute noch statt der neueren Wasser- oder Dampfmühlen, bloß um mehr Arbeiter zu beschäftigen, der alten Handmühlen bedienen, so würde das Mehl, eben darum, weil jetzt tausendmal mehr Menschen beschäftigt und bezahlt werden müßten, folglich auch das Brod außerordentlich vertheuert und über Hunderttausende Noth und Elend gebracht. Die verschiedenen Vorrichtungen, welche in beiden Weltausstellungen zum Mahlen und Reinigen des Mehles exponirt waren, gaben Zeugniß von den beständigen Fortschritten und dem Bestreben unserer Zeit, dem Menschen die ieselavische und knechtische Arbeit, die schon unter den alten Griechen und Römern zu so gerechten Klagen Anlaß gab, immer mehr abzunehmen, und in dieser Beziehung konnte man überhaupt den Maschinenraum im Anner der Pariser Industrieausstellung, wie sich ein geistreicher Berichterstatter ausdrückt, einen Sklavenmarkt nennen, welchen auch die Wilberforce und Forster mit Vergnügen besucht haben würden.

Wenn den Maschinen so oft vorgeworfen wird, daß

sie die Arbeiter um Brod und Verdienst bringen, so liefert die Statistik die sichersten Beweise vom Gegentheil. Ohne auf das bereits verbrauchte Beispiel von der Erfindung der Buchdruckerpresse, durch welche jetzt 100 und 1000 Mal mehr Menschen Beschäftigung finden als zur Zeit des Abschreibens, zurückzukommen, möchte ich bloß auf die Fortschritte der Baumwollenindustrie aufmerksam machen. Als vor ungefähr 90 Jahren durch den genialen Barbier zu Preston, Richard Arkwright, die „Watertwist“, sowie gleichzeitig durch Hargreaves die „Spinning-jenny“, nämlich die ersten Spinnmaschinen erfunden wurden, und ersterer bei seiner Maschine die Finger der Spinnerin durch rotirende kleine Walzen so glücklich zu ersetzen wußte, daß Ein Arbeiter jetzt das 300fache erzeugen konnte, gab es in England kaum 50,000 Menschen, welche sich mit Handspinnen ernährten, während jetzt über drei Millionen von diesem Industriezweige leben. Nach officiellen Berichten wurden in England im Jahre 1746, also vor Erfindung der Spinnmaschinen, 2,264,800 Pfd. Baumwolle eingeführt, während im Jahre 1845 die Einfuhr auf nicht weniger als 721,697,270 Pfd. Baumwolle, also fast um das 320fache gestiegen war. Eduard Bates, Verfasser einer genauen Geschichte der brittischen Baumwollen-Manufactur, berechnet als Curiosum die Gesammtlänge des jährlich zur Fabrication der Baumwollwaaren verbrauchten Garns, und findet diese 51 Mal so groß, als die Entfernung der Sonne von der Erde, also über 1000 Millionen deutsche Meilen! Rechnet man nun zu den Spinnern noch jene Arbeiter hinzu, welche die Spinnmaschinen erbauen und die Mehrerzeugung an Baumwollgarn verarbeiten, so erstreckt sich der wohlthätige Einfluß, welcher bloß durch die Erfindung der Spinnmaschine allein hervorgerufen wurde, über die Gewerbe der Eisenproducenten, Maschinenbauer, Baumwollpflanzer, Fabrikbauer, Spinner, Weber, Wirker, Posamentirer, Appreteure, Färber, Papierfabrikanten, Selter, Fuhrleute u. s. w.

Zur Vervollständigung dieses Bildes mag noch bemerkt werden, daß nach einer Angabe von Queß, welcher über die Wollfabrikation geschrieben, sich die wenig-

hundert Tausend Eisen verbraucht und noch eben so viel auch mehr, während der Holzverbrauch bei einer ungefähr gleichen Bevölkerung nur beläufig 10 Millionen Centner betragen hat.

Wenn ich nun bemerke, daß England diese enorme Quantität Eisen, welcher es vorzugsweise seine blühende Industrie, die Erhebung seiner Schifffahrt und seinen Reichthum verdankt, erst von jener Zeit an producirt, zu welcher es anfing, die Hochofen und Gießwerke anstatt mit dem immer seltener und theurer werdenden Holz, mit der wohlfeileren Steinkohle zu betreiben, und sich aus gleichem Grunde dasselbe Verfahren auch auf dem Continente immer mehr verbreitet; so läßt sich hieraus allein schon auf den unermesslichen Steinkohlenverbrauch und auf das große Bedürfniß schließen, diesen Brennstoff zugleich auf eine möglichst wohlfeile Weise zu gewinnen. Um jedoch die Wichtigkeit dieses Industriezweiges noch anschaulicher zu machen, so brauche ich bloß anzuführen, daß England allein für seine colossale Eisenproduction nicht weniger als 120 Millionen, so wie für seine Gießwerke, Dampfschiffe, Eisenbahnen und sonstigen tausendfältigen industriellen und häuslichen Bedürfnisse noch zehnmal so viel, d. i. gegen 1200 Millionen Centner bedarf, und außerdem noch 75 Millionen Centner ausführt, also im Ganzen jährlich beinahe 1300 Millionen Centner Steinkohlen erzeugt und dabei über 230,000 Menschen beschäftigt.

Daß aber diese ungeheure Ausbeute wieder nur durch die Dampfkraft ermöglicht wird, bedarf keiner Erwähnung. Drougdam erzählt, daß er in der Grafschaft Stafford eine Kohlengrube gesehen, welche kaum den Bedarf für einen einzigen Hüttenbewohner mit seiner Familie lieferte, weil dieser Mann die Grube mit einer unvollkommenen Maschine und einem an einen Wellbaum gespannten, vor Hunger halb sterbenden Esel bearbeitete. Eine Meile davon entfernt war eine Dampfmaschine von 200 Pferdekraften aufgestellt, welche die Steinkohlen tonnenweise heraufholte und dabei ganze Flüsse von Wasser mit einer mindestens 1000fachen Menschenkraft auspumpt. Man hat berechnet, daß die Gewinnung von Steinkohlen ohne Dampfmaschinen 10 bis 20 Mal theurer zu stehen kom-

men würde. Millionen von Arbeitern müßten jetzt sowohl an der Oberfläche als in den Eingeweiden der Erde unermessliche Arbeiten aus, auf die man gänzlich verzichten müßte, wenn die Dampfmaschine nicht erfunden wäre. Das Wegschaffen des Wassers, welches allein aus den Stollen der Grube in Cornwall hervorquillt, erfordert täglich die Kraft von 50,000 Pferden oder 350,000 Menschen, deren Arbeitslohn, wenn es wirklich möglich wäre, diese ungeheure Anzahl in einem so engen Raume arbeiten zu lassen, den ganzen Gewinn der Ausbeute verschlingen würde, woraus also natürlich folgt, daß ohne Aussicht auf Gewinn auch die ganze Arbeit unterbleiben und die Tausende von Menschen, die jetzt von dieser Ausbeute leben, sich eine andere Beschäftigung suchen müßten. Die Bedingung eines einzigen Kupfer-Bergwerkes in Cornwall, welches zu den Consolidated-Mines gehört, erfordert eine Dampfmaschine, die in 24 Stunden die Arbeit von nahe 1000 lebenden Pferden verrichtet, von denen immer gleichzeitig 300 angeschirrt sein müßten. Da es nun unmöglich ist, 300 Pferde oder 2000 Menschen an der engen Mündung eines Schachtes gleichzeitig arbeiten zu lassen, so würden ohne die Dampfmaschine nicht bloß die jetzt in diesen Minen beschäftigten Arbeiter überflüssig sein, sondern es müßte auch das Kupfer und Zinn von Cornwall ewig unter der Erde, den Felsen und dem Wasser begraben bleiben. Die Idee, das Harlemer Meer von drei Quadratmeilen Oberfläche auszupumpen und trocken zu legen, würde wohl früher als absurd gegolten haben; allein mit Hilfe der Dampfmaschine, welche acht riesige Schöpfwerke in Gang setzte, wurde diese kühne Idee binnen 2 Jahren zur Ausführung und zu Ende gebracht. Ich besorge keinen Widerspruch, wenn ich behaupte, daß die Versorgung großer Städte mit hinreichendem Wasser für die Gesundheit und das Wohlbefinden ihrer Bewohner eine Lebensfrage bliebe; denn bei Wassermangel haben die Einwohner und namentlich die ärmere Volksklasse beinahe mit härterem Elend zu kämpfen, als wenn ihr Brod oder Kleider fehlen. Nun sind es aber wieder die Dampfmaschinen, welche in den meisten Hauptstädten das Wasser aus Flüssen mittelst riesiger Pumpwerke in hochgelegene Reservoirs

Später erfolgte Einführung dieses Lea'schen Strumpfstuhles mußten die Stricker und Strickerinnen ihre Beschäftigung allerdings aufgeben, allein dafür gab es nun unendlich mehr für die Strumpfwirker zu thun; denn nun wurde das Tragen der Strümpfe allgemein. Die Vervollkommnung der Maschinen hat die wollenen und baumwollenen Strümpfe auf einen so niederen Preis herabgebracht, daß man es kaum der Mühe werth hielt, schadhaft gewordene Strümpfe auszubessern. Die Folge davon ist, daß sich jetzt Hunderttausende mit der Strumpfwirkerlei beschäftigen und davon leben. Wenn damals vor Erfindung oder Einführung des Strumpfstuhles unter 1000 Menschen nur Einer Strümpfe trug, so hat sich jetzt das Verhältniß geradezu umgekehrt, und wir müssen hierin für die Befriedigung des natürlichen Wunsches des Menschen nach vermehrter Annehmlichkeit einen bedeutenden Fortschritt anerkennen.

Die Billigkeit des amerikanischen Teppichs beruht, wie der große englische Teppichfabrikant Grosby öffentlich angab, auf dem Umstande, daß er auf Maschinen gearbeitet wird, die Herr Bigelow von Clinton im Staate Massachusetts erfunden hat. Als Grosby sich mit großen Kosten solche Maschinen verschafft hatte, konnte er eine Elle, die früher an Arbeitslohn 14 Dollar kostete, für 2 1/2 Dollar Arbeitslohn erzeugen. Dabei erhielten, wie er bemerkte, seine Arbeiter bessere Löhne, und arbeiteten kürzere Zeit als sonst, während auch die Preise der Teppiche bedeutend herabgesetzt werden konnten.

Auf eine der großartigsten die Welt reformirende Erfindung, auf die der Dampfmaschine übergehend, so ist diese unstreitig für die menschliche Gewerthätigkeit, für die Vermehrung und Verbreitung des Wohlstandes und die Befreiung der Menschen daselbe, was die Erfindung der Buchdruckerkunst für die geistige Cultur, die Beförderung der Wissenschaften und Aufklärung für die menschliche Gesellschaft geworden. Mit der Einführung dieser Maschine, die wir vorzüglich dem Genie eines Watt verdanken, der den Herkules aus der Wiege gehoben, beginnt für die Geschichte der Industrie und des Volkslebens eine neue Zeitrechnung, und Niemand kann heute noch die Fol-

gen in der ganzen Tragweite ermessen, welche daraus für die Civilisation des Menschengeschlechtes hervorgehen werden. Durch diese Erfindung hat sich der Mensch zum Theile von der, wenn auch unendlich wohlthätigen, doch zugleich auch launenhaften Wind- und Wasserkraft emanzipirt, indem er mit etwas Wasser und Kohle eine Kraft zu schaffen im Stande ist, die er vollkommen beherrschen, d. h. zu jeder Zeit und an jedem beliebigen Orte benutzen und verwenden kann, eine Kraft, die eben so gut die schwersten Weibäume und Anker schmiedet, die härtesten Metalle ehrammt, Kanäle gräbt und die gewichtigsten Mühlen umtreibt, als sie die feinsten Nadeln schleift, die zartesten Stoffe webt und die kostbarsten Mousseline färbt.

Lassen Sie mich, hochverehrte Herren! anstatt des Näheren auf die außerordentlichen Vortheile einzugehen, welche aus der Dampfmaschine für den Betrieb von Spinn- und Webereien, Hochofengebläse, Hammer- und Walzwerke, Brennereien, Zuckerriedereien, Luch-, Kerzen- und Maschinenfabriken, Buchdruckerpressen u. s. w., u. s. w. sowohl in technischer als landwirthschaftlicher Beziehung hervorgehen, nur wenige Augenblicke bei einigen jener Gegenstände verweilen, welche besonders geeignet sind, die unberechenbaren Wohlthaten zu zeigen, die aus dieser colossalen Kraft für die menschliche Gesellschaft erwachsen. Wenn nach Liebig schon die Selve als Maßstab für den Wohlstand und die Cultur der Staaten angenommen werden kann, um wie viel mehr muß dies erst von dem Eisenverbrauch der verschiedenen Völker gelten? Was wäre wohl der Acker-, Berg-, Maschinen- und Schiffbau, ja was die Industrie überhaupt heut zu Tage ohne Eisen? An die Verwendung des Eisens ist die Gesamtentwicklung und Cultur eines Volkes geknüpft. Mit Recht kann man sagen, ohne Eisen kein Wohlstand, keine freie Bewegung im Innern, sowie keine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nach Außen. Kein Nationalökonom wird in Abrede stellen, daß sich die industrielle Entwicklung eines Volkes, so wie dessen Cultur und relativer Wohlstand nach dem Verhältnisse seines Eisenverbrauches mit theilen lasse, und es ist für Englands Flor und Reichthum gewiß bezeichnend, daß es jährlich über 80 Mil-

entfernt. Und aber die Fortschritte, welche die Transportmittel durch die Dampfmaschine auf der See und den Flüssen in so kurzer Zeit erlangt haben, bewunderungswürdig, so sind diese in Beziehung auf Eisenbahnen, welche erst vom Jahre 1825, d. i. von der Zeit datiren, in welcher Stephenson seine erste Dampflocomotive für die damals eben ins Leben getretene Manchester-Liverpool-Eisenbahn zu Stande gebracht, geradezu staunenswerth, und sie würden fabelhaft erscheinen, wenn sie sich nicht unter unseren eigenen Augen entwickelten. Die Eisenbahnen bilden unstreitig die Grundlage zu einer neuen Weltordnung, deren Ende wir nicht absehen können. Die verschiedenen Stämme eines Volkes werden sich dadurch leichter kennen, verstehen und liebend an einander schließen lernen. Manches Vorurtheil wird mit dem Rauch und Dampf der Locomotive dahin fliegen; die verschiedenen Völker werden einander immer näher rücken und in Frieden einander achten, und wer kann es wissen, zu welchem Ende der Weltgeist auf diesen eisernen Bahnen fortschreitet, auf welchen die Menschen schnell wie die Gedanken der Schifflucht dahin brausen!

Um die Schilderung der Lichtseite der Maschinen mit einer Bemerkung von M. Chevalier, welcher überhaupt sehr liberall in die Schranken tritt, zu schließen, so führe ich noch folgende Vergleiche an: Früher erzeugte ein Arbeiter nach dem noch gegenwärtig in den Pyrenäen üblichen Verfahren 12 Mds. Eisen, dagegen jetzt mit Hilfe des Goshofens 20 Mal soviel. Zur Zeit als Ulysses lebte, producirte ein Mann täglich so viel Mehl, daß etwa 25 Menschen davon leben konnten; jetzt liefert eine einzige Mühle zu St. Maurice bei Paris mit 20 Arbeitern täglich so viel Mehl, als für den Unterhalt von 72,000 Menschen nöthig ist, also ein Mann für 3600 Menschen. Vor 1700 spannen 520 Männer nicht mehr, als heut zu Tage einer, und dieser Eine Mann schafft heute auf der Eisenbahn so viel fort, als zur Zeit des Montezuma 11,500 Mexikaner. Doch hören wir nun auch einige gewichtige Stimmen gegen die Maschinen.

Paris, welcher, wie oben angeführt, die Maschinen als einen bleibenden Triumph des menschlichen Geistes

erklärt, findet gleichwohl, indem er die Frage erörtert, welche Rollen die Maschinen in der industriellen Revolution spielen, daß sie die Arbeitstheilung in hohem Grade befördern, in allen Industriezweigen fast ganz bedingen und dadurch den capitalreichen Unternehmern ein bedeutendes Uebergewicht sowohl über die Arbeiter, als auch über ihre ärmeren Concurrenten geben. Die Kostbarkeit der Maschinen, so fährt er fort, macht ein großes Capital zu deren Anschaffung nöthig; und wer dieses Capital nicht besitzt, kann, bei aller Geschicklichkeit und bei allem inneren Verstand zu industriellen Unternehmungen, kein eigenes Geschäft begründen, sondern muß in die Dienste eines reicheren Concurrenten treten. Gewiß nennt man mit vollem Recht die Erfindung der Maschinen einen Sieg des menschlichen Geistes über die Materie; nicht minder richtig ist jedoch die Behauptung, daß der Gebrauch derselben, bei unseren socialen Einrichtungen, das Talent dem Capital unterwerfe, oder, was dasselbe ist, die Herrschaft des Geldes über den Menschen, das heißt, die der Sache über die der Person bedinge. — „Die Maschinen sind die wichtigsten Hilfsmittel zur Ersparung menschlicher Arbeit und zur Begründung eines allgemeinen Wohlstandes; allein die Rolle, welche sie in der industriellen Revolution spielen, ist eine höchst verderbliche und muß es so lange bleiben, bis der letzteren, durch eine zweckmäßige Organisation der Arbeit, Grenzen gesetzt werden. Die Einführung des Erwerbssystems hat zwar die technischen Fortschritte der Industrie außerordentlich gefördert, den Gang derselben aber so unregelmäßig gemacht und zugleich der Bevölkerung einen so übermäßigen Reiz verliehen, daß die Maschinen der niederen Volksklasse keinen Vortheil brachten, sondern sogar zu einem Werkzeug der Unterdrückung für sie wurden.“ Schon Colbert erklärte sich gegen die Maschinen, „weil sie die menschliche Arbeit vermindern.“ Er wies den Erfinder einer Maschine mit den Worten ab: „Ich suche die Mittel, das Volk nach seinen Fähigkeiten zu beschäftigen und den Wohlstand des Arbeiters zu begründen, will ihn aber nicht seiner Beschäftigung berauben.“ Montesquieu sagt: „Wenn eine Waare einen mäßigen, den Bedürfnissen des Arbeiters und Käufers in gleicher Weise

leben, um von da nach allen Richtungen hin nach Bedürfniß vertheilt zu werden. Die acht großen Wasserwerke Londons, welche nahe an 170,000 Häuser täglich über 30 Millionen Gallons oder $2\frac{1}{2}$ Millionen Eimer Wasser liefern, bedürfen zu ihrer Bedienung nicht weniger als einige 20 Dampfmaschinen mit mehr als 1400 Pferdekraften. Es wird angenommen, daß, wenn früher ein Haus nur ein Gallon Wasser consumirte, es jetzt 200 Gallons erhält! Es ist wahr, daß durch die Einführung dieser Wasserwerke vielleicht einige Tausend Wasserträger für diesen Dienst entbehrlich wurden, allein dafür hat nicht bloß die Gesundheit und der Comfort auf eine unberechenbare Weise, sondern sogar auch die Zahl der Arbeiter zugenommen, die statt der früheren Wasserträger, nun zum Gießen, Transportiren, Legen und Zusammenfügen der Wasserleitungsröhren, zum Baue der Maschinen und Brunnenhäuser, so wie noch zu vielen anderen dabei vorkommenden Arbeiten verwendet werden. Um unter vielen Beispielen, die sich hier noch aufzählen ließen, nur noch einen uns nahe liegenden Fall anzuführen, so wäre heute, ohne das von unserem geehrten Mitgliede, Herrn Sigl, ausgeführte, ebenfalls mittelst Dampfmaschinen betriebene colossale Wasserhebwerk, der Betrieb der für den Weltverkehr so wichtigen Triester Staats-Eisenbahn ganz unmöglich. Um endlich noch auf eine der wichtigsten Anwendungen der Dampfmaschinen zu kommen, durch welche die Fortschritte der menschlichen Gesellschaft bereits auf eine wunderbare Weise gefördert wurden, so nenne ich Dampfschiffahrt und Eisenbahnen. Wie unendlich wichtig ist nicht der Beistand, welchen diese Riesenkraft der Dampfschiffahrt geleistet hat. Vor ihrer Benützung war die Fahrt über die Tiefen des Meeres mit weit größeren Gefahren und großer Unsicherheit verbunden. Das Dampfschiff wird jetzt nicht Wochen und Monate lang das Spiel widriger Winde; die Passagiere werden nicht mehr durch Windstille zur Verzweiflung und dem Hungertode nahe gebracht; sie kommen nicht mehr in die Lage, daß sie den Hafen, in welchen sie einlaufen wollen, unter Tantalusqualen tagelang vor Augen haben, ohne diesen erreichen zu können. Die Dampfschiffahrt, sagt

M. Chevallier, scheint in diesem Augenblicke nicht weniger als die Eisenbahnen berufen, alle Verhältnisse der Provinzen inmitten der Staaten und Völker auf der ganzen Erdoberfläche zu ändern. Sie durchzieht, wie die Eisenbahnen, die Continente; wie sie, bringt sie an den Fuß der Gebirge, und wenn es ihr nicht gegeben ist, so wie diese, die ihr im Wege stehenden Ketten zu durchbrechen, so hat sie den unschätzbaren Vortheil, den Sturm zu tropen und sie zu zähmen. Die erste Seemacht der Welt, England, mußte sich nothwendig bei Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt auszeichnen.

Als Fulton dem ersten Consul Frankreichs das Anerbieten machte, die französische Flotte mittelst Dampf in Bewegung zu setzen und England dadurch zu besiegen, sagte Napoleon: eine solche Erfindung würde, im Falle sie ausführbar wäre, ein Königreich verdienen. Ungeachtet aber die französischen Gelehrten, welche Fulton's Erfindung zu prüfen hatten, den Mann für einen Phantasten und seine Idee für ein Hirngespinnst erklärten, stach doch zehn Jahre später die Dampffregatte „Fulton“ in See. Wie außerordentlich die Dampfschiffahrt seit dem Jahre 1807, als der Zeit ihres eigentlichen Beginnes, zugenommen hat, geht daraus hervor, daß jetzt in dem britischen Königreiche allein die Gesamtkraft der auf die Meereschiffahrt verwendeten Dampfmaschinen mehr als 65,000 Pferde beträgt, wodurch jährlich über 2½ Millionen Reisende nach allen Theilen der Welt befördert werden. Unter allen Dampfschiffen, welche noch jetzt existirt haben, ist gewiß jenes, welches die orientalische Dampfschiffgesellschaft in diesem Augenblicke in England zu Millwall nächst London bauen läßt, und nicht weniger als 22,000 Tonnen Tragfähigkeit und Maschinen über 3000 Pferdekraften besitzen wird, das größte. Dieses Riesenschiff wird nämlich über 20 Mal größer sein als die bisherigen größten Handelsschiffe.

Wir sind jetzt, sagt Chevallier, mit Hilfe der Dampfboote und Eisenbahnen, welche den amerikanischen Continent durchziehen, einerseits um 30 Tage von den Ufern des Indus, andererseits um 14 Tage von New-York, 3 Wochen von New-Orleans und 4 Wochen von Panama

Und aber die Fortschritt, welche die Transport-
mittel durch die Dampfmaschine auf der See und den
in so kurzer Zeit erlangt haben, bewunderungs-
würdig, so sind diese in Beziehung auf Eisenbahnen,
erst vom Jahre 1825, d. i. von der Zeit datiren,
als Stephenfon seine erste Preislocomotive für
muss eben ins Leben getretene Manchester-Liverpool-
bahn zu Stande gebracht, geradezu staunenswerth,
als würden sabelhaft erscheinen, wenn sie sich nicht
unseren eigenen Augen entwickelten. Die Eisen-
bahnen bilden unstreitig die Grundlage zu einer neuen
Ordnung, deren Ende wir nicht absehen können.
verschiedenen Stämme eines Volkes werden sich da-
leichter kennen, verstehen und liebend an einander
an lernen. Manches Vorurtheil wird mit dem Rauch
kampf der Locomotive dahin fliegen; die verschiedenen
werden einander immer näher rücken und in Frie-
den einander achten, und wer kann es wissen, zu welchem
der Weltgeist auf diesen eisernen Bahnen fortschreitet,
welchen die Menschen schnell wie die Gedanken der
Zeit dahin brausen!

Aus der Schilderung der Lichtseite der Maschinen mit
Bemerkung von M. Chevalier, welcher überhaupt
überall in die Schranken tritt, zu schließen, so führe
ich folgende Vergleiche an: Früher erzeugte ein Ma-
nach dem noch gegenwärtig in den Pyrenäen üb-
Verfahren 12 Mds. Eisen, dagegen jetzt mit Hilfe
schonens 20 Mal soviel. Zur Zeit als Moyse lebte,
irte ein Mann täglich so viel Mehl, daß etwa 25
von davon leben konnten; jetzt liefert eine einzige
zu St. Marx bei Paris mit 20 Arbeitern täglich
1 Mehl, als für den Unterhalt von 72,000 Men-
nötig ist, also ein Mann für 3600 Menschen. Vor
spannen 520 Männer nicht mehr, als heute zu Tage
und dieser Eine Mann schafft heute auf der Eisen-
so viel fort, als zur Zeit des Montezuma 11,500
aner. Doch hören wir nun auch einige gewichtige
nen gegen die Maschinen.

Paris, welcher, wie oben angeführt, die Maschi-
nen einen bleibenden Triumph des menschlichen Geistes

erklärt; findet gleichwohl, indem er die Frage erörtert,
welche Rollen die Maschinen in der industriellen Revolu-
tion spielen, daß sie die Arbeitstheilung in hohem Grade
befördern, in allen Industriezweigen fast ganz bedingen und
dadurch den capitalistischen Unternehmern ein bedeutendes
Uebergewicht: sowohl über die Arbeiter, als auch über
ihre ärmeren Concurrenten geben. Die Kostbarkeit der
Maschinen, so fährt er fort, macht ein großes Capital zu
deren Anschaffung nöthig; und wer dieses Capital nicht
besitzt, kann, bei aller Geschicklichkeit und bei allem in-
neren Verstand zu industriellen Unternehmungen, kein eigenes
Geschäft begründen, sondern muß in die Dienste eines
reicheren Concurrenten treten. Gewiß nennt man mit vol-
lem Recht die Erfindung der Maschinen einen Sieg des
menschlichen Geistes über die Materie; nicht minder richtig
ist jedoch die Behauptung, daß der Gebrauch derselben,
bei unseren socialen Einrichtungen, das Talent dem Ca-
pital unterwerfe, oder, was dasselbe ist, die Herrschaft
des Geldes über den Menschen, das heißt, die der Sache
über die der Person bedinge. — „Die Maschinen sind
die wichtigsten Hilfsmittel zur Ersparung menschlicher Ar-
beit und zur Begründung eines allgemeinen Wohlstandes;
allein die Rolle, welche sie in der industriellen Revolution
spielen, ist eine höchst verderbliche und muß es so lange
bleiben, bis der letzteren, durch eine zweckmäßige Organi-
sation der Arbeit, Grenzen gesetzt werden. Die Einfüh-
rung des Erwerbsystems hat zwar die technischen Fortschritte
der Industrie außerordentlich gefördert, den Gang derselben
aber so unregelmäßig gemacht und zugleich der Bevölkerung
einen so übermäßigen Reiz verliehen, daß: die Maschinen
der niederen Volksklasse keinen Vortheil brachten, sondern
sogar zu einem Werkzeug der Unterdrückung für sie wor-
den.“ Schon Colbert erklärte sich gegen die Maschinen,
„weil sie die menschliche Arbeit vermindern.“ Er wies
den Erfinder einer Maschine mit den Worten ab: „Ich
finde die Mittel, das Volk nach seinen Fähigkeiten zu be-
schäftigen und den Wohlstand des Arbeiters zu begründen,
will ihn aber nicht seiner Beschäftigung berauben.“ Mon-
tesquieu sagt: „Wenn eine Waare einen mäßigen, den
Bedürfnissen des Arbeiters und Käufers in gleicher Weise

entsprechenden Preis hat, so sind Maschinen, welche die Zahl der Arbeiter vermindern können, verwerflich.“

Steuernöndt bemerkt: „Es sei besser, daß die Gesellschaft aus Bürgern als aus Dampfmaschinen bestehe, und sagt, daß jede technische Vervollkommenung, durch welche Arbeit erspart wird, bei unserer socialen Einrichtung eine öffentliche Calamität dann wird, wenn die Production der Consumtion ohnehin genügt, weil dadurch nur die Genüsse des Consumenten etwas wohlfeiler werden, das Leben der Producenten aber gefährdet werde, und es sei unerlaubt, den Vorthell der Wohlfeilheit gegen den der Existenz abzuwägen.“ Buret nennt die Entwicklung der englischen Baumwollen-Industrie eine Geschichte des menschlichen Elendes, weil, obgleich seit dem Jahre 1770 die Zahl der Arbeiter, welche in diesem Gewerbe Beschäftigung finden, von 8000 auf 2 1/2 Millionen gestiegen, jede Verbesserung der Maschinen während der Dauer ihrer Einführung das bedrückendste Elend unter den Arbeitern verbreitete, indem diese mit einer verminderten Nachfrage nach Arbeit verbunden war. L. Stein sagt in seinem Werke über Socialismus und Communismus Frankreichs, dort, wo er von der Verarmung der Arbeiter gegen ihr Verschulden spricht, „daß diese aus zweierlei Ursachen, durch die Maschinen und die Handelskrisen, eintrete. Zuerst ist es, fährt Stein fort, die Maschine, die ihrer raschen Ausbreitung über alle Gebiete der Production eine Arbeitslosigkeit für die Masse der Industrie und für die localen Productioncentren hervorruft, in denen sie auftritt. Da sie so sehr viel billiger arbeitet als die Menschenhand, so macht sie dem Unternehmer unmöglich mit Handarbeit gegen Maschinenarbeit zu concurriren und zwingt ihn damit unerbittlich, die Handarbeiter außer Arbeit zu setzen. Diese nun sind, wie das die stäte Beschäftigung mit ihrem Werke mit sich bringt, selten fähig, etwas anderes zu thun, als was sie bisher gethan. Sie haben daher, obwohl sie Arbeitskraft besitzen, doch keine Verwendung mehr für dieselbe. Es ist allerdings dem Fabrikherrn möglich, eine Zeit lang durch außerordentliche Herabsetzung des Arbeitslohnes mit ihnen zu arbeiten; aber selten dauert das lange, der Zeitpunkt kommt gewöhnlich rasch, in welchem er sie

gänzlich entlassen muß. Und alsdann tritt eine Verarmung dieser Handarbeiter ein, von der wir besonders in den Rattendruckereien seit Einführung des Walzendruckes und der Perrotine, und in der Leinenindustrie seit Einführung des Maschinengarnes fürchterliche Beispiele vor Augen haben.“

Derselbe Schriftsteller sagt in seiner Rechtsphilosophie: „Der Aufschwung, den die Industrie durch die Maschinen erhalten hat, ist ein Gewinn für das Ganze der Production, aber ein Nachtheil für die Vertheilung des Vermögens und für die Erhaltung eines selbstständigen Mittelstandes. Bis jetzt war die Anwendung der Maschinen, weil sie die Arbeit entbehrlich machen, eine Calamität für das menschliche Geschlecht und wir müssen noch lernen, sie aus einem Unglück in ein Glück umzuwandeln.“ Die Weber von Brighton bezeichneten das Uebel mit den Worten: „Die Maschinen, die unsere Sklaven sein sollten, sind unsere gefährlichsten Concurrenten geworden.“

Diese und ähnliche Klagen, welche dem Menschenfreund mit tiefer Betrübniß zu erfüllen geeignet sind, sind leider nur zu gerecht und wahr; allein die Ursachen solcher Calamitäten liegen tiefer und müssen nicht im Maschinenwesen, sondern vielmehr in unseren socialen Einrichtungen und in der Organisation der Arbeit gesucht werden. Bei dem großen Entwicklungsgrade der Menschheit würden ähnliche Klagen auch ohne Maschinen von Zeit zu Zeit laut werden, indem die Launen der Mode, welche die Beschäftigungsweise unregelmäßig machen, allein schon hinreichen, um augenblicklich tiefes Elend zu erzeugen. Die Abschaffung der Metall- und Einführung der Selbstenarbeit z. B. war genügend, um die Gewerthätigkeit von Tausenden von Arbeitern zu verrücken. Die Einführung des Schuhbändchens statt der sonst üblichen Schnallen machte die Einwohner von Sheffield und Birmingham trübsal. In Manchester arbeiten, wie Brougham anführt, 12,000 Menschen in Seide, die es noch zwei Jahre früher in Baumwolle zu thun hatten. Wären die Maschinen nicht an und für sich die Ursache von so viel Elend, so müßte man an der großen Bestimmung des Menschen im werden und die ihm vom allgütigen Schöpfer verlehnt

Fortschritte der modernen Industrie merkwürdiger Weise mit der Einführung der freien Concurrenz zusammenfielen und durch diese in hohem Grade befördert wurden, so wurde man zu dem unrichtigen Schlusse verleitet, daß die ganze Blüthe der Industrie nur eine notwendige Folge der freien Concurrenz sei und daß die eine ohne die andere nicht bestehen könne.“

„Dieser, die große Mehrzahl unserer Zeitgenossen leiternden Ansicht gegenüber hat sich eine andere gebildet, welche den ganzen, aus der freien Concurrenz hervorgehenden Zustand des socialen Lebens verabscheut und dessen Abänderung als ein dringendes Bedürfnis verlangt. Nach dieser Ansicht ist die Industrie etwas an sich sehr Wünschenswerthes und soll nicht nur auf dem jetzigen Standpunkte erhalten, sondern vielmehr noch weiter ausgedehnt, aber der falschen Stellung, welche sie jetzt in unserem socialen Leben einnimmt, entrückt und in eine richtigere gebracht werden. Da indeß über die letztere eine außerordentliche Meinungsverschiedenheit herrscht und man sich meist nur ein unklares Bild sowohl von den socialen Zuständen, die man herstellen will, als auch von den zu ihrer Herstellung zu ergreifenden Mitteln macht, so hat man die ganze Aufgabe die sociale Frage genannt.“

Die Gegner der bestehenden socialen Ordnung stimmen in dem gemeinsamen Wunsche nach Reform überein; worin diese aber bestehen, welcher Weg zur Lösung der socialen Frage betreten werden soll, darüber herrscht eine solche Richtungsverschiedenheit, daß für jetzt noch wenig Aussicht auf ihre Lösung vorhanden ist. Unter den verschiedenen Bestrebungen erwähne ich nur jene, welche auf Erneuerung der früheren Zunftverfassung gerichtet ist. Ein solches Beginnen, sagt Marlo mit Recht, verkennt die Geschichte; denn die Zunftverfassung unserer Vorfahren war eine eigenthümliche, noch nicht durch den Einfluß ökonomischer Fortschritt bedingte Rechtsbildung, welche dem Rechtsbewußtsein einer vergangenen Zeit entspricht und, eben so wenig als diese, jemals wiederkehren kann. „Alles physische Leben beschreibt einen einfachen Kreislauf, wie die aufeinander folgenden Geschlechter der Pflanzen und Thiere; demselben Gesetze ist die physische Seite von dem Leben der Menschen und Völker unterworfen. Auch sie entsalten

und entblättern ihre Blüthe, um das alte Spiel von Neuem zu beginnen. Doch anders verhält es sich mit dem geistigen Leben der Menschheit. Dies bleibt ewig jung; es kennt keinen solchen Kreislauf und nicht eine einzige Scene, auf der großen Bühne der Geschichte ist der Wiederholung fähig. Wir können also auf die politischen und socialen Gebräuche unserer Vorfahren zurückschauen, und an ihnen erfreuen, wie an den Ruinen ihrer Burgen, und alles Schöne in der Erinnerung noch ein Mal genießen, aber in die Gegenwart zurückführen, können wir sie nicht; denn es ist wahr, was der Dichter sagt: „Leben duftet nur die frische Pflanze und nur der Lebende hat Recht.“

Außerdem, fährt Marlo fort, kommt noch zu erwägen, daß, wenn nicht alle Staaten gleichzeitig, sondern nur ein einziger zu den Zünften zurückkehrt, seine politische Macht mit der Verminderung der materiellen Hilfsmittel sinken und sein Handel abnehmen würde. Mit dem abnehmenden Handel würde sich auch der geldige Verkehr mit den übrigen Völkern vermindern und mit dem Verluste der höhern industriellen Technik die Fortschritte der physischen Wissenschaften gehemmt werden. Alle realen Vortheile der industriellen Revolution, sagt Marlo an einer andern Stelle, beruhen auf der Anwendung der Arbeitstheilung und der Maschinen: denn nur sie haben zu der von Allen anerkannten ungeheuren Vermehrung der Produktion geführt. Die Erneuerung der Zünfte müßte aber die Anwendung von beiden so weit beschränken, daß uns fast alle diese Vortheile verloren gingen. Es handelt sich also nur um die Frage: „Sollen wir auf den Genuß eines Theiles der materiellen Güter, über welche wir jetzt zu verfügen haben, Verzicht leisten und dadurch eine beziehungsweise bessere sociale Ordnung erkaufen? Gewiß wäre, ohne weiters diese Frage zu bejahen, wenn sich unsere Zustände nicht ohne solche Opfer verbessern ließen.“

Ich will nun schließlich zu einer Erläuterung des von Marlo und Andern gemachten Ausspruches, daß die den Maschinen gemachten Vorwürfe weniger die Industrie als die Oekonomie treffen, deren Aufgabe es ist, die Mittel zu finden, durch welche ohne Anopferung der gewonnenen Vortheile sich alle Nachtheile der freien Concurrenz beizulegen lassen, noch Folgendes anführen:

paar vereinzelten deutschen Flachspinnereien preisgegeben und das englische Flachsgarn Zollfrei einzulassen, damit die Leinweberei nur nicht ganz und gar untergeht; denn mit der Handspinnerei ist es doch für immer aus.“ Bei der im Jahre 1827 im englischen Parlament zur Erörterung der Auswanderungsfrage niedergelegten Commission erklärte ein Handwerker aus Glasgow, Namens Foster, daß sowohl er als ein großer Theil der Arbeiter, welche einen Verein gebildet hatten, sich jetzt im tiefsten Elende befänden und bei 18 — 19 stündiger Handarbeit höchstens nur 4 bis höchstens 7 Schillinge verdienen können, während ihnen 20 Jahre früher und vor Einführung der Maschinenflühle oder power-looms dieselbe Arbeit 1 Pfund Sterling eingebracht habe. Gleichwohl beantwortet er die an ihn gerichteten Fragen dahin, daß er, sowie die Weber von Glasgow überhaupt nicht glauben, daß man das Maschinenwesen ganz abschaffen solle, indem sie recht gut wüßten, daß dasselbe fortgeschritte, fortzuschreiten strebt, und daß es unmöglich sei, demselben Einhalt zu thun.

Humboldt erzählt, wie er auf seinen Reisen in Südamerika gesehen, daß, als man eine Straße anlegte, welche einen Theil der großen Bergkette der Andes durchkreuzte, eine Classe Menschen, welche seit Jahrhunderten ihren Lebensunterhalt dadurch verdiente, Reisende in einem auf ihren Schultern befestigten Korbe durch schauererregende Felschluchten zu tragen, sich an die Regierung mit dem Ansuchen wendete, den erwähnten Straßenbau aufzugeben! So lächerlich aber dieses Begehren im Hinblick auf den allgemeinen Fortschritt erscheinen mag, so ist dasselbe für die Betheiligten gleichwohl eben so gerechtfertigt und um nichts unbilliger, als es seinerzeit die Klagen derjenigen waren, deren Interessen durch die Einführung von Eisenbahnen gefährdet schienen. Hätte man aber darauf achten wollen, so wären die Eisenbahnen niemals gebaut worden, deren ungeheurer Einfluß, abgesehen von der großen Ersparniß an Zeit und Geld für Reisende und Waarentransport, auf den Geschäftsverkehr, den Werth des Grundeigenthums, auf die Ausbreitung des Ackerbaus und der Industrie in Gegenden, welche von den Brennpunkten des Verkehrs alljähenfernt waren, um mit ihren

agricolen und gewerblichen Erzeugnissen lebhaften Verkehr nehmen zu können, unberechenbar ist, und wobei sich noch überdies die gehegten Besorgnisse der Untheilhaftigkeit von Fuhrleuten, Gastwirthen, Stallknechten u. s. w. als Grundlos erwiesen, indem davon gerade das Gegentheil eingetreten ist. Selbst Stimondi, welcher doch als Gegner der Maschinen gilt, sagt: „Nicht den Maschinen, nicht den Entdeckungen, nicht der Civilisation gelten meine Vorwürfe, sondern der modernen Organisation der Gesellschaft, welche den Arbeiter bis auf seine Arme eines jeden Eigenthums beraubt und ihm keine Garantie gegen eine selbstsuchtige Concurrenz gewährt.“ Say sagt: „Die Maschinen verhindern, heißt, ein vorübergehendes Uebel gegen ein dauerndes vertauschen.“ Ferner: „Wenn man vernünftig ist, so erörtert man nicht die Frage, ob man dem Fluß seiner Quelle zurücktreiben soll, sondern man sucht seine Verwüstungen vorherzusehen und seine Abweichungen zu regeln und namentlich die Wohltat seiner Gewässer zu benützen.“ Ebenso Maro: „Die Gründe, aus welchen während der industriellen Revolution so viele Arbeiter ohne Beschäftigung bleiben, liegen nicht in deren Vertretung durch Maschinen, sondern vielmehr in dem unregelmäßigen Gang der Industrie und in der damit verbundenen Uebersättigung.“ Er tritt ferner der Behauptung Ricardo's, daß die Maschinen auch in solchen Fällen eingeführt werden könnten, in welchen sie die Kosten der Fabrication nicht verminderten, sondern nur die menschliche Arbeit verdrängen, mit dem entgegen, daß er sagt: „Dieser Einwurf gegen die Maschinen sei un gegründet, weil bei einer richtigen Organisation der Arbeit allen Menschen, zu deren Ernährung die Bodenproducte des von ihnen bewohnten Landes hinreichen, Beschäftigung und Unterhalt verschafft werden kann.“

Maro, welcher alle erwähnten Uebelstände der Abwesenheit von der freien Concurrenz oder dem sogenannten Erwerbsystem zuzuschreiben geneigt ist, bemerkt ferner, „daß das Bestreben, der persönlichen Freiheit des Menschen einen möglichst großen Spielraum zu verschaffen, zu der Abwesenheit von der freien Concurrenz und diese zu der industriellen Revolution mit allen Folgen führte. Da die technischen

24 Stunden stehen. Dann wird sie durchgeseiht, mit 3 Unzen Alkohol (wir geben dem Weingeist oder dem Naphtha den Vorzug) verbunden, und es werden noch 20 bis 30 Tropfen Cassien-Öel hinzugefügt. Nach 5 oder 6 Stunden kann die Mischung angewendet werden; auch hat die Erfahrung und gelehrt, daß sie, wenn das Cassien-Öel hinzugeschüttet worden, nicht länger als 24 Stunden stehen sollte, wogegen die andern Bestandtheile derselben durch die Aufbewahrung zu gewinnen scheinen. Die Anwendung der Mischung geschieht nun auf folgende Weise: Nachdem wir das Glas in eine horizontale Lage gebracht haben, umgeben wir es von allen Seiten mit einem Damm von Glaserkitt oder einer andern passenden Masse, so daß die Auflösung die ganze zu überflüßende Glasoberfläche von einem Achtel- bis zu einem Viertelzolle bedecken kann. Das Glas muß gereinigt und polirt sein, ehe man die Auflösung auflegt, und sobald dieselbe die zu überflüßende Glasoberfläche bedeckt hat, müssen 6 bis 12 Tropfen Gewürznelken-Öel, welche zuvor mit Weingeist, im Verhältnisse von einem Tropfen Gewürznelken-Öel zu 3 Tropfen Weingeist (denn 6 bis 12 Tropfen Gewürznelken-Öel stehen in quantitatvem Verhältnisse zu der oben angegebenen Auflösung), verdünnt worden sind, an verschiedenen Stellen in die auf dem Glase befindliche Auflösung hineingetropfelt werden; oder kann das Gewürznelken-Öel auch zu der Auflösung hinzugefügt werden, ehe dieselbe auf das Glas geschüttet worden. Wir müssen nicht vergessen zu bemerken, daß, je mehr Gewürznelken-Öel angewendet wird, desto schneller das Silber präcipitirt wird; indessen ziehen wir es vor, daß der Niederschlag sich ungefähr in 2 Stunden bilde, und eine kurze Übung wird hinreichen, den Arbeiter zu befähigen, den Niederschlag in der hier angegebenen Periode zu realisiren. Es ist erforderlich, auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß eine qualitative Verschiedenheit der angewandten Stoffe auch eine quantitative Verschiedenheit zur Ausführung des Processes zur Folge haben muß; allein ein vorsichtiger Arbeiter wird mit Hilfe der hier gemachten Bemerkungen durch kurze Übung sich befähigen, deren Qualität zu bemessen; auch kann er dadurch, daß er die Auflösung

der respectiven Stoffe auf Glasstückchen probirt, erfahren, zu welcher Zeit das beste Resultat davon zu erwarten steht.

Da die zu verschiedenen Zeiten gekauften Quantitäten des Cassien-Öels in Qualität sehr von einander abweichen können, so halten wir es für nöthig, sich über jede gekaufte Quantität zu vergewissern, ob sie sich mit dem in Hirschhornwasser oder Geist aufgelösten salpetersauren Silber leicht mischen läßt oder nicht. Wenn sie sich leicht damit mischt, so ist sie brauchbar; wenn aber die Mischung flockig werden sollte, so muß man sie eine Zeit lang stehen lassen, und dann durchsiehen. Wir müssen noch bemerken, daß, obgleich wir gesagt haben, die Auflösung solle mit dem Glase in Berührung gebracht werden, wenn es sich in horizontaler Lage befinde, man sie dennoch auf dem Glase applizieren könne, wenn gleich dasselbe in anderer Lage sich befinde, vorausgesetzt, daß sie mit der Glasoberfläche in gehöriger Berührung bleibe; denn wir haben die Erfahrung gemacht, daß, selbst wenn man das zu überziehende Glas in eine beinahe vertikale Stellung bringt, und nur zwischen dem Glase und dem Deckel, der genau passen muß, zur Aufnahme der Auflösung einen kleinen Raum frei läßt, der Zweck dann einfach dadurch erreicht werden kann, daß man concentrirten Weingeist zur Auflösung anwendet. Der Deckel muß, wenn es angeht, genau passen und fest schließen, damit der Verlust des Weingeistes durch Verflüchtigung verhindert werde. Wir haben gefunden, daß Quendel- oder Kümmel-Öel, in geringer Quantität angewendet, dem Silber eine andere Farbe giebt und zu diesem Ende in einigen Fällen nützlich sein kann. Nachdem die Auflösung angewendet worden ist, wird sie abgeschüttet und 3 oder 4 Tage in einem verschlossenen Gefäße aufbewahrt. Alsdann wird sie wieder brauchbar; wenn man so viel Weingeist und salpetersaures Silber hinzusetzt, als verbraucht worden ist.

Wenn das Silber auf dem Glase vollkommen trocken ist, so wird es überstrichen, und zu diesem Ende ist Bienenwachs und Talg, in gleichen Quantitäten zusammengeschmolzen, vorzuziehen.

Der französische Boden, sagt Marx, ist, wenn er nach den allgemeinen bekannten Grundsätzen der Landwirthschaft angebaut wird, vollkommen im Stande, die Nahrungsmittel für die 36 Millionen Menschen, die ihn bewohnen, zu liefern, und eine erschöpfende Cultur desselben bedarf nicht, wie jetzt, zwei, sondern nur ein Drittel der natürlichen Arbeitskräfte. Die Kunstprodukte müssen sich aber offenbar verdoppeln, wenn die Anzahl der Producenten, die jetzt nur ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, sich durch Aufnahme der für den Landbau entbehrlichen Arbeiter verdoppelt. Es ist durch statistische Angaben zur Genüge bekannt, daß in England der Ackerbau höchstens ein Drittel der Bevölkerung in Anspruch nimmt und daß dieselbe Bodenfläche bei gleicher Fruchtbarkeit einen doppelt so großen Materialertrag liefert, als in Frankreich. Es folgt also aus diesen einfachen Thatsachen, daß Frankreich bei dem jetzigen Stande unserer technischen Kenntnisse seine Bodenprodukte eben so gut als seine Fabrikate zu verdoppeln vermag und daß bei einer gerechten Vertheilung des Gesamtertrages den ärmeren Volksklassen ein vollkommen genügendes Auskommen verschafft und gleichzeitig die Genüsse der höheren Stände noch vermehrt werden können. Uebrigens liegt der Verfall der französischen Landwirthschaft nicht etwa darin, daß den Landwirthsen die nöthige Bildungsfähigkeit fehlt, um den Engländern gleich zu stehen, sondern vielmehr in der übermäßigen Verflüchtelung des Grundeigenthums und der damit verbundenen Trennung des beweglichen und unbeweglichen Kapitals. Diese Bemerkungen sind allerdings geeignet, dem Glauben an die Möglichkeit und den Erfolg einer zweckmäßigen Organisation der Arbeit, durch welche die jetzt noch bestehenden schreienden Mißstände in unserem socialen Leben aufgehoben und beseitigt werden, zu befähigen. Wie lange jedoch der industrielle Kampf, welcher, wie behauptet wird, Zweck der menschlichen Gesellschaft ist, da ohne ihn die Menschen in dumpfe Trägheit versinken würden und ihre geistigen und körperlichen Anlagen unausgebildet blieben, bis zum Eintritte dieser Zeit mit ihrer schönen Harmonie aller edlen menschlichen Kräfte noch fortbauern wird, wer vermag das zu ermessen? Allein,

wenn nicht alle Hoffnung auf eine endliche göttliche Ausgleichung trügt und wenn das in die warme Menschenbrust gelegte Gefühl, welches an eine Harmonie in der Natur und der menschlichen Bestimmung, sowie an eine ewige Liebe der göttlichen Vorsehung glaubt, mehr als Ahnung ist, so wird diese Zeit kommen und dieser Kampf sein Ende erreichen!

(Verhandl. d. niederöster. Gewerbevereins, 1857, S. 279.)

Beschreibung einer Verbesserung im Prozesse der Glasverfilberung,

auf welche der nordamerikanische Consul Ludwig Marx in Bamberg am 23. Februar 1845 ein Privilegium für das Königreich Bayern auf 13 Jahre erhalten hat.

Die Erfindung besteht darin, daß man Silber, welches in Delen aufgelöst worden, auf Glas niederschlagen läßt.

Damit die Erfindung völlig verstanden und leicht ausgeführt werde, wollen wir die von uns angewandten Mittel angeben; zuvor aber müssen wir noch bemerken, daß die Erfindung sowohl in Spiegelfabriken als auch in andern Fällen, wo man Glas mit Silber überziehen will, Anwendung finden kann.

Es ist allgemein bekannt, daß der Prozeß der Glasverfilberung, wie er heute vermittelt des Quecksilbers wirkt, der Gesundheit sehr nachtheilig ist; es ist deshalb ein bedeutender Vorzug unserer Erfindung, daß sie nicht allein jenes der Gesundheit so nachtheilige Verfahren unnöthig macht, sondern auch die Mittel anzeigt, wodurch man Glas mit weniger Kosten und zugleich mit einem weit schönern Ueberzug einer Silberauflösung versehen kann.

Die Silberauflösung, welche wir in Gebrauch setzen, ist das allgemein bekannte salpetersaure Silber, und zu der Auflösung angewandten Oele sind das Cassien- und Gewürznelken-Öel. Mit einer Unze salpetersauren Silbers mischen wir eine halbe Unze Eierschorngeist, geben zwei Unzen Wasser dazu, und lassen diese Mischung

24 Stunden stehen. Dann wird sie durchgeseiht, mit 3 Unzen Alkohol (wir geben dem Weingeist oder dem Naphtha den Vorzug) verbunden, und es werden noch 20 bis 30 Tropfen Cassien-Öel hinzugefügt. Nach 5 oder 6 Stunden kann die Mischung angewendet werden; auch hat die Erfahrung und gelehrt, daß sie, wenn das Cassien-Öel hinzugeschüttet worden, nicht länger als 24 Stunden stehen sollte, wogegen die andern Bestandtheile derselben durch die Aufbewahrung zu gewinnen scheinen. Die Anwendung der Mischung geschieht nun auf folgende Weise: Nachdem wir das Glas in eine horizontale Lage gebracht haben, umgeben wir es von allen Seiten mit einem Damm von Glaserkitt oder einer andern passenden Masse, so daß die Auflösung die ganze zu überflüßigende Glasoberfläche von einem Achtel- bis zu einem Viertelzolle bedecken kann. Das Glas muß gereinigt und polirt sein, ehe man die Auflösung auflegt, und sobald dieselbe die zu überflüßigende Glasoberfläche bedeckt hat, müssen 6 bis 12 Tropfen Gewürznelken-Öel, welche zuvor mit Weingeist, im Verhältnisse von einem Tropfen Gewürznelken-Öel zu 3 Tropfen Weingeist (denn 6 bis 12 Tropfen Gewürznelken-Öel stehen in quantitativem Verhältniß zu der oben angegebenen Auflösung), verdünnt worden sind, an verschiedenen Stellen in die auf dem Glase befindliche Auflösung hineingetropfelt werden; oder kann das Gewürznelken-Öel auch zu der Auflösung hinzugefügt werden, ehe dieselbe auf das Glas geschüttet worden. Wir müssen nicht vergessen zu bemerken, daß, je mehr Gewürznelken-Öel angewendet wird, desto schneller das Silber präzipitirt wird; indessen ziehen wir es vor, daß der Niederschlag sich ungefähr in 2 Stunden bilde, und eine kurze Übung wird hinreichen, den Arbeiter zu befähigen, den Niederschlag in der hier angegebenen Periode zu realisiren. Es ist erforderlich, auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß eine qualitative Verschiedenheit der angewandten Stoffe auch eine quantitative Verschiedenheit zur Ausführung des Processes zur Folge haben muß; allein ein vorsichtiger Arbeiter wird mit Hilfe der hier gemachten Bemerkungen durch kurze Übung sich befähigen, deren Qualität zu bemessen; auch kann er dadurch, daß er die Auflösung

der respectiven Stoffe auf Glasstückchen probirt, erfahren, zu welcher Zeit das beste Resultat davon zu erwarten steht.

Da die zu verschiedenen Zeiten gekauften Quantitäten des Cassien-Öels in Qualität sehr von einander abweichen können, so halten wir es für nöthig, sich über jede gekaufte Quantität zu vergewissern, ob sie sich mit dem in Hirschhornwasser oder Geist aufgelösten salpetersauren Silber leicht mischen läßt oder nicht. Wenn sie sich leicht damit mischt, so ist sie brauchbar; wenn aber die Mischung flockig werden sollte, so muß man sie eine Zeit lang stehen lassen, und dann durchsiehen. Wir müssen noch bemerken, daß, obgleich wir gesagt haben, die Auflösung solle mit dem Glase in Berührung gebracht werden, wenn es sich in horizontaler Lage befinde, man sie dennoch auf dem Glase applizieren könne, wenn gleich dasselbe in anderer Lage sich befinde, vorausgesetzt, daß sie mit der Glasoberfläche in gehöriger Berührung bleibe; denn wir haben die Erfahrung gemacht, daß, selbst wenn man das zu überziehende Glas in eine beinahe vertikale Stellung bringt, und nur zwischen dem Glase und dem Deckel, der genau passen muß, zur Aufnahme der Auflösung einen kleinen Raum frei läßt, der Zweck dann einfach dadurch erreicht werden kann, daß man concentrirten Weingeist zur Auflösung anwendet. Der Deckel muß, wenn es angeht, genau passen und fest schließen, damit der Verlust des Weingeistes durch Verflüchtigung verhindert werde. Wir haben gefunden, daß Quendel- oder Kümmel-Öel, in geringer Quantität angewendet, dem Silber eine andere Farbe giebt und zu diesem Ende in einigen Fällen nützlich sein kann. Nachdem die Auflösung angewendet worden ist, wird sie abgeschüttet und 3 oder 4 Tage in einem verschlossenen Gefäße aufbewahrt. Alsdann wird sie wieder brauchbar, wenn man so viel Weingeist und salpetersaures Silber hinzufügt, als verbraucht worden ist.

Wenn das Silber auf dem Glase vollkommen trocken ist, so wird es überfirnißt, und zu diesem Ende ist Bienenwachs und Talg, in gleichen Quantitäten zusammengeschmolzen, vorzuziehen.

einer dichten, sondern nur zu einer brüchigen Masse verbunden würden. Diejenigen Käsetheile aber, welche die Milch mit sich entführt hat, werden mittelst des Siebes aufgefangen und nachträglich oben in den Klumpen eingeklopft. Dies geschieht, indem man mit dem Daumen ein Loch in die Mitte der Oberfläche bohrt, in welches die Krümmel nach und nach eingefestigt werden und sich mit dem Uebrigen gleichartig verbinden. Endlich wird die ganze Masse nochmals ein Weßchen gedrückt, dann ein in das Gefäß passender Holzdeckel aufgesetzt und auf diesen ein Gewicht gelegt, welches seiner Schwere nach derjenigen der Käsemasse ziemlich genau entspricht, eher etwas schwerer ist. Die so eingesezte Masse wird nun von Zeit zu Zeit umgefüllt und, das Obere nach unten gekehrt, wieder eingesezt, damit die noch vorhandenen Milchreste aus allen Theilen mit möglichster Vollständigkeit mechanisch entfernt werden. Es geschieht dabei leicht, daß der Deckel sich nach einer Seite hinneigt, weil die Masse noch nicht in allen ihren Theilen gleichmäßig verdichtet ist. In Folge dessen würde, sich selbst überlassen, der eine Theil mehr ausgedrückt werden als der andere. Dies zu verhüten, setzt man den Käse in den ersten 2 bis 3 Stunden alle 30 Minuten einmal in den folgenden 8 bis 10 Stunden noch zwei- bis dreimal um.

Nachdem er so 12 Stunden belastet gestanden, wird er ausgenommen und in Salzwasser gelegt. Man setzt dem Wasser so viel Salz zu, bis ein frisches Gähnerlein auf der Oberfläche frei und leicht schwimmt. Erfahrene Frauen haben aber die richtige Beschaffenheit schon im Gefühle, eben so wie manche andere Fabricationsmomente.

Ist der Käse zu wenig gesalzen, so wird er säuerlich-ranzig, überhaupt schärfer von Geschmack und die Oberfläche schon in den ersten 14 Tagen gelb. Die Klabe wird sprenkeltig und weich, die ganze Masse zäh oder lederartig dehnbar. Will man rasch verkaufen, so salzt man schwach, um das gute Ansehen der ersten Zeit zu nutzen. Hat man dagegen zu stark gesalzen, so scheldet der Käse eine Salzlage aus und wird weich. Ist dieser Prozeß aber gut überwunden, so nimmt der Käse einen guten

Geschmack an. Von den Strößen wird der stark gesalzene Käse sehr gern gekauft, weil er Durst erregt.

Nachdem die Käse aus der Blechform genommen worden, werden sie in kleine, runde Holzkübel von verhältnismäßig weitem Durchmesser und niedrigen Dauben, welche Salzwasser obiger Beschaffenheit enthalten, gegeben. Sind nun die Käse sehr umfanglich und von großem Hochdurchmesser, so läßt man sie in den ersten Tagen bis ungefähr zur Hälfte ihrer Höhe in diesem Wasser liegen. Die Höhe der Käse entspricht natürlich der Höhe der Blechformen, aus denen sie hervorgegangen sind. Waren diese niedrig, so werden auch die Käse dünner und könnten also in tieferen Bütten ganz ins Wasser zu liegen kommen. Nun entsteht aber die allbekannte flache Form der holländischen Käse, indem sich die noch nicht konsistent gewordene Masse allmählig verbreitert. Da aber aller Käse, wenn er leichter als das ihn umgebende Wasser ist, auf demselben schwimmt, so sorgt man, daß das Wasser nie zu hoch in den Bütten stehe, damit der Käse aufliegend einen Gehalt von unten bekomme und dadurch sich in sich selbst von oben und unten zusammensetze.

Gleich nachdem der Käse ins Wasser gelegt worden, wird er mit einer Quantität groben Kochsalzes ziemlich stark bestreut. Alsdann wendet man den Käse alle 12 Stunden um und läßt ihn umgekehrt liegen. Die Dauer dieses Bades richtet sich darnach, ob man Aussicht hat, den Käse bald zu verkaufen. Will man ihn salzen, was man gut salzen nennt, so läßt man z. B. einen 20pfündigen Käse fünf Tage im Wasser und vier Tage auf der nachfolgenden Dampf liegen.

Aus dem Salzwasser kommt er nämlich auf die Trockenbank und wird auch hier mit grobem Salz bestreut, dann allemal nach 24 Stunden wieder umgewendet, und, zum Ersatz des mittlerweile absorbirten Salzes, frisch bestreut.

Nach dem vierten Tage wird er mit einem Borstbesen abgewaschen, darauf, um die verunzierenden Unebenheiten von der Oberfläche zu entfernen, mit einem Messer ein wenig geschabt, und das Abgeschabte mit der Hand über

werden zu diesem Zwecke die Steinkohlen mit einer Lösung von Chlormagnesium (Mutterlauge der Salinen oder des Meerwassers) befeuchtet. Die bei der Verbrennungstemperatur aus dem Chlormagnesium sich entwickelnde Salzsäure verbindet sich mit dem gleichzeitig entstandenen Ammoniak zu Salmiak. Die Verbrennungsgase werden aus dem Rauchfang in eine Kammer geleitet, — vielleicht unter Mitwirkung eines Erhauftors, — worin sich der Salmiak absetzt, der durch Sublimation gereinigt wird. Bei Steinkohlen, die größere Mengen von Thon unter ihren mineralischen Bestandtheilen enthalten, wird Kochsalzlösung die Stelle der Chlormagnesiumlösung vertreten können. In Gegenden, wo man, wie in Belgien und am Rhein, den Steinkohlengrub mit Thon zusammengetretet (als Klüden oder Klüden) verbrennt, möchte ein Zusatz von Kochsalz besonders anzupfehlen sein, um einen an Salmiak sehr reichen Ruß zu erhalten.

Bei der Verleitung des Leuchtgases aus Steinkohlen wird man das nämliche Princip anwenden können und der Reinigung des Gases von Ammoniak überhoben sein.

Auch bei der Destillation von Knochen, bei der Herstellung von Blutkohle &c. wird man wahrscheinlich mit Vortheil Chlormagnesium zuschlagen, um als Produkt der Destillation sofort Salmiak zu erhalten.

Für Salinen und Sodafabriken, die auf Steinkohlenfeuerung eingerichtet sind, und überhaupt für Fabriken, die billiges Chlormagnesium verschaffen können, möchte die Einführung eines Verfahrens, das sich auf das erwähnte Princip stützt, einen großen Gewinn abwerfen.

Kuhlmann hat versuchsweise die Fabrikation von Salmiak, zum Theil mit Hilfe des Stickstoffs der Steinkohle, in seinen Fabriken eingeführt. Die aus den zum Brennen der Knochen dienenden Oefen austretenden, mit den Verbrennungsgasen der Steinkohlen gemischten Dämpfe strömen, bevor sie in den Schornstein gelangen, durch einen großen feineren Behälter, in welchem durch eine Art Schöpfrad beständig Manganchlorürlösung (der Rückstand von der Chlorbereitung) gehoben und in Form eines Regens ausgegossen wird. Diese Lösung entzieht den Dämpfen das Ammoniak, und zwar nicht bloß das durch die Ver-

kohlung der Knochen erzeugte, sondern auch das in der Fehrerung aus der Steinkohle entstandene Ammoniak. Die Flüssigkeit enthält Salmiak, kohlensaures Manganoxydul, Schwefelmangan, Ruß &c. und wird auf Salmiak verarbeitet. Ob das condensirte Ammoniak im Allgemeinen die Kosten bezahlt macht, oder einen Gewinn gibt, kann der Verfasser nicht entscheiden, da die bisher erlangten Resultate je nach der Qualität der angewendeten Steinkohle sehr verschieden waren. Zur Verringerung des aus dem Schornstein abziehenden Rauches wirkt es entschieden günstig.

(Würgb. gemeinnütz. Wochenschr., 1858, S. 265.)

Das caucasische Insectenpulver *).

Das sogenannte persische, richtiger caucasische, Insecten- oder Flohpulver ist schon seit langer Zeit bei den Völkern Transcauciens bekannt, unter dem Namen „Gul-rila.“ Es ist dort, im Paradiese des Ungelesers, ein bedeutender Handelsartikel und es gehen davon jetzt, nicht allein in's Innere von Rußland große Quantitäten, sondern auch nach Deutschland und Frankreich. Besonders in Wien ist eine Hauptniederlage. Das im frischen Zustande größtenteils Pulver von grüner Farbe und penetrantem Geruch ist die zermahlene Blume von Pyrethrum carneum und roseum, das auf den Bergen Transcauciens in der Gegend von Jalki, Dschelal-Dglu, Karaklis in 5000 bis 6000 Fuß Höhe wächst. Das Pulver hat die Eigenschaft, alle Insecten in kurzer Zeit zu betäuben und in Folge dessen zu tödten. Es ist in den Zimmern und Betten gestreut, ein Gift für Käse, Fische, Wanzen, Fliegen, Motten &c. In den Militärhospitälern heißer Länder ist es nicht genug zu empfehlen, um bei frischen und alten Wunden der Wadenbildung vorzubeugen, — und um so unschätzbare, da seine Anwendung keinen

*) Wir danken diese Notiz der sehr freundlichen Mittheilung unseres Landmannes, des Herrn Dr. Noobt, L. L. russischen Hofraths &c., welcher lange in Caucassen auf's Ersprißlichste gewirkt und nun in der Nähe von Kischin-hall seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Nummern d. Med.

Nachdem wir so das Wesen unserer Erfindung und die zu ihrer Ausführung anzuwendenden Mittel beschrieben haben, erklären wir schliesslich, daß es nicht unumgänglich nöthig ist, sich genau auf die hier angegebenen Einzelheiten zu beschränken, wenn nur der eigenthümliche Charakter der Erfindung, nach welcher das in Oelen aufgelöste Silber auf dem Glase präzipitirt wird, beibehalten wird.

Die Fabrikation des holländischen Käses im Cleve'schen.

Dr. Victor Jakobi hat im Jahre 1846 die nachstehenden Aufzeichnungen über die früher geheim gehaltene Fabrikation des holländischen Käses von einer als treffliche Käserin und tüchtige Hausfrau gerühmten Cleverin erhoben und im sechsten Hefte des vorjährigen hannoverschen Journal für Landwirtschaft mitgetheilt.

Die Milch wird, so wie sie um 4 Uhr Morgens, 10 $\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags und 5 Uhr Nachmittags von den Kühen kommt, durch ein Haarfieb in einen Kübel geschlagen und Kälberlab, eine kleine runde Obertasse auf 75 babilische Maß*) zugesetzt. Die darauf eintretende Abscheidung des Käsestoffes schwankt je nach der Temperatur zwischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Stunde. Nun setzt sich die den Käsestoff enthaltende dicke Milch zu Boden und das Käsewasser, auch Way genannt, schwimmt oben auf. Alsdann wird, je nach der Temperatur der Jahreszeit mehr oder minder warmes Wasser zugesetzt, auch richtet sich die Menge desselben nach der Fettigkeit der Milch. Deshalb wird im Frühjahr mehr, im Herbst weniger zugegossen und durch ein mittelst der Erfahrung sich bildendes Urtheil die rechte Mitte bestimmt. Das Zugießen geschieht nach und nach und sorgt man durch Umrühren dafür, daß sich die heiße Zuthat möglichst im Bereiche des Way erhalte, damit der Käsestoff nicht verbrenne. Durch das warme Wasser scheidet sich letzterer immer mehr von ersterem ab und wird niedergeschlagen. Hat die Masse nun eine Viertelstunde gestanden, so wird der Way abgeschöpft und nur der letzte Rest durch Abgießen entfernt. Damit der Käsestoff sich besser setze, wird alsdann die Masse mit ei-

*) 100 babilische Maß = 140,3 bayrer. Maß. Anm. d. Red.

nem hölzernen Messer kreuz und quer durchschnitten. Ist dies geschehen, so fährt man mit einer hölzernen Ruthe in die Masse, so daß sich jene abwechselnd füllt und leert. Durch ein langsames Hin- und Herbewegen der Ruthe zertheilt sich die geschlossene Masse in kleinere Klumpen, und ist sie auf diese Weise ziemlich durchgearbeitet, so zertheilt man sie durch leichtes Handquetschen noch mehr.

Alsdann wird ringsum an der Oberfläche wieder warmes Wasser aufgegossen, darauf die Käsemasse noch etwas mit der Hand umgerührt. Durch das warme Wasser erhält die Käsesubstanz eine noch etwas größere Festigkeit. Erhitzt man sie aber zu sehr, so erhält der Käse später nicht die wünschenswerthe Porosität im Innern, wird spröde und mehr weiß als gelblich. Hat sich darauf der Käsestoff nach einer Viertelstunde aus dem oben stehenden Way niedergeschlagen, so wird die Masse mit beiden Händen nach der Wand des Kübels hingeholt und ausgebrückt, wodurch man allen Way entfernt, welcher nun mit einer Ruthe abgenommen und durch ein Haarfieb geschlagen wird, auf welchem sich der noch im Way schwebende Käsestoff absetzt. Den Way sammelt man in einem besonderen Kübel.

Nun hat man die Käsestoffmasse in Gestalt eines unförmlichen Klumpens extrahirt, welcher in eine Blechform, am Rande und im Boden mit einigen Löchern versehen, Form gethan und dann in Partien, wie sie die Größe der Blechform bedingt, geknetet wird. Das Kneten geschieht vorläufig in einer Mulde; später wird es aber in der Blechform noch wiederholt. Hierdurch scheiden sich Milchreste ab, in denen noch hinlängliche Buttertheile enthalten sind, um in manchen Haushalten den nöthigen Bedarf an Speise und Kochbutter zu liefern. Das Knetende Drücken wird so lange fortgesetzt, bis man den Klumpen bis ziemlich untenhin von Milch befreit hat. Alsdann besitzt er die nöthige Festigkeit, um die Form in Blechgefäßen mit Leichtigkeit anzunehmen. Man stößt ihn aber nochmals aus, thut ihn wieder in die Form und brückt ihn noch eine Weile aus.

Das Drücken muß deshalb so wiederholt und allmählich geschehen, weil sich ohne dies die Käsetheile nicht so

Stoffe dazu kauft, wohl in Acht nehmen, daß er nicht eine geringe, wenn auch äußerlich gut aussehende Waare als gut kauft. So unangenehm es übrigens für Manchen sehr mag, daß eine Täuschung sehr schwer zu erkennen ist, so hat dies doch auch seine gute Seite, weil es Redlichkeit und Ehrlichkeit wieder zur Geltung bringt. Je mehr die Fortschritte der Industrie die Mittel an die Hand geben, Täuschungen über den inneren Gehalt der Waaren zu verdecken, um so mehr Werth hat es, Einkäufe bei solchen Geschäftleuten zu machen, von welchen man gewiß weiß, daß sie nicht die schlechte Waare als gut verkaufen und daß deshalb auch sie bei ihren Einkäufen darauf halten, ihre Bezüge von solchen Verfertignern der Waaren zu machen, welche auf Redlichkeit im Verkehr bedacht sind. Dem kaufenden Publikum läßt sich hiernach kein besserer Rath ersellen, um vor Betrug gesichert zu sein, als daß Jeder nur da kauft, wo er von der Redlichkeit und Einsicht des Verkäufers zum Voraus überzeugt sein kann.

(Gewerbeblatt aus Württemberg, 1858 Nr. 10.)

Composition für Phosphorzündhölzchen, von Hochstätter,

worauf dieser am 2. Juli 1857 für Frankreich ein Patent erhielt.

Sie besteht aus:

Chromsaures Kali	4 Theilen
Chlorsaures Kali	14 „
Bleisuperoxyd (braunem Bleioxyd)	9 „
rothem Schwefelantimon (Kermes) *)	35 „
gemahlener Bimsstein oder gestossenem Glas	6 „
arabischem Gummi	4 „
Wasser	16 „

Man weicht das Gummi zehn Stunden lang in dem kalten Wasser ein, damit es sich auflöst; man nimmt die Hälfte von dieser Lösung und vermischt sie innig mit dem Chromsauren Kali und dem Chromsauren Kali.

Die zweite Hälfte der Gummilösung vermischt man

*) Wird Goldschwefel heißen sollen. Kermes ist das braune Schwefelantimon. (D. R. d. Gewerbebl. a. W.)

innig mit dem Bleisuperoxyd, dem rothen Schwefelantimon und dem gemahlenen Bimsstein oder gestossenem Glas. Dann rührt man das Ganze zu einer innigen Mischung zusammen.

Alles dieses geschieht in der Kälte.

Die vorher mit Schwefel und mit Stearin oder Wachs überzogenen und getränkten Zündhölzchen werden in obige Composition getaucht, welche auf einer feineren Platte oder in einem geeigneten Gefäß ausgebreitet ist.

Das Eigenthümliche der Hochstätter'schen Zündmasse würde somit in der Anwendung des sogenannten rothen Schwefelantimons bestehen, da, so viel wir wissen, speziell diese Schwefelverbindung des Antimons für Zündmassen nicht angewendet worden ist.

(Gewerbebl. aus Württemb., 1858, S. 185.)

Rauchverzehrende Feuerung.

Es gehört gegenwärtig zu den wichtigsten Aufgaben der Technik, bei der Feuerung den Rauch der Brennstoffe zur vollständigen Verbrennung zu bringen und es sind darüber seit Jahren allwärts viele Versuche angestellt worden, die da und dort die mögliche Lösung der Aufgabe in Aussicht gestellt haben.

Zu diesen zählen unstreitig mit Vorzug die Feuerungseinrichtungen, womit sich unser ausgezeichnetester Bergmeister Herr Sailer in Maximilianshütte zu Bergen seit lange beschäftigt, und wornach die von ihm sehr rationell betriebene Pultfeuerung den Weg zur Lösung jener Aufgabe angebahnt hat; denn bei dieser ist es möglich, das frisch ausgegebene Brennmaterial nicht auf die bereits erzeugte Gluth, sondern hinter oder unter der Flamme einzuführen, wodurch der erzeugte Rauch verbrannt wird, weil er unter und durch die Gluth geführt wird. Hiernach hat Derselbe eine Feuerungs-Construction entworfen, nach welcher das Brennmaterial anstatt wie bisher immer von oben, das heißt auf die bereits erzeugte Gluth, nun von unten in den Roß eingeführt wird. Sie ist von einer vor drei Jahren in Zeitschriften publicirten, in ähnlicher Absicht vorgeschlagenen Methode von Dumeri, ganz verschieden und viel versprechend. Wir werden nicht säumen, seiner Zeit, was uns darüber zukommt, mitzutheilen.

die Oberfläche zur Ausgleichung der kleinen Vertiefungen gestrichen.

Der also zubereitete Käse kommt nun in die letzte Station, die Trockenkammer, wo er bei erträglicher Temperatur täglich einmal, bei großer Hitze aber zweimal umgelegt wird. Auch wäscht man ihn täglich einmal mit einem in Salzwasser getauchten und gelinde ausgerungenen, leinenen Tuche jedesmal an der obenliegenden Seite ab, wobei man das Tuch nach der Wäsche von 6 bis 7 Käsen wieder ausbadet. Bei großer Hitze geschieht das Abwaschen zweimal. Diese Operation geschieht mit Rücksicht auf die aus dem Innern des Käses, durch Gährung an der Oberfläche entstehende Schimmelbildung, die bei Vernachlässigung grün wird und dem Käse ein unappetitliches Ansehen gibt.

Nach Verlauf einiger Zeit, die im Durchschnitt 14 Tage dauert, hat der Käse eine gelbe Farbe angenommen und wird alsdann täglich nur einmal umgelegt und abgewaschen. Jetzt ist er handelsfertig.

Die Bretter — um dies und einiges Andere zum Schluß noch zu bemerken — die Bretter, auf welchen die frischen Käse in der Trockenkammer liegen, werden alle 5 bis 6 Tage mit kaltem Wasser abgewaschen und an der Luft getrocknet, weshalb man mit einem hinreichendem Vorrathe derselben zum Wechseln versehen sein muß.

Der Fußboden der Trockenkammer wird, um Kühlung im Raume zu erhalten, bei hellem Wetter am Morgen mit kaltem Wasser abgeschwemmt. Uebrigens richtet es sich sehr nach der Lage der Kammer, je nachdem sie mehr oder minder der Küche nahe oder — da die Gebäude ursprünglich nicht mit Rücksicht auf die noch nicht 30 Jahre alte Branche angelegt wurden — ob die Kammer einer der wärmeren Himmelsgegenden zugewendet ist, ob das Abschwemmen täglich einmal, mehrmal, oder bei ganz günstigen Verhältnissen auch gar nicht zu geschehen braucht. Kühl- und Dunkelhalten sind bei hellem Wetter sehr zu beobachten und dann der Schutz gegen das Einbringen der Fliegen. Es entsteht nämlich bei solcher Temperatur in den Käsen eine Umwandlung, in Folge deren im Innern leicht eine Trennung der Masse vorgeht, die sich zu großen flachen Höhlungen erweitert und sich

äußerlich durch entsprechende Erhöhungen kenntlich macht. Damit behaftete Käse nennt man gerissene. Um dieses Uebel möglichst wieder auszugleichen, muß man die Käse sehr kühl halten; denn wenn man dies nicht veranlaßt, so setzen sie sich nach einiger Zeit wieder. Ehe dies geschehen, darf man ja nicht anschneiden. Obwohl sich auch die Schmachtfügigkeit dadurch wieder bessert, so kommt sie doch derjenigen ganz gesund gebliebenen Käses nie gleich. Dieser hat das Ansehen gut aufgegangenen Weißbrodes, zergeht im Munde mit Leichtigkeit, hat die guten Käse eigenthümliche Süße und eine leichte ins Gelbe spielende Weiße der Farbe.

(Landwirthschaftl. Corresp.-Bl. f. Bab., 1857, S. 188.)

Notizen.

Ueber Ammoniakgewinnung aus Steinkohlen.

Von Hnd. Wagner.

Die Wichtigkeit der Condensation des Ammoniaks, das in den Verbrennungsgasen der Steinkohlenfeuerungen in beträchtlicher Menge enthalten ist, wurde von mir bereits bei einer anderen Gelegenheit hervorgehoben. *) Wenn es nun auch seitdem nicht gelungen ist, ein Verfahren ausfindig zu machen, um jene Condensation mit möglichst wenig Kosten zu bewirken, so deuten doch im Kleinen angestellte Versuche darauf hin, daß nach folgender Methode eine vollständige Verdrängung des Ammoniaks erzielt werden könne: Eine Entziehung des Ammoniaks der Verbrennungsgase dadurch, daß man dieselben über Gyps, Eisenvitriol, verwitterte Braunkohle u. dgl. leitet, wird immer große Schwierigkeiten darbieten; es scheint daher vorthellhafter, sogleich bei der Verbrennung der Steinkohlen dahin zu streben, daß das Ammoniak in den Verbrennungsgasen in Gestalt eines leicht verdrängbaren Ammoniaksalzes — Salmiak — enthalten sei. U

*) Siehe Kunst- und Gewerbeblatt, 1847, S. 244.

zu diesem Zwecke die Steinkohlen mit einer Lösung von Chlormagnesium (Mutterlauge der Salinen oder erwässert) befeuchtet. Die bei der Verbrennung aus dem Chlormagnesium sich entwickelnde Salzsäure verbindet sich mit dem gleichzeitig entstandenen Ammoniak zu Salmiak. Die Verbrennungsgase werden am Anfang in eine Kammer geleitet, — vielleicht unter Leitung eines Erhauftors, — worin sich der Salmiak durch Sublimation gereinigt wird. Bei Steinkohlen die größere Mengen von Thon unter ihren übrigen Bestandtheilen enthalten, wird Kochsalzlösung alle der Chlormagnesiumlösung vertreten können. Jedoch, wo man, wie in Belgien und am Rhein, Kohlengruß mit Thon zusammengeknetet (als Klößen) verbrennt, möchte ein Zusatz von Kochsalz es anzupfehlen sein, um einen an Salmiak sehr reichhaltigen Ruß zu erhalten.

Bei der Bereitung des Leuchtgases aus Steinkohlen kann das nämliche Prinzip anwenden können und Reinigung des Gases von Ammoniak überflüssig sein. Auch bei der Destillation von Knochen, bei der Herstellung von Blutkohle etc. wird man wahrscheinlich mit Chlormagnesium zuschlagen, um als Produkt der Destillation sofort Salmiak zu erhalten.

In Salinen und Sodafabriken, die auf Steinkohlenfeuer eingerichtet sind, und überhaupt für Fabriken, in denen Chlormagnesium verschaffen können, möchte die Anwendung eines Verfahrens, das sich auf das erwähnte Prinzip stützt, einen großen Gewinn abwerfen.

Uhlmann hat verschiedentlich die Fabrikation von Ammoniak, zum Theil mit Hilfe des Stickstoffs der Steinkohlen in seinen Fabriken eingeführt. Die aus den zum Verbrennen der Knochen dienenden Oefen austretenden, mit Verbrennungsgasen der Steinkohlen gemischten Dämpfe, bevor sie in den Schornstein gelangen, durch einen feinen Netzen Behälter, in welchem durch eine Art Rad beständig Manganoxhydratlösung (der Rückstand der Chlorbereitung) gehoben und in Form eines Nebels ausgeblasen wird. Diese Lösung entzieht den Dämpfen Ammoniak, und zwar nicht bloß das durch die Ver-

Verbrennung der Knochen erzeugte, sondern auch das in der Feuerung aus der Steinkohle entstandene Ammoniak. Die Flüssigkeit enthält Salmiak, kohlensaures Manganoxhyd, Schwefelmangan, Ruß etc. und wird auf Salmiak verarbeitet. Ob das condensirte Ammoniak im Allgemeinen die Kosten bezahlt macht, oder einen Gewinn gibt, kann der Verfasser nicht entscheiden, da die bisher erlangten Resultate je nach der Qualität der angewendeten Steinkohle sehr verschieden waren. Zur Verringerung des aus dem Schornstein abgehenden Rauchs wirkt es entschieden günstig.

(Wüzb. gemeinnütz. Wochenschr., 1858, S. 265.)

Das caucasische Insectenpulver *).

Das sogenannte persische, richtiger caucasische, Insecten- oder Flohpulver ist schon seit langer Zeit bei den Wildern Transcauciens bekannt, unter dem Namen „Gul-rila.“ Es ist dort, im Paradiese des Ungeziefers, ein bedeutender Handelsartikel und es gehen davon jetzt, nicht allein in's Innere von Rußland große Quantitäten, sondern auch nach Deutschland und Frankreich. Besonders in Wien ist eine Hauptniederlage. Das im frischen Zustande größtenteils Pulver von grüner Farbe und penetrantem Geruch ist die zermahlene Blume von Pyrethrum carneum und roseum, das auf den Bergen Transcauciens in der Gegend von Baki, Dschelal-Dglu, Karaklis in 5000 bis 6000 Fuß Höhe wächst. Das Pulver hat die Eigenschaft, alle Insecten in kurzer Zeit zu betäuben und in Folge dessen zu tödten. Es ist in den Zimmern und Betten gestreut, ein Gift für Käuse, Flöhe, Wanzen, Fliegen, Motten etc. In den Militärhospitälern der kaiserlichen Länder ist es nicht genug zu empfehlen, um bei frischen und alten Wunden der Wadenbildung vorzubeugen, — und um so unschätzbarer, da seine Anwendung keinen

*) Wir danken diese Notiz der sehr freundlichen Mittheilung unseres Landmannes, des Herrn Dr. Noodt, I. L. russischen Hofraths etc., welcher lange in Caucasiens auf's Größtgewirkte gewirkt und nun in der Nähe von Astrachan seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Amerl. d. Med.

nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen äußert und nur in großen Mengen und verschlossenen Schlafzimmern ausgestreut, etwas Eingenommenheit des Kopfes verursacht, ähnlich blühenden Blumen und frischem Geruch. Man bedient sich desselben schon längere Zeit beim Einsammeln der Insecten, sowohl um dieselben schnell zu tödten, als auch gegen andere Insecten zu conserviren und kann zu diesem Gebrauch, so wie auch in Herbarien und anderen naturhistorischen Sammlungen, da auch Ameisen schnell davon sterben, nicht genug empfohlen werden. Innerlich angewendet zeigt es sich gegen den Bandwurm unwirksam, gegen Ascariden zeigte sich ein concentrirtes Infusum dieses Pulvers (als Klystier) von Nutzen, ebenso eine Einspritzung gegen Wadenbildung im äußeren Gehörgange von ausgezeichnete Wirkung.

Leider hat sich die Industrie auch schon dieses Pulvers bemächtigt. Der Bedarf war in der letzten Zeit so groß, daß die Einsammler, um der Nachfrage zu genügen, die Quantität dadurch zu vermehren suchten, daß sie nicht allein die Blumen, sondern auch Stiel und Blätter zermahlten, wodurch natürlich die Qualität nicht gewann. Noch gehaltloser wird aber das Pulver dadurch, daß die Kaufleute in Deutschland die frischen Sendungen mit alter verlegener Waare vermischen. Dieses Pulver, wie es in Deutschland in der Regel verkauft wird, ist in Farbe, Geruch und Wirksamkeit ein, vom asiatischen sehr verschiedenes Product, ebenso verschieden wie der Preis beider. Auf dem Bazar in Tiflis kostet das russische Pfund 20 Kreuzer, an Ort und Stelle das Pud (35 Pfund Zollgewicht) 5 Rubel Silber.

Ueber Anwendung des Wasserglases statt der Seife bei der Wäsche.

Anknüpfend an jene Mittheilung über diesen Gegenstand, welche uns im vorigen Jahre von Hr. Dr. Wittlpp in Berlin zukam*), entnehmen wir den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen 1857 S. 130 nachfolgende Notiz des Regierungs-

ratheß Rathgraf über die in der kgl. Strafanstalt zu Spandau angestellten Versuche, Wasserglas zum Reinigen der Wäsche anzuwenden, — und über die dadurch erzielten Resultate. In der Anstalt werden wöchentlich 5936 Stück Wäsche gereinigt. Die Kosten für das Einweichen betrugen nach der früheren Methode für Seife und Lauge wöchentlich 9 Thlr. 12 Sgr.; 3 Pfund mit Wasserglaslauge aber nur 2 Thlr. 18 Sgr., 5 Pf. mithin weniger 6 Thlr. 12 Sgr. 10 Pf., was für ein Jahr in runder Summe ein Ersparniß von 300 Thalern ergibt. Die Wäsche wird 24 Stunden lang in einer Mischung von 1 Pfund Wasserglas und 100 Pfund Wasser eingeweicht, dann mit Seife nachgewaschen, gespült und getrocknet. Eine nachtheilige Einwirkung des Wasserglases auf die Wäsche ist bis jetzt nicht bemerkt worden, wohl aber die vortheilhafte, daß diejenige Wäsche, welche aus gebleichten Leinen besteht, viel weißer wird, als bei dem Einweichen in Aschenlauge.

Die Resultate der Versuche jedoch, welche im Waschhause des kgl. Charitékrankenhauses zu Berlin mit Wasserglas angestellt wurden, fielen nicht günstig aus, was darin seinen Grund haben mag, daß die Wäsche dieser Anstalt wegen der eigenthümlichen Unreinlichkeiten nur mit Soda und nicht mit Seife gewaschen wird, mit welcher ersteren das Wasserglas nicht concurriren soll und kann. Im gleichen Sinne lauten auch die Gutachten, welche die Fabrikbesitzer Löwe und Stephan über die Anwendung des Wasserglases beim Waschen einbrachten, gegen die Surrogirung des Wasserglases für Soda.

Das Talgschmelzen in Seifensiedereien.

Trotz mancher Vorschläge und Versuche, welche in neuerer Zeit gemacht worden sind, um die beim Talgschmelzen in Seifensiedereien entstehenden, die Nachbarschaft so sehr belästigenden, übel riechenden Ausdünstungen zu verhüten, ist doch noch keine Vorrichtung zu diesem Zwecke bekannt, die als eine so bewährte und leicht ausführbare bezeichnet werden könnte, daß dadurch das Publikum vor solchen Ausdünstungen gehörig geschützt wäre, ohne dem Fabrik-

*) Siehe Kunst und Gewerbeblatt 1857 Seite 95.

entweder allzu große Kosten oder Hemmungen im
be verursachen zu müssen.

Ranche von den zu genanntem Zwecke empfohlenen
Plätzen mögen allerdings von der Art sein, daß
die üble Ausbünstung für das Publikum wenig
ist nicht mehr wahrnehmbar wird; trotzdem aber
s gewagt, für der Aufmerksamkeit der Gewerkspoli-
tischen zu empfehlen, weil voraussichtlich entweder
erstellung so kostspielig ist, oder ihre Ausbünstung
im schnellen ungehinderten Gang im Talgschmelzen
bernd einwirkt, daß eine etwaige Verordnung bezüg-
licher Verhütung von den Seifensiedern auf jede mög-
lichst umgangen würde.

Als das sicherste und zweckmäßigste Mittel, um allen
beten Klagen hinsichtlich der üblen Ausbünstungen
eisenfledereien und ähnlichen Anstalten vollkommen-
sen, ist für Orte, in welchen mehrere Seifensieder
die Herstellung eines gemeinschaftlichen Schmelz-
außerhalb des Ortes zu bezeichnen. Die Kosten
solchen Gebäudes sind in keinem Falle beträchtlich,
es sind hierzu keine kostspieligen großen Gebäude
; man bedarf nur des Raumes für einen Ofen mit
Kessel und hinreichend hohem Kamine, für eine
und Presse, eines Stübchens für den Arbeiter
des Raumes für die Aufbewahrung des Fettes.

In solches gemeinschaftliches Schmelzhaus wäre für
seffenden selbst von großem Vortheil; sie gewännen
Raum in ihren Wohnhäusern und gelangten zu
n Miethserträgen für die Wohnungen; sie wür-
Arbeitslohn, Zeit und Brennmaterial ersparen.

Da es jedoch bekannt ist, wie schwierig in manchen
die Association unter den Gewerbetreibenden zu
schafflichem Zwecke zu erzielen ist, so dürften außer
geführten Vorschläge noch folgende Mittel zur Ver-
der belästigenden Ausbünstungen beim Talgschmel-
eignet werden.

Errichtung hoher Kamine von 30 bis 40 Fuß Höhe
im Dache; Anbringung eines Schlotmantels über
Schmelzkessel; Schmelzen des Talges mittelst Dampf

und Ableitung der Dämpfe durch ein Dampfrohr aus
den verschlossenen Kesseln oder Gefäßen zum Schmelzen.

Die Errichtung eines gehörig hohen, gut ziehenden
Kamines und die Anbringung eines Mantels über dem
Schmelzkessel möchte die Unannehmlichkeit der entweichen-
den Dämpfe für die Nachbarschaft, wenn auch nicht ganz
beseitigen, doch beträchtlich vermindern; diese Mittel könn-
ten wohl in jeder Talgschmelzerei ohne zu große Kosten
für dieselbe und ohne die Operation des Schmelzens zu
erschweren, angewendet werden.

Was das Schmelzen des Talges mittelst Dampf in
verschlossenen Gefäßen und Ableitung der Dämpfe durch
ein Dampfrohr anbelangt, so möchte dasselbe besonders
für größere Etablissements angezeigt sein.

Ueber Anfertigung künstlicher Rothstifte.

Gewöhnlich bedient man sich zu den Rothstiften
oder Rothstiften des natürlich vorkommenden Rothels, welcher
ein inniges Gemenge von Thon und rothem Eisenoxyd ist.
Dieses Gemenge ist aber nicht von gleicher Festigkeit, sondern
oft zu hart und daher zum Schreiben und Zeichnen fast
unbrauchbar, deshalb sind die künstlichen Rothstifte, denen
man eine beliebige Härte geben kann, den aus Rothel ge-
schuittenen vorzuziehen.

Zur Verfertigung derselben ist es nicht notwendig,
den Rothel zu wählen, wiewohl auch dieser brauchbar ist,
sondern man nimmt ein Eisenoxyd, welches unter dem
Namen Glaskopf oder Blutstein vorkommt. Von diesem
Blutsteine ist solcher auszuwählen, der die rotheste Farbe
und eine vollkommen faserige Textur hat. Solchen Blut-
stein stößt man naß in einem steinernen oder eisernen
Mörser so fein als möglich, rührt das Pulver mit einer
größeren Menge reinen Wassers an und gleßt das Ganze
durch ein feines Sieb, damit alle noch zu grobe Körner
zurückbleiben. Die durchgelaufene, in einem Gefäße auf-
gefangene flüssige Masse wird mit noch mehr Wasser ver-
setzt, stark umgerührt und nach etwa 10 Secunden in ein
anderes tiefes Gefäß, am zweckmäßigsten von Glas, abge-
gossen. Hierbei haben sich alle gröberen und daher schwe-

Zweckmäßige Methode, Billardkugeln gelb zu färben, nach Dr. Winkler.

Man löst 2 Drachmen Pikrinsäure in 12 Drachmen siedendem Wasser. Anderntheils verdünnt man 1 Drachme concentrirte englische Schwefelsäure mit 9 Drachmen hellem Wasser und legt die frisch abgeschliffene Billardkugel ein, dreht sie öfters in der Flüssigkeit um, damit dieselbe überall eindringen kann, nimmt sie dann heraus und trocknet sie ab. Die trockne Kugel bringt man nun in obige helbe Pikrinsäurelösung, dreht sie ebenfalls öfters um und läßt sie so lange in der Lösung, bis sie gleichmäßig gelb gefärbt erscheint. Ist dieses der Fall, so nimmt man die Kugel heraus, trocknet sie und polirt dann mit Seifenwasser und feinst gemahlener Kreide so lange, bis der gewünschte Glanz eingetreten ist. Die nach dieser Methode gefärbten Billardkugeln besitzen nach dem Poliren eine dunkel citronengelbe, sehr haltbare Farbe.

(Polytechnische Centralhalle, 1858 Seite 56.)

Neueste Verordnung des k. b. Staatsministeriums des Innern über die Anwendung der Steinpappe zur Dacheindeckung.

(Auszug.)

Im Hinblick auf die Erfahrungen, welche bezüglich der Anwendung der Steinpappe zur Dacheindeckung bereits in anderen Staaten gemacht worden sind, sowie das Ergebnis der hierüber in dem Königreiche selbst angestellten Untersuchungen wird die Steinpappe zur Dacheindeckung vorerst bei einzeln stehenden, wenigstens 90' von andern entfernten Gebäuden unter der Bedingung allgemein zugelassen, daß zur Einschälung nur 6" breite, gesäumte Bretter verwendet werden, die Dachungen eine Höhe nicht unter einem Sechstel der Breite des Gebäudes erhalten und nur gutes, Dauerhaftigkeit und Feuerfestigkeit bietendes Material angewendet wird. In letzterer Beziehung wird bemerkt, daß die Steinpappe biegsam und beim oftmaligen Umblegen nicht brechen soll, und daß die Erlassung weiterer Bestimmungen zur Sicherung der Vorschrift bezüglich der Verwendung guten Materials vorbehalten werde.

München, den 15. Mai 1858.

Privilegien.

Gewerbssprivilegien wurden verliehen:

unter'm 8. Mai 1. Jg. dem Hammergutsbesitzer Joseph Schöber von Gellzechen, auf Ausführung seiner Erfindung, bestehend in Benützung der Gichtgase durch deren Zurückführung in die Formöffnung des Hochofens, für den Zeitraum von 10 Jahren, und

dem Ingenieur Wilh. Heinrich Christian Voss von Augsburg auf Ausführung seiner Erfindung, bestehend in einem eigenthümlich construirten sogenannten Reactionswasserrad, für den Zeitraum von 5 Jahren.

(Reggbl. Nr. 22 v. 14. Mai 1858.)

unter'm 28. Mai 1. Jg. dem Ingenieur B. Perreux von Paris, auf ein neues Ventilsystem für Pumpen und andere Zwecke, für den Zeitraum von 1 Jahre.

(Reggbl. Nr. 26 v. 5. Juni 1858.)

Gewerbssprivilegium wurde verlängert:

unter'm 30. April 1. Jg. das dem Hofbuchdrucker Heinrich Röhl von München verliehene, auf eine eigenthümlich zubereitete Buchdruckerfarbe für den Zeitraum von weiteren 2 Jahren. (Reggbl. Nr. 22 v. 14. Mai 1858.)

unter'm 15. Mai 1. Jg. das dem Bildhauer Joseph Kallinger unter'm 1. Mai 1848 verliehene, in der Zwischenzeit durch Kauf an Johann Peter Fleischmann eigenthümlich übergegangene, auf Bereitung von Most, Lebkuchen, Thee-Essenz und Liqueuren für den Zeitraum von 1 Jahre; dann

das dem Anton Hammer unter'm 6. Mai 1850 verliehene, durch Kauf an Jakob Rutzmann von München eigenthümlich übergegangene, auf eine eigenthümlich construirte Zwirnmachine für den Zeitraum von 1 Jahre.

(Reggbl. Nr. 26 v. 5. Juni 1858.)

Gewerbssprivilegium wurde eingezogen:

das dem Kupferschmied J. M. Reichenberger von Erbenndorf unter'm 31. März 1857 verliehene, auf seine Erfindung, Pfannen und andere Geschirre aus Eisenblech zu stanzen, wegen nicht gelieferten Nachweises der Ausführung dieser Erfindung.

(Reggbl. Nr. 22 v. 14. Mai 1858.)

erhaltene Masse kann wie Gyps in Formen gegossen werden, und wird ebenso hart wie Marmor. Frost, Feuchtigkeits und selbst siedendheißes Wasser sind auf die erhärtete Masse ohne Wirkung; sie widersteht einer Hitze von 300° C., ohne den Zusammenhang zu verlieren, und selbst die stärksten Säuren greifen sie nur sehr langsam an.

Die neue Masse kommt an und für sich nicht theuer zu stehen; man kann sie aber noch erheblich wohlfeiler machen, indem man mit dem Zinkoxyd metallische, kieselige oder kalkige Stoffe, wie Feilspäne von Guß- oder Schmiedeisen, Schwefelkies, Bleende, Smirgel, Granit, Marmor oder überhaupt härtere Kalksteine vermischt. Die weichen Stoffe, wie Kreide und Kiearten, sind dazu nicht geeignet.

Man kann der Masse die lebhaftesten und mannigfaltigsten Farben geben, was gestattet, sie zur Anfertigung von Mosaikarbeiten (Fußböden etc.) von großer Dauerhaftigkeit und Schönheit zu benützen. Der Bildhauer Fontenelle hat sie mit Erfolg hiezu angewendet, und man kann in der Kirche Saint Etienne du Mont zu Paris Mosaikarbeiten aus dieser Masse sehen. Man kann die Masse auch zum Gießen von Kunstgegenständen, wie Medallions, Vasen etc., Statuen etc. benützen, oder auch Eisen oder andere Metalle in Stein einzukitten. Ihre Unlöslichkeit oder Unveränderlichkeit haben mehrere renommirte Zahnkünstler in Paris veranlaßt, sie anzuwenden, um schadhafte Zähne auszufüllen oder selbst Theile von Gebissen daraus zu machen; diese seit mehreren Jahren begonnenen Versuche sind vollkommen gelungen.

Meine Versuche sprechen ebenfalls sehr günstig für Anwendung der Zinkoxydchloridverbindung als plastische Masse. Ich habe Abgüsse von Münzen hergestellt, welche in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig lassen; sie sind ebenso rein und bis in das kleinste Detail ebenso genau, wie sie nur mit irgend einem Material hergestellt werden können. Im Vergleich zu Gypsabgüssen haben sie aber Vieles voraus; denn obwohl die Abgüsse von Gyps sehr genau und äußerst billig hergestellt werden können, so sind sie doch mit einem großen Fehler behaftet, das ist

ihre leichte Zerbrechlichkeit. Dieser letztere Nachtheil verschwindet aber bei der Zinkoxydchlorid-Masse gänzlich, denn dieselbe ist so hart und so wenig zerbrechlich, daß, um sie zu zerbröckeln, wirklich eine große Gewalt angewendet werden muß. Man kann auch der Masse eine größere oder geringere Härte verleihen, je nachdem man die Zinkchloridlösung concentrirter oder verbünnter anwendet. Dabei habe ich gefunden, daß mir die Mischung in dem oben angeführten Verhältnisse angewendet immer die besten Resultate gab.

Sorel schlug auch vor, die Zinkoxydchloridmasse als Anstrich zu benützen; seine ersten Versuche wurden mit der reinen Masse angestellt; er machte aber dabei die Beobachtung, daß die Masse für sich angewendet viele Uebelstände habe, so namentlich erhärte sie zu schnell, und ferner haften sie nicht auf den anzustreichenden Gegenständen, so daß man genöthigt war, noch eine Flüssigkeit aufzutragen, um den Anstrich zu fixiren. Durch weitere Versuche will Sorel nun diese Uebelstände beseitigt haben, und er theilt darüber Folgendes mit (Compt. rend. T. 46 p. 454. Polytechnisches Centralblatt 1858 Lieferung 10 Seite 672):

„Die Flüssigkeit, welche in der neuen Anstrichfarbe den Leinölfirnis und das Terpentinöl der Oelfarbe ersetzt, ist eine wässrige Lösung von Chlorzink, in welcher man ein weinsteinsaures Alkali auflöst. Die weinsteinsauren Alcalien besitzen in hohem Grade die Eigenschaft, die Verdickung der Farbe vor dem Auftragen zu verzögern. Man fügt der Flüssigkeit außerdem, um dem Anstrich Geschmeidigkeit und Zähigkeit zu geben, Kelm oder Stärke hinzu. Bei Anwendung von Stärke läßt man dieselbe durch Erhitzen der Flüssigkeit sich in Kleister verwandeln, treibt das Erhitzen aber nicht soweit, daß sie in Dextrin oder Zucker übergeht. Um die Anstrichfarbe zu machen, verwendet man, welche Farbe dieselbe auch haben soll, die vorerwähnte Mischung und ein Pulver, welches wenigstens größtentheils aus Zinkoxyd bestehen muß. Für farbige Anstriche wird also außer Zinkoxyd der betreffende Farbstoff zugesetzt. Man kann dieselben Farbstoffe verwenden, wie bei Oelanstrichen.

gefärbt, und die farbigen Emaille in kleineren Parthien in den Handel gebracht.

- 3) Die kgl. Regierung von Oberbayern war veranlaßt, über die Feuergefährlichkeit von Raketen bei Feuerwerken Aufschluß zu erhalten.
- 4) Der kgl. Regierung von Niederbayern wurde ein Gutachten über den vom Stadtmagistrate Passau mit Herrn L. A. Niedinger in Augsburg wegen Einführung der Holzgasbeleuchtung in Passau abgeschlossenen Vertrag mitgetheilt. Dieser Vertrag konnte in seinen zur Prüfung gezogenen technischen Theilen als vollkommen entsprechend erklärt werden.
- 5) Die kgl. Regierung der Oberpfalz und von Regensburg erhielt ein Gutachten in einer vollenständigen Untersuchung wegen Milchfälschung.
- 6) Der kgl. Regierung der Pfalz wurden über die bisher gemachten Erfahrungen in Bezug auf das Talgschmelzen in Seifensiedereien Mittheilungen gemacht; wir verweisen in dieser Hinsicht auf das vorhergehende Heft dieses Blattes, Seite 312.
- 7) Das kgl. Landgericht München links der Isar war als instruirende Gewerbspolizeibehörde veranlaßt, in einem Darlehens-Gesuche zur Begründung eines Fabrikgeschäftes um Abgabe eines Gutachten über die Bedeutsamkeit des einschlägigen Industriezweiges zu ersuchen.
- 8) Dem Magistrat der Stadt Wasserburg wurde in Folge gestellter Requisition ein Gutachten über die für den dortigen Pfarrkirchenturm bestimmte Thurmuhre dahin abgegeben, daß dieses von G. Lerzer in München hergestellte Werk in Construction und Ausführung gleich vorzüglich — auch der Preis hierfür ganz entsprechend sei.
- 9) Dem Gewerbeverein in Rurnau wurden Adressen von Fabrikanten und Verlegern feinzugener Abtritt- u. Röhren mitgetheilt.
- 10) Der Gewerbeverein für das Großherzogthum Hessen wünschte nähere Aufschlüsse über

eine in Bayern patentirte Bodenculturmachine, welchem Ansuchen nach vorgängigem Benehmen mit dem General-Comité des landwirthschaftlichen Vereines nach Ähnlichkeit entsprochen wurde.

- 11) Mit der von den Herren Joh. Mannhardt und Fr. Koch hier construirten Torfpresse wurden in Gegenwart einer hiezu erbetenen Auschuß-Commission Versuche vorgenommen und die Resultate hiervon den Gesuchstellern in Form eines Zeugnisses constattirt.
- 12) Als ordentliche Mitglieder traten dem Vereine bei die Techniker Herr Adam Brand, Herr L. E. Noosen-Runge und Herr Ludwig Saller in München, dann Herr Friedrich Vogt, Kaufmann in Lindau.
- 13) Für die Vereinsbibliothek wurde acquirirt:
 - a) Sammlung ausgeführter Constructionen aus dem Straßen-, Brücken- und Wasserbau, gezeichnet von Schülern der polytechnischen Schule in München (Geschenk des Vereinsmitgliedes Herrn Fr. Wolf, Buch- und Steindruckereibesizers hier).
 - b) Andreä vollständiges Kintebuch.
 - c) Degen: Die Eindeckung mit Thierpappe.
 - d) Giesmann, die Dampfmaschine.
 - e) v. Kobell Mineralogie. 2. Auflage.
 - f) v. Kurrer, die neuesten Entdeckungen und Erfindungen im Gebiet der Druck- und Färbekunst.
 - g) Schmidt: Die Fortschritte in der Construction der Dampfmaschinen.
 - h) Thon: Die Lebkunst.
 - i) Treutler populäre Gnomonik und Chronometrie.
 - k) Wagner Dr. Hand- und Lehrbuch der Technologie, I. und II. 1. Abtheilung.

Herstellungsweise anderer, zumal gemusterter Stoffe abweicht. Es bietet jedoch die Fabrikation der Chenillestoffe für die Zukunft ein fast unerschöpfliches Feld der Bearbeitung und der Benutzung, nicht nur durch die Entwicklungsfähigkeit des Princips selbst, nach welchem diese Stoffe hergestellt werden, sondern auch durch die vermehrte Anwendung derselben für die verschiedenen Bedürfnisse des menschlichen Lebens.

Da, wie erwähnt, die Herstellungsweise der Chenillestoffe in sehr vielen Stücken von der gewöhnlichen Fabrikationsweise anderer Gewebe abweicht und auch wohl im Allgemeinen als nicht bekannt vorausgesetzt werden kann, so will ich im Folgenden die jetzt gebräuchlichen Herstellungsmethoden dieser Gewebe der Reihe nach erörtern und dann einige Winke über fernere Ausbildung dieser und ähnlicher und zu derselben Kategorie gehörender Stoffe oder Gewebe, sowie über vermehrte Anwendung derselben beifügen.

Unter dem Namen Chenille (eigentlich Raupe) versteht man ein Gewebe, bei welchem ein Theil der Fäden, aus denen es zusammengesetzt ist, und zwar hauptsächlich die Schußfäden, ein wegen ihrer Bedeckung mit aufrecht stehenden Haaren raupenähnliches Aussehen darbieten. Diese Formenbildung der Schußfäden wird nun weiter zur Anfertigung neuer Gewebe benutzt, welche dadurch eine sammet- oder plüschähnliche Flächenbildung erhalten und die dem Sammet und Plüsch eigenthümlichen Eigenschaften annehmen. Die Chenillestoffe sind auch in der Wirklichkeit Sammet-Gewebe, ihre Fabrikationsmethoden aber unterscheiden sich wesentlich von denen, welche zur Erzeugung der eigentlichen Plüsch- und Sammete dienen.

Die Chenillegewebe unterscheiden sich von den eigentlichen Sammeten und Plüsch-ern erstlich dadurch, daß bei denselben alle beide Flächen des Gewebes, d. h. sowohl die obere wie die untere Seite, durch eine haarige und sammetartige, durch den Chenilleschuß hervorgerufene Aufenseite bedeckt sind, wie beistehender Holzschnitt Fig. 1 zeigt, während bei den Sammeten und Plüsch-

Fig. 1.



diese Haardecke durch eine zweite Kette, die Pol- oder Florfalte, erzielt wird. Nachstehende Fig. 2 stellt den Längendurchschnitt eines Sammetgewebes und Fig. 3 den eines Velpelgewebes dar. Um den gewöhnlichen Sammet-

Fig. 2.



Fig. 3.



flor zu bilden, werden zwischen beide Ketten Metallstäbchen eingeschlagen, beide Ketten fest mit einander verbunden, und die so auf der Oberfläche des Gewebes gebildeten Schleifen, Maschen oder Noppen der Polfalte mittels eines eigens zu diesem Zwecke konstruirten Messers, des Sammet- oder Plüschmessers, der Länge des Metallstäbchens nach und auf der Höhe desselben zerschnitten. Die eigentlichen Sammete und Plüsch-er sind daher nur auf der einen Fläche des Gewebes, und zwar auf der rechten Seite, mit einem Sammetflor bedeckt, während die andere Fläche derselben, die linke Seite des Gewebes, unbehaart und glatt ist. Bei beiden Stoffen, bei der Chenille wie beim Sammet, stehen die die sammetartige Decke des Gewebes bildenden Florfäden senkrecht zu der Ebene desselben.

Von den Velpeln, z. B. seidnem Putzvelpel, und von den Nachbildungen von Velzwerk, welche ebenso wie die Sammete nur auf der einen Seite eine haarige Decke haben, unterscheiden sich die Chenillestoffe außerdem noch dadurch, daß die Florfäden, welche diese haarige Decke bilden, bei den Chenillegeweben senkrecht zu der Ebene des Gewebes stehen, während sie bei den seidnen Velpeln parallel zur Ebene desselben liegen.

Als das beste Mischungsverhältnis der zum Zahntitt nöthigen Bestandtheile habe ich folgendes gefunden:

1) 1 Gewichtstheil feines Glaspulver, 3 Gewichtstheile Zinkoxyd. Das Glaspulver muß sich in höchst fein zerkleinertem Zustande befinden, was am besten durch Schlemmen erreicht werden kann. Das Zinkoxyd muß frei von Kohlensäure sein, und wird am besten vor der Mischung nochmal ausgeglüht; dasselbe muß sich ebenfalls im Zustande eines zarten Pulvers befinden, und beide, das Glaspulver und Zinkoxyd müssen sehr innig gemischt werden. Der Zusatz von Glaspulver ist unbedingt nothwendig, weil mit Zinkoxyd allein die nothwendige Härte nicht erreicht werden kann.

2) 50 Gewichtstheile Zinkchloridlösung, 1 Gewichtstheil Borax. Die Zinkchloridlösung muß sehr concentrirt sein, von 1,500 bis 1,600 spec. Gewicht, sonst geht die Erhärtung nur sehr langsam vor sich und die Masse erlangt auch keine bedeutende Härte. Am besten macht man sich die Flüssigkeit, indem man 1 Gewichtstheil Borax in so wenig als möglich heißem Wasser löst, und diese Lösung zu den 50 Gewichtstheilen concentrirter Chlorzinklösung gießt. Es entsteht anfangs eine Trübung beim Zugießen der Boraxlösung, von boraxsaurem Zinkoxyd, die aber beim Umschütteln der ganzen Flüssigkeit gleich wieder verschwindet; es scheint, daß das boraxsaure Zinkoxyd in überschüssiger concentrirter Zinkchloridlösung löslich ist.

Bei der Anwendung als Zahntitt mischt man das Pulver mit der nöthigen Menge Chlorzinklösung zu einem gleichförmigen Teig an und verbraucht die Masse gleich, denn sie wird nach einigen Minuten schon so hart, daß sie sich nicht mehr gleichmäßig verarbeiten läßt. Beim Mischen erwärmt sich die Masse ein wenig; es scheint, daß sich basisches Zinkchlorid bildet. Nach einem Tage ist die Masse schon so hart, daß man Gewalt anwenden muß, um sie zu zerbrechen. Sie erlangt eine Härte, mindestens wie Marmor. Ich habe die Masse einige Minuten nach dem Mischen ins Wasser gelegt, sie zerfiel auch nach langer Zeit nicht, im Gegentheile, sie zeigte auch im Wasser dieselbe Härte wie außer dem Wasser.

Werden die betreffenden Bestandtheile in reinem Zustande gemischt, so besitzt die Masse ein blendend weißes Aussehen, das aber bei Zähnen nie gefunden wird, welche immer mehr oder weniger einen gelblichen Ton haben. Es ist daher nöthig, dem Zahntitt einen färbenden Körper zuzusetzen, und dieß geschieht am besten, wenn man dem Gemisch aus Zinkoxyd und Glaspulver etwas Ocker beimischt, wodurch denn nach der Menge des beigeingemengten Ockers der hellere oder dunklere Ton erzielt werden kann.

Die hier beschriebene Masse aus Zinkoxyd und Zinkchlorid kann aber nicht nur allein mit Vortheil als Zahntitt angewendet werden, sondern sie besitzt auch noch andere werthvolle Eigenschaften, auf welche schon der Entdecker Sorel aufmerksam gemacht hatte. So kann sie z. B. mit großem Nutzen als plastische Masse verwendet werden. Da vielleicht vielen Lesern des Kunst- und Gewerbeblattes die von dem Entdecker Sorel angeführten Versuche nicht bekannt sein werden, so will ich derselben hier noch erwähnen, und dabei auch noch meine gewonnenen Resultate anfügen.

Sorel sagt in seiner ersten Abhandlung (*Cosmos* Vol. VII p. 561, *Polyt. Centralblatt* 1856 S. 103):

„Die neue Masse ist ein basisches Oxychlorid des Zinks. Man erhält sie, indem man Zinkoxyd und saßiges Chlorzink oder auch in ein anderes dem Chlorzink entsprechendes Chlorür, z. B. Eisenchlorür, Manganchlorür, Nickel- oder Kobaltchlorür u. eintrührt. Statt der Chlorüre kann man auch bloß Salzsäure anwenden. Diese Masse wird um so härter, je concentrirter das Chlorür und je schwerer das Zinkoxyd ist. Sorel wendet die gewaschenen Rückstände von der Fabrication des Zinkweißes an, oder er calcinirt gewöhnliches Zinkweiß bei Rothgluth. Er benützt Chlorzink, welches am Beaumé'schen Aräometer 50 — 60° zeigt. Wenn man diese Dichtigkeit überschreitet, so wird die Masse ein wenig hygroskopisch, damit sie weniger rasch erhärte, löst er in dem Chlorür ungefähr 3% Borax oder Salmiak auf, oder er calcinirt das Oxyd, nachdem er es mit Wasser, welches eine kleine Menge Borax enthält, angerührt hat.

Die durch die Vereinigung der vorgenannten Stoffe

Streichung gezogen sein muß. Von einer solchen Gruppe bis zur nächsten befindet sich ein leerer Raum im Blatt, welcher dadurch gebildet wird, daß man mehrere Nötre desselben ohne Kettenfäden, d. h. leer stehen läßt; hierauf folgt die nächste Gruppe von wieder vier Kettenfäden und wiederum ein leerer Raum und so fort. Der Einschuß zu dem zu fertigenden Gewebe wird durch diese Gruppen von je vier Kettenfäden leinwandartig gebunden, wodurch ein langstreifiges Gewebe gebildet wird. Die Mitte jedes Streifens bilden die vier in einer Gruppe vereinten Kettenfäden. Wenn dieses erste Gewebe fertig ist, wird es in lauter einzelne Streifen von je einer Gruppe zerschnitten, und jedes solche Streifen wie eine Schnur gedreht oder gewirnt. Ein jedes so gewirntes Streifen, jetzt Schnur genannt, ist nunmehr ein Chenilleschußfaden, welcher so lang sein muß, als das zu fertigende Chenillegewebe, sei es Tuch oder Schärpe oder was sonst, an Länge des Schußfadens vom Anfang bis zum Ende braucht, indem jede andere gleichzeitig mit gefertigte Schnur den Einschuß zu einem zweiten, dritten, vierten u. s. w. Stück, Tuch oder Schärpe u. s. w. bildet. Um aber das zweite oder eigentliche Chenillegewebe zu fertigen, bedarf es eines zweiten Webstuhl mit einer zweiten Kette, deren Fäden in einer ähnlichen Entfernung von einander gestellt sind, wie im vorigen Gewebe. Die Bindung in diesem zweiten Gewebe ist aber diesmal keine Leinwand, sondern eine Gazebindung mit englischer Drehung und Herikopf. Wenn dieses zweite Gewebe fertig ist, werden die einzelnen Stücke, Tücher, Schärpen u. s. w. wo nöthig mit Fransen versehen, geschoren, gedämpft, und sind dann zur Versendung fertig.

... Specielle Herstellung der Chenillestoffe. — Wenn es sich um ein einfarbiges Chenillegewebe ohne Musterbildung in demselben handelt, die Breite und Länge desselben mag sein, welche sie wolle, so mag obige summarische Erklärung für die meisten Fälle hinreichend sein; sollen aber Muster nach gewissen Zeichnungen und zumal, wie gewöhnlich, mit vielen Farben in dem Gewebe angewandt werden, so ist die Herstellung dieser Chenillestoffe mehr schwieriger und complicirter, indem zur Musterbildung

in den erwähnten Geweben zwar keinerlei Maschine, wohl aber eine sorgfältig ausgeführte Musterzeichnung erforderlich wird.

Bildung der Musterzeichnung zu den Chenillegeweben. Zuerst wird das zu webende Muster in natürlicher Größe und mit denselben Farben, welche dasselbe in der Waare haben soll, auf Linienpapier gemalt. Die Entfernungen der Kettenlinien in diesem Papier müssen genau den Entfernungen der Gazeare im Blatte des zweiten Gewebes, der Sezarbeit (vor Zusammensetzung des Gewebes), entsprechen. Man nimmt hierzu sogenanntes Teppichpapier, 10 auf 10; d. h. wenn 10 senkrechte Linien dieses Papiers einem Zoll der Papierbreite, sowie späterhin einem Zoll der Waarenbreite des zusammengefügten Chenillestoffes entsprechen müssen, so müssen auch 10 horizontale Linien einem Zoll der Papierhöhe, sowie der Waarenlänge gleich sein. Die Behandlung und Herstellung der Chenillezeichnung ist ähnlich der der Straminstickerei. Bindungen sind nicht dabei zu berücksichtigen, sondern man hat nur auf gute Form und Farbenstellung zu achten. Die Grundfarbe der Zeichnung wird nicht gemalt, sondern beim Weben vom Fabrikanten nach dessen Ermessen bestimmt. Größe, Schönheit und Farbenstellung bestimmen den Preis der Waare.

Die Vorarbeit oder das Schußweben. Dasselbe bezieht die Herstellung des Einschußes oder das Weben des Chenilleschußfadens in sich, und muß so ausgeführt werden, daß dieser Schußfaden, wenn er bei der späteren Zusammensetzung des Gewebes in der Sezarbeit in das Fach der Gazelette eingetragen wird, in dem zusammengefügten Gewebe auch genau die beabsichtigte Zeichnung herstelle. Zur besseren Erklärung dieses Gegenstandes soll uns ein baumwollenes Chenillegewebe als Unterlage dienen, aus dessen Herstellungsweise sich auch die der folgenden Chenillegewebe leicht ableiten läßt.

Auf einem gewöhnlichen Webstuhl mit einem zweifächigen Zeug zu einem leinwandbindigen Gewebe wird eine Kette aufgezogen, welche, wenn diese Vorarbeit z. B. zu 12 Dugend = 144 Stück $\frac{1}{2}$ breiten Tüchern bestimmt ist, auch 144 Streifen oder Gruppen à 4 Ketten-

Die so hergestellte Anstreichfarbe bietet folgende Vorzüge dar: 1) Es ist nicht nöthig, sie zu reiben, sondern man braucht das Pulver nur mit der Flüssigkeit anzurühren, worauf das Anstreichen in gewöhnlicher Manier erfolgt. 2) Sie ist schöner und ebenso dauerhaft, als Oelfarbe; sie deckt besser und wird durch Schwefelwasserstoff nicht geschwärzt, wie es beim Bleiweißanstrich der Fall ist. 3) Sie ist ganz geruchlos und trocknet sehr schnell. Man kann im Winter alle 2 Stunden, im Sommer alle Stund eine Schicht auftragen. Es ist also möglich, ein Zimmer in einem Tage bemalen zu lassen, und es dann sofort wieder zu bewohnen. 4) Der Anstrich widersteht der Feuchtigkeit und selbst kochend heissem Wasser und kann wie ein Delanstrich mit Seifenwasser gewaschen werden. 5) Wegen des Chlorzinks wirkt diese Anstreichfarbe antiseptisch und schützt das Holz vor Fäulniß. 6) Sie vermindert die Entzündlichkeit der damit überstrichenen Gegenstände. 7) Sie bietet für diejenigen, welche sie bereiten und anwenden, keine Gefahr bezüglich der Gesundheit dar.“

Ich habe die Versuche von Sorel über die Anwendung der Zinkoxydchlor-Verbindung zum Anstrich gemacht, und dabei gefunden, daß die beschriebene Mischung allerdings als Anstreichfarbe zu benützen ist, und daß der Anstrich alle die von Sorel angegebenen vorthellhaften Eigenschaften besitzt mit alleiniger Ausnahme der Haltbarkeit im Vergleich zu einem Delanstrich; denn die Masse mit Zusatz von Stärke auf Gegenstände aufgetragen, läßt sich durch stärkeres Reiben mit einem Finger leicht entfernen; haltbarer zeigt sich der Anstrich bei Zusatz von Leim.

Sorel beschreibt auch (polytechn. Centralblatt 1858 Lieferung 10 Seite 672) eine durchscheinende plastische Masse. Diese Masse wird auch aus den Hauptbestandtheilen der vorerwähnten Anstreichfarbe, aber in andern Mengenverhältnissen, gebildet. Diese Masse ist eine Mischung von Kartoffelstärke und wasserhaltigem Chlorzink von solcher Dichtigkeit, daß es die Stärke aufbläht, ohne sie aufzulösen. Um die Härte derselben zu modificiren und sie mehr oder weniger weiß oder undurchsichtig zu machen, fügt man gewisse pulverige Stoffe, wie Zinkoxyd, schwe-

feltsauren Baryt u. dgl. Die Bereitung der Masse geschieht, indem man die Stärke und die übrigen Stoffe bei gewöhnlicher Temperatur mit dem Chlorzink anrührt. Dieses neue Produkt läßt sich gut formen, und erhärtet in der Form wie der Gyps. Die so hergestellten Gegenstände sind durchscheinend wie Horn, Knochen oder Eisenblei; um sie aber von durchscheinender Beschaffenheit zu erhalten, darf man der Masse keine oder nur sehr wenige pulverförmige Stoffe, die man mit der Stärke vermischen kann, hinzufügen. Hieron macht aber der schwefelsaure Baryt eine Ausnahme; denn dieses Salz, obgleich unlöslich, wirkt nur wenig darauf hin, die Masse undurchsichtig zu machen; mit Zinkoxyd und kohlensaurem Kalk verhält es sich nicht so. Um die aus dieser Masse gebildeten Gegenstände vor Feuchtigkeit zu schützen, überzieht man sie mit einem guten Firniß.

Ich habe diese Versuche wiederholt und dabei immer gefunden, wenn ich auch nur 1 Theil Stärke auf 3 bis 4 Theile Zinkoxyd anwendete, die Masse wohl erhärtet, aber nie in dem bedeutenden Grade wie die reine Zinkoxydchloridmasse, und dabei wurden die gegossenen Gegenstände immer nach einigen Tagen schmierig; wendete ich mehr Stärke an, so wurde die Masse gar nicht hart, sondern blieb immer eine zähe Masse.

Ueber die Anfertigung der Chenille-Gewebe.

Von C. A. J. Auer,

Lehrer an der höheren Webschule in Chemnitz.

Die seit mehreren Jahren im Gebiete der Weberei und da auftauchenden Chenille-Stoffe, die, anfänglich als Neugierigkeit vielfach versucht, immer wieder theilweise aus dieser Industrie verschwanden, sind in neuerer Zeit durch mehrfache Verbesserungen zu einem der schönsten und gefuchtesten Webeartikel geworden und spielen sogar im Welthandel eine nicht unbedeutende Rolle, obgleich ihre Fabrication sich bis jetzt nur auf wenige Gegenstände beschränkt, was seinen Grund vorzüglich darin haben mag, daß ihre Herstellungsweise wesentlich von der Ge-

nur 6—8 Schuß auf einen Punkt geben werden. Zum bestenmöglichen Schuß nimmt man 24—30er Strumpfgarn, zum feineren Schuß Floretseide. Wollengarn wird wenig verwendet, und nur zu den lebhaftesten Farben in der Baumwollen-Chenille, z. B. Scharlach, nimmt man Seidengarn. Ist das Weben des ersten Schußfadens oder der ersten Länge von z. B. 300 Punkten auf die erwähnte Weise beendet, so muß diese Länge nicht allein die Länge der Waarenbreite des zusammengesetzten Chenillestoffes haben, sondern sie muß auch noch um so viel länger sein, als die Verkürzung des Chenillefadens durch das Zwirnen desselben beträgt, damit die gezwirnte Länge genau der Waarenbreite des Gewebes entspreche.

Ist die Zeichnung zu dem Chenillegewebe eine fortlaufende, und hat man bei der ersten Länge oder dem ersten Schußfaden z. B. links angefangen und rechts aufgehört, die 300 Chenillepunkte Farbe für Farbe, wie auf der Zeichnung, zu weben, so wird der nächste Schußfaden oder die zweite Länge, welche auf der zweiten Quertlinie der Zeichnung gemalt sich befindet, jetzt rechter Hand angefangen, und ebenso Punkt für Punkt und Farbe für Farbe, nach den Farben der Zeichnung, gewebt, und bei dem 300ten Punkte links diese zweite Länge beendet. Der dritte Schußfaden auf der dritten Quertlinie von unten fängt wieder wie der erste links an, und so wird fortgefahren, die einzelnen Längen oder Schußfäden nach einander zu weben, bis mit der letzten Länge oder der letzten Quertlinie der Zeichnung sämtliche Schußfäden zu 144 Fächern, à 375 Ellen theoretische Länge, vollständig gewebt sind, und die Vorarbeit hiermit beendet ist. Als Kennzeichen der Umkehr des Chenilleschussfadens an den Schnittstellen des Chenillegewebes werden zwischen jeder Länge desselben ein Paar Schuß von einer anderen Farbe eingewebt.

Zu solchen Stoffen, wo die Musterzeichnung nur zur Hälfte gemalt wird, wie dies bei den symmetrischen oder Spitzmustern, welche z. B. in den Schärpen und Schilpsen vorkommen, der Gebrauch ist, wird jede Schußlinie der Zeichnung zwei Mal hinter einander gewebt, um eine Länge oder einen Einschussfaden der Vorarbeit zu bilden,

nämlich ein Mal *a* von links nach rechts und sodann *b* von rechts nach links, wie Fig. 5 zeigt, während Fig. 6 die Längenrichtung in der Vorarbeit für ein fortlaufendes Muster veranschaulicht. Dies kommt bei den Stoffen vor,

Fig. 5.

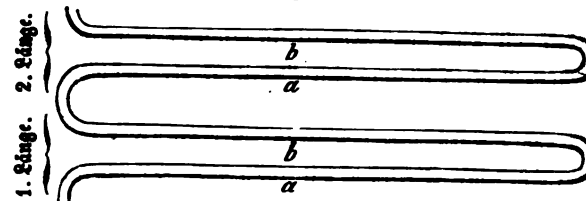
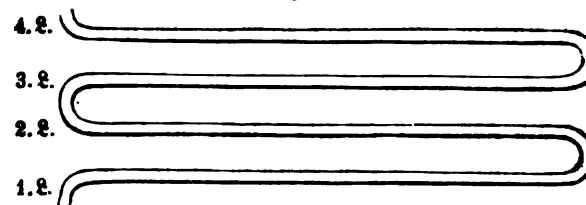


Fig. 6.



wo, wie z. B. bei den Schärpen und Schilpsen, die Länge des Faches durch die Breite des Gewebes gebildet wird. Damit nun auch die so gewebten Längen ganz genau mit der Breite der zu fertlgenden Waare übereinstimmen, bedient man sich zum Messen derselben während des Webens der Vorarbeit eines Bandes, auf welchem die durch das Zwirnen des Chenilleschussfadens nöthig gewordene verlängerte Hölletheilung genau verzeichnet ist.

Gewebt wird die Vorarbeit sowohl mit der Hand, als mit dem Schnellschützen, mit oder ohne Regulator.

Das Schnelweben der vorgearbeiteten Chenilleschussfäden. Die so vorgearbeiteten Chenilleschussfäden, deren, wie angenommen, 144 Stück zu 12 Duzend Fächern auf einmal gewebt worden sind, und die jetzt noch ein zusammenhängendes Ganze von 375 Ellen theoretischer Länge, und z. B. 24 Zoll Breite bilden, müssen nun in lauter einzelne Streifen à 1 Schussfaden zerschnitten werden. Demzufolge wird das Gewebe der Vorarbeit zuerst in lauter breitere Streifen oder Bänder von z. B. 12 solchen einzelnen Schussfäden Breite mit einer Handschere zerschnitten, wenn zum fernern Zer-

Hieraus entspringen nun folgende Unterschiede in den fertigen Geweben: Weil die Chenillegewebe, wenigstens in den bis jetzt vorgekommenen Formen, zwei ganz gleiche Flächen haben, so erscheint auch jede in einem solchen Gewebe angebrachte Musterzeichnung in gleicher Form und in gleichen Farben auf den beiden Flächen desselben, was bei den Plüsch, Sammeten und Velpeln in der Regel nicht vorkommen kann. Ein noch größerer Unterschied liegt aber in der Herstellungsweise dieser Stoffarten. Denn während die Sammete, Plüsch und Velpel alle nach einem gleichen Princip hergestellt sind, nämlich aus der Grundkette und einer eingearbeiteten Pol- oder Flor-Kette, und auch bei den baumwollenen Sammeten (Manchester) das Princip zur Erzeugung der Sammet-Decke nur darin abgeändert ist, daß statt der Polkette Polschuß eingewebt wird, im Allgemeinen also der Unterschied nur in dem dazu verwendeten Material, in der mehr oder minderen Gedrängtheit der Ketten- und Einschußfäden, in dem kürzeren oder längeren Stapel oder Sammetflor liegt, beruht im Gegentheil die Herstellung der Chenillegewebe überhaupt, sowie die der genusterten Stoffe dieser Art im Besonderen auf ganz anderen, größtentheils neueren und eigenthümlichen Verfahrungsweisen. Wir erinnern hier nochmals, daß die Chenillestoffe den Sammetstoffen sehr nahe stehende Gewebe sind, welche zwei rechteckige, und mit ganz gleichen Mustern bedeckte Flächen besitzen.

Das Werweben raupenartig geformter Fäden, der Chenillefäden, ist im Allgemeinen eine nicht ganz neue Erfindung; nur die Musterbildung in dergleichen Stoffen gehört erst der neueren Zeit an. Frühere Versuche, größere Flächen mittels dieser Webeart herzustellen, scheiterten mißglückt zu sein, und es hatte sich die Chenilleweberei nur noch in der Posamentir-Kunst zur Ausschmückung kleiner Gegenstände und schmaler Stoffe erhalten oder wurde benutzt, um in breiteren Geweben andersfarbige, sammetähnliche Figuren durch Einbrotschirung von Chenillefäden anzubringen. In Frankreich, später in England, mag man wohl zuerst angefangen haben, Chenillestoffe zu ihrer jetzigen Anwendung zu weben. Ihnen folgten

seit etwa 20 Jahren die größeren Fabrikschäfte Deutschlands, wie Berlin und Wien, jetzt auch Annaberg z. Die damals gefertigten Stoffe dieser Art waren aber nur ganz einfache Chenillegewebe, ohne irgend welche systematisch vorher berechnete Zeichnung und Verzierung in derselben, als etwa Franzen an den Sahleisen, und wurden nur zu größeren oder kleineren Umschlagetüchern verwendet. Der Erste, welcher Chenilleshawls in Wien webte, hatte ein Privilegium darauf; nach dem Erlösche desselben fing man dort allgemein an, Chenille zu weben; jedoch erst durch die Verbesserung eines anderen Faktanten daselbst ist es gelungen, die Chenillegewebe in ihrer jetzigen Schönheit und Billigkeit herzustellen.

Die seibene Chenille zeichnet sich durch Glanz und Schönheit, die baumwollene Chenille aber bei verhältnißmäßig noch größerer Schönheit auch noch durch ihre Billigkeit aus, und wird deshalb am meisten gefertigt und in den Handel gebracht. Die hauptsächlichsten Abnehmer sind Rußland und Amerika. Die warm haltenden Eigenschaften der Chenillestoffe, sowie der Umstand, daß sie sehr geschmeidig und biegsam sind und nicht leicht Brüche und Falten bekommen wie andere Gewebe, und unter gleichen Umständen auch dem Schmutzwerden weniger ausgesetzt sind als andere Stoffe, machen sie zu einem sehr empfehlenswerthen Webeartikel.

Die jetzige Anwendung der Chenillegewebe ist hauptsächlich zu schmalen und breiten Schärpen und Schlipfen, zu kleineren oder größeren Fichus, Cravatten und Damentüchern, zu größeren Umschlagetüchern und Shawls, welche bis zu einer Breite von $3\frac{1}{2}$ Ellen gefertigt werden. Ferner dienen sie als Besatz zu Mänteln, sowie zu Colons und Volants an Damenkleidern, zur Figurenbildung und Broschirung in den Westentstoffen, den Barègen und anderen Kleiderstoffen, desgleichen als Bänder und Borten, sowie in der Posamentenweberei.

Die Herstellung der Chenillestoffe geschieht im Allgemeinen auf folgende Weise: Zuerst wird ein leinwandblindes Gewebe gefertigt, dessen Kette in Gruppen von je vier dicht aneinander gestellten Fäden durch das Blatt gezogen ist, daher jede solche Gruppe durch dieselbe

geeignet herstellen, sowie überhaupt zur Stellvertretung aller Sorten stärkerer und schwächerer Sammet-, Plüsch- und Alldermisierstoffe; nicht minder dürfte diese Webeart zur Anfertigung von Vellegeweben geeignet gemacht werden können, welchen letzteren Stoffen besonders noch eine große Zukunft in Aussicht steht. Auch zu Besatz- und Verzierungsfäden für Umschlagetücher und Shawls, Kleider- und Westenstoffen und zu noch mehreren dergleichen Gegenständen sind diese Gewebe vorzüglich geeignet. Selbst zu größeren Gemäldefäden, wie solche in den Gobelinshemeltisse-Tapeten, und in den türkischen Sammettapeten der Savonnerie bekannt sind, dürfte dieser Stoff sich emporzuschwingen. Eine solche Aufgabe würde aber Weber von geeigneten Talenten voraussetzen, welche die Farben- und Schattirungen einer solchen Zeichnung naturgetreu wiedergeben. Nur zur Erzeugung auf Kraftstühlen möchte dieser Stoff sich wohl am wenigsten eignen.

Ich betrachte diesen Gegenstand keineswegs als erschöpft, vielmehr bleibt, was die fernere Herstellung, Ausbildung und Anwendbarkeit der Chemiestoffe betrifft, noch manches zu sagen und zu thun übrig. Sollte Jemand über einen hierauf bezüglichen speziellen Punkt noch nähere Auskunft wünschen, so bin ich gern erbbilig, ihm im Privatwege die weiteren Mittheilungen zu machen.

(Polytechn. Centralbl. 1858 S. 625.)

Ueber Ozokerit, Rest-Oil und Rir.

Von J. Frißche.

(Aus dem Bullet. de St. Pétersbourg 376 — 377.)

Zur Zeit der Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Wien im September 1856 wurden von der dortigen geologischen Reichsanstalt an die Mineralogen, Geologen und Chemiker neben mehreren Mineralien auch Stücke einer Substanz vertheilt, welche auf der gedruckten Etiquette folgendermaßen bezeichnet war:

Bergwachs, ausgeschmolzener Ozokerit.

Borzhlaw, Galizien.

Geschenk von Herrn Robert Doms, Fabrikbesitzer in Lemberg.

Ich war so glücklich, in Besitz einiger Stücke dieser interessanten Substanz zu gelangen, und als ich bald nach meiner Rückkehr nach St. Petersburg einige Versuche über ihr Verhalten gegen Lösungsmittel anstellte, beobachtete ich beim Behandeln mit Aether Erscheinungen, über welche ich in den über Ozokerit veröffentlichten Abhandlungen nichts angeführt fand und welche mich zu einer weiteren Verfolgung meiner Resultate veranlassten. Ich bin nun zwar mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes noch lange nicht zum Abschlusse gekommen, allein die große Ähnlichkeit des in Rede stehenden Ozokerits mit dem auf der Insel Ischeletän im Caspischen Meere sich findenden Rest-Oil, von welchem ich durch die Güte des Herrn Baron v. Lornauw ein Stück erhalten habe, läßt mich jetzt eine, wenn auch nur fragmentarische Mittheilung über diese Substanzen zweckmäßig erscheinen. Ich beginne diese mit einer kurzen Charakteristik des sogenannten Ozokerits und knüpfe daran Beobachtungen und Erörterungen über Rest-Oil und Rir.

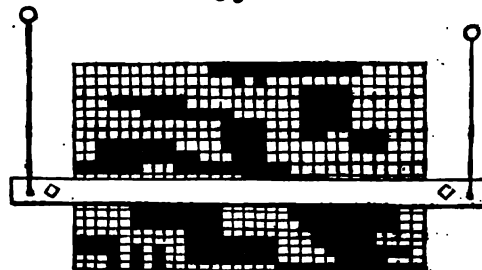
Der ausgeschmolzene Ozokerit bildet eine dunkelbraune Masse von schwachem, eigenthümlich empyreumatischem Geruche, welche leicht mit dem Nagel Eindrücke annimmt, sich zwischen den Fingern kneten und mit dem Messer leicht schneiden läßt, ohne daran zu haften. Seinen Schmelzpunkt fand ich bei ungefähr $+ 63^{\circ}$ C. liegend, und sein specifisches Gewicht etwas leichter als Wasser. Uebergießt man ihn mit seinem 5—6fachen Gewicht Aether, so löst dieser beim Schütteln damit einen Theil davon auf, indem er eine brandgelbe Farbe annimmt, läßt aber einen anderen Theil ungelöst. Dieses Ungelöste, welches sich von der Oberfläche der Substanz als höchst feine Fitter abißt und in der Flüssigkeit suspendirt bleibt, bildet mit letzterer ein dünnflüssiges Magma, welches sich sehr ähnlich verhält wie in Wasser aufgeschlämmter Thon, indem es gleich diesem bei leisem Umschütteln ein flim-

stehen in seiner Breite enthalten muß. Die Breite dieses zuerst zu fertigenden Stoffes, welcher jetzt Vorarbeit heißt, richtet sich nach der Entfernung der einzelnen Streifen oder Gruppen von einander, und diese Entfernung richtet sich wieder nach dem Stapel oder der Florhöhe oder Polhöhe, welche man dem Chenillefaden zu geben beabsichtigt. Grobe Chenillestoffe verlangen z. B. einen etwas höheren Flor als feine Chenillestoffe, so daß diese 144 Chenillestreifen bei grober Chenille etwa 24 Zoll Breite haben würden, während bei feiner Chenille, mit kurzem Stapel oder niedrigem Flor, wie sie z. B. zu Damenschawls verwendet wird, die Breite dieser 144 Schnuren nur etwa 16 Zoll betragen würde. Doch kann diese Anzahl von 144 Schnuren keineswegs als Norm bei der Vorarbeit angenommen werden, denn man kann deren sowohl mehr als auch weniger in einer Breite zugleich fertigen. Dies hängt natürlich von dem Geschäftsbetrieb jedes Hauses im Besonderen ab. Was hingegen die Länge der Kette betrifft, um die zu diesen 144 Löchern nöthige Vorarbeit oder die Länge des Chenilleschußfadens zu liefern, so muß dieselbe, wenn man die Größe eines solchen Loches zu 30" im Quadrat annimmt, und 10 Chenilleschußfäden auf einem Zoll Höhe in der Waare enthalten sein sollen, $\frac{30 \times 30 \times 10}{24} = 375$ Ellen betragen, zu welcher Länge noch der Ersatz der durch das Zwirnen des Chenillefadens etwa verloren gegangenen Länge desselben hinzukommt.

Das zu der Kette der Vorarbeit angewendete Material ist bei baumwollener Chenille meist schwarzer Baumwollenzwirn, doch kommt derselbe auch in hellen Farben vor. Bei seidener Chenille aber nimmt man schwarze Organzin, manchmal aber auch weiße oder andere helle Farben, je nach der vorherrschenden oder der Grundfarbe des Chenillegewebes.

Wenn nun diese zur Vorarbeit bestimmte Kette auf dem Webstuhl zum Weben völlig hergerichtet ist, so nimmt man die Zeichnung zur Hand, welche, um Irrungen beim Weben dieser Vorarbeit zu vermeiden, zwischen zwei hölzernen Schienen eingeschnitten wird, ganz ähnlich wie bei

den Zeichenschienen einer Kartenspielmachine. Diese Vorrichtung, von welcher Fig. 4 ein Bild giebt, sieht in



dem Webstuhl, ganz nahe dem Auge des Arbeiters, aufgehängt. Auf die so eingeschnittene Zeichnung hat derselbe während der ganzen Zeit seiner Arbeit seine Aufmerksamkeit ununterbrochen zu richten, damit bei diesem Schweben durchaus kein Fehler in das Gewebe sich einschleichen kann. Zuerst zieht der Weber die unterste Linie dieser Zeichnung zwischen den Schienen hervor, um sie ganz frei und unbedeckt vor seinen Augen zu haben. Wenn nun eine solche Zeichnung zu einer 30 Zoll hohen Waare bestimmt ist, und jeder Zoll Waarenbreite aus fertigem Stoffe 10 senkrechte Linien oder Chenillepunkte enthält, so macht dies $30 \times 10 = 300$ Chenillepunkte auf dem ersten, sowie auf allen folgenden Chenilleschußfäden aus. Jeder solche Schußfaden wird dann, wenn er gewebt worden ist, eine Länge genannt. Die erste Länge oder der erste Schußfaden von 300 Chenillepunkten soll nun, beim ersten Punkt links anfangend und beim letzten Punkt rechts aufhörend, in allen den Farben, welche die Musterzeichnung anzeigt, gewebt werden. Da das Weben über die ganze Breite der Vorarbeit zugleich geschehen muß, so werden dadurch auch 144 gleichgebildete Streifen zu 144 Löchern als Einschlag dienend, zugleich hergestellt. Die Farbe des Grundes ist, wie erwähnt, nicht mit auf der Zeichnung gemalt, sondern wird stets besonders angegeben. Die Größe des Einschusses in dieser Vorarbeit richtet sich nach der Qualität, die man der Waare geben will. So würden z. B. bei baumwollener Chenille 4—6 Schuß 3—4fach baumwollenes Garn einen Chenillepunkt ausmachen, während bei seidener

gemascht, bildet er eine hellbraune Gallerte und trocknet an der Luft zu einer braunschwarzen Masse ein, welche bei obenerwähnten, beim Behandeln dieses Ozokerits mit Aether als Rückstand bleibenden sehr ähnlich sieht und sich auch gegen Aether und Alkohol wie diese verhält. Die von dem gallertartigen Niederschlage abfiltrirte Flüssigkeit läßt nach dem Abdestilliren des Benzins eine schmierige Masse zurück, welche sich in Aether durch gelindes Erwärmen löst: aus dieser Lösung scheidet sich beim Erkalten ein ganz ähnlicher Niederschlag aus, wie aus der durch unmittelbares Behandeln des in Rede stehenden Ozokerits mit Aether erhaltenen Lösung, und derselbe Körper scheidet sich aus der Benzinslösung durch Zusatz von 90procentigem Alkohol in hellbräunlichen gallertartigen Flocken aus. Ganz wie Benzin verhält sich auch die weiße Naphta von Surachani bei Baku*), von welcher ich eine Probe der gütigen Mittheilung meines verehrten Collegen Abich verdanke.

Beim Kochen des ausgeschmolzenen Ozokerits mit 95procentigem Alkohol erhielt ich, ebenso wie Malaguti mit dem Ozokerit vom Berge Pietrisika, eine Lösung, welche beim Erkalten einen flockigen Körper absetzte, dessen äußeres Ansehen mit den obenbeschriebenen, durch Alkohol erhaltenen Präparaten vollkommen übereinstimmte.

Bei der Destillation, welche in einer Glasretorte über der Weingeistlampe mit ungefähr 20 Grm. vorgenommen und rasch zu Ende geführt wurde, gab der ausgeschmolzene Ozokerit ein festes, gelblichgefärbtes Produkt, dessen Schmelzpunkt ungefähr bei $+50^{\circ}$ C. lag und welches sich in Aether bei gelindem Erwärmen in reichlicher Menge löste, beim Erkalten dieser Lösung aber in einem Gemenge von Eis und Wasser sich in voluminösen Flocken wieder abschied. Durch Sammeln auf einem Filter und Pressen zwischen Filzpapier lieferten diese Flocken ein farblofes Produkt, welches sich in kochendem 95procentigen Alkohol in geringer Menge löste und beim Erkalten dieser Lösung in unregelmäßigen kristallinischen Blättchen

anschoß, welche nach dem Trocknen ein voluminöses, blendendweißes Präparat lieferten. Dieses hat im äußeren Ansehen die größte Aehnlichkeit mit auf gleiche Weise kristallisirtem Paraffin, unterscheidet sich aber von ihm durch seinen viel höheren Schmelzpunkt, welchen ich bei $+62^{\circ}$ C. ungefähr fand, während von mir selbst aus Holztheer bereitetes Paraffin schon bei ungefähr $+42^{\circ}$ C. schmolz. Einen zweiten Unterschied zwischen diesen beiden Körpern fand ich in ihrem Verhalten gegen Aether; als ich 0,5 Grm. von jedem derselben mit 5 C. C. Aether übergieß, löste sich das Paraffin mit großer Leichtigkeit bald vollkommen auf, während von der Substanz aus dem Ozokerit sich bei der gewöhnlichen Temperatur nur wenig löste, das durch Erhöhung der Temperatur aber aufgelöst wurde, sich beim Erkalten bis auf die gewöhnliche Temperatur in gallertartig kristallinischen Flocken wieder abschied und die Flüssigkeit gestehen machte. Endlich bietet auch noch das Ansehen der beiden Körper in geschmolzenem und wieder erstarrtem Zustande einige Verschiedenheiten dar, indem das Paraffin durchsichtiger und kristallinischer ist, als die Substanz aus dem Ozokerit, welche ein mehr wachsartiges Ansehen besitzt. Wenn nun auch nach alledem die Verschiedenheit der beiden Substanzen, welche schon Malaguti erkannt hat, keinem Zweifel unterliegen kann, so bleibt doch noch die Frage zu entscheiden, ob das Produkt der Destillation des Ozokerits nicht identisch mit Ceroten ist. Eine kleine Probe dieser Substanz, welche ich der Güte ihres Entdeckers verdanke, hat mich in den Stand gesetzt, sie mit der aus dem Ozokerit zu vergleichen, und ich habe dabei zwar eine große Aehnlichkeit aber keine vollkommene Gleichheit gefunden. Den Schmelzpunkt des Cerotens fand ich bei $+55^{\circ}$ C. ungefähr*)

*) Da dieser Schmelzpunkt um einige Grade niedriger ist, als der von Robie gefundene ($57-58^{\circ}$), so muß ich anführen, wie ich die Schmelzpunkte der angegebenen Substanzen bestimmt habe. Da ich nicht hinreichend viel Substanz besaß, um die Thermometerkugel in die geschmolzene Masse einzusenken, so brachte ich 0,5 Grm. von jeder Substanz in ein Probirrohr, verschloß dieses

*) Боскобойков im russ. Bergjournal von 1827, Heft IX p. 45.

schneiden in lauter einzelne Streifen oder Schnuren eine Schneidemaschine mit 11 Messern angewendet werden soll. In dem Zerschneiden in lauter einzelne Streifen oder Schnuren hat man in neuerer Zeit zweckmäßig gebaute Schneidemaschinen angewendet. Es kommt übrigens auch vor, daß man das ganze Gewebe der Vorarbeit mit Hand und Schere in einzelne Streifen oder Schnuren zerschneidet; diese Arbeit ist aber mühsam und zeitraubend und erhöht den Herstellungspreis dieser Stoffe. Ist das Schneiden der Vorarbeit zu Ende, so werden die abgeschnittenen Streifen auf einem passenden Belfrahmen in Strähne gewunden, welche man nachher auf Räder spult.

Das Drehen oder Zwirnen der Vorarbeit oder des gewebten Chenillefadens geschieht beim größern Fabriksbetriebe auf eigens dazu gebauten Zwirnmashinen, auf welchen die mit dem vorgearbeiteten Chenilleschuß gefüllten Räder auf Spindeln gesteckt, gezwirnt und zugleich wieder in Strähne gewunden werden. Man kann aber dem Chenilleschußfaden auch noch auf andere Weise die erforderliche Zwirnung geben, entweder mit der Hand, oder mit einem Schnurrad oder endlich mit einem anderen geeigneten Apparat. In jedem Falle muß die Anzahl der Drehungen in jeder Länge der Vorarbeit genau dieselbe sein; sonst würde nothwendigermassen mit der Ungleichheit der Drehungen auch eine Ungleichheit in der Länge der gedrehten Chenillefäden entstehen, und das Muster im Gewebe würde durch diese Ungleichheit verschoben und entstellt werden, anstatt regelmäßig in demselben zu erscheinen.

Das Zusammensetzen des Stoffes, oder die Separarbeit. In dieser letzteren Arbeit, der Zusammensetzung des Chenillestoffes selbst, ist ein anderer Webstuhl und eine andere Vorrichtung desselben erforderlich, als zur Vorarbeit. Letztere ist, wie erwähnt, in Leinwand gewunden, die Separarbeit aber in Gaze mit englischer Drehung, und muß deshalb mit Hinterzeug und Perltopf gewebt werden. Die Kette ist bei baumwollner Chenille ebenfalls schwarzer baumwollner Zwirn, der Einschuß hingegen der gedrehte Chenillefaden der Vorarbeit. Je nach der Grundfarbe des Gewebes wird auch manchmal

eine helle Farbe zur Oberseite angewendet, bei sehr hellfarbiger Chenille z. B. weiße Organsin. Die Kettenblänne müssen eiserne Zapfen haben, und die Kette mit Gewicht und Gegengewicht gespannt werden, was zu einer genügenden Fachbildung unerlässlich ist. Die Wagzapfen müssen im Blatt dieselben Entfernungen von einander haben, wie die senkrechten Linien der Zeichnung; dem Fachraum füllen ebenfalls leer gelassene Röhren des Blattes aus, wie in der Vorarbeit. Die Breite der Kette ist theils gleich der Breite des Stoffes, theils gleich der Länge desselben, je nachdem, wie z. B. in den Schützen und Schützen, die Breite der Waare die Länge des Stückes bilden soll, oder die Breite desselben. Im Chenilleschußfaden spult man auf große Schnellspulen, à 8 bis 10 Schuß auf eine Spule, und webt dann mit Schnelllade und Schnellschützen, oder man trägt den Chenilleschuß mittels eines sogenannten Raulschützen in das Gewebe. Nach jedem eingetragenen Chenilleschußfaden, und während das Fach offengehalten wird, legt man diesen Schußfaden so lange, bis jede Farbe desselben auch genau in dem Gewebe die Stelle einnimmt, welche ihr in der Zeichnung angewiesen ist. Dann wird dieser Schuß mittels Lade und Blatt an das Gewebe herangebracht, und beim folgenden Schuß wieder ebenso verfahren. Die Dichtigkeit der eingetragenen Schußfäden muß mit der auf der Zeichnung angenommenen Dichtigkeit übereinstimmen. Bänder und Borten werden meistens auf zwei bis vier Mal so breiten Webstühlen gefertigt. Die Breite der Waare ist hier ebenfalls die Länge des Bandes oder der Borte. Selbst solche Gewebe, wo auch Kettenfäden aus Chenille geblüet sind, sind versucht worden.

Die Chenillestoffe sind einer bedeutend größeren Umwickelung fähig, als sie bis jetzt noch erlangt haben. Sie befinden sich, so zu sagen, noch am Anfange ihrer Bahn. Man kann diesen Stoffen alle erforderliche Dauerhaftigkeit verleihen, wozu die Webkunst reich an Hülfsmitteln ist, ohne deswegen ihrer Schönheit zu nahe zu treten, und sie deshalb zu Fuß- und Wandteppichen, sowie zum Ueberziehen von Polstermöbeln und dergleichen Geräthschaften, sowie zu Sopha-, Tisch- und Bettdecken

zu herstellen, sowie überhaupt zur Stellvertretung besten stärker und schwächerer Sammet-, Plüsch-, Überminderstoffe; nicht minder dürfte diese Weberart fertigung von Pelzgeweben geeignet gemacht werden, welchen letzteren Stoffen besonders noch eine Zukunft in Aussicht steht. Auch zu Besatz- und räumstücken für Umschlagetücher und Shawls, Kleiderstoffen und zu noch mehreren dergleichen Geweben sind diese Gewebe vorzüglich geeignet. Selbst feinen Gemäldestücken, wie solche in den Gobelins- und Tapeten, und in den türkischen Sammettapeten vononerie bekannt sind, dürfte dieser Stoff sich em- pfehlen. Eine solche Aufgabe würde aber Weber reigeten Talenten voraussetzen, welche die Farben- und Schattirungen einer solchen Zeichnung natur- wiehergeben. Nur zur Erzeugung auf Kraftstühlen: dieser Stoff sich wohl am wenigsten eignen.

Ich betrachte diesen Gegenstand keineswegs als er- schlossen, vielmehr bleibt, was die fernere Herstellung, dung und Anwendbarkeit der Ebenstoffe betrifft, manches zu sagen und zu thun übrig. Sollte Je- mand über einen hierauf bezüglichen speziellen Punkt noch Auskunft wünschen, so bin ich gern erbbig, ihm tatwege die weiteren Mittheilungen zu machen.

(Polytechn. Centralbl. 1858 S. 625.)

Ueber Dyokerit, Rest-Gil und Rir.

Von J. Frißsch.

Aus dem Bullet. de St. Pétersbourg 376 — 377.)

Wur Zeit der Versammlung der Naturforscher und in Wien im September 1856 wurden von der doro- geologischen Reichsanstalt an die Mineralogen, Geo- und Chemiker neben mehreren Mineralien auch einer Substanz vertheilt, welche auf der gedruckten te folgendermaßen bezeichnet war:

Dyokerit, ausgeschmolzener Dyokerit.

Borzhaw, Gallizien.

Geschenk von Herrn Robert Doms, Fabrikbesitzer in Lemberg.

Ich war so glücklich, in Besitz einiger Stücke dieser interessanten Substanz zu gelangen, und als ich bald nach meiner Rückkehr nach St. Petersburg einige Versuche über ihr Verhalten gegen Lösungsmittel anstellte, beobachtete ich beim Behandeln mit Aether Erscheinungen, über welche ich in den über Dyokerit veröffentlichten Abhandlungen nichts angeführt fand und welche mich zu einer weiteren Verfolgung meiner Resultate veranlassten. Ich bin nun zwar mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes noch lange nicht zum Abschlusse gekommen, allein die große Ähnlichkeit des in Rede stehenden Dyokerits mit dem auf der Insel Ascheikän im Caspischen Meere sich findenden Rest-Gil, von welchem ich durch die Güte des Herrn Baron v. Lornauw ein Stück erhalten habe, läßt mich jetzt eine, wenn auch nur fragmentarische Mittheilung über diese Substanzen zweckmäßig erscheinen. Ich beginne diese mit einer kurzen Charakteristik des sogenannten Dyokerits und knüpfe daran Beobachtungen und Erörterungen über Rest-Gil und Rir.

Der ausgeschmolzene Dyokerit bildet eine dunkelbraune Masse von schwachem, eigenthümlich empyreuma- tischem Geruche, welche leicht mit dem Nagel Eindrücke annimmt, sich zwischen den Fingern kneten und mit dem Messer leicht schneiden läßt, ohne daran zu haften. Seinen Schmelzpunkt fand ich bei ungefähr $+ 63^{\circ}$ C. liegend, und sein specifisches Gewicht etwas leichter als Wasser. Uebergießt man ihn mit seinem 5—6fachen Gewicht Aether, so löst dieser beim Schütteln damit einen Theil davon auf, indem er eine brandgelbe Farbe annimmt, läßt aber einen anderen Theil ungelöst. Dieses Ungelöste, welches sich von der Oberfläche der Substanz als höchst feine Fällter abbläst und in der Flüssigkeit suspendirt bleibt, bildet mit letzterer ein dünnflüssiges Magma, welches sich sehr ähnlich verhält wie in Wasser aufgeschlämmter Thon, indem es gleich diesem bei leisem Umschütteln ein film-

merndes Ansehen besitzt, sich nur höchst langsam klärt und beim Filtriren nur höchst langsam durch das Filter geht, weil es die Wände desselben mit einer die Flüssigkeit nur sehr langsam durchlassenden Schicht der feinvertheilten unlöslichen Substanz bedeckt.

Die ätherische Lösung besitzt eine brandgelbe Farbe und gibt beim Erkalten in einem Gemenge von Eis und Wasser sehr bald einen pulverförmigen Niederschlag; dieser erschien unter dem Mikroskope, zwischen zwei Glasplatten in der ätherischen Lösung schwimmend betrachtet, als unregelmäßige, sehr feine und dünne, concentrisch zusammengruppirte Krystallblättchen, und nach dem Absfiltriren der Mutterlauge, Auswaschen mit etwas Aether und Trocknen an der Luft stellt er ein hellbräunliches, etwas klebriges und deshalb zusammenbackendes Pulver dar. Beim Kochen mit 95procentigem Alkohol schmilzt er zu einer gelblichen Masse, löst sich in geringer Menge auf und scheidet sich beim Erkalten sehr bald in weißlichen Flocken aus, welche sich bei der Betrachtung durch das Mikroskop aus sehr feinen unregelmäßigen Blättchen bestehend erwiesen; sammelt man diese auf einem Filter, so erhält man nach dem Trocknen bei der gewöhnlichen Temperatur eine höchst poröse und deshalb sehr leichte, etwas bräunlich gefärbte Masse, welche schon beim Betrachten durch die Loupe deutlich ihre krystallinische Struktur erkennen läßt. Die von dem durch Erkalten ausgeschlebenen pulverförmigen Niederschlage abfiltrirte ätherische Lösung läßt nach dem Verdampfen des Aethers eine schmierige, fettartige Masse von gelbbrauner Farbe zurück.

Der im Aether ungelöst gebliebene Theil des ausgeschmolzenen Ozokerits trocknet beim Verdunsten des in ihm aufgesogenen Aethers entweder gänzlich zu einer braunschwarzen, compacten Masse ein, welche, wenn man gehörig mit Aether ausgewaschen hatte, ziemlich brüchig und hart ist und beim Reiben mit einem harten Körper harzartigen Glanz annimmt, oder er behält theilweise seine hellbraune Farbe und ist dann an diesen Stellen porös. Gegen Alkohol verhält sich dieser Körper ganz so, wie der obenbeschriebene pulverförmige Niederschlag; es ge-

lang mir nicht, ihn mit diesem Lösungsmittel zu erschöpfen und es blieb auch nach vielfachigem Auskochen mit großen Mengen 90—95procentigen Alkohols immer noch eine große Menge eines geschmolzenen braunschwarzen Rückstands als Rückstand, welchen ich für die von Malaguti*) mit dem Namen „brauner Ozokerit“ bezeichnete Substanz halte. Der Rückstand schmilzt bei ungefähr 70° C.; beim Schütteln mit Aether vertheilt er sich dem ausgeschmolzenen Ozokerite sehr ähnlich, indem sich anfangs von seiner Oberfläche ein flüchtiger Körper abhebt, dann aber die ganze Masse sich zertheilt und auch die abfiltrirte ätherische Lösung beim Erkalten einen pulverförmigen, unter dem Mikroskope aber nicht als Blätter, sondern als kugelige Massen sich darstellenden Niederschlag absetzte.

Ein eigenthümliches Verhalten zeigt der ausgeschmolzene Ozokerit auch gegen Benzol, in welchem sich bei der gewöhnlichen Temperatur nur ein Theil davon wirklich auflöst, ein anderer Theil aber als gallertartige Masse ungelöst zurückbleibt. Als ich einen Theil jenes Ozokerits mit drei Theilen Benzol übergieß, erhielt ich durch Umrühren, mit gelindem Erwärmen verbundenen Schütteln ein gleichförmiges dickflüssiges Magma, welches nach dem Erkalten bis zur gewöhnlichen Temperatur zu einer Gallerte gestanden war. Durch Zusatz von noch zwei Theilen Benzol entstand ein bei der gewöhnlichen Temperatur dickflüssiges Magma, welches beim Erwärmen bis zu ungefähr 50° C. sich in eine klare Flüssigkeit verwandelte; diese konnte nun durch ein heißgehaltenes Filter filtrirt werden und ließ darauf nach dem Auswaschen mit Benzol nur eine höchst geringe Menge fremdartiger Beimengungen zurück. Die filtrirte Lösung setzte beim Erkalten bis zur gewöhnlichen Temperatur eine große Menge eines gallertartigen Niederschlages ab, dessen Menge sich bei weiterer Erniedrigung der Temperatur noch bedeutend vermehrte: auf einem Filter gesammelt und mit Benzol aus-

*) Ann. d. Ch. et de Phys. T. 66. p. 398. 1838. Annal. der Pharmacie, Bd. 23. p. 291. 1837. In dieser Abhandlung wird Schrötter überall als Schröter citirt.

Absorptionsfähigkeit des Bodens nicht allgemein gültig ist, da z. B. reines Thonerdehydrat noch größere absorbierende Kraft besitzt, als Thonerdesilikate, so steht doch überhaupt die Absorptionsfähigkeit der Ackerkrume oder des kultivirbaren Bodens fest und zwar, wie der Verf. durch nachstehende Versuche erhärtet, unabhängig von deren chemischer Zusammensetzung. Das Unlöslichwerden der durch den Dünger oder sonst wie zugeführten Nahrungsbestandtheile im Ackerboden führt nun nothwendig zu dem Schluß, daß die Pflanzen nicht, wie bisher, ziemlich allgemein angenommen wurde, ihre Nahrung aus dem Boden in Gestalt gelöster Bestandtheile erhalten, sondern daß die Wurzeln derselben in noch nicht ermittelter Art das sie umgebende Wasser beschöpfen, gewisse Mineralbestandtheile zu lösen, die es sonst nicht aufnimmt. Es folgt ferner, daß eine Beziehung stattfinden muß zwischen der Wurzeloberfläche, der Menge der aufgenommenen Summe der mit der Wurzeloberfläche in Berührung befindlichen absorbirbaren Mineralbestandtheile, vorausgesetzt nämlich, daß das bloße oder mit Kohlensäure angeschwängerte Regenwasser nicht im Stande sei, von den unlöslichen Salzen so viel innerhalb einer Vegetationsperiode zur Lösung zu bringen, als man zur wesentlichen Theilnahme an der Beförderung des Pflanzenwachstums voraussetzen muß. Daß Letzteres in der That nicht der Fall sei, lehren die Analysen der Drainwasser und anderer dem kultivirbaren Boden entströmenden Gewässer.

So wie aber die mit künstlich zugeführten Mineralbestandtheilen (Dünger) bearteten Ackerkrumen sich verhalten, analog müssen es die kultivirbaren Boden für sich. Denn der Dünger, welcher identisch ist mit den im Boden vorhandenen Nahrungsbestandtheilen, ist doch nicht die Ursache, sondern die Bedingung zur Erhaltung der Fruchtbarkeit. Werden also die Düngerbestandtheile nicht in gelöster Form den Pflanzen zugeführt, so kann dieses von den ursprünglich vorhandenen Nahrungsbestandtheilen des Bodens noch weniger angenommen werden. Anders stellt sich natürlich die Art der Ernährung bei den auf dem Wasser lebenden Pflanzen, welche mit dem Boden in gar keine Berührung kommen. Davon weiter unten.

Die Versuche, welche der Verf. rücksichtlich der Absorption angestellt hat, betreffen verschiedene Bodenarten und verschiedene Salze, unter letzteren namentliche Kalisalze und Phosphate der Erden. Im Allgemeinen verfuhr man so: ein 300 G. G. Wasser fassender Stechheber wurde mit der Erde angefüllt und dann ein mehrfaches Volum der Salzlösung durchfiltriren gelassen; im Filtrat wurden die nicht absorbirten Theile quantitativ bestimmt.

Die zur Anwendung gekommenen Bodenarten waren:

A. Drei Ackererden aus Ungarn a. Cucuritzza Batrin, b. Alba dolina und c. Funtululay, alle drei reich an Thon, braungrau, zerrieben von unfehlbarer Feinheit, mit Wasser plastisch, ohne Sand, beim Schlämmen nur wenige Körnchen gebend, die sich mit Aufbrausen in Säuren lösen; gebrannt blaß ockergelb, innen schwarz, in starkem Feuer schmelzend. 1000 G. G. wogen durchschnittlich 1232 Grm.

B. Sechs Erden aus der Savannah (Tabakboden), Gemenge von Thon und Kalk, theilweise auch Sand. a. grau, b. gelb, c. roth, mager, enthält 57 p. G. kohlensauren Kalk, d. roth, e und f. grau.

C. Lehm Boden von Bogenhausen (brauchbar zum Ziegelbrennen), gibt an Wasser kaum Spuren Kalks ab.

D. Kalkhaltiger Lehm Boden von Weißenstephan.

E. Drei Sorten Kalkboden aus der Umgebung Münchens und von Schleißheim.

F. Gartenerden a. aus dem botanischen Garten Münchens, b. aus dem Hausgarten des Verf. reich an Kalk, c. aus Münchens Umgebung mit 31,8 p. G. kohlensauren Kalk.

G. Walderde enthält 30,9 p. G. verbrennliche Substanzen.

Versuche mit schwefelsaurem Kalk. Je 1 G. G. der Lösung enthält 0,001 Grm. Salz, in 1000 G. G. waren 0,541 Grm. Kalk.

Es hatten absorbirt aus 1000 G. G. der Salzlösung Kalk in p. G. vom Gehalt d.

Bodenarten.	in Grm.	ursprüngl. Lösung.
A.	0,5354	98,97
C.	0,518	95,7
F b.	0,525	97,04

(also um 7° niedriger) und seine Löslichkeit in Aether größer als bei der Substanz aus dem Ozokerit. *)

nahe oberhalb derselben durch einen Pfropfen von Baumwolle und senkte das so vorbereitete Rohr mit einem Thermometer zusammen in einen Kolben mit Wasser, welches durch eine Weingefäßlampe erwärmt wurde. Hat man die geschmolzene Substanz in dünnen Lagen an den Wänden des Rohrs erkalten lassen, so kann man den Schmelzpunkt beobachten.

*) Was die Analysen sowohl des rohen Ozokerits als auch der aus ihm durch Destillation erhaltenen paraffinähnlichen Substanz betrifft, so bedürfen diese einer Revision, denn sie sind nach dem alten Atomgewichte des Kohlenstoffs berechnet, wornach folgende Zahlen sich ergaben:

	Rohes Ozokerit.		Paraffinähnliche Substanz.		
	Magnus Schrötter		Malaguti Walter		
Kohlenstoff	85,75	86,204	85,70	85,96	85,85
Wasserstoff	15,15 *)	13,787	14,20	14,36**)	14,28

100,90 90,991 99,90 100,32 100,13

Berechnet man aber die bei diesen Analysen erhaltenen Mengen Kohlenstoffs und Wasser nach den Tabellen von Weber, so ergeben sich folgende Resultate:

	Magnus Schrötter		Malaguti Walter		Berechn.
Kohlenstoff	84,61	84,43	84,53	84,78	84,62 85,715
Wasserstoff	15,30	13,89	14,22	14,37	14,29 14,285
	99,91	98,12	98,75	99,15	98,91 100,000
Verlust	0,09	1,88	1,25	0,85	1,19

Es hat also bei allen diesen Analysen, mit alleiniger Ausnahme der von Magnus, ein bedeutender Verlust stattgefunden; gerade die Analyse von Magnus aber differirt zu bedeutend mit der Berechnung im Wasserstoff, um sie als Bestätigung der Formel nC_xH_y annehmen zu können.

*) Diese Zahl für den Wasserstoff ist merkwürdiger Weise überall falsch citirt. Malaguti trägt wahrscheinlich die Schuld davon, denn er citirt sie: 13,15; und da diese falsche Zahl sich sowohl bei Berzelius (Lehrbuch, 4. Aufl. VIII, p. 447) als bei Gerhardt (Traité de Ch. org. IV, p. 299) wiederfindet, so ist sie wahrscheinlich von ihm entlehnt.

**) Gerhardt citirt statt dieser Zahl 14,04, was aber bei Malaguti als Resultat der Berechnung angeführt ist.

Diese schon vor beinahe einem Jahre erhaltenen Resultate, welche in vielem mit den von Malaguti bei der Untersuchung eines Ozokerits vom Berge Zicksta in der Moldau erhaltenen übereinstimmen, beabsichtige ich vor ihrer Publikation weiter zu verfolgen, sowohl um jene Frage zur vollständigen Lösung zu bringen, als auch um das Verhalten des ausgeschmolzenen Ozokerits mit dem des natürlichen zu vergleichen; nur der letzte Theil dieses Vorhabens ist aber, bis jetzt zur Ausführung gekommen und zwar in Folge des oben erwähnten Mittheilung eines Stückes Rest-oil.

Zu dieser Vergleichung benutzte ich zwei Stücke Ozokerit von Stanik in der Moldau aus dem mineralogischen Museum unserer Akademie und eine kleine Probe von demselben Fundort, welche Herr Dr. v. Rauch mit seiner Sammlung zur Verfügung zu stellen so gütig war. Alle diese waren zwar frei von anhängender Bergart, allein bei drei anderen Stücken von demselben Fundorte, welche ich aus dem Museum des Bergwerks zur Ansicht erhielt und welche sämmtlich mit Bergart durchsetzt waren, hatte der Ozokerit ein so gleiches Ansehen mit jenem, daß kein Zweifel über ihre Identität obwalten konnte. Alle diese Stücke besaßen eine weit größere Härte, als der ausgeschmolzene Ozokerit, zerbröckelten beim Schnellen mit dem Messer und ließen sich im Mörtel einigermassen zu Pulver zerreiben. Beim Uebergießen mit Aether widerstanden alle weit hartnäckiger der auflösenden Wirkung desselben, allein nach gehöriger Zerkleinerung und anhaltendem, starkem Schütteln mit Aether gaben auch sie ein ähnliches, in feinen Flocken in einer gelben Lösung aufgeschlämmtes unlösliches Produkt und aus der abfiltrirten Lösung schied sich beim Erkalten eine kleine Menge eines pulverförmigen, dem oben erwähnten ähnlichen Niederschlags aus. Es wurde dabei jedoch immer nur ein kleiner Theil des Ozokerits angegriffen, und so wurde es mir klar, daß die früheren Untersucher das charakteristische Verhalten des ausgeschmolzenen Ozokerits gegen Aether am natürlichen nicht hatten bemerken können.

Von Benzol schien der natürliche Ozokerit bei der gewöhnlichen Temperatur in bedeutend geringerem

oben dürfte auch dieser Bestandtheil bei Schätzung der Absorptionkraft Berücksichtigung verdienen.

Die Kieselsäure wird von der Ackererde nicht in gleicher, d. h. dem Kalk stöchiometrisch correspondirender Menge aufgenommen. Dies lehren folgende Versuche mit einer Lösung, die in 1000 G. G. 1,166 Grm. Kalk und 2,780 Grm. Kieselsäure enthielt.

Es absorbirten die Erden	Kalk in Grm.	Kieselsäure in Grm.	Es blieben in Lösung: Kalk Grm.	Kieselsäure Grm.
G.	0,951	0,015	0,215	2,765
K.	1,148	2,007	0,018	0,773
F. a.	1,055	1,081	0,111	1,699
F. b.	—	2,425	0,018	0,355
A. b.	1,152	2,644	0,014	0,136

Die Filtrate von G. (schwach sauer reagirend) F. a. und C. waren braun gefärbt und die darin vorhandenen organischen Stoffe konnte man leicht als die nächste Ursache der geringen Absorptionseigenschaft dieser Erden für Kieselsäure betrachten. Dies bestätigte sich auch in so fern, als der an verbrennlichen Substanzen reichere Boden A. b. (mit 9,84 p. C. organischen Substanzen) kaum halb so viel Kieselsäure aufnahm, als B. c. (mit 5,5 organischen Substanzen). Indessen verhielten sich die beiden Erden F. a. und F. b. bei nahezu gleichem Gehalt an organischer Substanz doch sehr ungleich gegen die Kieselsäure des Wasserglases und es stellte sich heraus, daß bei der Absorption der Kieselsäure auch der Kalkgehalt des Bodens eine wesentliche Rolle spielte. Denn die mit 10 p. C. geschlämmter Kreide vermischte Erde G. absorbirte jetzt 1,060 Kalk und 1,140 Kieselsäure, während sie für sich allein (s. oben) nur 0,951 Kalk und 0,015 Kieselsäure aufgenommen hatte. Und als dieselbe Erde G. mit Kalkmilch neutralisirt wurde, entzog sie von 3,230 Grm. Kieselerde im Liter 3,169 Grm. und von 1,277 Kalk 0,987 Grm.

Werden die Erden geglüht, so scheinen sie keine Kieselsäure mehr zu absorbiren, wenigstens verhält sich C. so, und es ergibt sich daraus der Schluß für die Wichtigkeit der vegetabilischen Ueberreste in dem Boden hinsichtlich der Kieselsäureassimilation der auf ihm wachsen-

den Galmppflanzen und vielleicht ist daraus auch das Vorkommen Kieselsäurereicher Pflanzen in Sümpfen erklärlich.

Aus den erwähnten Thatsachen zieht der Verf. den Schluß, daß das Kali den meisten Pflanzen in einerlei Zustand zur Aufnahme dargeboten wird.

Versuche mit kieselisaurem Natron. Die angewandten Lösungen enthielten in 1000 G. G. theils 0,932 Grm., theils 1,243 Grm. Natron.

Es absorbirten die Erden:

C.	1,292 Grm. Natron.
F. b.	1,366 " "
D.	1,440 " "
E.	1,490 " " (von Schleißheim, Versuchsfeld).

Die kräftige Absorption des Ammoniak, selbst in höherer Temperatur, erhielt aus dem fruchtlosen Versuch, welchen ein Fabrikant machte, um mittelst Ammoniak Malachit und Lasur aus dem Kupferschiefer auszugliedern. Es verschwand das Ammoniak im Erz und das condensirte Wasser hatte kein Ammoniak und kein Kupferoxyd in Lösung. Vielleicht können manche Thonsorten dazu dienen, Ammoniak aus sehr verdünnten Lösungen aufzunehmen. Garnstoff wird von der Ackererde nicht aufgenommen.

Versuche mit phosphorsauren Erden. Aehnlich wie gegen Kalk- oder Ammoniaksalze verhält sich Ackererde gegen Lösungen der Phosphate von Kalk, Magnesia und Ammoniak-Magnesia, aber es wird umgekehrt wesentlich die Phosphorsäure gebunden. Es wurde Kalkwasser mit Phosphorsäure neutralisirt und der Niederschlag in mit Kohlensäure gesättigtem Wasser gelöst. Dasselbe geschah mit dem Ammoniak-Magnesia-Phosphat.

Das Kaltposphat befand sich in 1000 G. G. zu 0,610 Grm.

Es absorbirten annähernd:

1000 G. G. Erde C.	1,098 Grm. Phosphat.
" " " F. b.	0,976 " "
" " " D.	0,976 " "
" " " E.	0,976 " "

Der Kalkgehalt des Filtrats war derselbe wie zuvor und es hatte das kohlensaure Wasser, während ihm das

Diese beiden Stellen, welche sich, wie ich schon jetzt anführen will, auf den Kir beziehen, finden sich nebst manchem anderen aus Woskoboiskow's Abhandlung fast wörtlich bei Eichwald (l. c. p. 222 u. 223) wiedergegeben, aber ohne Angabe der Quelle.

Nun folgen Mittheilungen von Eichwald, welcher zwar seine Reise auf dem Kaspiſchen Meere schon im Jahre 1825 ausführte, dieselbe aber erst in dem 1834 erschienenen „Voyage des Caspiſchen Meeres. Stuttgart und Tübingen“ beschrieben hat. Dort heißt es p. 155 bei der Beschreibung von Baku: „Man belegt zwar alle Dächer mit Kir, d. h. mit einer von Naphta durchzogenen Lehm-erde, die wasserdicht ist; allein oft macht sich der Regen doch Oeffnungen und dringt selbst durch diesen Naphtamörtel, wenn er nicht alle Jahre ausgebessert wird, in das Zimmer.“

Pag. 221 heißt es bei der Beschreibung der Umgegend von Baku: „Je weiter man dagegen nordwärts zu den Naphtaquellen hinauf kommt, desto mehr verschwindet der Kalkstein, und man steht eine schwärzliche Thonerde herrschen, die ganz von der Naphta durchzogen ist und die vorzüglich aus der Nähe der Naphtaquellen oder aus ihnen selbst genommen und zum Häuserbedeckn verführt wird. Man nennt sie dort Kir.“

Pag. 306 heißt es bei der Beschreibung der Insel Tscheläkän: „Eine Quelle von diesem Brunnen*) befindet sich ein anderer, tief in den Sand gegrabener, in dem sich die beste, feinste**) Naphta (Rest-dachil) genannt***), ansammelt. Man findet hier nämlich oft zwischen dem

*) Dem Brunnen Khara sitlo (schwarzer Brunnen), welcher nach des Verfassers Worten außerordentlich merkwürdig ist, sehr alt sein soll und schon seit 100 Jahren dieselbe reichliche Menge Naphta, an 10 Pud täglich, gibt. Bölkner (s. später) schreibt ihn Kapacetan (Karasetli).

**) Dieses Wort wird neuerdings (Bull. phys. math. XV, Nr. 17 p. 270) vom Verfasser für einen Druckfehler erklärt und soll „feste“ heißen.

***) Rest ist die russische Bezeichnung für Naphta.

Sande auch Thonschichten von grauer Farbe mächtig anstehen, die ganz von Naphta durchdrungen werden; man gräbt diese feste Naphta und benutzt sie zur Feuerung. Man bedient sich hier aber noch eines anderen Handgriffes, um die Naphta von allen fremdartigen Beimischungen von Sand und Thon zu reinigen; man zündet in der Tiefe ein Feuer an; durch die Wärme verflüchtigt die Naphta und sammelt sich in der Höhe als geläuterte, von den fremden Beimischungen befreite Masse; sie hat dann ein schwarzes, zähes Aussehen und ist so weich, daß man sie mit dem Messer sehr gut schneiden kann. Man zieht durch sie einen Docht und macht so Licht aus ihr; sie brennt ohne den üblen Geruch der Naphta. Sie sammelt sich dort in einer großen, kesselartigen Grube an und wird alsdann beim Erkalten hart; hierauf hebt man sie mit einer Schaufel aus und verführt sie besonders nach Buchara.“

Endlich heißt es noch p. 307: „An anderen Stellen ist der Thon fester, grauer, färbt ab und ist fast ganz von Naphta durchdrungen, wodurch alsdann der Kir entsteht, dessen sich die Perser zum Dachbedeckn bedienen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Eigenschaften der Ackerkrume.

Die bemerkenswerthen Versuche über Absorptionfähigkeit des Ackerbodens für Düngerbestandtheile, welche Thom. Way (Journ. of the royal agricul. Society of England. XXV, 313) zu dem Schluß führten, daß Thon- und Kalksilicate chemisch die löslichen Salze binden, sie unlöslich machten und demnach ihrer weiteren Verbreitung im Boden vermittelt Wasser ein Ziel setzen, haben vermöge der wichtigen Folgerungen, die sich weiter daraus ergaben, J. v. Liebig zu einer neuen Reihe von Experimenten veranlaßt (Ann. d. Chem. u. Pharm. CV, 109), deren Resultate die bisherige gangbarste Ansicht über die Aufnahme der Mineralbestandtheile seitens der Pflanzen unhaltbar erscheinen lassen.

Wenn auch Way's Ansichten über die Ursache der

Das Umwickeln der Guttaperchadräthe mit getheertem Band etc. hat sich bei den unterirdischen und Unterwasser-Leitungen bereits als sehr zweckmäßig herausgestellt, in wie weit dieses aber bei den der freien Luft ausgesetzten oder bei den in Kammern angebrachten Drähen brauchbar sei, bin ich durch Versuche zu ermitteln bemüht gewesen.

Bei diesen Versuchen wurde nicht allein Theer, sondern auch Asphaltlack, Leinölfarbe und Schellackauflösung zum Tränken der die Guttaperchadräthe umgebenden Umhüllung angewandt.

Die Guttaperchadräthe, aus England bezogen, waren je von 10 Fuß Länge und die Hälfte jeden Drahtes mit dünnen Baumwollensäden gerade so umspinnen, wie man Kupferdraht damit zu umspinnen pflegt.

Die andere Hälfte jeden Drahtes war freigelassen, um genau vergleichende Resultate zu erlangen, während die umspinnene Hälfte mit Theer resp. Asphaltlack, Leinölfarbe und Schellack getränkt wurde. Vier andere ganz gleiche Guttaperchadräthe wurden zur Hälfte jeden Drahtes, ohne weitere Umspinnung mit den obigen Ingrebienzien überstrichen, die anderen Hälften der Dräthe aber wieder ganz frei gelassen.

Diese acht, so hergerichteten Guttaperchadräthe wurden in ganz freier Luft oben auf einen der vier Thürmchen des hiesigen Bahnhofsgebäudes befestigt, dort ein ganzes Jahr lang unausgesetzt belassen und jeder Witterung preisgegeben.

Nach Ablauf dieser Zeit waren die mit gar keinem Ueberzug oder Anstrich versehenen Hälften der acht Dräthe zerbrochen; beim Biegen derselben zeigten sich in der Guttapercha ziemlich tief eingehende Risse, im Innern von weißlicher Farbe. Die Guttapercha war auf der Oberfläche ganz spröde und sprang beim Biegen flaubartig ab. Der nur mit Schellackauflösung überzogene Draht war ebenso zerbrochen, der überspinnene und darauf mit Schellack getränkte Draht zeigte dieselben Erscheinungen, nur in etwas geringerm Maße.

Die mit Asphaltlack und Leinölfarbe einfach nur überstrichenen Dräthe, namentlich der letztere war schon besser erhalten, hatten jedoch auch feine Risse mit weißlichem Grunde und etwas spröder Oberfläche.

Der überspinnene und mit Asphalt getränkte Draht zeigte beim Biegen keine Risse mehr, hatte jedoch eine spröde und trockene Oberfläche, während der in solcher Weise mit Leinölfarbe imprägnirte Draht nicht nur keine Risse, sondern auch eine ziemlich gut erhaltene Guttapercha-Oberfläche zeigte.

Der mit Theer überstrichene Draht war sehr gut erhalten, am allerbesten jedoch der überspinnene und darauf mit Theer getränkte Draht. Die Guttapercha war nur etwas dunkler von Farbe geworden, sonst unverändert, völlig geschmeidig, zähe und biegsam.

Nach diesen Versuchen, die, wie schon gesagt, das Ergebnis eines Jahres sind, scheint der Theer unter allen Umständen das beste Conservierungsmittel für Guttapercha zu sein; nächstdem gute Leinölfarbe, — wahrscheinlich ebenso gut Leinöl oder Leinölfirnis —, und sind letztere Ingrebienzien namentlich da anzuwenden, wo der anfängliche Geruch des Theeres lästig werden könnte.

Seit längerer Zeit sind hier Guttaperchadräthe, die an freier Luft liegen müssen, mit grobem Gazeleinen (Butterleinen) dicht umwickelt und dann getheert und haben bis jetzt die besten Resultate ergeben; wo es sich machen läßt, kann man das Theeren der Dräthe nach 2 bis 3 Jahren wiederholen.

Unterirdische Dräthe sind gewöhnlich in größerer Anzahl zusammengelegt, mit Gazeleinen umwickelt, getheert, in anderer Richtung nochmals umwickelt, wieder getheert und so in die Erde gelegt; besonders leicht und bequem ließen sich solche Drahtbündeln in unterirdische Abzweigungen einziehen und hat ihre Isolation niemals etwas zu wünschen übrig gelassen.

Die längeren Ein- oder Durchführungen in Gebäude oder Zimmer sind in eben solcher Weise hergestellt, nur ist die zweite Leinenumwicklung nicht wieder getheert, um den Geruch einigermaßen zu dämpfen.

Die Kosten für die Umwicklung stellen sich äußerst gering und kommen für die größere Dauerhaftigkeit und Sicherheit gar nicht in Anschlag.

(Zeitschrift des Telegraphen-Vereins Jahrgang V. p. 99.)

Phosphat entzogen wurde, dafür kohlensauren Kalk aufgenommen. Durch geschlämmte Kreide wird dem kohlensauren Wasser das Kalzphosphat nicht entzogen.

Ähnliches Verhalten zeigten die Bodenarten gegen phosphorsaure Ammoniak-Magnesia, und zwar verschwanden gleichzeitig die beiden Basen sammt der Phosphorsäure aus der Lösung und diese enthielt dafür reichliche Quantitäten Kalk, die jedoch weder unter einander bei den verschiedenen Bodenarten, noch zu dem früher gelösten Phosphat in irgend einfacher Beziehung standen. Durch geschlämmte Kreide wird aus der kohlensauren Lösung des Phosphats die Magnesia nicht ausgeschieden und Kalk nicht aufgenommen.

Nach dem Bisherigen stellt sich heraus:

Dass Kalk, Ammoniak und Phosphorsäure — drei der wesentlichsten Nahrungsbestandtheile für Pflanzen — durch Schichten von der Dicke unserer gewöhnlichen Ackerkrume aus ihrer Lösung fast völlig niedergeschlagen und unlöslich gemacht werden. Kohlensaures Wasser mag kleine Antheile dieser Stoffe lösen, aber die Lösung kann sich nicht weit fortbewegen, ohne das Gelöste wieder zu verlieren, es sei denn, daß die Ackerkrume vollständig mit den fraglichen Substanzen gesättigt ist. Den Beleg dafür liefert die Untersuchung der Fluß-, Quell- und Drainwasser, namentlich der Letzteren. Berechnet man den Kalk-Phosphorsäure- und Ammoniakgehalt der Drainwasser und nimmt z. B. an, daß auf 3,9 Morgen Preuss. 12 Millionen Pfd. Regenwasser fallen, die sich in der Ackerkrume mit Salzen anschwängern, wie wir sie quantitativ in den Drainwässern finden, und vergleicht man den Gehalt der betreffenden Stoffe mit dem einer mittleren Ernte an Kartoffeln oder Runkelrüben, so ergiebt sich, daß der Kalkgehalt nur $\frac{1}{100}$ von dem der Kartoffelernte und ungefähr $\frac{1}{50}$ von dem der Runkelrübenenernte ausmacht.

Daraus ergiebt sich der schon oben hervorgehobene Schluß, daß die Pflanze nicht aus fertigen Lösungen ihre Mineralbestandtheile aufnimmt, sondern irgend wie selbstthätig auf Löslmachung der aufgespeicherten Substanzen der Ackerkrume einwirkt. Es versteht sich von selbst, daß das Wasser des Bodens und die Verdunstung in den

Blättern wesentliche Vermittler im Assimilationsproceß sind, „aber — sagt der Verf. — in dem Boden befaßt eine Pflanze, welche die Pflanzen vor einer schädlichen Zufuhr sichert; sie wählt aus, was sie bedarf, und was der Boden darbietet, kann nur dann in ihren Organismus übergehen, wenn eine innere, in der Wurzel thätige Ursache mitwirkt. Es ist sehr schwer, sich eine Vorstellung zu machen, in welcher Weise die Pflanzen mitwirken, um die Auflösung der Mineralbestandtheile zu bewerkstelligen; daß Wasser für den Uebergang derselben unentbehrlich ist, versteht sich wohl von selbst.“

Die Wasserpflanzen und Seegewächse, deren Wurzeln nicht am Boden haften, müssen natürlich auf andere Weise als die Landpflanzen ihre Nahrung aufnehmen, und in Bezug auf die Relation der in Wasser gelösten Salze zu den aus diesem Wasser in Pflanzen übergegangenen hat der Verf. folgende Beobachtungen an *Lemna trisulca* gemacht.

Das schwach grünliche Wasser des künstlichen Sumpfes, auf welchem diese Pflanze gezogen wurde, stinkt und eingedampft enthielt in 1000 G. G. 0,415 Grm. schwach geblähten Salzrückstand. 100 Th. der getrockneten Wasserlinsen gaben 16,6 Asche.

Es enthielten 100 Th.:

	Pflanzenasche.	Salzrückstand des Wassers.
Kalk	16,82	35,0
Magnesia	5,08	12,264
Kochsalz	5,897	10,10
Ehlorallium	1,45	—
Kali	13,16	3,97
Natron	—	0,471
Eisenoxyd-Ehonerde	7,36	0,721
Phosphorsäure	8,730	2,819
Schwefelsäure	6,09	8,271
Kieselsäure	12,35	3,24

Die Vergleichung der Zahlen lehrt, daß die Pflanze die Mineralbestandtheile nicht in demselben Verhältnis aufnahm, in welchem sie ihr von dem Wasser gelöst wurden.

die Mineralien, welche vorzugsweise das Material zur Darstellung des Magnesiums liefern können. Als solche bezeichnet er besonders den Talkspath und den Dolomit. Er hob die mineralogischen Eigenschaften dieser Mineralien hervor und erörterte die Homorphie der kohlensauren Verbindungen von Kalk, Kalktalk, Talk, Eisenorydul, Zinkoryd und Manganorydul, besprach die geringen Winkelunterschiedenheiten in der Form dieser Mineralien und erwähnte, wie diese Winkelunterschiedenheiten auf geringen Beimischungen einer oder der andern dieser Basen beruhen. Die bessere Erkenntnis dieser Verhältnisse sei vorzüglich den zahlreichen, von Dr. Viktor Monheim angestellten Analysen von Mineralien aus dieser Reihe zu verdanken. (Austria 1858 Band II. Seite 540.)

Ueber die Gewinnung eines sich nicht leicht zersetzenden Kupferoxydhydrats.

Die Darstellung eines reinen Kupferoxydhydrats ist bekanntlich, wegen seiner leichten Zersetzbarkeit in Folge seines locker gebundenen Hydratwassers mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft. Zu meinen fortgesetzten Versuchen über die merkwürdige Einwirkung einiger Oxydhydrate von sogenannten Schwermetallen auf eine Lösung von Chlorkalk, worauf ich bereits im Jahresberichte von 1852/53 die Aufmerksamkeit gelenkt^{*)}, war ich einer größeren Quantität dieses Kupferoxydhydrates bedürftig, dessen Reindarstellung nach den bekannten Methoden mir aber mancherlei zu schaffen machte. Ich versuchte deshalb andere Verfahrenswesen und versiel dabei zuletzt auf folgende, meines Wissens bisher noch nicht zur Anwendung gekommene Methode, die ich um so mehr zu empfehlen mich berechtigt halte, als sie bei großer Leichtigkeit und Sicherheit der Ausführung stets ein völlig untadelhaftes Präparat ergibt, welches selbst im feuchten Zustande oder mit warmem Wasser behandelt, nicht die allergeringste Zersetzung besüchten läßt. Man dirigire zu dem Ende das

bekannte, durch die unvollkommene Fällung einer Kupfer-vitriollösung mittelst Ammoniakflüssigkeit resultirende, gehörig ausgefällte, körnig krystallinische, grüne basische Kupfersalz mit einer nicht zu schwachen Lösung von Natriumcyanid oder Natriumcyanat bei mittlerer Temperatur, wobei man in wenig Augenblicken die grüne Farbe dieses basischen Salzes in eine schön himmelblaue Farbe, in die des reinsten Hydrats übergehen sieht. Das so dargestellte Präparat läßt sich wegen seiner körnig krystallinischen Structur mit großer Leichtigkeit und in aller kürzester Zeit ausfällen, behält in mäßiger Wärme getrocknet, ja selbst im feuchten Zustande willkürlich lange aufbewahrt, seine himmelblaue Farbe unverändert bei, und erweist sich bei genauer Prüfung als völlig rein. Eine wesentliche Bedingung zur Erzielung eines Hydrates von solch einer körnig krystallinischen Structur ist, daß das zu seiner Bereitung dienende grüne basische Salz gleichfalls zuvor diesen Aggregatzustand zeige. Diesen erzielt man aber sehr leicht, wenn man die Ammoniakflüssigkeit nach und nach zu einer siedend heißen und fortan im Sieden zu erhaltenden Kupfervitriollösung schüttet, und mit dem Zusetzen des Ammoniaks in dem Augenblicke aufhört, wo das sich ablagende basische Salz eben Milene macht, eine schwach bläuliche Farbennüance anzunehmen.

(Jahresb. d. phys. Ver. zu Frankfurt. a. M. 1856, S. 28.)

Ueber eine neue Bereitungsweise von Bleisuperoxyd und Wismuthsuperoxyd.

Bisher war man bekanntlich der Ansicht, daß bei Behandlung von kohlensaurem Bleiorxyd mit einer Auflösung von Chlorkalk in der Wärme kein Chlorblei freies Bleisuperoxyd gewonnen werden könne. Wenn man indeß ein frisch bereitetes, noch feuchtes kohlensaures Bleiorxyd einigemal hintereinander mit oftmals erneuerter Chlorkalklösung in der Siedhitze behandelt, und zuletzt das auf diese Weise resultirende Superoxyd wiederholt mit heißem Wasser ausfäßt, so erhält man dasselbe in der That frei von Chlorblei. Ja, meinen Beobachtungen zufolge, läßt sich selbst reines, frisch gefälltes Chlorblei mit Leichtigkeit, bei seiner Behandlung mit Chlorkalklösung in

^{*)} Aus welcher hervorgeht, daß das Verhalten einiger solcher Hydrate zu einer Chlorkalklösung dazu dienen könne, reines Sauerstoffgas mit Leichtigkeit zu bereiten.

welches dadurch entfärbt wird; dieses Volumen entspricht der Gerbsäure und der Gallussäure zusammen. Man nimmt dann eine andere Portion der Flüssigkeit und setzt ihr Eiweiß im Ueberschuß hinzu, wodurch die Gerbsäure niederschlagen wird, während die Gallussäure gelöst bleibt. Man filtrirt den Niederschlag ab, bringt sodann durch Erhitzen das überschüssige Eiweiß zum Gerinnen und filtrirt wieder. Die so behandelte Flüssigkeit enthält nur noch die Gallussäure, welche man nun mit übermangansaurem Kali unter Beihülfe einer titrirten Gallussäurelösung direct bestimmt. Nennt man das hierbei gefundene Volum der Lösung des übermangansauren Kalis v' , und das zuerst gefundene Volum v , so entspricht das Volum $v - v'$ der Gerbsäure, deren Menge man somit, indem man zugleich ermittelt, welches Volum der Lösung des übermangansauren Kalis durch eine gewisse Menge einer titrirten Gerbsäurelösung entfärbt wird, leicht berechnen kann.

Folgende Stoffe üben, wenn sie sich in verdünnter, $\frac{1}{2}$ bis 1 Procent enthaltender Lösung befinden, auf das übermangansaure Kali keine merkliche Wirkung aus: Citronensäure, Weinsäure, Apfelsäure, Essigsäure etc., Zucker, Gummi, Dextrin, fettige Stoffe, Thein, Coffein, Chinin, Harnstoff; in concentrirter Lösung wirken diese Stoffe nur langsam auf das übermangansaure Kali. Die einfachste Art, bei Bestimmung mittels übermangansauren Kalis die Einwirkung dieser Stoffe, wenn sie vorhanden sind, zu eliminiren, besteht demnach darin, die Flüssigkeit mit Wasser zu verdünnen, so daß sie nicht mehr als $\frac{1}{2}$ Procent der Substanz, welche man bestimmen will, enthält. Im Allgemeinen operirt man mit noch verdünnterer Flüssigkeit, z. B. mit solcher, die nur 0,001 bis 0,002 enthält.

(Compt. rend., T. 46 p. 577.)

(Durch polyt. Centralblatt, 1858, S. 757.)

Conservirung der Guttaperchadräthe.

Von C. Frischen,

Telegraphen-Inspector in Hannover.

Die große Anwendung, welche die Guttapercha zur Umkleidung der Leitungsdräthe für den elektrischen Tele-

graphen, sowohl in der Erde, im Wasser, als auch in den Zimmern findet, läßt den Uebelstand, daß die Guttapercha mit der Zeit gänzlich verdirbt, um so mehr beklagen, als die Anwendung dieser Guttaperchadräthe ebenso unentbehrlich, als bequem und sicher ist.

Leitungsdräthe, die mit gut und richtig verarbeiteter Guttapercha umkleidet sind, leisten, namentlich unter Wasser oder tief in den feuchten Erdboden gelegt, schon ganz vorzügliche Dienste, sind aber der Zerstörung sehr bald ausgesetzt, sobald man sie im Zimmer oder gar an freier Luft anwendet. Bei den vor wenigen Jahren von einigen deutschen Fabrikanten bezogenen Guttaperchadräthen, war diese Zerstörung so rasch und so arg, daß schon nach Verlauf eines Jahres die Guttapercha hart und spröde war, und beim Biegen der Dräthe brach und abfiel; durch das Eintrocknen zog die Guttapercha sich zusammen, wodurch der Leitungsdrath stellenweise oft in Klagen von $\frac{1}{4}$ bis 1 Zoll ganz freigelegt; wurde unter einen Telegraphen bei welchem die Drathverbindungen unterhalb der Tischplatte durch Guttaperchadräthe gebildet waren, mit der Hand gegen die Wand geschlagen, so entstand ein förmlicher Regen von kleinen abspringenden Guttaperchastücken. Es war daher erforderlich, um den Störungen, die unausbleiblich durch die mangelhaft von einander getrennten Dräthe eintreten mußten, vorzubeugen, von Zeit zu Zeit alle diese Guttaperchadräthe zu erneuern, welches nicht allein zeitraubend und umständlich, sondern auch kostspielig war.

Durch Anwendung von englischen Guttaperchadräthen aus der Fabrik der „Guttapercha-Company, 18 Water Road, City Road in London“ ist diesem Uebelstande in bedeutendem Maße vorgebeugt, indem die Guttapercha sehr viel haltbarer ist. Trotz der doppelten Umpressung und des weiteren Transportes, sowie der darauf lastenden Ausgangsteuer ist der englische Drath gar nicht theurer, als der im Inlande bezogene und hat sich auch in Bezug auf Isolation bei den hier ausgeführten unterirdischen Leitungen ganz vorzüglich bewährt. Der Luft ausgesetzt, erleidet auch die Guttapercha der aus England bezogenen Dräthe eine Zerstörung, wenn gleich nicht in der Weise, wie dies bei den inländischen Dräthen der Fall ist.

Das Umwickeln der Guttaperchadräthe mit getheertem Seil hat sich bei den unterirdischen und Unterwasser-ungen bereits als sehr zweckmäßig herausgestellt, in- selt dieses aber bei den der freien Luft ausgesetzten bei den in Zimmern angebrachten Drähen brauchbar in ich durch Versuche zu ermitteln bemüht gewesen. Bei diesen Versuchen wurde nicht allein Theer, son- auch Asphaltlack, Leinölfarbe und Schellackauflösung kränken der die Guttaperchadräthe umgebenden Um- ig angewandt.

Die Guttaperchadräthe, aus England bezogen, waren 10 Fuß Länge und die Hälfte jeden Drahtes mit n Baumwollenfäden gerade so umspinnen, wie man rbrath damit zu umspinnen pflegt.

Die andere Hälfte jeden Drahtes war freigelassen, man vergleichende Resultate zu erlangen, während die innere Hälfte mit Theer resp. Asphaltlack, Leinöl- und Schellack getränkt wurde. Hier andere ganz : Guttaperchadräthe wurden zur Hälfte jeden Drahtes, weitere Ueberspinnung mit den obigen Ingredienzien rücken, die anderen Hälften der Dräthe aber wieder frei gelassen.

Diese acht, so hergerichteten Guttaperchadräthe wurden ng freier Luft oben auf einen der vier Thürmchen- effigen Bahnhofgebäudes befestigt, dort ein ganzes Jahr mausgesetzt belassen und jeder Witterung preisgegeben. Nach Ablauf dieser Zeit waren die mit gar keinem- zug oder Anstrich versehenen Hälften der acht Dräthe- t; beim Wiegeln derselben zeigten sich in der Gutta- ziemlich tief eingehende Risse, im Innern von weiß- Farbe. Die Guttapercha war auf der Oberfläche spröde und sprang beim Wiegeln Staubartig ab. Der- alt Schellackauflösung überzogene Draht war ebenso- t, der übersponnene und darauf mit Schellack ge- e Draht zeigte dieselben Erscheinungen, nur in etwas- erem Maße.

Die mit Asphaltlack und Leinölfarbe einfach nur- rickenen Dräthe, namentlich der letztere war schon- erhalten, hatten jedoch auch feine Risse mit weiß- Grunde und etwas spröder Oberfläche.

Der übersponnene und mit Asphalt getränkte Draht zeigte beim Wiegeln keine Risse mehr, hatte jedoch eine spröde und trockene Oberfläche, während der in solcher Weise mit Leinölfarbe imprägnirte Draht nicht nur keine Risse, sondern auch eine ziemlich gut erhaltene Guttapercha- Oberfläche zeigte.

Der mit Theer überstrichene Draht war sehr gut- halten, am allerbesten jedoch der übersponnene und darauf mit Theer getränkte Draht. Die Guttapercha war nur etwas dunkler von Farbe geworden, sonst unverändert,- völlig geschmeidig, zähe und biegsam.

Nach diesen Versuchen, die, wie schon gesagt, das- Ergebnis eines Jahres sind, scheint der Theer unter allen- Umständen das beste Conservierungsmittel für Guttapercha- zu sein; nächst dem gute Leinölfarbe, — wahrscheinlich- ebenso gut Leinöl oder Leinölfirniß —, und sind letztere- Ingredienzien namentlich da anzuwenden, wo der anfängliche- Geruch des Theeres lästig werden könnte.

Seit längerer Zeit sind hier Guttaperchadräthe, die- an freier Luft liegen müssen, mit grobem Gazeleinen- (Butterleinen) dicht umwickelt und dann getheert und haben- bis jetzt die besten Resultate ergeben; wo es sich machen- läßt, kann man das Theeren der Dräthe nach 2 bis 3- Jahren wiederholen.

Unterirdische Dräthe sind gewöhnlich in größerer- Anzahl zusammengelegt, mit Gazeleinen umwickelt, getheert,- in anderer Richtung nochmals umwickelt, wieder getheert- und so in die Erde gelagt; besonders leicht und bequem- liegen sich solche Drahtbündeln in unterirdische Abföhrleit- tungen einziehen und hat ihre Isolation niemals etwas- zu wünschen übrig gelassen.

Die längeren Ein- oder Durchführungen in Gebäude- oder Zimmer sind in eben solcher Weise hergestellt, nur- ist die zweite Leinenumwicklung nicht wieder getheert, um- den Geruch einigermaßen zu dämpfen.

Die Kosten für die Umwicklung stellen sich äußerst- gering und kommen für die größere Dauerhaftigkeit und- Sicherheit gar nicht in Anschlag.

(Zeitschrift des Telegraphen-Vereins Jahrgang V. p. 99.)

Notizen.

Magnesium.

In der Generalversammlung des naturhistorischen Vereines der preussischen Rheinlande und Westphalens sprach Dr. Marquart über das Magnesium. Schon im vorigen Jahre hatte derselbe einige Mittheilungen über sogenannte Leichtmetalle gemacht und seinen Vortrag durch Proben dieser Metalle und einiger Legirungen erläutert. Es war damals nicht möglich, das Metall der Bittererde, das Magnesium, vorzulegen, und es konnten nur die ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten dieses Metalles kurz besprochen werden. Diesmal war der Redner im Stande, das Magnesiummetall der Versammlung zu zeigen; er knüpfte daran einige Bemerkungen über die Eigenschaften, welche dieses Metall auszeichnen und welche ihm eine Zukunft für die industrielle Benützung versprechen. Das Magnesiummetall gleicht am meisten dem Zink; es ist flüchtig wie dieses Metall und destillirt leicht und ungefähr bei derselben Temperatur wie das Zink. Es ist silberweiß, erhält sich ziemlich gut an der Luft, wenn seine Oberfläche rein und polirt ist. Es unterscheidet sich von Zink dadurch, daß es sich besser fellen läßt, eine vortrefliche Politur annimmt und vor Allem durch sein spec. Gewicht, welches gleich 1,75 ist, während das nach dem Schmelzen erstarrte Zink ein spec. Gewicht gleich 6,86 und das kausliche gewalzte Zink ein spec. Gewicht von 7,19 hat. Diese Eigenschaft des Magnesiums, sein geringes spec. Gewicht nämlich, ist es besonders, was ihm eine bedeutende Zukunft sichern würde, wenn es der Industrie gelänge, das Magnesiummetall zu demselben Preise darzustellen wie das Zink. Es fragt sich nun zuvörderst, ob das Rohmaterial in hinreichender Menge vorhanden ist. Die Magnesia oder das Magnesiumoxyd, die Bittererde oder Kalkerde, findet sich gewöhnlich ebenso wie das Zink in der Natur verbunden mit Kieselsäure oder Kohlensäure. Die kiesel-saure Magnesia heißt gewöhnlich Talk und die kohlensaurer Magnesia Magnesit. Das Vorkommen dieses

letzteren ist zwar nicht selten, jedoch zur metallurgischen Bearbeitung möchte das Material, so viel wir jetzt wissen, nicht ausreichend sein. Dagegen kommt die kohlensaurer Kalkerde in Verbindung mit kohlensaurer Kalkerde in Massen als ein Gestein vor, welches Bitterkalk oder Dolomit genannt wird. Es findet sich in den verschiedensten Gesteinsarten, z. B. im Silimmerschiefer, im Liebergangskalk, in der Jochsteinformation, im Muschelkalk, Jurakalk und selbst in der Kreide. Der Dolomit findet sich fast immer, wo Zinkablagerungen stattfinden, und es steht fest, daß nicht selten bei der Messingfabrikation aus Unkenntniß Dolomit statt Galmei verwandt worden, und daß dennoch Messing erzielt worden ist, also wahrscheinlich eine Legirung von Kupfer und Magnesium. Daß in Zinkhütten mitunter Kalkverbindungen gleichzeitig mit den Zinkzerzen destillirt worden, konnte Dr. Marquart ermitteln, da bei Darstellung von chemisch reinem Zinkvitriol aus Zinkmetall sich die Anwesenheit von Magnesium mehrmals nachweisen ließ. Diese Thatsache war auffallend und bisher unerklärbar. Die Versuche zur Gewinnung des Magnesiums aus Dolomit sind Sache der Industriellen; dem Chemiker stehen die Mittel hierzu nicht zu Gebote, und der Redner ersuchte die anwesenden Zinkhüttenbesitzer, Alles anzuwenden, daß ein Destillationsversuch von Magnesiit oder Dolomit in Zinkretorten zu Stande komme. Unter den Vortheilen, welche das Magnesium der Industrie bietet, machte der Vortragende die Versammlung von Naturforschern und Hüttenmännern besonders auf das spezifische Gewicht des Magnesiums aufmerksam, welches viermal geringer ist als das des Zinks. Mit einem Centner Magnesium wird man daher so weit reichen, wie mit vier Centnern Zink. Sollte daher das Magnesium noch einmal so theuer zu stehen kommen als das Zink, so wäre es dennoch um 100% billiger. Denkt man ferner an alle anderen Verhältnisse und Vortheile, welche bei Zink u. s. w. ein so leichtes dauerhaftes Material bietet, so wird man mit dem Redner übereinstimmen, daß das Magnesium die volle Aufmerksamkeit der Industrie in Anspruch nimmt. — Geheimrer Rath Röggerath knüpfte an den Vortrag des Dr. Marquart einige Bemerkungen über

Ueber die Zerstörung von Baumwolle und Leinen in gemischten Wollenzengen.

Handelt es sich darum, Baumwolle und Leinen in alten abgetragenen gemischten Wollenzengen, unbeschadet der Wolle, (etwa behufs einer Verwertung der letzteren zu sogenannter Kunstwolle) gänzlich zu zerstören, so zeigt sich hierzu die concentrirte Schwefelsäure im hohen Grade geeignet. Aus dem Verhalten derselben zur Baumwolle in Leinwandgeweben bei der bekannten Leinwandprobe war zu schließen, daß, da erfahrungsgemäß Schafrwolle von concentrirter Schwefelsäure bei gewöhnlicher Temperatur nicht corrodirt wird, diese Säure ein brauchbares Mittel abgeben werde, den genannten Zweck zu erreichen. Dem ist in der That so. Ueberschüttet man zu dem Ende die gehörig sortirten wollenen, zum Theil mit Leinen und Baumwolle untermischten, völlig getrockneten Lumpen in einem bleiernen oder gußeisernen wohl zu bedeckenden Gefäße mit concentrirter Schwefelsäure in der Art, daß dieselben durch und durch von Säure imprägnirt erscheinen, und überläßt sie so circa 10 bis 15 Minuten sich selbst, so findet man, daß alles Leinen und alle Baumwolle zerstört und in eine fleisterähnliche Masse verwandelt, dagegen die Wolle völlig erhalten ist. Preßt man nun von dem feuchten Magma die überflüssige Säure sorgfältig ab, wirft die etwas auseinander gerissene Masse sodann portionweise mittelst eines gabelsförmig gestalteten Löffels in eine größere Menge kalten Wassers, wäscht sie darin, unter jeweiligem Erneuern des Wassers, oberflächlich einige Male aus, und überschüttet sie dann schließlich noch mit einer verdünnten Lösung von Soda, so sieht man die Wolle, in Folge der hierbei tumultuarisch entweichenden Kohlensäure, sich lockern und zugleich in einen Zustand versetzt, in welchem sie sofort zu dem oben ange deuteten Zweck verarbeitet werden kann. (Ebendas. S. 36.)

Ueber das Murexid zum Färben und Drucken der Kattune.

Anknüpfend an unsere Mittheilungen über diesen Gegenstand in dieser Zeitschrift 1857 S. 626 und 730 entnehmen wir der deutschen Gewerbezeitung, 1857 Heft 4,

einen Aufsatz von Hrn. Décar Meister, beratenden Chemiker in Chemnitz. Derselbe veröffentlicht darin die französische Vorschrift des neuen Verfahrens zum Färben und Drucken der Kattune mit Murexid oder vielmehr sogenanntem Murexid-Purpur folgendermaßen:

Man gründirt die Waare mit einem Metallsalz, Zinn-, Quecksilber-, Bleiorpsalz für Roth, und Zinksalz für Gelb; oder man druckt diese Salze als Beize auf und färbt in Murexid, welches im Handel für 6 bis 8 Thaler per Pfund zu haben ist, aus; oder man druckt das Murexid auf und fixirt durch ein Bad der angegebenen Metallsalze.

Druckfarbe.

- 1 Gramm Murexid-Purpur,
- 10 Gramm salpetersaures Bleiorps,
- 1 Liter Gummiwasser.

Je nachdem das Murexid rein oder unrein ist, muß man weniger oder mehr nehmen.

Nach dem Drucken läßt man die aufgedruckte Farbe einige Stunden an einem feuchten Orte anziehen und passirt sie dann in einem Kasten oder Behälter, dessen Luft mit Ammoniak geschwängert ist und 70° C. am Thermometer zeigt, belläufig $\frac{1}{2}$ bis 1 Minute lang. Dann passirt man die Waare durch ein Bad, welches auf 1000 Liter Wasser 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Kilogramm Quecksilbersublimat enthält, während 50 Minuten. Darauf wird gekühlt und in einem zweiten Bade passirt; letzteres besteht aus:

- 1000 Liter Wasser,
- 1 Kilogramm Quecksilbersublimat,
- 2 Kilogramm Essigsäure von 7° B.
- $\frac{1}{2}$ Kilogramm essigsaurem Natron.

Die purpurrothe Farbe kann durch ganz schwache Passagen in Alkalien oder Seife mehr ins Violette getrieben werden.

Herr Meister erbietet sich, den Fabrikanten mitzutheilen, wie man aus der noch nicht abgedampften Lösung der Harnsäure in Salpetersäure reines Murexid darstellt, und wie man reines Murexid auf der Faser für sich und mit anderen Farben zugleich fixiren kann — wenn sie ihrer Anfrage 2 Friedrichsb'or beifügen —, bemerkt auch,

der Siebhige vollständig zersehen und in Bleisuperoxyd überführen. Kocht man nämlich frisch gefälltes (durch Zerlegung einer Auflösung von Bleinitrat mittelst Kochsalzsolution bereitetes) Chlorblei zu wiederholten Malen mit einer klaren, filtrirten Chlorkalklösung, so sieht man in kurzer Zeit ein körnig krystallinisches Bleisuperoxyd resultiren, das, gehörig mit heissem Wasser ausgekocht, sich als vollkommen rein erweist. Die Thatfache, daß das Chlor im Chlorblei, dieser sonst so beständigen Chlorverbindung, durch den Sauerstoff der unterchlorigen Säure im Chlorkalk gänzlich ausgetrieben wird, ist besonders in theoretischer Beziehung beachtenswerth, und erscheint gewissermaßen als ein Analogon zu der bekannten Erfahrung der Austreibung des Chlors durch Jod, bei dem Erhitzen einer Auflösung von chlorsaurem Kali mit letzterem, wobei als Endresultat reines jodsaures Kali entsteht.

Wenn es sonach erwiesen ist, daß Chlorblei durch die Behandlung einer Auflösung von Chlorkalk in der Siebhige gänzlich in Bleisuperoxyd übergeführt werden kann, so erscheint auch die Annahme, es könne ein mittelst kohlensauren Bleioxyds und Chlorkalklösung bereitetes Superoxyd nie frei von Chlorblei erzielt werden, keineswegs als gerechtfertigt. Da indeß auch bei dieser letzteren Darstellungsweise des Bleisuperoxyds ein längeres Auskochen des Präparats mittelst heißen Wassers eine eben so nothwendige Bedingung ist, wie erfahrungsgemäß bei seiner Gewinnung aus Mennige und Salpetersäure, so lag mir daran, einen einfacheren Weg zur Bereitung dieses besonders in der neueren Zeit zu technischen Zwecken vielfach in Anwendung kommenden Körpers zu ermitteln. Es gelang dies auf folgende Weise, nach deren genauer Befolgung man sich eines vollkommen reinen Präparats stets versichert halten darf. Man versetze eine concentrirte (nicht zuvor angesäuerte) Auflösung von neutralem essigsauren Bleioxyd (selbst eine trüb durchs Filter gehende Lösung dieses Salzes erweist sich als brauchbar) in der Siebhige mit einer frisch bereiteten, vollkommen klaren Auflösung von Chlorkalk, und zwar in einem solchen Verhältniß, daß dadurch nicht die ganze in Arbeit genommene Menge des Bleiacetats zerlegt wird, sondern ein

Theil unzersehten Salzes in Lösung bleibt, fahre dann mit dem Erhitzen noch einige Zeit fort, lasse absetzen, entferne die über dem Niederschlage stehende Flüssigkeit, ersetze solche durch eine Portion frischer Chlorkalklösung, und wiederhole dies so oft, unter fortwährendem Erhitzen des Ganzen, bis das Superoxyd die bekannte dunkelbraune Farbe angenommen. Ein auf diese Weise bereitetes Superoxyd hat ein körnig krystallinisches Ansehen, läßt sich in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit äußerst leicht auskochen und erweist sich völlig frei von Chlor.

Zur schnellen Erzeugung eines Wisnuthsuperoxyds hat folgendes Verfahren mir stets ein ganz erwünschtes Resultat ergeben: Man bringt Natronhydrat in einer etwas weiten schmiedeeisernen Schale in glühendem Fluß, warte ab, bis dasselbe ganz ruhig ohne Blasenwerfen fließt, und trage dann, unter fortwährendem Umrühren mit einem Eisenspatel, in kleinen Portionen, kassisch salpetersaures Wisnuthoxyd (sogenanntes Magistorium bisnuthi) ein; fahre, wenn eine gehörige Quantität des basischen Salzes eingetragen, noch so lange mit dem Erhitzen und Umrühren der Masse fort, bis sie fast schwarz oder schwarzbraun gefärbt erscheint, gieße sie dann auf eine Stein- oder Eisenplatte aus, pülvere und behandle sie in der Siebhige mit Wasser, lasse das röthlichbraun erscheinende Pulver sich absetzen und digerire es schließlich in der Kälte mit verdünnter reiner Salpetersäure, süße es endlich gehörig mit Wasser aus und trockne es. Die Farbe des auf diese Weise gewonnenen Superoxyds ist der des Bleisuperoxyds völlig gleich.

(Ebendas. S. 29.)

Ueber die Entstehung von Untersalpetersäure und Salpetersäure durch Decomposition der atmosphärischen Luft mittelst Inductionselektricität.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß bei wiederholten elektrischen Entladungen, insbesondere bei dem öfteren Entladen einer innerhalb eines begrenzten, mit atmosphärischer Luft gefüllten Raumes aufgestellten Lane'schen Glases, sich in kurzer Zeit ein deutlicher Geruch nach Untersal-

zu entfernen gibt. Um nun eine solche De-
tension der atmosphärischen Luft durch statische Elek-
tricität auf eine recht instructive, dabei äußerst einfache
in einer verhältnißmäßig ganz kurzen Zeit einma-
chen. Inductionsvorrichtung vorzuführen, dürfte die Benutzung
eines Ruhmkorff'schen Apparats erzeugten
Inductionselektricität ganz besonders zu empfehlen sein.
Zur Aufstellung dieses lehrreichen Versuches nichts
nötig, als eine circa 4 bis 6 Zoll weite Glas-
kugel in Ermangelung einer solchen, eine gewöhn-
liche Flasche von entsprechender Größe, an zwei dia-
gegenüberliegenden Seiten mittelst eines kleinen
Horns zu durchbohren und in die so erhaltenen
Öffnungen 2 Platindrähte (etwa mit Siegellack)
zu befestigen, daß ihre auf's feinste zugespitzten
Enden im Inneren der Glasugel sich etwa (je nach der
Größe des Inductionsapparates) auf 2 bis 3 Linien
erstrecken. Die außerhalb der Kugel etwas vorra-
genden Enden dieser Platindrähte werden zu kleinen Drehen
gemacht und die entblößten Enden der Inductionsspirale
angehängt. Sorgt man dafür, daß die in der Glas-
kugel eingeschlossene Luft einen hohen Grad von Trocken-
heit erreicht, verschließt hierauf die Kugel mit einem gut
an Kork, und setzt dann, unter Mitwirkung
Muncke'schen Elemente, den Inductionsapparat
in Thätigkeit, so gewahrt man oft schon nach Verlauf
von 10 bis 30 Minuten eine nicht unbedeutende Menge
gefärbter Dämpfe von Untersalpetersäure. Deffnet
man die Kugel, so erkennt man auch durch den Geruch
sicherlich das Vorhandensein genannter Säure. Senkt
man dieselbe einen schmalen, mit Jodkalium haltigem
befeuchteten Papierstreifen, so erfleht man diesen
sogleich sich intensiv dunkelblau färben. Man könnte
sogar behaupten, diese letztgenannte Reaction dem Vor-
handensein von sogenanntem Ozon zuzuschreiben, indem
derselbe folgender Versuch auf das Bestimmteste.
Man schwenkt die Glasugel mit einigen Tropfen
concentrirter Schwefelsäure aus, lasse von Neuem
eine Zeit lang die Elektricität von einer Draht-
spirale andern überströmen, und prüfe dann die in ein

kleines Mengenglas ausgefällte Schwefelsäure durch
Eingießung einer Messerspitze voll weinen, durch Alkohol
gefällten vollkommen trocknen Eisenvitriols, so wird man
sogleich augenblicklich die so charakteristische bräunliche
oder violettrothe Farbe annehmen sehen, wodurch sich be-
sonders leicht das Vorhandensein einer höheren Oxyda-
tionsstufe des Eisens zu erkennen gibt. Schüttet man
in die zuvor sorgfältig gereinigte Glasugel, anstatt Schwe-
felsäure, etwas destillirtes Wasser, so nimmt dasselbe nach
längerer Einwirkung der Elektricität so viel Salpetersäure
auf, daß man nach deren Sättigung mit einer entsprechen-
den Quantität kohlensauren Natrons und nach langsamem
Abdampfen krystallisirten Salpeter ganz ungewöhnlich her-
vorgehen sieht.

Aus dem Mitgetheilten und aus längst schon früher
von Anderen beobachteten Thatsachen ähnlicher Art folgt,
daß, da in der atmosphärischen Luft zu allen Zeiten freie
Elektricität vorhanden ist, stets größere oder geringere
Mengen freier Salpetersäure darin dürften angetroffen sein;
denn wenn auch die Anwesenheit derselben zur Zeit nur
erst in stark befruchtenden Gewitterregen*) hat con-
statirt werden können, so ist doch nicht zu bezweifeln,
daß es über kurz oder lang auch wohl noch gelingen
werde, sie direkt in der Atmosphäre nachzuweisen.
(Ebenda. S. 31.)

Wer hat den eigentlichen Geruch bei der Electrolyse, welcher zur Entdeckung des activen Sauerstoffs geführt hat, zuerst wahrgenommen?

Ohne die Verdienste meines geehrten Collegen Schön-
bein, die er sich um die Erforschung und Enthüllung
des sogenannten Ozons erworben, im mindesten schmäl-
lern zu wollen, sei mir erlaubt, hier eines Faktums
Erwähnung zu thun, aus welchem hervorgeht, daß

*) Duros wies unter andern freie Salpetersäure auch in
Hagelförnern nach, die während eines Gewitters im
Jahre 1842 in der Stadt Rimes niedergefallen waren.
(Journ. de Pharm. et de Chim. 1845 pag. 273.)

Feuerung) in Anwendung bringen. Man vergrößert hierdurch nicht nur die Heizfläche auf zweckmäßige Weise, sondern bildet auch gleichzeitig mit dem durchgehenden Rohre eine vortreffliche Verankerung für die ebenen Endflächen. Dabei darf man dem Flammenrohre nur nicht zu dünne Wände geben, da dieses Rohr einen Druck von außen nach innen erfährt, wofür, unter sonst gleichen Umständen, der Widerstand stets geringer ist, als wenn der Druck die Richtung von innen nach außen hat.

Bei allen größeren Kesseln sollte man überhaupt nur getrennte Feuer in Anwendung bringen und als Kesselform selbst entweder die sogenannten Doppelkessel (übereinander liegend) mit äußeren zwischen dem oberen (Hauptkessel) und unteren Kessel (Vorwärmer, Siederohr) befindlichen Rosten und Feuerungen, oder die Fairbairn'schen Kessel mit inwendigen Feuerstellen in parallel nebeneinander liegenden Röhren des Hauptkessels *).

Welcher von diesen beiden Kesselformen der Vorzug zu geben sein dürfte, oder besser, ob von einem solchen Vorzuge überhaupt die Rede sein kann, wird am besten aus dem Nachstehenden erhellen.

Zunächst werde angeführt, daß die Doppelkessel mit Zwischenfeuer, nach unserem Wissen, zuerst von Léon in Frankreich (Armengaud, Publ. indust. Vol. 7 pag. 35) mit einem Vorwärmrohre und später von Gail in Paris (ebenda selbst Vol. 9, pag. 20) mit zwei Vorwärmröhren bekannt gemacht wurden, neuerdings jedoch auch von Scholl in dessen „Führer des Maschinenisten“ (4. Auflage, S. 81) als brauchbare, gute Kessel empfohlen werden. Form und Anordnung dieser Doppelkessel scheint aber auch allein den Anforderungen recht zu genügen, die insbesondere dahin gehen, die ungleichförmige Ausdehnung zwischen dem Haupt-

kessel und den beiden Vorwärmröhren, sowohl für die Festigkeit des Kessels an sich, als auch in Bezug auf Erhaltung des Mauerwerks, unschädlich zu machen. Man hat dies einfach dadurch zu erreichen gesucht, daß man nur eine der Vorwärmröhren mit dem Hauptkessel (und überließ nur an einer Stelle) verbindet, beide Vorwärmer aber durch ein horizontales Rohrstück, am Vorderende derselben, mit einander vereinigt.

In Norddeutschland befaßt sich, soweit uns bekannt, besonders die gräflich Stolberg'sche Fabrik mit der Construction derartiger Kessel und kann Referent bezeugen, daß wenigstens innerhalb der Grenzen des Königreichs Hannover, diesen Kesseln in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Lob ertheilt wird.

Auf Tafel VII, Fig. 2, 3 u. 4 der hier beigegebenen Zeichnungen haben wir einen derartigen Kessel abgebildet, welcher vor Kurzem für ein Fabrik-Etablissement in der Residenzstadt Hannover von der gräflich Stolberg'schen Fabrik in Magdeburg geliefert wurde. Zum vollständigen Verständniß der Anordnung bemerken wir hierzu Folgendes:

Der Ober- oder Hauptkessel A hat für den speziell hier vorliegenden Fall eine Lotalänge von 23 Fuß $3\frac{1}{4}$ Zoll hannov. und 4 Fuß 9 Zoll Durchmesser. Jeder der beiden Vorwärmer (Siederöhren) BB ist 21 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und hat 2 Fuß 6 Zoll Durchmesser.

Dabei ist der Oberkessel auf seiner ganzen Länge, von vorn nach hinten, mit 3 Zoll Gefälle gelegt und ist am tiefsten Punkte mit dem von vorn nach hinten um 3 Zoll steigenden Siederohre B durch ein Rohrstück C von 20 Zoll Durchmesser verbunden. Dies nach hinten höher gelegene Vorwärmrohre B ist an seinem vorderen Ende mit dem zweiten Vorwärmrohre B' durch ein 27 Zoll weites horizontales Rohrstück vereinigt, wobei noch zu bemerken ist, daß dieser Vorwärmer B' von vorn nach hinten um 3 Zoll fällt, so daß also beide Vorwärmröhren an ihren hinteren Enden in der Höhenlage um 6 Zoll differiren.

Um das Ansammeln von Dampfblasen zu vermeiden, hat man an der Scheitelfelle des nach hinten höher gelegenen Vorwärmers eine Verbindung durch ein besonderes

*) Von den besonders in Frankreich beliebten Kesseln mit zwei Siederöhren, welche unmittelbar im Feuer liegen, (unter dem Hauptkessel) sehen wir hier ganz ab, da sich derartige Kessel schlecht halten, im Mauerwerk leicht los werden, in den Siederöhren leicht durchbrennen und endlich langsam Dampf entwickeln. Man sehe deshalb auch: Scholl, Führer des Maschinenisten, vierte Auflage, Seite 85.

Rohr mit dem Dampftraume des Ober- oder Hauptkessels hergestellt.

Wie aus den Abbildungen erhellt, geschieht die Feuerung auf unter dem vorderen Ende des Hauptkessels angebrachten ebenen Rosten, welche durch eine feuerfeste Zwischenwand in getrennt und durch ebenfalls getrennte Thüren verschließbar sind. Von den Rosten aus zieht beim Verbrennen die Flamme, den Oberkessel etwa zur Hälfte berührend, nach hinten, steigt hier nach unten, geht, das Vorwärmrohr B (das nach hinten höher liegt) umgebend, nach vorn, mündet daselbst in den dritten Zug und entweicht von hier, am zweiten Vorwärmrohre B' hinastreichend, durch den mittelft Schiebers verschließbaren Kanal k in den Schornstein.

Die Spelung des Kessels erfolgt durch eine selbstständige Dampfpelsepumpe, welche das Wasser aus einem besonderen Vorwärmer entnimmt und am hinteren Ende des zweiten Rohres B' dasselbe in den Kessel treibt. An der tiefsten Stelle des Vorwärmers B' ist auch der Wasserablasshahn angeschraubt. Zum Einsteigen in den Kessel ist sowohl auf dem Hauptkessel, als an den Enden jedes der Vorwärmrohre ein Mannloch angebracht.

Fairbairn-Kessel, deren umgebende Lüge wie bei MM' Fig. 5 oder wie bei NN' angeordnet sind*), werden (mit entschiedenem Erfolge) in und um Hannover sehr viel in Anwendung gebracht, sobald der Kessel mehr als 5 Fuß Durchmesser erhalten kann. An mehreren mit bekannten Stellen hat man sogar die vorher beschriebenen

*) MM' ist die sogenannte englische Anordnung der Lüge, wobei die heiße Luft vom Roste in 1 aus nach hinten zieht, im Kanale 2 nach vorn und im anderen Seitenkanale rechts (in der Figur weggelassen) wieder nach hinten geht, um endlich in den Schornstein zu entweichen. Bei NN' zieht die heiße Luft vom Roste a aus ebenfalls nach hinten, wird aber sodann unter den Kessel im Kanale b nach vorn geführt, um getheilt in den beiden Parallelzügen c (wovon der links weggelassen) wieder nach hinten und in den Schornstein zu treten. Gewöhnlich gibt man ersterer Anordnung den Vorzug, weil sie rascher Dampf entwickelt.

Doppelkessel mit Zwischenfeuerung durch Fairbairn'sche Kessel ersetzt, weil sich erstere (der ungleichförmigen Ausdehnung wegen) im Mauerverke nicht hielten, auch nicht genug Dampf produzierten, wobei jedoch ganz besonders erwähnt werden muß, daß bei diesen sämtlichen Kesseln beide Vorwärmer durch mehrere sogenannte Verbindungshälse in Communication gesetzt und auch keine getrennten Roste vorhanden waren.

Ein entschiedener Vorzug der Fairbairn-Kessel ist jedenfalls der, daß die Einmauerung derselben unter allen Umständen eben so leicht wie dauerhaft ist, so wie sehr rasch und unter Voraussetzung gleicher Feuerflächen, auch ein größeres Quantum Dampf erzeugt wird. Ein unverkennbarer Nachtheil derselben ist jedoch, daß ihre Wände, im Vergleich mit den Doppelkesseln, eine große Dicke besitzen. Selbstverständlich wird man einen Durchmesser von 24 Zoll für die inneren Röhren des Fairbairn-Kessels (zur Aufnahme des Rostes) als das Minimum der zweckmäßigen und nothwendigen Größe bezeichnen müssen, wodurch, mit Rücksicht auf das durchaus nothwendige Mannloch p p, wenn man den Wänden des Hauptkessels nicht zu nahe kommen und endlich gehörigen Dampf- und Wassertraum erhalten will, der Hauptkessel keinen geringen Durchmesser erhalten kann, die Feuerrohre aber deshalb größere Wanddicken bekommen müssen, weil sie Druck von außen zu ertragen haben. Diese Umstände und das Umgehen eines verhältnißmäßig zu langen Rostes, bestimmen uns zu dem Schlusse, Fairbairn-Kessel überhaupt nie anders als dann in Anwendung zu bringen, wenn man wenigstens 30 Zoll weite Feuerrohre nehmen kann, was unter 6 Fuß Durchmesser des Hauptkessels nicht wohl thunlich ist.

In der verhältnißmäßig größeren Wanddicke der Fairbairn-Kessel liegt auch die Ansicht begründet, daß diese Kessel theurer zu stehen kommen, als die sogenannten Doppelkessel unserer Abbildung. Wie weit sich die Richtigkeit dieser Behauptung erstreckt, dürfte aus nachstehender Tabelle zu entnehmen sein, welche eine für gleiche Verhältnisse und Größen berechnete Zusammenstellung beider Kesselarten enthält.

Nicht unbegründet möchte das Urtheil der unbe-

dingten Vertreter der Fairbairn-Kessel sein, wenn diese behaupten, daß sich viele Kesselfabrikanten vor der schwierigeren Arbeit bei der Ausführung der Fairbairn-Kessel scheuen und deshalb von ihrer Anwendung abrathen; dagegen die Vertheidiger der Doppelkessel bemerken, man empfehle oft Fairbairn-Kessel, um sich zufolge des größeren Gewichtes auch mehr Geld zahlen lassen zu können.

Alles Für und Wider gegeneinander abgewogen, dürfte wohl der Schluß zu machen sein, daß für kleinere Kessel, wo geringe Durchmesser, (wollte man Fairbairn's System benutzen) zu ganz ungewöhnlichen Verhältnissen führen würden, entschieden Doppelkessel (von der Art wie sie Tafel VII darstellt) in Anwendung zu bringen sind; bei größeren Kesseln aber es ziemlich gleichgültig sein wird, ob man von der letzteren Art oder von Fairbairn-Kesseln Gebrauch macht, obwohl die überflüssige Einfachheit der Construction und Einmauerung der letzteren immerhin eine

ganz besondere Empfehlung verdient. Wählt man Fairbairn-Kessel, dann dürfte die vorzüglichste Bezugsquelle das Etablissement von Pledbeuf in Aachen sein, dessen jüngst nach Hannover gelangte Kessel, sowohl der Construction (nirgends mehr Winkel Eisen, die Feuerrohre ohne innerhalb sichtbare Riete etc.), als der Arbeit, so wie endlich auch dem Materiale nach, als das Vorzüglichste ihrer Art bezeichnet werden müssen, nicht zu gedenken des fast unglaublich billigen Preises von 11 Rthlr. pro Centner franco Aachen*).

Wir lassen nunmehr die bereits oben erwähnte Tabelle folgen, zu deren Verständnis eine besondere Auseinandersetzung nicht nöthig sein wird. Bemerkt werde nur, daß L und D Länge und Durchmesser für den Hauptkessel, l und d dieselben Dimensionen für die Feuer- und Vorwärmerrohre bezeichnen, F die Feuerfläche und δ die Blechwanddicke darstellt.

Kesselart.	D in Met.	L in Met.	d in Met.	d D	l L	L D	F in Quadr. met.	δ in Millimet.		Gewicht in Kilogrammen	Preis in Thalern	Bemerkungen.
								Kessel	Rohr			
Doppelkessel mit Zwischenseuerung für 20 Pferdekraft.	1,57	7,20	0,75	$\frac{1}{2}$	1,0	4,80	34	12,0	7,10	7850	1570	
	1,59	7,20	0,75	0,82	$\frac{1300}{225}$	4,81	34	11,2	7,12	7612	1522	Der auf Tafel VII. abgebildete Kessel.
Fairbairn-Kessel für 20 Pferdekraft.	1,83	8,22	0,81	$\frac{1}{2}$	1,0	4,80	34	13,17	7,10	8830	1766	
	1,89	7,28	0,81	0,88	1,0	4,22	34	12,5	7,17	8956	1800	
Doppelkessel mit Zwischenseuerung für 30 Pferdekraft.	1,85	8,20	0,82	$\frac{1}{2}$	1,0	4,80	51	13,11	7,20	10195	2039	
Fairbairn-Kessel für 30 Pferdekraft.	1,85	9,28	0,81	$\frac{1}{2}$	1,0	5,0	51	14,0	7,0	10500	2100	

*) Dem Vernehmen nach gedenkt Hr. Pledbeuf in Hannover eine Billalampfkesselwerkstatt zu errichten. Zur Zeit ist zu rathe, sich an Hrn. Ingenieur Grote in Emden (vor Hannover) wegen Anschaffung Pledbeuf'scher Kessel zu wenden, da dieser Herr vom Aachener Etablissement mit der Besorgung der Geschäfte für Norddeutschland betraut ist und den Abnehmern zugleich als Rathgeber gern zur Seite steht.

[illegible]

160 St.
und zwar, wegen
der in der
Jahre
in der
in der
abgeordnet, für
in der

p. 458), wo aber statt „geognostischer Bericht“ gesagt ist „geographischer“. In dieser Abhandlung findet sich (p. 41 des russischen Originals) eine Notiz, welche ich hier nach der ziemlich guten Uebersetzung in den Annalen von Berghaus (l. c. p. 85) wiedergebe, mit Hinzufügung einer in allen jenen Uebersetzungen ausgelassenen Stelle über die Größe der Klumpen des Nest-gil.

„Zwischen den verschiedenen Arten der flüssigen Naphtha findet man auch auf der Insel Tschelaken in großer Menge Bergtheer, hier Katran oder Kir genannt. Es wird beim Kalfatern der Kirschins und zu Fackeln gebraucht, nachdem derselbe durch Schmelzen gereinigt worden. Außerdem trifft man eine besondere Art klebriger Naphtha unter dem Namen Naphthachil oder Nephatil*) bekannt, und nur dieser Insel eigen; sie wird, wie es scheint, in dem mineralogischen System eine neue Abart von Bitumphalt bilden, und man kann sie im vollen Sinne des Wortes Bergwachs nennen. Die Farbe ist schwarz, im Bruch kaffeebraun, es hat einen schwachen Glanz, läßt sich leicht mit einem Messer schneiden, und nimmt eine Politur an, gibt im natürlichen Zustande einen Naphthageruch von sich, und klebt etwas an die Hände. Die Luft hat keinen Einfluß auf dasselbe. Es läßt sich, bei derselben Temperatur wie Wachs, schmelzen, setzt mechanisch vermischte Erdtheile ab, brennt sehr klar und gibt nicht viel Ruß. Gereinigt nimmt dasselbe alle physischen Eigenschaften des schwarzen Waxes an.

„Man findet dasselbe in Klumpen (Nestern) von Faustgröße bis zu einem Faden im Durchmesser, im Sande und im Lehme, unweit der Naphthaquellen, in den Gegenden von Karaseili, Jangteffe und andern Stellen der Insel; auch auf dem Boden verschiedener verlassener Brunnen, zusammen mit dem weißen Naphtha, einen unmerklichen Uebergang in dasselbe bildend. Naphthachil**) kann mit Vortheil zur Beleuchtung gebraucht werden, und in einiger Hinsicht den Talg ersetzen.“

*) Im russischen Original ist dieses Wort нефтянае geschrieben, wäre also deutsch Neptachil zu schreiben.

**) Im Original steht, eben so wie oben, statt Naphthachil: Nest - achil.

Als Anmerkung ist hinzugefügt: „Bei den russischen Fischern ist es unter dem Namen Steintalg bekannt.“

Aus einer dieser Uebersetzungen muß Glocker die folgende Notiz entnommen haben, welche sich in seinem „Grundriß der Mineralogie etc., Nürnberg 1839“ im Nachtrage pagina 900 findet: „Das Naphthachil (Nephatil, Steintalg), welches in Klumpen im Sande und Lehme in der Nähe der Naphthaquellen auf der Insel Tschelaken vorkommt, ist dem Ozokerit sehr nahe verwandt und vielleicht nicht wesentlich von ihm verschieden.“ (Diese Notiz ist dann in andere Werke übergegangen, so z. B. in das Handwörterbuch der Chemie III. pag. 827.)

Endlich hat noch Herr v. Baer im 6. Capitel seiner Kaspiischen Studien (Bull. phys. math. XV., No. 12 und 13. 1856 und 1857) folgende Mittheilungen über diese Substanzen gemacht:

Pag. 187. „Wir besuchten aber die Naphtha-Insel Tschelaken bei den tatarischen Völkern genannt. Ein Produkt aus der Naphtha, welches die Tirkmenen Nestebegil nennen, sollte angekauft und dessen Anwendung für praktische Zwecke versucht werden. Bis jetzt war der Nestebegil nur in die Länder der Mündung des Caspiischen Meeres, besonders nach Buchara verführt worden; in Rußland hatte er keine Anwendung gefunden. Neuerdings war aber diese Substanz zum Ueberziehen von Wägen oder andern Gegenständen, welche dem Wasser ausgesetzt sind, sehr empfohlen. Keber-Chan ist jetzt der einzige Besitzer von Naphtha-Brunnen, aus denen Nestebegil gewonnen wird. Dies gab die Veranlassung, ihn mitzunehmen. Er behauptet, 100,000 Pud jährlich liefern zu können, und mehr noch, wenn es verlangt wird. Die Stücke, welche man uns brachte, bestanden theils aus großen parallelepipedischen Blöcken von $\frac{3}{4}$ bis 1 Arschin Länge und der halben Breite und Höhe, theils aus kleinern unregelmäßigen Stücken. An der Oberfläche der erstern war eine Kruste von Sand oder Erde bemerkbar, die von der Art der Zubereitung, wie wir sehen werden, herrührte. Die kleinern waren rein. Entfernte man von jenen die Kruste, so war die übrige Masse auch völlig gleichmäßig in sich, ganz schwarz, brüchig in großen Massen, zwar weniger als Wachs,

Rohr mit dem Dampftraume des Ober- oder Hauptkessels hergestellt.

Wie aus den Abbildungen erhellt, geschieht die Feuerung auf unter dem vorderen Ende des Hauptkessels angebrachten ebenen Rosten, welche durch eine feuerfeste Zwischenwand m getrennt und durch ebenfalls getrennte Thüren verschließbar sind. Von den Rosten aus zieht beim Verbrennen die Flamme, den Oberkessel etwa zur Hälfte berührend, nach hinten, steigt hier nach unten, geht, das Vorwärrohr B (das nach hinten höher liegt) umgebend, nach vorn, mündet daselbst in den dritten Zug und entweicht von hier, am zweiten Vorwärrohre B' hinströmend, durch den mittelfst Schiebers verschließbaren Kanal k in den Schornstein.

Die Speisung des Kessels erfolgt durch eine selbstständige Dampfspeisepumpe, welche das Wasser aus einem besonderen Vorwärmer entnimmt und am hinteren Ende des zweiten Rohres B' daselbst in den Kessel treibt. An der tiefsten Stelle des Vorwärmers B' ist auch der Wasserablaßhahn angeschraubt. Zum Einsteigen in den Kessel ist sowohl auf dem Hauptkessel, als an den Enden jedes der Vorwärmdöhren ein Mannloch angebracht.

Fairbairn-Kessel, deren umgebende Züge wie bei MM' Fig. 5 oder wie bei NN' angeordnet sind*), werden (mit entschiedenem Erfolge) in und um Hannover sehr viel in Anwendung gebracht, sobald der Kessel mehr als 5 Fuß Durchmesser erhalten kann. An mehreren mit bekannten Stellen hat man sogar die vorher beschriebenen

*) MM' ist die sogenannte englische Anordnung der Züge, wobei die heiße Luft vom Roste in 1 aus nach hinten zieht, im Kanale 2 nach vorn und im anderen Seitenkanale rechts (in der Figur weggelassen) wieder nach hinten geht, um endlich in den Schornstein zu entweichen. Bei NN' zieht die heiße Luft vom Roste a aus ebenfalls nach hinten, wird aber sodann unter den Kessel im Kanale b nach vorn geführt, um getheilt in den beiden Parallelzügen c (wovon der links weggelassen) wieder nach hinten und in den Schornstein zu treten. Gewöhnlich gibt man ersterer Anordnung den Vorzug, weil sie rascher Dampf entwickelt.

Doppelkessel mit Zwischenfeuerung durch Fairbairn'sche Kessel ersetzt, weil sich erstere (der ungleichförmigen Ausdehnung wegen) im Mauerwerke nicht hielten, auch nicht genug Dampf produzierten, wobei jedoch ganz besonders erwähnt werden muß, daß bei diesen sämtlichen Kesseln beide Vorwärmer durch mehrere sogenannte Verbindungshälse in Communication gesetzt und auch keine getrennten Roste vorhanden waren.

Ein entschiedener Vorzug der Fairbairn-Kessel ist jedenfalls der, daß die Einmauerung derselben unter allen Umständen eben so leicht wie dauerhaft ist, so wie sehr rasch und unter Voraussetzung gleicher Feuerflächen, auch ein größeres Quantum Dampf erzeugt wird. Ein unverkennbarer Nachtheil derselben ist jedoch, daß ihre Wände, im Vergleich mit den Doppelkesseln, eine große Dicke besitzen. Selbstverständlich wird man einen Durchmesser von 24 Zoll für die inneren Röhren des Fairbairn-Kessels (zur Aufnahme des Rostes) als das Minimum der zweckmäßigen und notwendigen Größe bezeichnen müssen, wodurch, mit Rücksicht auf das durchaus notwendige Mannloch pp, wenn man den Wänden des Hauptkessels nicht zu nahe kommen und endlich gehörigen Dampf- und Wasserraum erhalten will, der Hauptkessel keinen geringen Durchmesser erhalten kann, die Feuerrohre aber deshalb größere Wanddicken bekommen müssen, weil sie Druck von außen zu ertragen haben. Diese Umstände und das Umgehen eines verhältnißmäßig zu langen Rostes, bestimmen uns zu dem Schlusse, Fairbairn-Kessel überhaupt nie anders als dann in Anwendung zu bringen, wenn man wenigstens 30 Zoll weite Feuerrohre nehmen kann, was unter 6 Fuß Durchmesser des Hauptkessels nicht wohl thunlich ist.

In der verhältnißmäßig größeren Wanddicke der Fairbairn-Kessel liegt auch die Ansicht begründet, daß diese Kessel theurer zu stehen kommen, als die sogenannten Doppelkessel unserer Abbildung. Wie weit sich die Richtigkeit dieser Behauptung erstreckt, dürfte aus nachstehender Tabelle zu entnehmen sein, welche eine für gleiche Verhältnisse und Größen berechnete Zusammenstellung beider Kesselarten enthält.

Nicht unbegründet möchte das Urtheil der aus-

war, man beschrieb aber den sehr einfachen Prozeß so: Die dicke, schmierige Naphtha, wie sie aus dieser Grube gewonnen wird, bringt man in besonders dazu in den Lehm g-grabene Gruben, oder wenn die Reinigung noch vollständiger erreicht werden soll, in Kessel*), — und zündet sie an; die eigentliche Naphtha verbrennt, und der Kir oder Nestebegil wird durch die Hitze völlig flüssig, die beigemischten Erdbtheile fallen nun zu Boden. Man läßt das Residuum erkalten und kann den unreinen Bodensatz abtrennen, oder man gleßt den noch flüchtigen Nestebegil von seinem Bodensatz ab, um ihn dann abkühlen zu lassen."

Pag. 192. „Diese Schichten**) sind häufig von dünnen Gängen von jener Substanz durchzogen, die wir Kir genannt haben. Ähnliche Gänge müssen aber, wenn auch seltener, in viel größerer Mächtigkeit vorkommen, denn man findet am Meeresstrande große Blöcke, die vorherrschend aus Kir bestehen, der hier, wegen der fortwährenden Berührung mit Feuchtigkeit, nicht zu der Härte gelangt, deren er fähig ist, aber doch nicht im Wasser zerfällt, da er als eine wachsbähnliche Masse dieses nicht aufnimmt."

In diesen Citaten wird die auf Aschelekân vorkommende Substanz mit sehr verschiedenen Namen bezeichnet. Ueber die Bedeutung des dafür gebrauchten Wortes führt Herr v. Baer (L. c. p. 191) an: „Nestebegil heißt, wie wir Kenner der tatarischen Sprache und des turkmenischen Dialektes sagen, geradezu: naphthalos oder naphtha-frei." Ferner sagt darüber neuerdings Eichwald (Bull. phys. math. XV. No. 17, p. 269): „Die Truchmenen auf Aschelekân nennen sie (die feste Naphtha) „Nestdâ-gil" und als Anmerkung fügt er hinzu: „Nestdâ-gil heißt im truchmenisch-türkischen Dialekte wörtlich in der Naphtha Roth oder Lehm, während Nest-begil

„es ist nicht Naphtha" hieße, ein Wort, das aber durchaus nicht als Naphtha-leer oder Naphtha-loß zu übersetzen ist, wie mich Mirza Kazem Beg, der selbst aus Dagesthan stammt, versicherte. Naphthalehm heißt Nest-gil, ein Wort, das wahrscheinlich am zweckmäßigsten für jene Masse zu gebrauchen wäre."

Dies hat mich veranlaßt, die Sache nochmals unserm gelehrten Orientalisten Mirza Kasem Beg vorzulegen, und von ihm bin ich autorisirt, folgendes als seine letzte Meinung mitzutheilen:

„Das arabische Wort dachil bedeutet in zusammengesetzten Wörtern ein Gemenge, das türkische Wort begil aber drückt eine Verneinung aus. Nest-dachil würde also ein Naphthagemenge bezeichnen, Nest-begil aber eine Substanz, die keine Naphtha ist. Das persische Wort gil heißt wörtlich übersetzt allerdings Roth oder Schmutz, aber in zusammengesetzten Wörtern kann es auch etwas festes bedeuten, und Nest-gil kann ganz gut übersetzt werden: Naphtha in Stücken, oder mit anderen Worten: feste Naphtha. Wenn die Substanz in der That in einer nahen Beziehung zur Naphtha steht, so ist Nest-gil die beste und richtigste Bezeichnung dafür."

Da nun die in Rede stehende Substanz hinsichtlich ihrer Zusammensetzung die größte Verwandtschaft mit der Naphtha hat, so kann man über die Wahl des Namens für sie nicht länger zweifelhaft sein. Im Deutschen würde man Nest-gil ganz gut durch Naphthastein wiedergeben können, allein da diese Bezeichnung zugleich auf den Kir passen würde, so ist es unstreitig besser, auch im Deutschen den Localnamen beizubehalten.

Das mir von Herrn Baron v. Tornaum mitgetheilte Stück Nest-gil besaß alle in obigen Citaten angeführten Eigenschaften; es war spec. leichter als Wasser und schmolz bei ungefähr 75° C. Beim Schütteln mit Aether löste sich davon noch weniger wirklich auf, als vom ausge-schmolzenen Dzoferit, allein gleich diesem zerkleinerte sich die ganze Masse in ein dünnflüssiges Magma, aus welchem sich die aufgeschlämmte flitterartige Substanz nur langsam und unvollständig absetzte, und welches sich nur sehr langsam filtriren ließ, aber ganz denselben Körper als in Aether

*) „Die oben erwähnten großen Blöcke von Nestebegil waren ohne Zweifel in Lehmgruben erstarrt, die andern werden aus den Kesseln gekommen sein." (Anmerkung des Herrn v. Baer.)

**) Thonschichten.

Das Verhältniß des Dampfraumes im Hauptkessel zum Wasserraume daselbst ist überall $= \frac{1}{3}$ angenommen.

Die Zahl $\left(= \frac{1}{m}\right)$, welche angiebt, wie viel von der Gesamtmantelfläche des Hauptkessels auf Feuerfläche gerechnet ist, wurde durchaus $= \frac{1}{7}$ gesetzt. Dieselbe Zahl wurde für dasselbe Verhältniß $\left(= \frac{1}{m}\right)$ in Bezug auf

die Röhren beibehalten, mit Ausnahme des 2. und 6. Kessels, wo $\frac{1}{2}$ gewählt wurde. Pro Pferdekraft sind überall 1,7 Quadratmeter ($= 20$ Quadratfuß hannov.) Feuerfläche angenommen. Bei der Gewichtsberechnung hat man 20 Prozent auf Nieten und sonstige notwendige Gegenstände gerechnet *).

Wir schließen hiermit unsern Artikel, fügen jedoch noch die Bemerkung hinzu, daß der Fig. 6 auf Tafel VII ($\frac{1}{100}$ wahrer Größe) abgebildete Kessel, einer von dreien ist, welche kürzlich von der anerkannten Wöhler'schen Maschinenbauanstalt in Berlin für die (größte deutsche) Papierfabrik des Herrn Winter in Mitlestet bei Wurtshude (Königreich Hannover) geliefert wurden, und man in jeder Hinsicht (besonders großer Dampfproduktion und geringen Kohlenaufwandes wegen) mit diesen Kesseln außerordentlich zufrieden ist. Der Kofl liegt in der Horizontale bei R (am vordern Ende des Kessels), von wo aus die Flamme und heiße Luft, unter dem Kessel a fortziehend, nach hinten strömt, im Feuerrohre b wieder nach vorn kommt, sodann gleichzeitig in 3, 3 wieder nach hinten fließt

*) Zur Berechnung des Durchmessers vom Hauptkessel wurde überall die Redtenbacher'sche Formel benutzt:

$$D = \sqrt{\frac{F}{\pi \frac{L}{D} \left[\frac{1}{m} + m_1 \left(\frac{d}{D} \right) \cdot \left(\frac{1}{L} \right) \right]}}$$

Um die Wandstärke $= \delta$ zu berechnen, wurden die in Preußen vorschristsmäßigen Formeln in Anwendung gebracht.

und endlich, das Vorwärrohr längs der Rüge 4 und 5 bestreichend, in den Schornstein entweicht *).

(Mitth. d. Gew.-Ver. f. d. Königl. Hannov. 1858 S. 8.)

Ueber Djokerit, Rest-Oil und Mir.

Von J. Frißche.

(Aus dem Ballet. de St. Pétersbourg 376—377.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Januarhefte des Jahres 1838 des Bergjournal befindet sich eine Abhandlung des Lieutenants Wölflner, welche den Titel führt: „Geognostischer Ueberblick des Ostrufers des Caspischen Meeres vom Astrachan'schen Meerbusen bis zum Tüsch-Karagan'schen Vorgebirge im Jahre 1836“. Daraus erschien das die Naphttha und das Steinsalz Betreffende in deutscher Uebersetzung zuerst in der St. Petersburgischen Handelszeitung (1838 Nr. 36, 41 u. 42) unter dem Titel: „Geognostischer Bericht über die Naphttha ***) und Salzgewinnung und den Vertrieb dieser Artikel in dem turkomanischen Gebiete, von Astrachan bis zum Vorgebirge Tjukaraga ****) an der Ostküste des Caspischen Meeres. (Vom Lieutenant des Minenkorps Wölflner, abgefaßt) im Jahre 1836)“, ging aus dieser in die Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde von Berghaus über (1838, VI, p. 79) und aus diesem wieder im Auszuge in das Neue Jahrbuch der Mineralogie u. von Leonhard und Bronn (1839,

*) Dem Vernehmen nach wiegt jeder dieser Kessel 160 Ztr. und wurden alle drei mit 7000 Rthlr. bezahlt, wozu noch extra 1100 Rthlr. für Garnituren kommen, so daß sich der Totalpreis zu 8100 Rthlr. herausstellt. Jeder der Kessel soll 30 Fuß Länge haben.

**) So falsch ist dieses Wort in dieser Uebersetzung auch in Texten häufig geschrieben.

***) Wölflner schreibt: Tüsch-Karagan.

†) Nicht der Bericht wurde im Jahre 1836 abgefaßt, sondern die Reise 1836 ausgeführt.

auf das Entschiedenste dargethan, daß dieser Kir mit Nest-gil nicht identisch ist, indem ihm die den Djokerit charakterisirende Substanz gänzlich fehlt. Uebergießt man nämlich diesen Kir mit Aether, so färbt sich dieser durch Auflösung einer harzigen Substanz in sehr kurzer Zeit tief braun, und durch Schütteln damit wird die Auflösung sehr bald vollendet, wobei von allen ohne Ausnahme eine sehr große Menge eines hauptsächlich aus Sand mit mehr oder weniger Thon bestehenden Rückstandes ungelöst blieb. Diesen sammelte ich auf einem Filter, wusch ihn mit Aether aus und kochte ihn nun mit 95procentigem Alkohol aus; dadurch wurde zwar eine gelblich gefärbte Lösung erhalten, allein aus ihr schied sich beim Erkalten nichts aus, und beim Verdampfen des Alkohols ließ sie nur eine kleine Menge einer schmierigen Substanz zurück. Die ätherische Lösung setzte beim Erkalten keine Spur eines pulverförmigen Niederschlags ab und ließ beim Verdampfen des Aethers eine harzartige, klebrige Masse zurück, welche sich in kaltem Benzin leicht ohne gallertartigen Rückstand löste. Beim Auskochen des Kir's unmittelbar mit 95procentigem Alkohol wurde eine gelbe Lösung erhalten, welche zwar beim Erkalten sich trübte und allmählich an die Wand des Gefäßes eine kleine Menge einer harzartigen Substanz in Form kleiner Tröpfchen absetzte, allein keine Spur von der aus Nest-gil durch Alkohol ausziehbaren Substanz enthielt.

Ob sich der Kir von Tschekelán, dessen Wölfler als verschieden vom Nest-gil erwähnt, eben so verhält, vermag ich nicht zu sagen, da ich von dort keinen gesehen habe; der von der Apicheron'schen Halbinsel ist aber jedenfalls das, wofür ihn v. Baer und ich glaube auch Gichwald halten, nämlich eingetrocknete dicke, schwarze, mit Sand, Lehm und anderen Unreinigkeiten vermengte Naphtha.

Mit dem Namen Katran, welchen Wölfler als gleichbedeutend mit Kir anführt, wird, den Mittheilungen des Herrn Oberst Baron E. W. v. Tiesenhausen, zufolge, die schlechteste, nur zur Feuerung anwendbare Sorte des Kir bezeichnet. Ein Stück Katran aus der Umgegend von Baku, welches mir von ihm zur Untersuchung überlassen wurde, verhielt sich in der That dem Kir ganz

gleich, nur waren die erdigen und harzigen Theile nicht gleichmäßig gemengt, und die ersteren walteten noch viel mehr vor als im Kir.

Nun bleibt mir nur noch übrig, ganz kurz die Frage über die nächste Entstehung des Nest-gils zu berühren. Den oben mitgetheilten Nachrichten v. Baer's und Gichwald's zufolge scheint man annehmen zu müssen, daß dasselbe ursprünglich in der Naphtha von Tschekelán aufgelöst enthalten sei, und aus ihr entweder durch künstliche Entfernung des Auflösungsmittels erhalten werde, oder auch ohne Zuthun von Menschenhand durch freiwillige Verdampfung desselben entstehe, wodurch die Möglichkeit seines Vorkommens in Nestern, wie es Wölfler angiebt, oder in Lagern u. s. w. gegeben wäre. Leider konnte ich nirgends hier Naphtha von Tschekelán austreiben, wenn diese aber wirklich Nest-gil aufgelöst enthielte, so scheint es mir nicht unwahrscheinlich, daßelbe von einem unterirdischen Djokeritlager abzuleiten, durch welches die Naphtha ihren Weg nähme, nur müßte die Auflösung des Djokerits einigermassen durch Wärme unterstützt sein, und durch welche Naphtha bewirkt werden, denn die Bestandtheile der schwarzen, dicken Naphtha, aus welcher der Kir entsteht, finden sich im Nest-gil entweder gar nicht oder doch nur in ungemein kleiner Menge vor. Diese meine Vermuthung über die nächste Entstehung des Nest-gils hat nun unerwartet eine Stütze gefunden in der Auffindung eines kleinen Geröles auf Tschekelán, welches alle Eigenschaften des natürlichen Djokerits besitzt. Herr v. Tiesenhausen, welcher gleichzeitig mit Herrn v. Baer Tschekelán besuchte, war nämlich so freundlich, mir einige Geröle zu zeigen, welche er an der Küste jener Insel einige Faden vom Ufer aufgelesen und mitgebracht hat, und unter diesen befand sich ein linsenförmiges Stück wirklicher Djokerit von ungefähr 1 Zoll im Durchmesser und $\frac{1}{4}$ Zoll Dicke. Diesen interessanten Fund war Herr v. Tiesenhausen so gütig mir zu überlassen, und ich habe durch Untersuchung eines kleinen Theiles davon seine Identität mit Djokerit außer allen Zweifel gesetzt, den Rest aber dem Mineralienkabinete unserer Akademie übergeben.

Daß das Vorkommen von Djokerit nicht bloß auf

aber mit derselben Bruchform. Bei geringer Erwärmung und mäßigem Drucke gab die Masse nach und wurde, bei fortgesetzter Erwärmung durch die Hand, sehr formbar. Sie schien durchaus die Eigenschaften eines mit geringen Quantitäten von Del oder Fett gemischten Waxes zu haben. Ich konnte nicht umhin, sie für identisch mit einer Substanz zu erklären, die man bei Waku aus der Erde gräbt und dort Kir nennt. Das wollten Anfangs Einige der Anwesenden nicht zugeben. Zuletzt war, wie es schien, dieselbe Uebereinstimmung doch allgemein. Der Name Kir wird aber in den tatarischen Provinzen zweierlei Substanzen oder vielmehr zweierlei Modifikationen derselben Substanz gegeben. Kir nennt man ein künstliches Gemisch von blicker Naphtha oder natürlichem Kir mit erdigen Theilen, womit man sehr allgemein die flachen Dächer deckt, um sie vor Regen zu schützen. Die erdige Beimischung verwehrt nicht nur die Masse, sondern giebt auch mehr Härte und Widerstandskraft. Der natürliche Kir wird in der Provinz Waku an verschiedenen Stellen aus der Erde gegraben. Ich habe Kir-Gruben ein Paar Werst südlich von Waku in einem Thale, nicht weit vom Meeresufer gesehen. Er bildet hier eine Schicht von mehreren Fuß Mächtigkeit, bedeckt von einigen Fuß Steppenhoden, aber so viel ich sehen konnte, von keiner Schicht Gestein. Außer einer Beimischung von Erde, die er besonders oben und unten hat, besteht er wesentlich aus einer schwarzen, ziemlich festen, wachsähnlichen Substanz. Ich besitze selbst ein in Form eines kleinen Ziegelförmiges geschnittenes Stück aus der Mitte der Schicht, welches von erdiger Beimischung ganz rein ist. Es scheint mir diese Masse wesentlich dieselbe, die an Naphthaquellen als Residuum der Naphtha zurückbleibt. Außer den Naphtha-Brunnen, welche benutzt werden, giebt es nämlich in dieser Provinz hunderte, vielleicht tausende von Quellen, die nicht benutzt werden. Ganz abgesehen von dem dünnen Naphtha-Ueberzuge, welcher auf vielen Gassen und Schlamm- (besser Thon-) Auswürfen sich zeigt, giebt es andere, welche einen etwas reichlicheren Naphtha-Erguß geben, der aber immer noch die Ausbeute der Naphtha-Pächter nicht lohnt, weil die Naphtha entweder mit Thon zugleich

ausgeworfen wird oder nur dann und wann in kleinen Mengen hervortritt oder sehr dick ist. Es kommt nur auf die Bodenverhältnisse und auf die Stoffe an, die mit der Naphtha zugleich zu Tage kommen, ob sie, einer Bodennrinne folgend, in Form eines kleinen Flüsschens oder vielmehr als Ueberzug eines kleinen Flüsschens von ausgeworfenem Wasser weiter schwimmt, oder ob sie um die Ausflußöffnung herum an der Oberfläche eines flachen Thoniegels erhärtet. In letzterem Falle wird sie steinhart, so daß man auf einem solchen Hügelchen wie auf einem Gletscher umhergehen kann, ohne daß die Füße einen Eindruck hinterlegen. Aber auch die weiter fließende Naphtha erhärtet zuletzt in eine feste Masse oder richtiger wohl, es bleibt, nach Verflüchtigung der eigentlichen Naphtha, eine feste Masse zurück, welche ihr beigemischt war. Ich habe am Abhange eines Berges, der im Jahre 1852 eine große Schlamm-Eruption mit Feuer hatte, ein kleines Flüsschen gesehen, das wie ein Lavaström sich dahin zog und mit blicker, noch nicht ganz erhärteter Naphtha oder mit werdendem Kir angefüllt war. Es scheint mir also, daß dieser erhärtete Rückstand nicht anders ist, als die Substanz, welche unter dem Namen Kir gegraben wird, und daß die großen Kir-Gruben, welche man durch eine Art Schürfen ausbeutet, vorwiegend Naphtha-Ansammlungen sind.“

Pag. 190. „Bezweifeln kann ich aber nicht, daß der Nestebegil von Tschelchän mit dem Kir Waku's identisch ist. Der erstere hat allerdings mehr Naphtha-Geruch und ist auch weicher, formbarer, allein dieser Unterschied dürfte wohl daher rühren, daß er mehr Naphtha enthält als der gegrabene Kir, wenigstens als der, den ich kennen gelernt habe. Auch dieser ließ, wie er aus der Erde kam, an den Probestücken noch einigen Naphtha-Geruch erkennen, verlor diesen aber fast vollständig und wurde härter, brüchiger, nachdem er einige Monate an der freien Luft gelegen hatte. Eben so wenig möchte ich bezweifeln, daß er eine Beimischung der unreinen Naphtha ist, welche bei der Verflüchtigung derselben zurückbleibt.“

Pag. 191. „Wir haben selber das Verfahren beim Reinigen auch nicht gesehen, weil die Arbeit eingeführt

Bildung des Verbrennungsprocesses. In dem Kofte durch ein gewöhnliches rauchendes Feuer ohne glühende Kohlenschichte gebildet und gleichzeitig der Feuerkanal und der Luftkanal erhitzt, so fängt der rauch- vorgehende Verbrennungsprocess an.

Die unterste Brennmaterialschichte des im Feuerherde beliebig angehäuften Brennmaterials kommt in Berührung mit der glühenden Kohlenschichte und destillirt, wie jeder organische Körper, der mit einem glühenden Körper in Berührung kommt.

Dieses Destillat, welches wir im gewöhnlichen Leben bei jedem Verbrennungsprocess sehen und unter dem Namen Rauch hinreichend kennen, wird gezwungen, durch den erhitzten Feuerkanal abzugehen, wo dasselbe nochmals erhitzt und in brennbare Kohlenwasserstoffverbindungen zerlegt wird.

Wird nun durch den erhitzten Luftkanal gerade so viel erwärmte Luft diesen brennbaren Gasen im Feuerkanal zugeführt, als zu ihrer Verbrennung nothwendig ist, so ist es selbstverständlich, daß diese Gase vollkommen verbrennen und die stete Erwärmung des Feuerkanals unterhalten.

Während nun auf dieser Seite immer wieder neue Brennmaterialschichten zur Destillation kommen und brennbare Gase entbinden, welche im Feuerkanal verbrennen, bleiben ober der glühenden Kohlenschichte die entgaste Kohlen oder gekohltes Brennmaterial liegen und ergänzen auf diese Art immer wieder die glühende Kohlenschichte auf dem Kofte, welche letztere oben erneuert und unten in Berührung mit Luft zur Asche vollkommen verbrennt; die Asche fällt in den Aschenraum und die brennenden Gase erzeugen die außerhalb des Feuerherdes zu benutzende Wärme.

Die sich immer wieder ergänzende glühende Kohlenschichte dient auch weiters noch zur Erwärmung des Luftkanals.

Dieser Process dauert so lange fort, so lange Brennmaterial im Feuerherd vorhanden ist und dasselbe herabfallend mit der glühenden Kohlenschichte in Berührung kommt.

Es ist klar, daß nur so viel Brennmaterial destillirt,

als mit der glühenden Kohlenschichte in Berührung kommt; und daß das oberhalb liegende Brennmaterial gar nicht afficirt wird und erst dann zur Destillation und Verbrennung gelangt, wenn die unterste glühende Kohlenschichte zunächst dem Kofte zu Asche verwandelt in die Aschenkammer gefallen, die destillirende Brennmaterialschichte entgast, den Abgang der glühenden Kohlenschichte ergänzt und neues Brennmaterial herabfällt.

Mit andern Worten kann der Verbrennungsprocess auch so erklärt werden.

Mein Ofen ist eine Retorte mit einem stets glühenden Boden, angefüllt mit Brennmaterial.

In dieser Retorte wird immer nur am Boden Gas erzeugt und durch den Feuerkanal als Flamme abgeleitet, während der glühende Boden sich immer wieder von selbst erzeugt und das ergänzt, was von diesem glühenden Boden zur Asche verwandelt in den Aschenraum herabfällt.

Es ist klar, daß dieser Process, einmal eingeleitet, keiner weiteren Nachhilfe bedarf und daß die Zuführung der Luft keiner Maschine oder keines Schornsteines bedarf. Es ist klar, daß jener zu großen Feuerungen erforderliche Luftzug ganz entbehrlich wird, und aus diesem Grunde sowohl der Schornstein als Luftzugzeuger entbehrlich, als auch alles Funkenprühen, erzeugt durch den rapiden Luftzug, von nun an vermieden ist.

Es ist aber auch weiters erklärlich, daß immer nur eine gleiche Quantität Brennmaterial zur Destillation und Verbrennung kommt, nach Maßgabe der glühenden Kohlenschichte, deren Größe der Kofst bestimmt, und nach Maßgabe des Feuerkanales, der mehr oder weniger brennende Gase aufnehmen und als Flamme abführen kann, woraus die für alle Feuerungen sehr wichtige Eigenschaft: „das konstante Feuer“ folgt.

Es ist weiters klar, daß, wenn einmal der Process eingeleitet und die Quantität des vorhandenen Brennmaterials bekannt ist, der Heizer für die genau bestimmte Zeit, so lange dieses Brennmaterial brennt, entbehrlich ist. Ich kann meinen Ofen oder meine Feuerung so einrichten, daß per Stunde $\frac{1}{2}$ Pfd. oder 1 Pfd. oder 2 und mehr Pfunde verbrennen und daß mein Feuerherd 3, 4, 5 und

mehr beliebige Anzahl Pfunde oder Centner Brennmaterial aufnehmen kann, woraus sich ergibt, daß ich jede Feuerung so konstruiren kann, daß dieselbe 6, 12, 18, 24 und mehrere Stunden regelmäßig fortbrennt, ohne Huthun eines Heizers.

Ein weiterer Vortheil ergibt sich durch das constante Feuer in der ausschließlichen Verwendung von eisernen Ofen und Vermeidung von Thondsen.

Weil mein eiserner Ofen, er mag von Blech oder Gußeisen sein, nicht mehr zum Glühen kommt, sondern anhaltend nach Maßgabe seiner Konstruktion fortbrennt, ist es möglich, dem Ofen, welche Form und Farbe man will, zu geben; er ersetzt vollkommen die Vortheile eines schwedischen Ofens, der die Wärme lange anhält, der weiß oder vergolbet ist, der nie glühend wird und eine angenehme Wärme verbreitet.

Der eiserne Ofen, der bisher plötzlich glühendheiß geworden ist, hat den vorbeiziehenden Staub verbrannt und dadurch den unangenehmen Geruch verbreitet; das hört auf, denn der jetzige eiserne Ofen brennt, so lange ich es ihm gebiete, er brennt nicht schneller und nicht langsamer, genau so, als die Dimensionen der Konstruktion vorschreiben.

In Beziehung der genauesten Berechnung des erforderlichen oder verwendeten Brennmaterials läßt sich genau bestimmen die Menge Gas, welches aus dem verwendeten Brennmaterial gewonnen werden kann und zur Verbrennung gelangen muß. Das erzeugte Gas muß aber durch einen bestimmten Querschnitt des Feuerkanals durchgehen, und es kann in gleichen Zeiten nur eine gleiche Quantität Gas entweichen.

Man weiß ferner ganz genau die aus 1 Pfund Gas erzeugte Wärme und kann auf diese Weise mit sehr großer Genauigkeit aus der Wirkung der erzeugten Wärme die verwendete Brennmaterialmenge berechnen oder umgekehrt, aus dem zu verwendeten Brennmaterial die zu erzeugende Wärme und ihre Wirkung.

Jetzt ist es erst möglich, genaue Berechnungen über Brennmaterial und ihre Wirkungen zu machen.

In Betreff der Schornsteine ist zu bemerken, daß alle Schornsteine als Luftzugerzeuger entbehrlich sind und

ersetzt werden können durch ganz kleine dünne Dampfabzugsröhren, welche den Zweck haben, den sich aus jeder Gasflamme erzeugenden Dampf abzuführen. Diese Dampfabzugsröhren zeigen keinen Ruß, sondern bleiben immer rein, und kann eine solche Dampfabzugsröhre mehrere Feuer versorgen.

Es unterbleibt daher die Erhöhung der Schornsteine über den Dachfirst, weil diese Dampfabzugsröhren in jedem Kichthof eingeleitet werden können.

Aus meinen bisherigen Versuchen habe ich gefunden, daß ich jetzt gerade die Hälfte Brennmaterial benötige, um die gleiche Wirkung wie mit einem früheren Ofen hervorzubringen.

Die Versuche haben ferner gezeigt, daß Edelstein, Lohe, Kohlenzies ebenso rauchlos verbrennen, wie Steinkohle und Coaks.

In Beziehung der Abnützung dieser Konstruktion ist zu erwähnen, daß alle Bestandtheile, mit Ausnahme des Luftkanals viel länger aushalten und weniger angegriffen werden, als es bisher bei allen Feuerungen der Fall war. Nur der Luftkanal wird angegriffen, jedoch immer nicht so stark, als es bisher bei dem Rost der Fall war, es ist daher für den Fall der Zerstörung des Luftkanals in der Weise vorgesorgt worden, daß derselbe ebenso leicht wie ein Roststab ausgewechselt werden kann.

Es ist endlich auch die Möglichkeit vorhanden, daß der Ofen nicht nur wärmt, sondern auch leuchtet und die Ersparniß in der Beleuchtung zur Folge hat.

Von großem Vortheil ist diese Feuerungskonstruktion ferner speziell für Hochöfen und Glashütten, wo die Steinkohle nicht als solche, sondern als Coaks oder Gas verwendet werden könnte.

Diese Feuerungskonstruktion verbindet Welches und wird also auch in dieser Richtung ein neues Feld eröffnen.

In Anbetracht des Umstandes, als diese Feuerungskonstruktion zu jeder Feuerung verwendet werden kann, mithin jeder täglich zu seinem warmen Mittagmahl ein wohlfeileres Feuer erhält, kann man mit Fug und Recht diese Erfindung ein Stück tägliches Brod nennen, welches sie zum Ankauf für die Regierungen geeignet macht.

(Zeitschr. d. österr. Ingen.-Ver., 1858, S. 72.)

Kann die Fabrication von Schlössern jemals eine bedeutende Ausdehnung erlangen?

Von Dr. Mittel.

Es ist bekannt, daß man nicht nur in Frankreich *), sondern auch in Deutschland, besonders in den rheinischen Provinzen, fabrikmäßig, sei es mit Maschinen, sei es durch Theilung der Arbeit, billige und äußerlich auch nette und gefällige Schlösser aller Art, besonders aber Zimmerthür-, Koffer- und Vorhängeschlösser erzeugt, die man bei Eisenwaarenhändlern und selbst bei Schlössern überall käuflich findet. Am meisten producirt Paris in dieser Gattung der Fabrication; dagegen ist die englische Fabrication aus guten Gründen darin gegen Frankreich im Rückstande. Und doch wissen alle Kenner von Schlosserarbeiten, daß, mit Ausnahme von New-York in Nord-Amerika, die englische Schlosserei die vollkommenste der Welt ist, und daß ein englisches Schloß im Allgemeinen so viel sagen will, als ein gutes, ein sehr sicheres Schloß.

Wir gebrauchen Schlösser, um unsere Häuser, Zimmer, Kisten, Schränke, Kassen vor unberechtigten Eindringlingen zu bewahren; dieß ist jedoch nur dann möglich, wenn der Dieb nicht mit gewöhnlichen Schlüsseln das Schloß zu öffnen vermag; und ein Schloß wird um so mehr meiner Absicht entsprechen, je dauerhafter es gearbeitet ist und je weniger es durch Dietriche mit geringer Mühe geöffnet werden kann. Jeder Schlosser weiß, daß, je zusammengesetzter das Cingerichte, desto schwieriger das Schloß mit dem Dietrich zu öffnen ist. Nichtsdestoweniger werden gewöhnliche Schlösser, selbst mit Kreuz und Kölbchen, und wenn selbst auch mit krummen Gliedern im Barte, mit Dietrichen, deren Bart ausgehauen ist, ohne große Mühe geöffnet, wenn der Deffner nur die Größe (Länge und Höhe) des Schlüsselbartes kennt. Letztere erhält er aber, bei Gelegenheit, durch schnellen Abdruck auf gelbes Wachs, oder wenn ihm diese Gelegenheit fehlt, durch Einführen

eines mit Wachs bestrichenen Schlüsselbort, und so der Bart gemacht, durch einen zweiten Versuch mit diesem bewachsenen Barte, wodurch er die Gestalt des Cingerichtes am Abdrucke im Wachs erkennt.

Die häufigen Comptoir- und Kassadiebstähle, mit Dietrichen ausgeführt, haben in England die Anforderungen an ein Schloß immer höher gestellt. Bei uns glauben die Schlosser durch ein zusammengesetztes Cingerichte und durch ein Paar Verire das Mögliche erreicht zu haben; und doch weiß jeder nur ein wenig witzige Schlosser, daß, wenn das Schlüsselloch nicht praktikabel ist, ein Verir oder Pasquill vorhanden, welches er bald gefunden hat. In England wurden aus diesem Grunde Verire für nicht öffenbare Schlösser ausgesetzt, und es kamen immer vollkommenere und sicherere Schlösser zum Vorschein. Unter diesen stehen die Bramah- und Chubb's-Schlösser oben an.

Ich frage nun, was soll mich ein Fabrikschloß nützen, wenn für Denjenigen, der in meiner Abwesenheit in mein Zimmer dringen und meinen Secretär, meine Geldkiste öffnen will, es hinreichend ist, daß er sich in einer Handlung nur das Sortiment Fabrikschlüssel kauft, um nach kurzem Versuche das Schloß mit dem zugehörigen Schlüssel zu öffnen? — Niemals sollte man sich daher eines Fabrikschlusses bedienen. — Solche Fabrikschlösser sind es auch, welche auf Eisenbahnen, in Niederlagen von schlechten Dienern oder eingeschlichenen Dieben geöffnet werden und den Inhalt der Koffer, wenn er werthvoll ist, zu entleeren gestatten.

Dieß ist denn auch der Grund, warum in England und in Nordamerika, wo die raffiniertesten Diebe zu Hause sind, Schloßfabriken keine Geschäfte machen können, und daß die wenigen, die dort bestehen, nur für die Ausfuhr arbeiten. In England werden gute Schlösser in den Werkstätten nur von Hand gemacht, und jedes Schloß bekommt in Dicke des Dorns, Tiefe der Röhre, Größe und Beschaffenheit des Bartes andere Verhältnisse! Die Bramah- und Chubb's-Schlösser aber bestehen geradezu aus einer Reihe feiner Federzuhaltungen, oder wie beim Chubb's-Schloß aus hinter einander liegenden eingeschlüpften Zuhaltungen

*) Vergleiche Seite 248 des diesjährigen Aprilheftes unserer Zeitschrift.

Ascheleten beschränkt ist, sondern auch auf der Westküste des Caspischen Meeres statthaben muß, dafür kann ich einen Beleg anführen. Herr v. Baer hat nämlich aus Baku ein Stück einer hauptsächlich aus sehr dichten und specifisch schwerem, blaugrauen Thone bestehenden Substanz mitgebracht, welches ihm von dem dortigen Commandanten Oberst Hoven als ein in Folge von Nachforschungen nach Air aufgefundenes Produkt der dortigen Gegend mitgetheilt worden ist. Dieses Produkt besteht aus horizontalen, von einigen vertikalen durchsetzten und nach allen Richtungen mannigfach zerspaltenen Schichten, und zerfällt beim Zerbrechen oder durch leichtes Schlagen mit dem Hammer in eine Menge kleiner, unregelmäßiger flacher Stückchen; auf allen diesen findet sich ein sehr dünner, bräunlicher Ueberzug vor, welcher an einzelnen Stellen dicker ist, und sich dort bei der Betrachtung mit der Loupe deutlich als sehr kleine, unregelmäßige, von einer braunen, harzartigen Substanz gebildete Flecken erkennen läßt. Durch die Behandlung dieses Produktes mit Auflösungsmitteln habe ich mich nun auf das vollkommenste überzeugt, daß jener Ueberzug von Djokerit herrührt. Durch Auskochen mit Benzol erhielt ich eine gelbliche Lösung, welche nach dem Abdampfen des größten Theiles des Benzols beim Erkalten zu einer gallertartigen Masse erstarrte; diese auf ein Filter gebracht und mit Benzol ausgewaschen verhielt sich gegen Alkohol und Aether vollkommen so wie die den Djokerit charakterisirenden Substanz. Die Menge des in jenem Produkte enthaltenen Djokerits ist aber überaus gering, und ich glaube, daß sie nur als Rückstand einer verdünnten Auflösung desselben in weißer Naphtha betrachtet werden kann, von welcher der Thon einstweilen durchdrungen gewesen ist. Leider ist der Fundort des Produktes Herrn v. Baer nicht bekannt, ich werde ihn aber zu erfahren suchen.

Djokerit kommt auch in der Kabarda vor, von wo mir Colleague Abich ein Stückchen mitgetheilt hat, welches zwar etwas weicher ist als der moldauische, aber sonst ihm in jeder Hinsicht gleicht.

Es ist nun höchst wünschenswerth, daß dem Vor-

kommen des Djokerits auf Ascheleten sowohl, als auch in der Gegend von Baku, weiter nachgeforscht werde, und da man jetzt zu beabsichtigen scheint, das Rest-oil hauptsächlich auszubeuten, so können wir hoffentlich bald näheren Aufklärungen über alle daselbst betreffende Fragen entgegensehen. Mich wird man durch gütige Mittheilung aller auf diesen Gegenstand bezüglichen Notizen und Materialien zu großem Danke verpflichtet.

(Erdmann's Journal f. prakt. Chemie, 1858, S. 321.)

Robert Johann's neue Feuerungs-Construction.

Herr Robert Johann brachte in der Versammlung des österreichischen Ingenieurvereines am 24. April d. J. seine für Oesterreich und das Ausland patentirte Erfindung einer neuen Feuerung zur Sprache und veröffentlichte dieselbe in Nr. 17 der „Neuesten Erfindungen“ eine ausführlichere Mittheilung, welche wir im Folgenden mittheilen.

Die neue Feuerungsconstruction hat folgende Eigenschaften:

1. Ein constantes Feuer, welches in gleichen Zeiten gleiche Quantitäten Brennmaterial consumirt und gleich viel Wärme erzeugt.
2. Vollkommenste Verbrennung alles vorhandenen Brennmaterials, dessen brennbare Bestandtheile bis zur höchsten Stufe, d. i. bis zur Kohlensäure oxydirt werden.
3. Dadurch erreichte größtmögliche Brennmaterialsparsamkeit.
4. Verwendung eines jeden selbst des schlechtesten Brennmaterials, welches bisher werthlos erschien.
5. Vermeidung alles Funkensprühens bei den Lokomotiven.
6. Entbehrung aller Schornsteine bei Dampfkesseln und Dampfmaschinen.
7. Genaueste Berechnung des verwendeten oder erforderlichen Brennmaterials.
8. Vermeidung alles Rauchens.

dabei wurden große Armseilen, die wegen ihrer geringen Breite häufig Anlaß zu Beschädigungen gaben, auf demselben abgeschliffen. Ein gewöhnlicher Stein aus einem einzigen Stücke von 2,2 Meter Durchmesser und 0,2 Meter Breite ist zwar bei gleicher Arbeit auch erst nach 30 Tagen abgenutzt; aber er kostet 115 Francs, während die Picard'sche Garnitur nur 80 Francs kostet. Die erste Garnitur wurde bis auf 1 Centimeter Entfernung von den Felgen abgenutzt und dann durch eine zweite ersetzt. Die Auswechslung wurde von 2 Mann in 8 Stunden ausgeführt, während die Aufstellung eines gewöhnlichen Steines 6 Mann und 3 Stunden Arbeitszeit erfordert.

Später wird die Auswechslung der Picard'schen Garnituren noch leichter von Stationen gehn, weil eine Aenderung an dem eisernen Gerippe vorgenommen worden ist. Statt der zwei gußeisernen Kreuze, aus denen das Gerippe besteht, wird man künftig nur eines anwenden, wie die zugehörigen Abbildungen auf Blatt VII zeigen, und den Theil der Felgen, welcher auf die mit dem Kreuze verbundenen Felgen aufgeschraubt wird, aus mehreren Sektorenstücken zusammensetzen. Dadurch wird der Uebelstand der vorigen Einrichtung, daß alle Steinstücke gleichzeitig aufgelegt werden mußten, gehoben, und man kann nun die Steine einzeln, einen nach dem andern, einpassen, wodurch die Arbeit erleichtert und erheblich abgekürzt wird.

Die Einrichtung eines solchen Steines zeigt Fig. 7 in der Vorderansicht und Fig. 8 im verticalen Querschnitt. AA sind die Bogenstücke, aus denen die Steine zusammengesetzt sind. Dieselben haben nach innen die Form eines Schwalbenschwanzes und sind in die Felgen zweier gußeiserner Räder BB' eingelassen. Das eine dieser Räder, B, ist mit gerippten Armen C versehen und auf die schmiedeeiserne Welle D aufgestellt. Dasselbe bildet den Haupttheil der Hohlkehle, während das Rad B' nur die Deckel derselben darstellt. Dieses letztere Rad besteht aus eben so vielen Sektorenstücken, als Steine A vorhanden sind, so daß jedem Stein ein Deckel zugehört, und man daher im Stande ist, jeden Stein einzeln einzulegen oder herauszunehmen. Die Verbindung der Deckelstücke mit den Steinen und den Radfelgen erfolgt durch

Schrauben, wie aus den Zeichnungen hervorgeht. FF sind die Betriebsfelgen, F ist die Grube, in welcher der Stein läuft.

Als Vortheile der beschriebenen Anordnung werden angeführt: daß man den Steinen Gleichförmigkeit, daher gleichförmige Dauer in allen Theilen ihrer Arbeitsfläche verleihen könne, daß man sie leicht transportiren und schnell aufstellen könne, daß man einzelne Steinbögen auswechseln könne, daß der Kern immer brauchbar bleibe, und endlich daß man nicht, wie bei den gewöhnlichen Steinen, nach einer gewissen Zeit der Benutzung andere Riemenfelgen aufstecken müsse, um immer die normale Geschwindigkeit wenigstens nahezu beizubehalten. (Bulet. de la soc. d'encour., Janv. 1858 p. 16.)

(Durch polyt. Centralblatt 1858 S. 729.)

Das Argentiren des Eisens.

Von Dr. Hugo Fleck.

Mit dem Worte „Argentiren“ bezeichne ich ein Verfahren, Eisengeräthe mit Argentan, Messing, Bronze, Kupfer, Silber in höchst dünnen Schichten zu überkleiden und ihnen so ein eben so gefälliges Ansehen, wie größere Widerstandsfähigkeit gegen die oxydirenden Einflüsse des atmosphärischen Sauerstoffs zu verleihen.

Es gründet sich das Argentiren auf die Eigenschaft der meisten Metalle, mit den Ammoniaksalzen Doppelsalze zu bilden, welche durch den Einfluß von Kohle und Alkalien zu Metall reduziert und auf die rostfreie Eisensfläche in gleichmäßigen feinen Lagen aufgeschmolzen und vertheilt werden, und löst vorzüglich die Aufgabe, Legirungen in allen Verhältnissen und Farben auf das Metall niederzuschlagen, wie es bis jetzt auf galvanischem Wege noch nicht möglich war.

Das Schmiede- oder Walzeisen, sowie der Stahl, können ohne vorherige Behandlung mit einem schwachen Rehmittel gereinigt werden, um sie zur Aufnahme der

mehr beliebige Anzahl Pfunde oder Centner Brennmaterial aufnehmen kann, woraus sich ergibt, daß ich jede Feuerung so konstruiren kann, daß dieselbe 6, 12, 18, 24 und mehrere Stunden regelmäßig fortbrennt, ohne Huthun eines Heizers.

Ein weiterer Vortheil ergibt sich durch das konstante Feuer in der ausschließlichen Verwendung von eisernen Ofen und Vermeidung von Thondsen.

Weil mein eiserner Ofen, er mag von Blech oder Gußeisen sein, nicht mehr zum Glühen kommt, sondern anhaltend nach Maßgabe seiner Konstruktion fortbrennt, ist es möglich, dem Ofen, welche Form und Farbe man will, zu geben; er ersetzt vollkommen die Vortheile eines schwedischen Ofens, der die Wärme lange anhält, der weiß oder vergolbet ist, der nie glühend wird und eine angenehme Wärme verbreitet.

Der eiserne Ofen, der bisher plötzlich glühend heiß geworden ist, hat den vorbeiziehenden Staub verbrannt und dadurch den unangenehmen Geruch verbreitet; das hört auf, denn der jetzige eiserne Ofen brennt, so lange ich es ihm gebiete, er brennt nicht schneller und nicht langsamer, genau so, als die Dimensionen der Konstruktion vorschreiben.

In Beziehung der genauesten Berechnung des erforderlichen oder verwendeten Brennmaterials läßt sich genau bestimmen die Menge Gas, welches aus dem verwendeten Brennmaterial gewonnen werden kann und zur Verbrennung gelangen muß. Das erzeugte Gas muß aber durch einen bestimmten Querschnitt des Feuerkanals durchgehen, und es kann in gleichen Zeiten nur eine gleiche Quantität Gas entweichen.

Man weiß ferner ganz genau die aus 1 Pfund Gas erzeugte Wärme und kann auf diese Weise mit sehr großer Genauigkeit aus der Wirkung der erzeugten Wärme die verwendete Brennmaterialmenge berechnen oder umgekehrt, aus dem zu verwendenden Brennmaterial die zu erzeugende Wärme und ihre Wirkung.

Jetzt ist es erst möglich, genaue Berechnungen über Brennmaterial und ihre Wirkungen zu machen.

In Betreff der Schornsteine ist zu bemerken, daß alle Schornsteine als Luftzug erzeuger entbehrlich sind und

ersetzt werden können durch ganz kleine dünne Dampfabzugsröhren, welche den Zweck haben, den sich aus jeder Gasflamme erzeugenden Dampf abzuführen. Diese Dampfabzugsröhren zeigen keinen Ruß, sondern bleiben immer rein, und kann eine solche Dampfabzugsröhre mehrere Feuer versorgen.

Es unterbleibt daher die Erhöhung der Schornsteine über den Dachstuhl, weil diese Dampfabzugsröhren in jedem Kiechhof eingeleitet werden können.

Aus meinen bisherigen Versuchen habe ich gefunden, daß ich jetzt gerade die Hälfte Brennmaterial benöthige, um die gleiche Wirkung wie mit einem früheren Ofen hervorzubringen.

Die Versuche haben ferner gezeigt, daß Edelstein, Lohe, Kohlenries ebenso rauchlos verbrennen, wie Steinkohle und Coaks.

In Beziehung der Abnützung dieser Konstruktion ist zu erwähnen, daß alle Bestandtheile, mit Ausnahme des Luftkanals viel länger aushalten und weniger angegriffen werden, als es bisher bei allen Feuerungen der Fall war. Nur der Luftkanal wird angegriffen, jedoch immer nicht so stark, als es bisher bei dem Rost der Fall war, es ist daher für den Fall der Zerdrückung des Luftkanals in der Weise vorgesorgt worden, daß derselbe ebenso leicht wie ein Roststab ausgewechselt werden kann.

Es ist endlich auch die Möglichkeit vorhanden, daß der Ofen nicht nur wärmt, sondern auch leuchtet und die Ersparniß in der Beleuchtung zur Folge hat.

Von großem Vortheil ist diese Feuerungskonstruktion ferner speziell für Hochöfen und Glashütten, wo die Steinkohle nicht als solche, sondern als Coaks oder Gas verwendet werden könnte.

Diese Feuerungskonstruktion verbindet Beides und wird also auch in dieser Richtung ein neues Feld eröffnen.

In Anbetracht des Umstandes, als diese Feuerungskonstruktion zu jeder Feuerung verwendet werden kann, mithin jeder täglich zu seinem warmen Mittagmahl ein wohlfeileres Feuer erhält, kann man mit Fug und Recht diese Erfindung ein Stück tägliches Brod nennen, welches sie zum Ankauf für die Regierungen geeignet macht (Zeitschr. d. österr. Ingen.-Ver., 1858, S. 72.)

Die Fabrication von Schlössern je- eine bedeutende Ausdehnung er- langen?

Von Dr. Mittel.

Ist bekannt, daß man nicht nur in Frankreich *), auch in Deutschland, besonders in den rheinischen, fabrikmäßig, sei es mit Maschinen, sei es durch der Arbeit, billige und äußerlich auch nette und Schlösser aller Art, besonders aber Zimmerthür-, und Vorhängeschlösser erzeugt, die man bei Eisen- andlern und selbst bei Schlössern überall künstlich am meisten producirt Paris in dieser Gattung istation; dagegen ist die englische Fabrication aus ründen darin gegen Frankreich im Rückstande. Ich wissen alle Kenner von Schlosserarbeiten, daß, nahme von New-York in Nord-Amerika, die Schlosserei die vollkommenste der Welt ist, und englisches Schloß im Allgemeinen so viel sagen ein gutes, ein sehr sicheres Schloß. Ich gebrauchen Schlösser, um unsere Häuser, Zimmer, Schränke, Kassen vor unberechtigten Eindringlingen hren; dies ist jedoch nur dann möglich, wenn nicht mit gewöhnlichen Schlüsseln das Schloß vermag; und ein Schloß wird um so mehr meiner entsprechen, je dauerhafter es gearbeitet ist und er es durch Dietriche mit geringer Mühe geöffnet ann. Jeder Schlosser weiß, daß, je zusammenge- s Eingerichte, desto schwieriger das Schloß mit rich zu öffnen ist. Nichtsdestoweniger werden ge- e Schlösser, selbst mit Kreuz und Röllchen, und bßt auch mit krummen Nadeln im Warte, mit n, deren Warte ausgehauen ist, ohne große Mühe wenn der Öffner nur die Größe (Länge und es Schlüsselbartes kennt. Letztere erhält er aber, jenheit, durch schnellen Abdruck auf gelbes Wachs, in ihm diese Gelegenheit fehlt, durch Einführen

eines mit Wachs bestrichenen Schlüsselborn, und so der Warte gemacht, durch einen zweiten Versuch mit diesem bewachsenen Warte, wodurch er die Gestalt des Eingerichtes am Abdrucke im Wachs erkennt.

Die häufigen Comptoir- und Kassablebstähle, mit Dietriche ausgeführt, haben in England die Anforderungen an ein Schloß immer höher gestellt. Bei uns glauben die Schlosser durch ein zusammengesetztes Eingerichte und durch ein Paar Wexire das Mögliche erreicht zu haben; und doch weiß jeder nur ein wenig witzige Schlosser, daß, wenn das Schlüsselloch nicht praktikabel ist, ein Wexir oder Pasquill vorhanden, welches er bald gefunden hat. In England wurden aus diesem Grunde Preise für nicht öffenbare Schlösser ausgesetzt, und es kamen immer voll- kommenere und sicherere Schlösser zum Vorschein. Unter diesen stehen die Bramah- und Chubb's-Schlösser oben an.

Ich frage nun, was soll mich ein Fabrikschloß nützen, wenn für Denjenigen, der in meiner Abwesenheit in mein Zimmer bringen und meinen Secretär, meine Geldkiste öffnen will, es hinreichend ist, daß er sich in einer Hand- lung nur das Sortiment Fabrikschlüssel kauft, um nach kurzem Versuche das Schloß mit dem zugehörigen Schlüssel zu öffnen? — Niemals sollte man sich daher eines Fa- brikschlösses bedienen. — Solche Fabrikschlösser sind es auch, welche auf Eisenbahnen, in Niederlagen von schlechten Dienern oder eingeschlichenen Dieben geöffnet werden und den Inhalt der Koffer, wenn er werthvoll ist, zu entleeren gestatten.

Dies ist denn auch der Grund, warum in England und in Nordamerika, wo die raffiniertesten Diebe zu Hause sind, Schloßfabriken keine Geschäfte machen können, und daß die wenigen, die dort bestehen, nur für die Ausfuhr arbeiten. In England werden gute Schlösser in den Werk- stätten nur von Hand gemacht, und jedes Schloß bekommt in Dicke des Dorns, Tiefe der Röhre, Größe und Besatz des Wartes andere Verhältnisse! Die Bramah- und Chubb's-Schlösser aber bestehen geradezu aus einer Reihe feiner Federzuhaltungen, oder wie beim Chubb's-Schloß aus hinter einander liegenden eingeschlagenen Zuhaltungen

*) vergleiche Seite 248 des diesjährigen Aprilheftes unserer Zeitschrift.

von verschiedener Bartgröße, so daß, wenn der Dietrich auch das erste oder letzte geöffnet hat, er noch fern vom Ziele ist; denn die zweite und dritte Zuhaltung fordern andere Schlüsselbarte.

In Wahrheit ist für einen unterrichteten Schlosser kein Schloß uneröffnbar; allein wer ein Chubb's-Schloß, vorgesehen mit allem Nöthigen, ohne Gewalt öffnen will, braucht, wenn recht geschickt, wenigstens zwei Stunden dazu. Und das ist es, was man mit solchen Schlössern erreichen will. Der Dieb setzt sich bei solchem Zeitbedarf der Gefahr aus, ertappt zu werden.

Demnach ist es verwerflich, sich zum sicheren Verschlusse der Fabriktschlösser zu bedienen. Unsere Komode und Secretäre bekommen, besonders in den Meubelfabriken, auch Fabriktschlösser mit, — und jeder kann sie mit seinem Schlüssel öffnen. Empfehlenswerth ist es dagegen, die Schlösser, welche werthvollere Dinge verwahren sollen, so verfertigen zu lassen, daß Dorn und Bart außergewöhnliche Verhältnisse zeigen. Hohlkehlen am Barte nützen gar nichts, und S-Form des Bartes schützt nur gegen den ersten Anlauf. Ein Wachsabdruck des Schlüsseloches hebt die ganze Schwierigkeit, wenn das Eingetriche nicht weitere veranlaßt. Der deutsche hohle Dorn, wenn das Rohr und der Schloßdorn gut anschließen, schützt vorzüglich gegen baldiges Aufschließen mit Dietrichen, und man hat diese Vorsicht auch an vielen niederrheinischen Fabriktschlössern angebracht; allein was nützt sie, wenn ich in jeder Eisenhandlung den Schlüssel dazu kaufen kann?

Die Handschlosserei wird also ihre Geltung stets behaupten, sie muß aber in künstlicher Einrichtung der Schlösser stets fortschreiten*). Wer zeichnen gelernt hat und in der theoretischen Mechanik zu Hause ist, wird selbst Kunstschlösser erfinden und ein gesuchter Schlosser

*) Durch Würzburger Meister werden Brahma- und Chubb's-Schlösser recht brav und billig (ein Brahma-Schloß an einen Secretär 2 fl. 30 fr.) gearbeitet und finden täglich mehr Anerkennung und Verbreitung.

(Anmerk. der Redaction der Würzb. Wochenschrift.)

werden. Höchstens soll die Fabrik die Schloßkassen für gewöhnliche Schlösser liefern dürfen, nie aber das Eingetriche und den Schlüssel.

(Würzb. gemelnütz. Wochenschr. 1858 S. 277.)

Die hohlen Schleifsteine von Picard Jun. zu Fontenoy-le-Chateau in den Vogesen.

(Mit Abbildungen auf Blatt VII. Fig. 7 u. 8.)

Dadurch, daß man die Schleifsteine hohl macht und sie nur auf den arbeitenden Theil beschränkt, gewinnt man den Vortheil, daß man die ringsförmigen Bogenstücke, aus denen man solche Schleifsteine zusammensetzt, nach Bedarf auswählen, die Steine also vollständig gleichförmig oder zu einem besonderen Zwecke geeignet darstellen kann. Steine dieser Art können jede beliebige Größe und Dicke bekommen, und man kann sie sogar noch größer herstellen, als die gewöhnlichen Steine aus einem Stück.

Das Gestell dieser Steine besteht aus zwei gußeisernen Rädern mit gerippten Armen und einer Nabe, die auf eine schmiedeeiserne Welle aufgesteckt ist. Die Felgen haben eine Hohlkehle von schwalbenschwanzförmigem Querschnitt. In dieser Hohlkehle werden vermittels Schrauben, die parallel zur Axe durch die Felgen und den Stein hindurchgesteckt sind, die einzelnen Bogenstücke, aus denen der Stein besteht, wie zwischen den Backen eines Schraubstocks festgehalten.

Man könnte leicht das Bedenken erheben, daß an den Verbindungsstellen der einzelnen Bogenstücke Verschleißungen entstehen würden, ähnlich denen, welche durch die Wagenräder im Straßenpflaster hervorgebracht werden. Referent (Benoit) hat sich aber in der Schleiferei von Mathieu in Paris überzeugt, daß dies nicht der Fall ist. Ein sehr gut gehender Stein dieser Art von 2,5 Meter Durchmesser und 0,3 Meter Breite, der in 10 Minuten 135 Umdrehungen machte, hat sich bei gütlicher Arbeitszeit 30 Tage hindurch rund erhalten, und

den große Armsellen, die wegen ihrer geringen Größe Anlaß zu Beschädigungen gaben, auf dem Schleifen. Ein gewöhnlicher Stein aus einem Stück von 2,2 Meter Durchmesser und 0,2 Meter zwar bei gleicher Arbeit auch erst nach 30 Tagen; aber er kostet 115 Francs, während die alte Garnitur nur 80 Francs kostet. Die erste wurde bis auf 1 Centimeter Entfernung von der Arbeit abgenutzt und dann durch eine zweite ersetzt. Die Aufstellung wurde von 2 Mann in 8 Stunden, während die Aufstellung eines gewöhnlichen Mann und 3 Stunden Arbeitszeit erfordert. Bei der Auswechslung der Picard'schen ist noch leichter von Statten gehn, weil eine an dem eisernen Gerippe vorgenommen worden ist. Der zwei gußeisernen Kreuze, aus denen das Gerüst besteht, wird man künftig nur eines anwenden, die gehörigen Abbildungen auf Blatt VII zeigen, heißt der Felgen, welcher auf die mit dem Kreuze verbundenen Felgen aufgeschraubt wird, aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Dadurch wird der Uebelstand beseitigt, daß alle Steinstücke gleichmäßig abgenutzt werden mußten, gehoben, und man kann sie einzeln, einen nach dem andern, einpassen, die Arbeit erleichtert und erheblich abgekürzt wird. Die Einrichtung eines solchen Steins zeigt Fig. 7 in der Vorderansicht und Fig. 8 im verticalen Querschnitt. AA sind die Bogenstücke, aus denen der Stein zusammengesetzt ist. Dieselben haben nach innen einen Schwalbenschwanz und sind in die gußeisernen Räder BB' eingelassen. Das eine der Räder, B, ist mit gerippten Armen C versehen, die in der Schmiebeleiserne Welle D aufgefällt. Dasselbe bildet den Haupttheil der Hohlkehle, während das Rad B' der Deckel derselben darstellt. Dieses letztere Rad ist aus eben so vielen Sektorenstücken, als Steine A sind, so daß jedem Stein ein Deckel zugehört, daher im Stande ist, jeden Stein einzeln einzeln herauszunehmen. Die Verbindung der Deckel mit den Steinen und den Radfelgen erfolgt durch

Schrauben, wie aus den Zeichnungen hervorgeht. PP sind die Betriebsfelgen, F ist die Grube, in welcher der Stein läuft.

Als Vortheile der beschriebenen Anordnung werden angeführt: daß man den Steinen Gleichförmigkeit, daher gleichförmige Dauer in allen Theilen ihrer Arbeitsfläche verleihen könne, daß man sie leicht transportiren und schnell aufstellen könne, daß man einzelne Steinbögen auswechseln könne, daß der Kern immer brauchbar bleibe, und endlich daß man nicht, wie bei den gewöhnlichen Steinen, nach einer gewissen Zeit der Benutzung andere Riemenscheiben aufsetzen müsse, um immer die normale Geschwindigkeit wenigstens nahezu beizubehalten. (Bulletin de la soc. d'encour., Janv. 1858 p. 16.)

(Durch polyt. Centralblatt 1858 S. 729.)

Das Argentiren des Eisens.

Von Dr. Hugo Fleck.

Mit dem Worte „Argentiren“ bezeichne ich ein Verfahren, Eisengeräthe mit Argentan, Messing, Bronze, Kupfer, Silber in höchst dünnen Schichten zu überkleiden und ihnen so ein eben so gefälliges Ansehen, wie größere Widerstandsfähigkeit gegen die oxydirenden Einflüsse des atmosphärischen Sauerstoffs zu verleihen.

Es gründet sich das Argentiren auf die Eigenschaft der meisten Metalle, mit den Ammoniaksalzen Doppelsalze zu bilden, welche durch den Einfluß von Kohle und Alkalien zu Metall reduziert und auf die rostfreie Eisensfläche in gleichmäßigen feinen Lagen aufgeschmolzen und vertheilt werden, und löst vorzüglich die Aufgabe, Legirungen in allen Verhältnissen und Farben auf das Metall niederzuschlagen, wie es bis jetzt auf galvanischem Wege noch nicht möglich war.

Das Schmiede- oder Walzeisen, sowie der Stahl, können ohne vorherige Behandlung mit einem schwachen Reagentium gereinigt werden, um sie zur Aufnahme der

Metallfläche vorzubereiten, und geben jederzeit gleichmäßige Ueberzüge, während das Gusseisen auf seiner Oberfläche eine theilweise Entkohlung erfahren muß, ehe es sich zum Argentiren eignet. Zu diesem Behufe werden die gusseisernen Gegenstände, in einem Kegel mit Eisenselle umkleidet, so oft stark ausgeglüht, bis sie sich auf der Oberfläche leicht fellen lassen und dann das Reagent darauf einwirken gelassen. Letzteres besteht in einer Auflösung von Zinn in sehr verdünnter Salpetersäure und wird so dargestellt, daß man granulirtes Zinn in 20 Theilen eines Gemisches von 1 Theil Salpetersäure von 1,22 spec. Gewicht mit 16 Theilen Wasser während 24 Stunden in gewöhnlicher Temperatur stehen läßt. Die nach dieser Zeit vom am Boden befindlichen Zinn abfiltrirte Flüssigkeit ist eine Auflösung vom salpetersaurem Zinnoxydul und kann in gut verschlossenen Gefäßen lange Zeit unverändert aufbewahrt werden, sobald man am Boden derselben immer einige Zinnkörner liegen läßt. In diese Zinnlösung werden die zu überziehenden Eisenstücke, nachdem sie vorher in einem Gefäß mit kochendem Wasser angewärmt wurden, je nach ihrer Größe, 5 bis 15 Minuten eingetaucht, sodann mit warmem Wasser abgewaschen und mit einem trocknen wollenen Lappen gut abgerieben, um nun mit dem Argentirbrei überzogen werden zu können. Statt obigen Reagent habe ich auch die in der Silberographie angewendete Flüssigkeit, welche aus 1 Theil salpetersaurem Silberoxyd, 8 Theilen reiner Salpetersäure von 1,22 spec. Gewicht, 30 Theilen Weingeist von 80° Tralles und 60 Theilen destillirtem Wasser besteht, unter Zusatz von $\frac{1}{2}$ Theil Salpetersäure, zumal bei kleineren Gegenständen, mit Vortheil angewendet. In jedem Falle hat man darauf zu sehen, daß die Metallfläche völlig trocken sei und daß sich auch mit der Lupe keine Oxydschichten wahrnehmen lassen, weil diese den Metallüberzug entweder gar nicht annehmen, oder, wo es geschieht, bald wieder abblättern lassen.

Der Argentirbrei ist das Gemisch der Ammoniakdoppelsalze mit wasserfreien Steinkohlentheer, Leinöl oder Terpentin mit gelblichem Kalk und auf seine Darstellung ist vor allen Dingen Aufmerksamkeit zu verwenden, da

hierbei dem ökonomischen Interesse bedeutend Eintrag geschehen kann, sobald die Salze in zu großer Masse angewendet oder bei deren Darstellung zu große Mengen von Säure oder Salmiak verbraucht wurden.

Es liegt zuvörderst sehr nahe, daß man statt der Legirungen, die einzelnen zu letzteren gehörigen Metalle in den entsprechenden Verhältnissen in Auflösung bringen und somit statt des Messings Kupfer und Zink, statt des Argentans das jetzt im Handel vorkommende Kupfernickel mit Zink, statt des Britanniametalls Kupfer, Zinn, Antimon, Wismuth in den gehörigen Mengen anwenden kann. Man wird schließlich immer ein der Zusammensetzung der Legirung entsprechendes Salz und auf diesem durch die Reduktion die Legirung auf der Eisenfläche erhalten.

Die Auflösung der Metalle oder Legirungen findet in Salzsäure unter Zusatz von Salpetersäure statt; es bilden sich also dabei die höchsten Chlorverbindungen, welche sich mit Salmiak zu Doppelsalzen vereinigen, sobald die freie Säure abgestumpft ist. Je nach der Stellung, welche die Metalle in der elektrolytischen Reihe einnehmen, lösen sie sich nach einander in der Säure auf; aus diesem Grunde muß, sobald man alle Metalle, die zu einer Legirung gehören, gleichzeitig der Einwirkung der Säure aussetzt, die Auflösung vollständig erfolgen. Es werden z. B. in Argentan Zink und Nickel früher, als Kupfer gelöst; würde man daher die Einwirkung der Säure unterbrechen, bevor Alles gelöst ist, so würde eine kupferreiche Legirung zurückbleiben und eine kupferarme in Lösung gegangen sein. Die Menge der Säure ist zwar je nach ihrer Concentration und der auf dieselbe während ihrer Wirkung influirenden Temperatur eine variable, doch bewegt sie sich in bestimmten Grenzen, welche sich folgendermaßen stellen lassen.

Verwendet man zur Auflösung der Metalle eine Salzsäure von 1,12 spec. Gewicht, so enthält dieselbe 24,5 Procent reinen Chlornasserstoff, und die geringsten Quantitäten, welche von dieser Säure in Anwendung kommen müssen, sind:

a.	b.
Kupfer 4 Pfd. 22 1/2, Roth 5 Pfd. 9 1/2, Zink	
Nickel 7 „ 16 1/2 „ 8 „ 16 1/2 „	
Zinn 4 „ 28 1/2 „ 5 „ 4 1/2 „	
Wismuth 2 „ 2 1/2 „ 2 „ 11 „	
Antimon 8 „ 18 1/2 „ 3 „ 27 1/2 „	
Bism 5 „ 4 1/2 „ 5 „ 24 1/2 „	
Silber 1 „ 1 „ 1 „ 6 „	

sch den Zusatz von Salpetersäure, welcher die der höchsten Chlorstufe bedingt, wird, zumal in der gleichzeitigen eintretenden Temperaturerhöhung, 1. des Chlors mit den entweichenden Stickstoffoxyden mechanisch fortgeführt, und ich fand, daß, sobald Temperatur von 50° Cels. nicht übersteigen ließ Zusatz von Salpetersäure in Quantitäten von 1 Quentchen nach und nach erfolgte, die obigen unter a. um 1/2 überschritten werden mußten, wie unter b. angegebenen Zahlen als die äußerste zur Lösung nöthigen Salzsäuremengen angegeben müssen.

Salpetersäuremenge beträgt etwa 1/2 der Menge und wird in den so eben angegebenen Quantitäten nach hinzugesetzt. Ist die Auflösung der vollständig erfolgt, so setzt man:

Pfd. Kupfer	1 Pfd. 22 1/2, Roth Salznat.
Nickel	— „ 29 „
Zinn	1 „ 20 1/2 „
Wismuth	— „ 8 „
Antimon	— „ 13 1/2 „
Bism	— „ 29 1/2 „
Silber	— „ 15 1/2 „

ig, und gießt dann so lange von einer Ammoniaklösung, als sich ein bleibender schwacher Niederschlag anfängt. Ist so die letzte Menge der freien Ammoniaklösung und die Bildung der Ammoniakdoppelsalze so verdampft man die Lösung in irdernen Gefäßen, bis ein dicker Salzbrei verbleibt, welcher dann temperirten Orte vollkommen trocken gemacht wird. Man erhält auf diese Weise, je nach den Metallen, in Legirung verwendet wurden, ein verschieden ge-

färbtes Salzmehl, auf dessen folgende Verfeinerung unter dem Einflusse von Kalk und Kohle das Argentirverfahren beruht.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß der Kalk als eine starke Basis den Metallchloriden gegenüber zerlegend wirkt, so daß diese als Oxyde abgeschieden und durch gleichzeitig vorhandene fein vertheilte Kohle im glühenden Zustande reducirt werden, während sich das gebildete Chlorcalcium als Schlacke über der Metallfläche lagert. Die vorhandenen Ammoniaksalze werden dabei in der Weise zerlegt, daß Ammoniak entweicht und in gleichem Maße Chlorcalcium gebildet wird. Das Entweichen des Ammoniaks ist ein Verlust von Rohmaterial, welcher das ganze Verfahren vertheuert, sobald nicht dafür Sorge getragen ist, daß derselbe im Momente seiner Verflüchtigung wieder gewonnen wird.

Man verwendet auf 3 Theile des Salzmehls 2 Theile gebrannten Marmor in der Weise, daß man zuerst die Salze mit dem kohlehaltigen Material, Theer, Leinöl oder Asbestin, zu einem Brei mischt, diesem den gepulverten Kalk zusetzt und das Ganze auf die zu überziehende Metallfläche möglichst gleichmäßig aufträgt und nun einer starken Rothglühung aussetzt.

Da es sich, soll das ganze Verfahren ein möglichst billiges werden, darum handelt, daß bei diesem Glühprozeß freiwerdende Ammoniak wieder zu binden, so muß das Glühen der zu überziehenden Geräthe in Muffeln vor sich gehen, deren hintere Oeffnung durch ein Thonrohr mit einem Kanne in Verbindung steht, in welchen sich mit Salzsäure gefüllte Schalen befinden, welche das Ammoniakgas im Momente seines Austritts aus dem Verbindungsapparate verdichten und zu verwertbarem Ammoniak umwandeln. Nachdem die zu überziehenden Eisengeräthe möglichst roßfrei, gebügelt und mit wollenen Tüchern abgetrocknet sind, werden sie mit dem Argentirbrei möglichst gleichmäßig in einer Dicke von 1. bis 2 Linien überzogen, mit trockenem Kalkmehl überstreut und so vorbereitet in die vorgewärmte Muffel eingesetzt, die Beschickungsoeffnung mit Lehm verklebt, die Muffel zu starker Rothglühung gebracht und in derselben je nach der Größe

des zu erzielenden Ueberzuges wenigstens $\frac{1}{2}$ Stunde hindurch erhalten. Nach dieser Zeit werden sie aus der Muffel gezogen, an einem temperirten Orte zur Abkühlung hingestellt, und nachdem sie vollkommen kalt geworden sind, in lauwarmes Wasser einige Zeit eingeweicht; darin löst sich der Kalküberzug auf und legt so das Metall bloß. War die Vertheilung des Argentirbreies eine möglichst gleichmäßige, so wird man auch das Metall völlig gleichmäßig auf das Eisen vertheilt finden und sogar im Stande sein, ihm durch Reiben mit wollenen Lappen und nachherige Behandlung mit dem Achate eine gleichmäßige schöne Politur zu ertheilen.

Der durch das Einweichen im Wasser sich ablösende kohlige Ueberzug des Metalls enthält in seiner Masse immer noch Metalltheile in Form eines feinen Pulvers, deren Wiedergewinnung dadurch erreicht wird, daß man, nachdem sich eine größere Menge dieser kohligen Masse angesammelt hat, dieselbe in einem heftigen Ziegel mit ihrem gleichen Gewichte Borax zusammenschmelzt; die am Boden abgeschiedene Legirung wird zur Weiterverwendung aufbewahrt; zu erwähnen ist hierbei, daß man die Rassen, welche nach der Argentirung zurückbleiben, nach der Qualität der verwendeten Legirungen sortirt und sie nicht durcheinander bringt.

Von vorzüglicher Schönheit gelang mir nach diesem Verfahren die Versilberung des Eisens, welche ich auf ganz gleiche Weise, wie eben erwähnt, ausführte. Das Silber wird mit Königswasser behandelt und je nach der Richtigkeit des zu erhaltenden Ueberzuges das Kupfer gleichzeitig in Lösung genommen, Salmiak nach obigem Verhältnisse zugesetzt, eingedampft und mit Leinöl und Kalk gemischt. Die Menge des zu verwendenden Binde- oder Reductionsmittels: Theer, Leinöl oder Terpentin läßt sich quantitativ genau nicht bestimmen, was auch um so weniger nothwendig erscheint, als der Kohlenstoffgehalt derselben ein so reichlicher ist, daß man, sobald ein gehörig flüssiger Brei aus Metallsalzen, Kalk und obigen Bindemitteln dargestellt wird, überzeugt sein kann, daß es an Kohle nicht fehlt. Wesentliche Bedingung bei der Verwendung dieser Bindemittel ist möglichste Reinheit von

anhängenden Wassertheilen, da diese den Prozeß verlangsamen, den Kitt weniger bindend auf der Metallfläche machen und leicht eine Oxydation derselben zur Folge haben.

Indem ich dieses Verfahren der Öffentlichkeit übergebe, bin ich der Ueberzeugung, durch dasselbe manche gewünschte Lücke auszufüllen, wie ich auch glaube, daß sich durch eine andre Wahl in der Qualität des Bindemittels, wie eines andern alkalischen Drydes, als des des Kalks, Verbesserungen mannichfacher Art anbringen lassen. Da in verhältnismäßig nur kleinem Maßstabe angestellten Versuche mich aber keinen Augenblick zweifeln, daß der dem Ganzen zu Grunde liegende theoretische Gedanke der praktischen Anwendung völlig angepasst ist.

(Polytechnisches Centralblatt 1858 Seite 562)

Verfertigung von Knöpfen aus Speckstein,

auf welche der Fabrikbesitzer J. v. Schwarz in Nürnberg am 19. Nov. 1855 ein Privilegium für das Königreich Bayern auf 5 Jahre erhalten hat.

Der Speckstein hat die Eigenschaft, daß er sich, wenn er mittelst Brennen eine hülbbarte Festigkeit erlangt, zu allen technischen Arbeiten verwenden läßt.

An den seit vielen Jahren gemachten Versuchen scheiterte deswegen auch der Verbrauch dieser Steinmasse, weil er in rohem Zustand verwendet wurde, und die daraus verfertigten Gegenstände wegen ihrer leichten Zerbrechlichkeit keinen Absatz fanden, auch die Arbeit selbst mit vieler Vorsicht gemacht werden mußte, wodurch der Arbeiterlohn erhöht und der Verbrauch der Rohmaterialie zur Arbeit unverhältnismäßig war.

Der Speckstein bedarf deswegen, ehe er verarbeitet wird, einer Bearbeitung, die in einer Verbrennung besteht, und die auf folgende Weise gemacht wird.

Er wird in Blatten oder nöthige Stücke geschnitten und in einem Windofen in Muffeln eingesetzt und zur Pfirsichroth-Glühhitze gebracht, dann das Feuer abgestellt und die Muffeln langsam abgekühlt.

Dieses Reagens gibt an Empfindlichkeit dem schönen, und auch sehr empfindlichen, von Wöttger angegebenen, kassischen salpetersauren Wismuthoxyd nichts nach und ist, wie ich glaube, dasjenige, welches die unzweideutigste Anzeige gibt. Die Flüssigkeit stelle ich dar, indem ich 60 Gramm Weinsäure und 120 Grm. krystallisiertes kohlensaures Natron in 250 Cubikcentimeter Wasser auflöse; in anderen 250 Cubikcentimetern Wasser löse ich von demselben kohlensauren Natron noch einmal 120 Grm. auf und giesse beide Flüssigkeiten nach dem Erkalten zusammen. Gublich setze ich 5 bis 6 Gramme krystallisiertes Eisenchlorid hinzu, lasse das Ganze einige Minuten stehen und filtrire die hellgelbe Flüssigkeit. Ich habe diese Flüssigkeit bei gewöhnlichem Tageslicht und bei gewöhnlicher Temperatur schon einige Monate stehen, ohne die geringste Veränderung daran wahrgenommen zu haben.

(Journal für prakt. Chemie B. 73 S. 71.)

Verbesserung in der Herstellung von Oelanstrichen.

Von Apotheker O. Heumann
in Oberamtsstadt.

Im vorigen Jahre habe ich bereits auf privatem Wege einzelnen der betreffenden Gewerbetreibenden ein Verfahren in Vorschlag gebracht, welches einen reinen Oelanstrich zulässt, ohne zu dem Terpentinöl als Siccativmittel seine Zuflucht nehmen zu müssen, und welches dennoch in einem Tage einen vollständig erhärtenden und glänzenden Anstrich liefert. Ich nehme nun Veranlassung, namentlich in Bezug auf die möglichste Beseitigung des durch die Verdunstung lästigen Terpentinöls, auf diesem Wege nochmals das hier erwähnte Verfahren zu empfehlen, und in Nachstehendem zu erläutern.

Wir besitzen in neuerer Zeit in dem auf chemischem Wege dargestellten Manganorybhydrat das bequemste Mittel, dem Leinöl in kürzester Zeit, in $\frac{1}{4}$ bis 1 Stunde mit geringerem Kostenaufwand als bei Verwendung der bekannten Siccative, und sicherer wie durch diese, die Eigenschaft zu geben, in einem Tage, für sich oder als Bindemittel für die meisten Farben, im Anstrich vollständig und

dauerhaft zu erhärten. Dies nur wird durch die Beachtung der folgenden Vorschrift erreicht:

Zu einer Maß Leinöl füge man ein halbes Loth des erwähnten Manganorybhydrates, und erhize die Mischung in einem Kessel unter bisweiligem Ausrühren (am besten vermittelt eines eisernen Schaumlöffels) bis zum schwachen Rauchen des Oeles, und erhalte es in dieser Temperatur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde hindurch. Beginnt zu dieser Zeit das Oel sich zu bräunen, so wird alsbald die Feuerung unterbrochen, das Oel in Ruhe erkalten gelassen, wobei die kleine Menge des zugesetzten Pulvers sich zu Boden setzt. Mit dem abgegossenen klaren Oel werden alsdann die Farben angerieben, der geringe braune Bodensatz kann zu dunkeln Farben noch verwendet werden.

Die auf diese Art präparirten Farben werden jedoch, wenn sie nicht alsbald zum Verbrauch kommen, nach tagelangem Stehen in offenen Gefäßen zu zähe, und es ist deshalb für das Präpariren in Masse rathlich, die Farben auf dem Stein mit gewöhnlichem Leinöl anzureiben, und ihnen alsdann für den Anstrich die erforderliche Menge des auf obige Art vorbereiteten Oels zuzumischen. Das Erhärten wird hierbei etwas langsamer, namentlich in nicht luftigen Räumen, vor sich gehen; doch hat die Erfahrung erwiesen, daß auch dann noch von einem Morgen zum anderen der Anstrich getrocknet ist.

Wird das Erhitzen des Oeles etwas länger, als in obiger Vorschrift angegeben, und um das Braunwerden zu vermeiden, bei nicht zu hoch gesteigerter Temperatur fortgesetzt, oder auch das nach der Vorschrift behandelte Oel in offenen Gefäßen einige Wochen sich selbst überlassen, so erhält es eine Consistenz, welche es zur Verwendung als schnell erhärtender Firnis ohne Terpentinölzusatz tauglich macht. Auch ist die Erhärtung dieses Oelfirnisses in kurzer Zeit so vollständig, daß er geschliffen werden kann, und daher für alle Lackarbeiten ebenfalls zu empfehlen ist.

Die üblichen Zusätze von Bleiglätte und Bleizucker zu den Farben, sowie die Terpentin haltenden Siccativmittel werden nach diesem Verfahren für alle Farben ebenfalls, mit Ausnahme der Casseler Erde wegen ihres

beim Trocknen zurückbleiben und der Ansich minder glänzend und festhaftend erscheinen.

Diese Eigenschaft des ätherischen Harzöls benahm demselben den Kredit und es mußte für dieses in nicht unerheblichen Mengen abfallende Nebenprodukt eine andere Anwendung ermittelt werden. Die Untersuchung, welche ich mit diesem Öle anstellte, ergab fast die gleiche Zusammensetzung wie die des Terpentinöls, und es war vorauszusehen, daß es ebenso wie dieses eine Anwendung als Beleuchtungsmaterial finden könne. Die Essenz, welche fast immer sauer reagirt, wurde mit kaulstischer Lauge behandelt und dann vermittelst Wasserdämpfen abgeblasen.

Das so erhaltene Produkt war wasserklar und hatte einen angenehmen Thymianteruch, woraus wohl bei dem Publikum die Idee entsprungen ist, daß dieses Öl Terpentindöl sei, welches man, um den Geruch zu verdecken, mit Thymianöl versetzt habe. Ich nannte dieses Öl Pinolin (zusammengesetzt aus pinus die Tanne und oleum Öl). Die Herren Brambach und Comp., welche eine Harzdestillations-Produktenfabrik zu Berge-Worbeck besitzen, waren die ersten, die im Jahre 1856 die Harzessenz nach meiner Methode reinigten und sie unter dem Namen Pinolin als Beleuchtungsmaterial in den Handel brachten. Dieses Beleuchtungsmaterial wird auf eigenthümlich construirten Lampen verbrannt und gibt einen ähnlichen Lichteffekt wie das Camphlin. Das Pinolin ist dem Verharzen, wie ich schon früher bemerkte, unterworfen, wodurch es an Werth verliert, in sofern der Docht mit dem gebildeten Harze imprägnirt wird, dadurch das Aufsaugungsvermögen beeinträchtigt und ein Rußen der Lampe stattfinden wird. Diese Uebelstände machen es nothwendig, daß das Pinolin sorgfältig vor der Atmosphäre bewahrt und stets frisch bereitet in den Handel gebracht wird. Sein specifisches Gewicht ist demjenigen des Camphlins und Terpentindöls gleich; während dem Verharzen nimmt sein specifisches Gewicht zu.

Leon. In großen Städten ist immer eine bedeutende Menge abgängiger Seifenwasser zu haben, abgesehen von den Walfabgängen und den bei dem Entölen der

Wolle erhaltenen Lagen, welche beträchtlich mit Fett und Öl imprägnirt sind. In Städten, wo eine Harzdestillation eingerichtet ist oder große Establishments eigene Gasapparate besitzen, kann man stets das aus diesen Abgängen gewonnene Fett und Öl anbringen. Ist jedoch eine Stadt mit laufendem Kohlendampf versehen, so ist auf die Verwendung dieser abfallenden Fette zur Gasherzeugung kein Gewicht mehr zu legen, und benutzt man dieselben zur Darstellung einer sehr geruchlosen Seifensoße, die sich durch ihren unangenehmen Geruch nicht eben vorthellhaft auszeichnet. Ich wurde deshalb im Jahre 1856 von mehreren Seiten aufgefordert, eine Untersuchung dieser Fettmassen zu unternehmen und eine vorthellhafte Verwendung derselben zu ermitteln.

Ich ging von der Ansicht aus, daß sich dieselben durch eine trockene Destillation in ein vortreffliches ätherisches Beleuchtungsmaterial verwandeln lassen müssen, und zog das Verhalten der organischsauren Kalksalze bei der trocknen Destillation mit in Betracht, welches darin besteht, daß sich acetonähnliche Körper der betreffenden Säuren erzeugen.

Zur Gewinnung der fetten Säuren werden die Seifenflüssigkeiten mit einigen Procenten Chlorcalciumlösung versetzt, wodurch alle fetten Säuren an Kalk gebunden, sich in Form eines käfigen Niederschlages (Kalkseife) ausscheiden. Durch ein Setzen wird die Flüssigkeit von dem Niederschlag getrennt und letzterer durch ein mechanisches Drücken von dem größten Theil des ihm mechanisch anhängenden Wassers befreit; alsdann mit 10 % ungelöschten grobkörnigen Kalk vermischt und nun entweder in einer eisernen Retorte oder einem gußeisernen Kessel, der mit einem flachen Gute versehen, der trocknen Destillation unterworfen. Im Beginn der Destillation treten eine Menge Wasserdämpfe auf, die jedoch bald nachlassen und nun dem eigentlichen Dämpfen Platz machen. Sobald mit heller Flamme brennende Gase erscheinen, beginnt die eigentliche Verseifung. Die sich entbindenden Gase werden mit den geeigneten Vorrichtungsmaschinen in die Feuerung unter dem Kessel geleitet. Durch eine gute Kühlung ist das Entweichen der leicht flüchtigen Öle zu vermeiden.

desselben sehr allmählig 12 Pfund sehr trocknes, feinpulveriges Kalkhydrat unter lebhaftem Umrühren eingetragen. Die Temperatur wird auf 115° Cels. erhöht und ungefähr 3 Stunden lang erhalten, bis die vollständige Verbindung erfolgt ist. Dies erkennt man an dem dünnen, durchsichtigen Aussehen der Masse, die nach dem Erkalten porzellanartig erstarrt. Das Feuer wird beseitigt und zu der geschmolzenen Seife unter raschem Umdrehen anfangs sehr allmählig kaltes Wasser gesetzt, bis die ganze Masse in ein grobkörniges Pulver verwandelt ist, welches man durch ein Sieb treibt, um alle Klümpchen zu entfernen. Die Seife wird in dem Zeitraum von 3 bis 4 Tagen durch Salzsäure zerlegt. Letztere wird durch Zersehung der von der vorübergehenden Operation übrig gebliebenen Chlorcalciumlösung mittelst Schwefelsäure erhalten, wobei der Gyps herausfällt.

Das Auswaschen, Pressen, Bleichen und Raffiniren der Fettsäuren bietet nichts Bemerkenswerthes dar und ist jetzt allgemein angewendet.

Pelouze hat übrigens schon früher (Dingler's polyt. Journal B. 138 S. 422.) ein der Pariser Ausstellungs-Jury von dem Kerzenfabrikanten Millh mitgetheiltes Verfahren veröffentlicht, um mit 4 Proc. Kalk Fett vollständig in Glycerin und Fettsäuren zu zerlegen, welches, wegen der Ersparniß an Schwefelsäure, als eine wichtige Verbesserung zu betrachten ist. Die Mischung von Kalk, Wasser und Fett wird nämlich einige Stunden lang einer 5 bis 6 Atmosphären Druck entsprechenden Temperatur ausgesetzt. Es bildet sich hierbei nach Pelouze, der Millh's Angaben vollständig bestätigt fand, zuerst eine neutrale Seife, die durch Wasser in eine saure und in eine basische Seife zerfällt. Letztere zerlegt dann wie ein Alkali wirkend, neue Mengen Fett, wird wiederum eine neutrale Seife und vollendet auf diese Weise die Zersehung des Fettes in eine neutrale sehr saure Kalkseife und in Glycerin.

Diese Verseifungsmethoden haben außerdem den großen Vortheil, daß sie sehr wenig Wasser erfordern und mithin eine concentrirte Lösung von Glycerin liefern, welches jetzt als Schmiermaterial, in der Photographie u. s. w.

eine Verwendung zu finden scheint, und ohne große Kosten herzustellen ist. Von größerer Bedeutung dürfte das Glycerin vielleicht jetzt durch die neueste sehr wichtige Entdeckung von Berthelot werden, der gezeigt hat, daß aus diesem Stoff durch Gährung mit Krebse und Käse bei einer Temperatur von 40° Cels. Alkohol zu gewinnen ist. Die hierbei gleichzeitig auftretende Milchsäure kann in der Färberei statt der Weinsäure sehr gut angewendet werden. (Zeltschr. des Vereins deutsch. Ingenieure B. 2. S. 45.)

Das Kupferoxyd-Ammoniak ein Auflösungsmittel für die Pflanzensaser.

Von Dr. Eduard Schweizer.

Das Kupferoxyd-Ammoniak, d. h. die durch Auflösen des basisch schwefelsauren Kupferoxyds in starkem Ammoniak erhaltene blaue Flüssigkeit, besitzt in ausgezeichnetem Grade das Vermögen, bei gewöhnlicher Temperatur Pflanzensaser aufzulösen. Uebergießt man gereinigte Baumwolle mit genannter Flüssigkeit, so nimmt erstere bald eine gallertartige schlüpfrige Beschaffenheit an, die Fasern gehen auseinander und verschwinden, und nach einigem Durcharbeiten mit einem Glasstabe hat sich das Ganze in eine schleimige Flüssigkeit verwandelt. Dabei findet nicht die geringste Wärmeentwicklung statt. Hat man nicht eine hinreichende Menge der Flüssigkeit angewendet, so bleibt ein Theil der Fasern noch sichtbar, setzt man dann aber einen Ueberschuß der Lösung hinzu und schüttelt um, so erhält man eine beinahe klare blaue Lösung, die sich, nachdem sie mit Wasser verdünnt worden ist, filtriren läßt.

Uebersättigt man die filtrirte Lösung mit Salzsäure, so entsteht, unter Entfärbung der Flüssigkeit, ein voluminöser weißer Niederschlag, der, auf einem Filter gesammelt, ganz das Ansehen von feuchtem Thonerdehydrat besitzt.

Es scheint diese Substanz zwar desorganisirte, aber in ihrer chemischen Natur nicht wesentlich veränderte Cellulose zu sein.

Vertheilt man den durch Auswaschen vollständig von den Salzen befreiten gallertartigen Niederschlag in Wasser,

ringen Menge (ein Gefäß voll möchte in den meisten Fällen vollkommen ausreichen), daß er von den bisher in Anwendung gebrachten Methoden mit Freuden sich trennen wird. Das neue Reagens besteht aus basisch salpetersaurem Wismuthoxyd (dem sogenannten Magisterium bismuthi) unter gleichzeitiger Mit-
wendung einer Auflösung von kohlensaurem Natron.

Um Harn auf einen Zuckergehalt zu prüfen, schüttet man ihn in ein Reagensglas, fügt dazu ein gleiches Volumen einer Auflösung von kohlensaurem Natron (aus 3 Gewichtstheilen Wasser und 1 Gewichtstheil krystallisirtem kohlensaurem Natron bereitet), sodann eine Messerspitze voll basisch salpetersaures Wismuthoxyd, und erhitzt das Ganze zum Sieden. Zeigt das schneeweiße Wismuthsalz nach dem Sieden die geringste **Schwärzung** oder **Graufärbung**, so ist das Vorhandensein von Harnzucker auf das Bestimmteste angezeigt, indem ich gefunden, daß außer Traubenzucker, kein im Harn sonst vorkommender Stoff, organischer wie unorganischer Natur, die Eigenschaft hat, jenes Wismuthsalz bis zu Wismuthsuboxyd oder gar zu Wismuthmetall zu reduciren. Da nun überdies vollkommen reiner Candiszucker keine ähnliche Reaction zu Wege bringt, so hat man in diesem neuen Reagens zugleich auch ein ganz vortreffliches Mittel, um jede Spur Traubenzucker im Rohrzucker zu entdecken. (Polytechn. Notizbl. 1857 S. 97.)

Obwohl mir von den verschiedensten Seiten über diese neue Zuckerprobe, bezüglich ihrer unverkennbaren Vorzüge, insbesondere bei der Auffindung und Nachweisung der geringsten Mengen von Zucker im Harn, vor allen bis jetzt bekannt gewordenen qualitativen Zuckerproben, die schmeichelhaftesten Zuschriften zu Theil geworden, so hat sich doch seit der ersten Zeit ihrer Veröffentlichung auch eine Stimme gegen die unbedingte Zulassung dieser Zuckerprobe vernehmen lassen. Herr Dr. Grischow theilt nämlich in Blei's Archiv der Pharmacie B. 141 S. 281 mit, daß ihm bei der Untersuchung eines stark Albumin haltigen Harns meine Zuckerprobe im Stiche gelassen habe, indem ein solcher, gleich einem

zuckerhaltigen Harns, das von mir empfohlene basische Wismuthnitrat in ganz ähnlicher Weise affectirte. Dessen wir dahin gestellt sein, ob hier vielleicht der geringe Schwefelgehalt, ja selbst ein geringer Zuckergehalt*) in dem Albumin jenes von Grischow untersuchten Harns die von demselben beobachtete Reaction zu Wege brachte, so sollte ich meinen, müßte das erwähnte Verhalten eher zu Gunsten, als zum Nachtheil meiner Zuckerprobe sprechen. Hätte Herr Dr. Grischow, was doch so nahe lag, jenen Harn nur einige Minuten lang im Sieden erhalten, ihn dann von dem coagulirten Albumin abfiltrirt, und meine Zuckerprobe in Anwendung gebracht, so würde er sich überzeugt haben, daß sie auch in Fällen, wo Albumin vorherrschend in einem Harns angetroffen wird, sich als völlig brauchbar erweist.

(Polytechnisches Notizblatt 1858 Seite 168.)

b) Von J. Löwenthal.

Mein Reagens ist ein Gemisch von weinsäurem und kohlensaurem Natron mit Eisenchlorid.

Wird diese Flüssigkeit in einem Proberöhrchen zum Kochen erhitzt, so bleibt ihre Farbe hellgelb, wie sie vorher war, nur einigemal ist es bei meinen zahlreichen Versuchen vorgekommen, daß sie sich beim Erhitzen etwas dunkler färbte; sie wurde aber wieder vollständig hell beim Erkalten. Wird dieser Flüssigkeit nur eine äußerst geringe Spur einer traubenzuckerhaltigen Flüssigkeit zugesetzt, so färbt sie sich dunkler, so wie sie einige Sekunden lang gekocht hat; ist die Spur nicht allzu gering, so trübt sie sich beim Erkalten und setzt bald einen voluminösen Niederschlag ab. Dieser Niederschlag enthält Eisenoxydhydrat; wenn habe ich ihn nicht auf seine Zusammensetzung untersucht, auch nicht geprüft, ob diese Methode zur quantitativen Bestimmung des Traubenzuckers dienen kann, was aber sehr wahrscheinlich ist.

*) Nach Lehmann (man vergleiche dessen „Lehrbuch der physiol. Chemie“ Bd. 2 S. 355) enthält das gewöhnliche normale Harnweiß = 0,5 Procent Krämelsucker. (Aus der bei der eingeleiteten Gährung entwickelten Kohlensäure bestimmt.)

(Kunze), ein nicht kleiner Theil ihrer Brauchbarkeit geräubt, da man wohl anzunehmen hat, die noch in Kupferoxydammonial löbliche Baumwolle sei chemisch nicht veränderte, freie Faser.

(Annalen der Chemie und Pharmacie B. 106 S. 235.)

Gegossenes starkes Glas zur Bedachung von Lichtböfen, Treibhäusern, Eisenbahn-Einstiegshallen, Spinnereien, Webereien u. s. w.

Die Spiegelmanufaktur in Mannheim (Großherzogthum Baden), welche durch die französischen Manufakturen von St. Gobain und Crey gegründet wurde, verfertigt seit einiger Zeit Dachglas in zweierlei Sorten, der weißen, besseren und $\frac{3}{4}$ weißen, dann der geringeren, in Stücken von 60 Quadratschuh und darüber, in einer den Größen entsprechenden Stärke von 8 bis 12 Millimetern, entweder mit oder ohne eine sandige Seite (je nach Verlangen) gegossen, welcher äußere Unterschied zwar nicht auf die Preise, wohl aber auf die Anwendung dieses Materials von Einfluß ist.

Die rauhen Gläser brechen vermöge der einen sandigen Seite die Intensität der Sonnenstrahlen, ohne zu verdunkeln, und eignen sich deshalb sehr wohl dazu, um in Spinnereien, Webereien und ähnlichen Etablissemens die unmittelbar unter dem Dachstuhl befindlichen Räume durch ein von oben einfallendes Licht zu erhellen. — Diese rauhen Gläser helfen aber auch einem Uebelstande ab, welcher in Treibhäusern sehr merklich ist. Im gewöhnlichen Glase befinden sich nämlich sehr häufig kreisförmige Blasen, welche stets als Brennspiegel auf die darunter befindlichen Pflanzen wirken und das Verbrennen einzelner Pflanzentheile hervorrufen; dieses wird durch die rauhen Gläser am sichersten und unfehlbar vermieden.

Vermöge ihrer außerordentlichen Stärke sind diese Dachgläser vollkommen geeignet, jedem Hagelschlage und jedweder Last des Schneefalles zu widerstehen; denn ein Stück von ein Quadratmeter wird durch ein darauf ruh-

endes Gewicht von circa 150 Pfund nicht zerbrochen. Zur Bedachung von Lichtböfen und Eisenbahn-Einstiegshallen ist das Rohglas schon mehrfach und mit bestem Erfolge angewendet worden, denn in Eisenrahmen befestigt, bildet es ein höchst solides Bedachungsmaterial.

Ein etwaiger Einwurf, es erfordere dieses Glas wegen seines eigenen Gewichtes (circa 48 Pfund per Quadratmeter bei einer Dicke von 1 Centimeter) ein stärkeres und deshalb kostspieligeres Eisenrahm- oder Holzwerk als das gewöhnliche Fensterglas, wird durch die Thatsache widerlegt, daß das gegossene starke Glas in ganzen Stücken von 60 Quadratschuh fabricirt werden kann, während das geblasene Glas kaum bis auf 9 Quadratschuh zu bringen ist, daher bei ersterem auch viel weniger Eisenwerk erforderlich wird, und erhebliche Mehrausgaben folglich nicht entstehen können.

Die Preise des weißen Glases schwanken je nach der Größe der Tafeln zwischen 14 und 28 Francs per Quadratmeter, diejenigen des $\frac{3}{4}$ weißen Glases zwischen 9 und 20 Francs, gleichviel ob mit oder ohne die eine rauhe Seite.

(Dingler's polytechnisches Journal B. 147 S. 461.)

Verfahren zum Reinigen des Paraffins mittelst Schwefelkohlenstoff.

Ein Verfahren zum Raffiniren des Paraffins mittelst Schwefelkohlenstoff (worin das Paraffin unauflöslich ist) ließ sich E. Mican in London am 16. September 1857 als Mittheilung für England patentiren.

Diesem zufolge bringt man in ein geschlossenes Gefäß, das mit Blei gefüttert und mit einer Rührvorrichtung versehen ist, eine Quantität rohes Paraffin, welches mittelst Dampf geschmolzen wird, den man durch ein im Gefäß angebrachtes Schlangenrohr leitet. Nachdem das Paraffin (bei 40 bis 43° Cels.) geschmolzen ist, setzt man den Schwefelkohlenstoff zu und mischt ihn mittelst der Rührvorrichtung dem Paraffin vollkommen bei; dann gießt man das erhaltene Gemisch in Formen; nach dem

Gehalts an bituminösen Stoffen, und des nicht vollständig ausgeglühten Kienrußes wegen der demselben anhängenden empyreumatischen Körper. Für die immer allgemeiner werdenden Zinkweißanstriche aber ist die vorgeschlagene Behandlung des Oels mit größtem Vortheil anwendbar, und verdient in dieser Hinsicht noch ganz besondere Aufmerksamkeit.

Aus dem größten Theil der Weißbinderarbeit läßt sich hiernach das Terpentinöl entfernen, doch wird es noch zur Zeit bei der Anfertigung matter Anstriche, wenn sie rein in Oel ausgeführt werden sollen, nicht entbehrlich sein, und zur vollständigen Ausnutzung der Farbmateriaten, namentlich zum Verdünnen zu zähe gewordener Farben, wegen seiner Dünnsflüssigkeit und großen Lösungsfähigkeit, aus den Werkstätten nicht ganz verbannt werden können. Mit der Beschränkung auf dieses, ist jedoch die Gesundheit der Arbeiter während des größeren Theils ihres Tagewerks seinem schädlichen Einflusse nicht ausgesetzt.

Die Ausführung des vorgeschlagenen Verfahrens möglich zu machen, beschäftige ich mich seit längerer Zeit mit der Darstellung des Manganorybhydrats, und bin erdötig, Bedarf und Proben in jedem beliebigen Quantum durch die Post zu versenden. Ebenso kann ein damit gekochtes Oel, per Schoppen um 2 Kreuzer über den Tagespreis des Leinöls, von mir bezogen werden.

Wenn ich nun diese Verbesserung in Anfertigung von Delanstrichen zur allgemeinen Annahme empfehle, berufe ich mich nicht auf die von mir angestellten Versuche, vielmehr steht ihr die Erfahrung des Herrn Weißbindermeisters Georg Frank in Darmstadt zur Seite, welcher bereits in größerem Maßstabe das Verfahren erprobt, und sich mit Vortheil angeeignet hat.

(Gewerbebl. für das Großherz. Hessen 1858 S. 65.)

Zur Fabrikation der Stearinsäure.

Von Dr. Emil Meyer.

Vor nicht langer Zeit hat Pelouze die Entdeckung gemacht, daß zur Verseifung der Fette die Gegenwart von

Wasser (wie bisher allgemein angenommen worden) nicht nothwendig sei, indem er Talg, Oele und überhaupt alle Fette durch wasserfreien Kalk bei einer Temperatur von 250° Cels. in eine nach dem Erstarren farblose, halb durchsichtige Kalkseife und in Glycerin zerlegte, welches letztere allerdings bei der hohen Temperatur zum Theil in anderen Produkte zerfiel. Die Vortheile, welche diese neue Thatsache für die Kerzenfabrikation haben soll, bestehen nach ihm hauptsächlich darin, daß mit weniger Kalk, mithin auch mit weniger Schwefelsäure, und außerdem in kürzerer Zeit die Verseifung ausführbar wird. Noch wichtiger fand er für diesen Zweck den gelblichten Kalk (Kalkhydrat), der in einer Menge von 10 bis 12 Procent angewendet, bei 210 bis 225° Cels. den Talg in einigen Stunden verseift, während bekanntlich mit Kalkmilch und Wasserdampf hierzu ein ganzer Tag nothwendig ist.

Was diese Verseifung mit Kalkhydrat betrifft, so ist dieselbe bereits vor mehr als 20 Jahren von Professor Runge entdeckt und den Herrn Wilhelm Hempel aus Dranienburg und Henry Blundel, Farbenfabrikant in Hull in der Grafschaft York, für England am 13. September 1836 patentirt worden. Die von Hempel mitgetheilte Beschreibung befindet sich im London Journal of arts, und in deutscher Uebersetzung in Dingler's polyt. Journal B. 67 S. 438. — Genau nach der dort angegebenen Vorschrift sind in der chemischen Fabrik zu Dranienburg in dem Zeitraume von 1835 bis 1847 die sogenannten Palm-Wachslichte aus dem Palmöl hergestellt worden, außerdem haben mehrere englische Fabriken mit Vortheil auf dieselbe Weise gearbeitet, so daß ihre Brauchbarkeit nicht zu bezweifeln ist. In der Patentschreibung, die außerdem das Gießen der Kerzen statt des Ziehens als neu und eigenthümlich in Anspruch nimmt, ist übrigens noch ein für die Ausführung im Großen sehr wichtiger Kunstgriff, um die glasige Kalkseife zu zertheilen, angegeben, den ich hier in der Kürze anführen will.

Der durch Pressen in der Kälte erhaltene feste Theil des Fettes wird behufs der „Drydation“ (so wird die Verwandlung des Stearins in Stearinsäure genannt) in einem eisernen Gefäße geschmolzen und auf 104 Fhm

tereiens ausgearbeitet und in das dadurch gewonnene Lager die über alle rissigen Stellen weggehende Eisenstange plattförmig so tief hineinschiebt, daß sie entweder bündig mit der Mauer ist, oder so viel tiefer liegt, daß die dadurch entstandene fugenartige Oeffnung mit Mörtel verstrichen werden kann; diese Eisenstange wird nun zum Zusammenhalten der auseinander gehenden Mauertheile dadurch tauglich gemacht, daß sie an beiden Enden und je nach der Dertlichkeit in den verschiedenen Entfernungen der Risse verbleibt wird, wodurch dann ein solcher Anker die Fähigkeit erhält, dem ferneren Auseinandergehen der rissigen Mauer den gehörigen, wirksamen Widerstand entgegenzusetzen.

Der Vortheil dieser Verankerungsweise besteht darin, daß sie weniger kostet als die übliche Art des Einhauens äußerlich platt auflegender Klammern mit Bleisfuß, daß sie haltbarer und wirksamer als diese ist und bei geringerer Außenfläche durch Rost weniger leidet, daß sie in größeren Längen angebracht werden kann, daß sie sowohl bei Quader- und gewöhnlichen Bruchstein- als auch Ziegelmauern anwendbar ist, und daß sie fast ganz verbleibt liegt.

Bei Restauration der an manchen Stellen stark gerissenen Mauern der Stiftskirche in Wunstorf habe ich diese Ankerung unter verschiedenen, durch die Dertlichkeit angedingten Bedingungen oftmals angebracht und damit den beabsichtigten Zweck ohne Schwierigkeit stets vollständig erreicht.

(Zeitschrift des Architekten und Ingenieur-Vereins für das Königreich Hannover 1853 Seite 126.)

Mittel, um Stein- oder Ziegelmauern vor Erdfeuchtigkeit und Gyps vor den Wirkungen der Kälte zu schützen.

In Indien bedient man sich zur Erreichung dieses Zweckes eines Puges, der sich als vollkommen dauerhaft bewährt hat, wie man aus einem Beispiel an der Kathedrale von Madras findet, deren Puz seit 49 Jahren

hergestellt ist und sich in einem ausgezeichnet guten Zustande befindet. Der dazu verwendete Mörtel besteht aus 1 Theil Kalk und 1 Theil schönen Flußsand, die vollkommen mit Wasser angemacht und tüchtig durchgearbeitet werden. Der Mörtel wird je nach dem Bedürfnis in ein, zwei oder drei Schichten angeworfen; bevor diese aber geschleht, wird die Mauer mit einer Kelle abgekragt, vollständig gereinigt und dann mit Wasser benetzt. Ist die Mauer gehörig vorbereitet, so ertheilt man dem Mörtel die erforderliche Consistenz durch Wasser, in welches Zuckerkorn (ein brauner, sehr harter Zucker) in dem Verhältniß von 225 Grm. Zucker auf 4 1/2 Liter Wasser aufgelöst wurde. Man trägt ihn nur mit der Kelle in einer Stärke von beläufig 14 Millimeter auf und ebnet ihn mit einem hölzernen Reibebrett so lange, bis er eine ganz gleiche Oberfläche bildet. Der Mörtel für die zweite Schicht besteht aus 3 Theilen Kalk und 1 Theil reinen weißen Sandes; diese Schicht wird zwei Tage nach der ersten aufgetragen, während diese noch feucht ist. Zu der dritten Schicht nimmt man 4 Theile Kalk und 1 Theil weißen Sand und trägt ihn einen oder zwei Tage nach der früheren Schicht auf, die nun Zeit gehabt hat zu trocknen.

Um Gyps vor den Einflüssen der Witterung zu schützen, gebraucht man folgende Composition: 3 Theile gekochtes Leinöl, 1/2 von dem Gewicht des Oels Silberglatte (Bleiorhb) und 1 Theil Wachs. Die Flächen, welche man anstreichen will, müssen vollkommen trocken sein, worauf die Mischung in heißem Zustande mit einem groben Pinsel aufgetragen wird.
(Literatur- u. Anzeigbl. f. d. Baufach, B. VI. S. 158.)

Neue Anwendung der Birkelsägen.

Die Birkelsägen, wie man sie bis jetzt verfertigte, haben den Nachtheil, daß man mit einer solchen Säge nur Stücke von geringem Durchmesser zersägen kann. Daß zur Befestigung der Säge an ihrer Achse dienende mittlere Verstärkungsstück muß allerdings einen Durchmesser von wenigstens 1/4 des der Säge haben, so daß die bedeutendste Höhe der Holzstücke, welche sie zersägen

setzt Jodkalium und nachher etwas Chlornasser hinzu, so färbt sich die Substanz braun, ein Beweis, daß dieselbe weder Stärke noch ein stärkehaltiger Körper ist.

Beim Eintrocknen auf dem Wasserbade schwindet jener Niederschlag stark zusammen und hinterläßt eine hornartige, durchscheinende, spröde Masse, welche Ähnlichkeit mit eingetrocknetem Kleister hat, jedoch keinerlei Geschmack besitzt und zwischen den Zähnen nicht klebt. An der Luft erhitzt, verbrennt die Substanz, ohne einen Rückstand zu lassen. Ganz auf gleiche Weise verhalten sich Papier- und Leinwand zu der Kupferoxyd-Ammoniaklösung, nur werden sie etwas langsamer als die Baumwolle aufgelöst. Streicht man die Lösung der Faser auf eine Glasplatte und läßt sie darauf eintrocknen, so bleibt ein bläulichweißer dünner Ueberzug, der fest an dem Glase anliegt.

Auch auf einige thierische Gebilde erstreckt sich die lösende Kraft des Kupferoxyd-Ammoniak. Seide löst sich in der bezeichneten Flüssigkeit noch schneller auf als Baumwolle; aus der filtrirten klaren Lösung wird durch Säure ebenfalls ein gallertartiger Körper ausgeschieden. Wolle wird nur in der Wärme vollständig gelöst. Haare werden nach und nach von der Flüssigkeit zerstört, ohne daß eine vollständige Auflösung stattfindet. Thierische Blase quillt darin im Anfange bloß auf, löse sich aber nach einiger Zeit ebenfalls.

Auffallend ist, daß das der Pflanzenfaser so nahe stehende Stärkemehl von der Flüssigkeit nicht gelöst wird; beim Erhitzen bildet sich ein schön blauer Stärkekleister, während die Flüssigkeit beinahe entfärbt wird.

(Journal für praktische Chemie B. 72. S. 109.)

Ueber das Färben der amorphen Baumwolle.

Von Prof. Holley.

Amorphe Baumwolle können wir die durch Lösen und Wiederausfällen ihrer organischen Struktur entkleebte Baumwollfaser nennen. Ich habe im Zusammenhang

mit einer Versuchsreihe über die Kraft, vermöge deren Beize und Farbstoff sich mit den Spinnfasern verbindet, auch Proben angestellt über das Verhalten der in Kupferoxydammoniak gelösten und nach der Filtration gefällten Baumwolle beim Färbeprozess. Die äußerst überraschende und wahrscheinlich auch technisch folgenreichere Entdeckung meines Freundes Eduard Schweizer muß gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Chemiker fesseln, deshalb nahm ich diese vereinzelte Notiz aus einer, vielleicht bald zur Publikation reifen größeren Arbeit heraus. Die gelöste und aus klarer Lösung in Gallertform gefällte Baumwolle nahm sowohl Alaun- als Zinnbeize auf, der Ueberschuß der gelösten Beize wurde durch langes Auswaschen und Decantiren entfernt und die gebeizte Baumwolle mit klaren Farbstofflösungen zusammengebracht. Quercetinlösung, Hämatoxylinlösung und Lösung von sogenannter ammoniakalischer Cochenille wurden jebe filtrirt und unter den bei der Färberei mit diesen Stoffen üblichen Temperaturverhältnissen mit der gebeizten Baumwollgallerte zusammengebracht. Alle Farben fielen hinsichtlich der Intensität und Gleichmäßigkeit vollkommen nach Wunsch aus. Ich möchte in vorliegender Mittheilung in Kürze nur das erwähnen, daß sich aus diesem Verhalten die Folgerung ableiten läßt, daß die Struktur der Baumwollfaser mit deren Farbenanziehungsvermögen nichts zu thun hat. Bekanntlich steht diese Annahme im Widerspruch mit einzelnen der über den Färbeprozess aufgestellten Theorien (W. Crum's z. B.)*).

Ich überzeugte mich auch in mehreren Versuchen, daß sowohl gebeizte als verschieden gefärbte Baumwolle dem Schweizer'schen Lösungsmittel nicht widersteht, sondern mit Zurücklassung des Farbstoffs und der Beizen gelöst wird. Auch dieß Verhalten hat eine gewisse Bedeutung für die Theorie des Färbens. Es wird wesentlich dadurch, wie ich glaube, jener Hypothese, nach welcher die gefärbte Faser aus einer ternären chemischen Verbindung von Faser, Beizbasis und Farbstoff bestehen soll

*) Vergleiche Journal für praktische Chemie. Band 32, Seite 164.

e), ein nicht kleiner Theil ihrer Blauschönheit ge-
a man wohl anzunehmen hat, die noch in Kupfer-
moniat löbliche Baumwolle sei chemisch nicht
erte, freie Faser.

n der Chemie und Pharmacie B. 106 S. 235.)

Neues starkes Glas zur Bedachung Lichtböden, Treibhäusern, Eisen- bahn-Einstiegshallen, Spinnereien, Webereien u. s. w.

Die Spiegelmanufactur in Mannheim (Groß-
um Baden), welche durch die französischen Manu-
von St. Gobain und Cirey gegründet wurde,
ist seit einiger Zeit Dachglas in zweierlei Sorten,
fein, besseren und $\frac{3}{4}$ weissen, dann der geringeren,
fein von 60 Quadratschuh und darüber, in einer
höhen entsprechenden Stärke von 8 bis 12 Milli-
entweder mit oder ohne eine sandige Seite
(Verlangen) gegossen, welcher äußere Unterschied
nicht auf die Preise, wohl aber auf die Anwendung
Materials von Einfluß ist.

Die rauhen Gläser brechen vermöge der einen
Seite die Intensität der Sonnenstrahlen, ohne
unkeln, und eignen sich deshalb sehr wohl dazu,
Spinnereien, Webereien und ähnlichen Etablisse-
die unmittelbar unter dem Dachstuhl befindlichen
durch ein von oben einfallendes Licht zu erhellen. —
rauen Gläser helfen aber auch einem Uebelstande
welcher in Treibhäusern sehr merklich ist. Im ge-
hen Glase befinden sich nämlich sehr häufig kreis-
Blasen, welche stets als Brennspiegel auf die
r befindlichen Pflanzen wirken und das Verbrennen
r Pflanzentheile hervorrufen; dieses wird durch die
Gläser am sichersten und unfehlbar vermieden.

vermöge ihrer außerordentlichen Stärke sind diese
liser vollkommen geeignet, jedem Hagelschlage und
r Laß des Schneefalles zu widerstehen; denn ein
von ein Quadratmeter wird durch ein darauf ruh-

endes Gewicht von circa 150 Pfund nicht zerbrochen.
Zur Bedachung von Lichtböden und Eisenbahn-Einstieg-
hallen ist das Rohglas schon mehrfach und mit bestem
Erfolge angewendet worden, denn in Eisenrahmen befestigt,
bildet es ein höchst solides Bedachungsmaterial.

Ein etwaiger Einwurf, es erfordere dieses Glas we-
gen seines eigenen Gewichtes (circa 48 Pfund per Qua-
dratmeter bei einer Dicke von 1 Centimeter) ein stärkeres
und deshalb kostspieligeres Eisenrahm- oder Holzwerk als
das gewöhnliche Fensterglas, wird durch die Thatsache
widerlegt, daß das gegossene starke Glas in ganzen Stücken
von 60 Quadratschuh fabricirt werden kann, während das
geblasene Glas kaum bis auf 9 Quadratschuh zu bringen
ist, daher bei ersterem auch viel weniger Eisenwerk erfor-
derlich wird, und erhebliche Mehrausgaben folglich nicht
entstehen können.

Die Preise des weissen Glases schwanken je nach
der Größe der Tafeln zwischen 14 und 28 Francs per
Quadratmeter, diejenigen des $\frac{3}{4}$ weissen Glases zwischen
9 und 20 Francs, gleichviel ob mit oder ohne die eine
rauh e Seite.

(Dingler's polytechnisches Journal B. 147 S. 461.)

Verfahren zum Reinigen des Paraffins mittelfst Schwefelkohlenstoff.

Ein Verfahren zum Raffiniren des Paraffins mittelfst
Schwefelkohlenstoff (worin das Paraffin unauflöslich ist)
ließ sich E. Mican in London am 16. September 1857
als Mittheilung für England patentiren.

Diesem zufolge bringt man in ein geschlossenes Gefäß,
das mit Blei gefüttert und mit einer Rührvorrichtung
versehen ist, eine Quantität rohes Paraffin, welches mit-
telfst Dampf geschmolzen wird, den man durch ein im
Gefäß angebrachtes Schlangenrohr leitet. Nachdem das
Paraffin (bei 40 bis 43° Cels.) geschmolzen ist, setzt man
den Schwefelkohlenstoff zu und mischt ihn mittelfst der
Rührvorrichtung dem Paraffin vollkommen bei; dann
gießt man das erhaltene Gemisch in Formen; nach dem

Erkalten wird es in Säcken mittelst der hydraulischen Presse stark ausgepresst. Die erste Behandlung mit Schwefelkohlenstoff reicht bisweilen schon hin, um das Paraffin von seinem Gehalt an Wachs und wesentlichen Oelen zu reinigen; meistens ist es aber nothwendig, den Proceß zweimal, manchmal sogar ihn dreimal vorzunehmen. Für das erste Waschen des Paraffins sind 10 bis 25 Procent Schwefelkohlenstoff, für jedes folgende Waschen 5 bis 15 Procent erforderlich.

Die Flüssigkeiten, welche man beim Auspressen des Paraffins erhält, enthalten Wachs und wesentliche Oele, in Schwefelkohlenstoff aufgelöst; man unterzieht dieselben der Destillation, um den Schwefelkohlenstoff davon abzusondern.

Wenn das Paraffin durch einmalige oder mehrmalige Behandlung mit Schwefelkohlenstoff hinreichend gebleicht ist, so schmilzt man es in einer Kufe mittelst gewöhnlichen oder überhitzten Dampfes, um ihm den Schwefelkohlenstoff, welchen es ungeachtet des starken Auspressens zurückhält, vollständig zu entziehen; nachdem alle Spuren desselben verjagt sind, muß man die Temperatur, bei welcher das Paraffin noch geschmolzen bleibt, unterhalten, bis sich das condensirte Wasser und die verschiedenen anderen Unreinigkeiten aus demselben abgesetzt haben. Das Paraffin wird dann abgeseigt und mit thierischer Kohle behandelt, um es vollkommen rein zu erhalten.

(Aus Rep. of Pat. - Invent., durch Dingler's polyt. Journal Band 148 Seite 317.)

Wirksames Mittel gegen Zahnweh.

Indem wir hier ausnahmsweise, statt einer technischen Neuigkeit, unsere geehrten Leser auf ein neues sehr wirksames Mittel gegen Zahnweh (Nerven-Zahnweh) aufmerksam machen, glauben wir uns im Voraus ihres Dankes versichert halten zu dürfen, da wir aus eigener Erfahrung dasselbe nicht genug empfehlen können. Es wird nicht leicht seinen Dienst versagen; wenn es angewandt wird, wie es von Dr. Schiel, dem wir es zu

verdanken haben, im neuen Jahrbuch der Pharmacie Band IX. S. 320 beschrieben haben.

In ein sogenanntes Stengelglas oder in irgend ein Glas von nicht zu großer Weite wirft man ein Häufchen Baumwolle, das man mit Schwefelkohlenstoff getränkt hat und hält das Glas auf die Stelle des Gesichtes, die den schmerzhaften Zahn bedeckt. Nach wenigen Secunden entsteht ein lebhaftes brennendes Gefühl, wobei die Haut leicht geröthet wird.

In den meisten Fällen ist eine 10 bis 15 Secunden dauernde Einwirkung nach Beginn des brennenden Gefühles hinreichend, um den Schmerz zu beseitigen. Gewöhnlich verschwindet mit dem Brennen der Zahnschmerz wenige Secunden nach Entfernung des Glases, zuweilen ist jedoch nach Verlauf von 8 bis 10 Minuten eine wiederholte Anwendung erforderlich. Hat man kein Glas zur Hand, so kann man die betreffende Hautstelle mit dem mit Schwefelkohlenstoff getränkten Baumwollhäufchen bis zum Entstehen des brennenden Gefühles betupfen; das nicht gerade angenehme Geruch des Schwefelkohlenstoffes wegen ist diese leger Methode jedoch weniger zu empfehlen, obgleich sie gelegentlich gegen Gesichtsnuralgien u. s. w. vortreffliche Dienste leistet. Der Schwefelkohlenstoff wirkt als Hautreizmittel manchmal fast unglaublich, und verdient mehr angewendet zu werden, als dies bisher der Fall war. Der üble Geruch desselben ist übrigens nicht schwierig zu beseitigen, da die Substanz äußerst flüchtig ist. Das Auslüften eines Zimmers während weniger Minuten reicht hin, um jede Spur desselben zu entfernen.

(Polytechnisches Notizblatt 1858 S. 238.)

Eine neue Art Verklammerung rissiger Mauern.

Von C. Wellenkamp.

Eine neue Art Verklammerung und Verankerung rissiger, zerklüfteter Mauern, kann man oftmals dadurch mit Vortheil und Leichtigkeit ausführen, daß man die Horizontalfugen der zerklüfteten Stellen mit einem scharfen Eisen in der genauen Querschnittsform des zu verwendenden An-

es wäre Unrecht, wenn man an der Möglichkeit einer solchen Reduktion zweifeln wollte. So lange wir nicht im Stande sind, eine solche direkte Reduktion zu bewerkstelligen, so lange wir gezwungen sind, die Thonerde in Chloraluminium umzuwandeln und dieses durch das Natrium zu reduzieren, wird es unmöglich sein, dem Aluminium unter den technisch verwertbaren Metallen eine so wichtige Stelle anzuweisen, als es seinen Eigenschaften zufolge wohl verdiente. Erst wenn die Abscheidung aus der Thonerde gelungen ist, kann von einer ausgedehnten Aluminiumindustrie die Rede sein. Eine große Schwierigkeit, welche sich den Versuchen über diese Art der Abscheidung des Aluminiums entgegenstellt, beruht darauf, daß Versuche in zu kleinem Maßstabe nutzlos, Versuche im großen Maßstabe wegen der großen Kosten nur Wenigen möglich sind.

2. Die Eigenschaften des Aluminiums.

Gegen Ende vorigen Jahres ließ ich durch die Vermittelung von C. Sachse & Comp. in Leipzig $\frac{1}{2}$ Kilo-gramm Aluminium von Gebrüder Rousseau, rue de l'école de médecine in Paris, kommen, dasselbe kostete sammt den Transportkosten 50 Thaler. Ich erhielt Barren, welche circa 1 Fuß lang, $\frac{1}{2}$ Zoll dick und 1 Zoll breit waren und sich bei genauer Prüfung als aus sehr reinem Aluminium bestehend erwiesen. Da die Angaben über die Eigenschaften des Aluminiums zum Theil widersprechend, zum Theil unvollkommen waren, so prüfte ich dieselben auf das Genaueste und gelangte zu folgenden Resultaten.

Das Aluminium besitzt im gegossenen Zustande eine weiße Farbe mit einem Schmelze ins Bläuliche, kalt gehämmert wird es viel dichter und in der Farbe dem Silber so ähnlich, daß es kaum von diesem zu unterscheiden ist. Sein spezifisches Gewicht im gegossenen Zustande ist = 2,75. Durch die gewöhnlichen Poliermittel kann man ihm nur schwer einen hohen Glanz verleihen, dagegen nimmt es unter dem Polirstahle einen solchen in bedeutendem Grade an. An der Luft hält es sich gut, obschon es sich bei längerem Liegen mit einem matten bläulichen

Häutchen überzieht, wodurch es unscheinbar wird. Hat sich einmal dieses Thonerdehäutchen gebildet, so bringt die Oxydation nicht mehr ein, namentlich verliert es bei öfterem Berühren mit schwefeligen Fingern seinen Glanz sehr bald. Beim Liegen in kaltem oder siedendem Wasser wird es matt, ohne selbst bei 8 Tage langem Kochen mit Wasser eine bedeutende Veränderung zu erleiden. Unter Kochsalz läßt es sich bei circa 700° schmelzen, ohne daß ein bedeutender Verlust stattfindet. Ohne Fluß geschmolzen, oxydirt sich immer eine ziemliche Menge desselben. Es läßt sich bei einiger Vorsicht, besonders wenn es vorher etwas gehämmert worden und von Zeit zu Zeit wieder etwas erhitzt wird, zum feinsten Bleche ausziehen, dessen Kanten keine Risse zeigen und ebenso konnte der feinste runde, wie geglättete Aluminiumdraht hergestellt werden. Der geglättete Aluminiumdraht zeigt einen ausgezeichneten Glanz und kann wie geglätteter Silberdraht zum Ueber-spinnen von Seide zum Behufe der Treffen- u. Fabrikation verwendet werden. Der dickere Aluminiumdraht ist sehr weich, biegsam und nicht sehr elastisch, indem man ihm jede beliebige Biegung ertheilen kann.

Das Aluminium löst sich fast augenblicklich und unter sehr heftiger Erhitzung in verdünnter oder concentrirter Salzsäure zur farblosen klaren Flüssigkeit auf. Concentrirte englische Schwefelsäure wirkt schon bei gelindem Erwärmen sehr heftig auf das Aluminium und verwandelt dieses unter Entwicklung von schwefliger Säure in eine krystallinische weiße feste Masse von schwefelsaurer Thonerde. Verdünnte Schwefelsäure wirkt beim Erwärmen ebenfalls lösend, doch entwickelt sich nur Wasserstoffgas hierbei und es dauert lange, bis alles Aluminium gelöst ist. In Bezug des Verhaltens der Salpetersäure sind die bisherigen Angaben ebenfalls nicht ganz richtig, indem das Aluminium in Salpetersäure durchaus nicht unauflöslich ist. Uebergießt man Aluminium mit Salpetersäure von 1,2 spec. Gew., so erfolgt in der Kälte, sowie beim Erwärmen nicht die geringste Einwirkung. Erhitzt man jedoch zum lebhaften Kochen, so tritt nach kurzer Zeit eine Einwirkung ein, es entweichen rothe Dämpfe von salpetriger Säure, die Einwirkung wird bei fortgesetztem Kochen im-

soß, noch unter $\frac{5}{8}$ des Halbmessers bleiben muß. Diesen Halbmesser kann man nicht vergrößern ohne die Sägenbilde zu verstärken, woraus aber ein größerer Widerstand, sowie vermehrter Abfall an Holz, wegen des Sägenschnittes entspringt.

Boileau hat nun eine Zusammenstellung zweier Zirkelsägen versucht, vermittelst welcher es möglich ist, mit einem einzigen Schnitt das Zersägen sehr dicker Hölzer zu bewerkstelligen. Er stellt nämlich zwei Zirkelsägen hintereinander, die mit einander tangentialen würden, wenn sie gerade über einander ständen. Die erste schneidet von unten, die andere von oben den Holzklotz durch, ihre Schnitte kommen in der Mitte desselben zusammen.

(Deutsche Gewerbezeitung, 1858, S. 105.)

Ueber das Verhalten einiger ätherischer Oele zu wasserfreiem Chlor.

Beneht man ein etwa haselnußgroßes, locker zusammengebrücktes Bäuschchen trockene Baumwolle mit rectificirtem Terpentinöl oder mit rectificirtem Spitzöl, und senkt dasselbe, an einem Draht befestigt in eine mit vollkommen trockenem Chlorgase gefüllte, circa 3 Pfund Wasser fassende Flasche, so sieht man sofort eine Menge weißer Dämpfe in letzterer aufsteigen und wenige Augenblicke darauf das Oel, unter Ausstoßung einer großen Menge von Ruß in Flamme ausbrechen. Bei gleicher Anwendung von Rosmarinöl, Thymianöl und Citronenöl findet meist nur eine oberflächliche Verkohlung des Baumwollbäuschchens, niemals eine Entflammung jener Oele statt. Rectificirtes Steinöl und Benzol verhalten sich völlig indifferent.

(Sahresb. d. phph. Ver. zu Frankf. a. M. 18⁵⁶/₆₇, S. 35.)

Neurolog.

Am 9. Juli heurigen Jahres verstarb zu München

Herr Joseph Wisnmayr,

qu. kgl. bayr. Ministerial- Oberstudien- und Oberkirchenrath, Akademiker und Ritter des bayr. Michaels- und des heßischen Ludwigsordens. Geboren am 36. Nov. 1767 zu Freising, widmete er sich in seiner Vaterstadt, dann auf der Universität Salzburg den humanistischen Studien, und wurde 1790 zum Priester geweiht. Nachdem er auf dem Felde der Pädagogik und der allgemeinen, insbesondere aber der deutschen und italienischen Sprachwissenschaft eine erspriessliche Thätigkeit entwickelt hatte, erhielt er 1803 einen Ruf nach München als General- Schulen- und Studien-Direktionsrath in's Ministerium des Innern, in welcher Stellung er bis 1815 wirkte. Als Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, welcher er seit dem Jahre 1803 angehörte, wurde er an die Spitze jener Commission gestellt, welche das Kalenderwesen für das Königreich Bayern neu zu organisiren, fortwährend zu leiten und zu überwachen hatte.

Der polytechnische Verein für Bayern hält es für eine besondere Pflicht, das Andenken Wisnmayr's zu ehren, da derselbe jener kleinen Zahl hochherziger Vaterlandsfreunde angehörte, welche im Jahre 1815 den polytechnischen Verein ins Leben gerufen. In den Jahren 18¹⁷/₁₈ und 18¹⁸/₁₉ bekleidete er im Centralverwaltungs-Ausschuße das Amt eines stellvertretenden Vorstandes. Von der Gründung des Vereines an wurden von ihm auch mehrere Abhandlungen und Aufsätze wissenschaftlichen und biographischen Inhalts in dem „wöchentlichen Anzeiger für Kunst- und Gewerbe“ gleich im Königreich Bayern“ abgedruckt und nicht ohne Beifall aufgenommen.

Im hohen Greisenalter folgte er noch der Wirkfamkeit unseres Vereines mit großem Interesse, das sich besonders seit der Zeit äußerte, als ihm bei Gelegenheit der 25jährigen Stiftungsfester im Jahre 1841 mit den damals noch lebenden Gründern des Vereines das Diplom eines Ehrenausschußmitgliedes überreicht wurde.

Schwefelwasserstoff und Cyanwasserstoff sind ganz ohne Einwirkung auf das Aluminium, nur wenn das Metall anhaltend mit Cyanwasserstoff (Blausäure) gekocht wird, scheiden sich einige Flöckchen von Thonerde aus.

Kallilauge und Natronlauge wirken, wie bekannt, mit außerordentlicher Heftigkeit und unter Entwicklung von Wasserstoffgas schon in der Kälte lösend ein.

Kohlensaures Kali und kohlensaures Natron wirken beim Kochen ebenfalls ziemlich heftig und es scheiden sich viele voluminöse Flöden von Thonerde aus. Kohlensaures Ammoniak wirkt schwächer.

Ammoniak wirkt selbst bei anhaltendem Kochen und oftmaliger Erneuerung des Ammoniaks nur wenig ein, und es scheiden sich wenige Flöckchen von Thonerde aus.

Eisenchlorid und Eisennatrium bewirken beim Kochen eine ziemlich bedeutende Veränderung und Abscheidung von Thonerde.

Bromkalium wirkt in der Gluthitze langsam und es scheiden sich weiße Flöden von Thonerde aus.

Jodkalium wirkt bei anhaltendem Kochen langsam auf das Aluminium ein und es scheiden sich eine ziemliche Menge von Thonerdeflöden aus.

Einfach Schwefelnatrium wirkt schon in der Kälte lösend ein und beim Erwärmen geht die Lösung unter Wasserstoffgasentwicklung rasch und vollständig von Statten, zugleich färbt sich die Flüssigkeit erst sehr schön grün, später braun und zuletzt fast schwarz und in der Lösung befindet sich viel Thonerde. — Ähnlich wirkt einfach Schwefelkalium, dagegen sind fünffach Schwefelkalium und fünffach Schwefelnatrium ganz ohne Einwirkung.

Schwefelwasserstoff-Schwefelnatrium ($\text{NaS} + \text{HS}$) wirkt ebenso heftig wie einfach Schwefelnatrium.

Schwefelwasserstoff-Ammoniak übt selbst bei anhaltendem Erwärmen und Kochen keine sichtbare Einwirkung aus.

Cyankalium in wässriger Lösung wirkt schon in der Kälte ziemlich lebhaft auf das Aluminium ein und

die Flüssigkeit riecht nach Blausäure. Erhitzt man, so tritt eine sehr lebhafte Gasentwicklung auf und ein sehr starker Geruch nach reinem Cyan, welcher bei fortgesetztem Kochen sehr lange anhält. Zugleich trübt sich die Flüssigkeit und es scheidet sich eine große Menge von Thonerde aus. In der hiervon abfiltrirten Flüssigkeit ist zugleich Thonerde in Auflösung.

Weißes Blutlaugensalz in wässriger Lösung mit Aluminium gekocht, erleidet keine sichtbare Veränderung. Versetzt man jedoch, nachdem man längere Zeit erhitzt hat, die Flüssigkeit nur mit einem Tropfen von verdünnter Salzsäure, so entsteht augenblicklich ein starker grünelber Niederschlag und ein deutlicher Geruch nach Blausäure. Bei anhaltendem Kochen wird der Niederschlag graugrün.

Roths Blutlaugensalz in wässriger Lösung mit Aluminium gekocht, scheint ebenfalls keine bedeutende Veränderung zu erleiden, setzt man jedoch nur ein Tröpfchen verdünnte Salzsäure zu, so scheidet sich sofort Berlinerblau aus. Wird rothes Blutlaugensalz ohne Aluminium mit etwas Salzsäure erhitzt, so nimmt die Flüssigkeit eine braune Farbe an.

Besonders eigenthümlich ist ferner das Verhalten des Aluminiums in den Lösungen mancher Metalloxydsalze, und ich habe in Bezug hierauf folgende Resultate erhalten.

Läugt man Aluminium in eine möglichst neutrale Auflösung von Eisenchlorid (Fe^2Cl), so findet schon in der Kälte eine schwache Einwirkung statt, welche in der Wärme viel bedeutender ist. Die Flüssigkeit trübt sich und es scheidet sich eine außerordentlich zarte, braunrothe Pulver aus, welches selbst nach wochenlangem ruhigen Stehen in der Flüssigkeit suspendirt bleibt und sich nur schwer und unvollständig durch Filtration von der Flüssigkeit trennen läßt. Bei dieser Einwirkung geht eine bedeutende Menge Aluminium in Auflösung über und läßt sich in dieser nach Abscheidung des noch vorhandenen Eisens sehr leicht nachweisen. Alles Eisen aus der Lösung abzuscheiden gelang nicht und es muß noch hinzugefügt werden, daß sich in der Lösung ein kleiner Theil als Eisenchlorür (FeCl) befand.

Bringt man Aluminium in eine völlig neutrale Auf-

Abhandlungen und Aufsätze.

Neues über das Aluminium und einige seiner Legirungen.

Von Dr. Heinrich Girzel.

1. Die Fabrication des Aluminiums betreffend.

Sainte-Claire-Deville hat seine Fabricationsmethode des Aluminiums immer mehr zu vereinfachen und für die Ausführung im Großen einzurichten gesucht. Seine Methode besteht, wie wir hier nur kurz andeuten wollen, in drei Hauptoperationen.

1) Fabrication des Natriums. Diese ist durch Deville auf den möglichsten Grad der Einfachheit und leichten Ausführbarkeit zurückgeführt worden. Das Natrium kann in besonders eingerichteten mit Vorlagen verbundenen schmiedeeisernen Cylindern continuirlich dargestellt werden, so daß die Kosten für je ein Kilogramm nur noch circa 2 Thaler betragen.

2) Fabrication des Natrium-Aluminiumchlorids ($3 \text{ Na Cl} + \text{Al}^3 \text{ Cl}^3$). Früher stellte Deville reines Chloraluminium ($\text{Al}^3 \text{ Cl}^3$) dar, die Bereitung desselben war sehr schwierig und unangenehm. Jetzt fabricirt er die Verbindung von Chloraluminium mit Chlornatrium, das sogenannte Natrium-Aluminiumchlorid, indem er Chlorgas über ein glühendes Gemenge von Thonerde, Kochsalz und Kohlenpulver leitet, wobei sich das Natrium-Aluminiumchlorid verflüchtigt, in den kälteren Theilen des Apparates zur leicht beweglichen Flüssigkeit, die man in Tropfen auffammeln kann, verdichtet und bei völligem Erkalten zur weißen festen Masse erstarrt.

3) Abscheidung des reinen Aluminiums aus dem Natrium-Aluminiumchlorid vermittelst Natrium. Auch diese Operation hat Deville noch verbessert, so daß es jetzt möglich ist, dieselbe in einem gewöhnlichen erhitzten Flammofen, welchen man mit der Mischung von Natrium-Aluminiumchlorid und Natrium beschickt, auszuführen. Die Reaction erfolgt hierbei ohne Gefahr

und man erhält das Aluminium sogleich in Platten, in Kugeln oder pulverförmig.

Trotz aller dieser Vereinfachungen ist der Handelspreis für das Aluminium in Paris gegenwärtig doch noch 80 Franken = 80 Thaler per Kilogramm.

H. Rose hat den Kryptolith als Material zur Aluminiumfabrication vorgeschlagen, indem man diesen nur mit Natrium und einem geeigneten Flussmittel zu erhitzen braucht, und F. Wöhler hat diese Methode noch verbessert. Da aber dieses allerdings ganz zweckmäßige Material nur an der grönländischen Küste in bedeutender Menge gefunden wird, so ist keine Hoffnung vorhanden, daß die Fabrication des Aluminiums aus Kryptolith im Großen eine Bedeutung erlangen könne. Auch die Bestrebungen künstlichen Kryptolith zu fabriciren, sowie die an sich ganz interessanten Versuche Brunner's, Fluoraluminium zu bereiten und durch Natrium das darin vorkommende Aluminium abzuscheiden, sind nur von untergeordneter Wichtigkeit.

Somit bleibt für die Production des Aluminiums im Großen nur die Methode von Deville, die zwar fortwährend noch etwas verändert und theilweise verbessert wird, aber leider noch lange nicht auf der Höhe steht, daß wir sagen könnten, das Aluminium könne jetzt schon in die Reihe der technisch verwendbaren Metalle eintreten. Das Aluminiummetall als Grundelement der mit der Kieselsäure in ungeheuren Mengen vorkommenden Thonerde wäre wohl geeignet, eine große Rolle unter den technisch verwertbaren Metallen zu spielen, denn es ist überall in der Natur vorhanden, es fehlt in keinem Lande. Die Hauptschwierigkeit jedoch, die seiner Gewinnung entgegensteht, ist die außerordentlich große Beständigkeit seiner Sauerstoffverbindung, der Thonerde, und es ist leider bis jetzt noch nicht gelungen, direkt aus der Thonerde durch ähnliche Reduktionsprozesse, wie sie in der Eisenfabrication gebräuchlich sind, das Aluminium abzuscheiden. Aber gerade der Umweg, den wir einschlagen müssen, um das Aluminium aus dem leichter reduzirbaren Chloraluminium abzuscheiden, erschwert die Aluminiumfabrication so außerordentlich. Es gilt daher Versuche anzustellen, um das Aluminium direkt aus der Thonerde abzuscheiden, und

angelöst gebliebenen Aluminium, erhitzt es dann mit verdünnter Salzsäure zum Sieden, wäscht und trocknet es; so ist es ganz chemisch rein, so rein, daß es selbst zum feinsten Drahte gezogen werden kann, was bis dahin mit chemisch niedergeschlagenem Silber nicht möglich war. In gleicher Weise läßt sich das Silber vom Blei und anderen Metallen trennen. Chlor Silber mit Wasser übergossen und mit einem Stückchen Aluminium versetzt, wird schon in der Kälte vollständig reduzirt und es scheidet sich zugleich Aluminiumoxyd-chlorid aus, wenn man nicht etwas Salzsäure zusetzt.

Sehr merkwürdig ist das Verhalten des Aluminiums gegen die Auflösungen des Quecksilbers und es wurden in dieser Hinsicht viele Versuche ausgeführt. Bringt man Aluminium in eine etwas saure Auflösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd, so wirkt dasselbe in der Kälte nur langsam ein und es scheiden sich wenig Kügelchen von Quecksilber aus, ohne daß sich das Aluminium wirklich amalgamirt. Erhitzt man dagegen die Flüssigkeit bis zum Sieden, so entsteht plötzlich eine außerordentlich heftige Einwirkung, wobei sich viel Aluminium auflöst, während sich metallisches Quecksilber und zum Theil basisch salpetersaures Quecksilberoxyd ausscheiden. Bringt man Aluminium in eine ganz neutrale Auflösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd, so nimmt das Aluminium sogleich einen äußerst lebhaften Metallglanz an und es zeigen sich auf seiner Oberfläche unverkennbare Spuren einer stattfindenden Amalgamation. Trennt man das Aluminium von der Flüssigkeit und wäscht man es mit Wasser gut ab, so wird es plötzlich heiß und bedeckt sich mit einem äußerst leichten grauen Pulver, welches aus Thonerde und metallischem Quecksilber besteht. Die tiefer liegenden Theile des so behandelten Stücks bestehen jedoch aus reinem Aluminium und die Einwirkung ist nur eine oberflächliche. Läßt man das Aluminium 24 Stunden lang in der Lösung des salpetersauren Quecksilberoxyds liegen, ohne zu erwärmen, so überzieht es sich mit einer gelben Kruste und es zeigen sich große Quecksilberkügelchen. Auch in diesem Falle ist das Aluminium oberflächlich amalgamirt.

Am eigenthümlichsten ist die Einwirkung des Aluminiums auf eine Lösung von Sublimat (HgCl_2). Bringt man nämlich Aluminium in eine ganz neutrale Sublimatlösung, so trübt sich diese augenblicklich. Vom Aluminium steigen viele Gasbläschen auf, das Aluminium selbst wird quecksilberglänzend und bedeckt sich mit deutlich sichtbaren Quecksilberkügelchen. Bei längerem Stehen in der Kälte wird die Flüssigkeit immer trüber und es entsteht ein starker Niederschlag, der größtentheils aus Calomel und fein vertheiltem Quecksilber besteht. Nimmt man nach einiger Zeit das Aluminium aus der Flüssigkeit heraus, spült es rasch mit reinem Wasser ab und legt es in kaltes Wasser, so hat es nun die Eigenschaft, das Wasser unter lebhafter Gasentwicklung zu zerlegen, wobei sich auf der Oberfläche ein schmutzig grauer Schaum bildet. Behandelt man Aluminium anhaltend mit Sublimat, besonders unter Einwirkung von Wärme, so kann es vollständig aufgelöst werden, und es zeigt sich in dieser Hinsicht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Einwirkung der Salzsäure und der des Sublimats auf dieses Metall. Ueberhaupt wirken die Sauerstoffsäuren weniger oder gar nicht auf das Aluminium ein und verhalten sich in dieser Hinsicht ähnlich dem Wasser, während dagegen die Chloride (vorzüglich die sauren Chloride) der Salzsäure analog, das Aluminium lösen. Bei allen Versuchen über die Zusammenwirkung von Aluminium und Sublimatlösung hat sich auf das Unzweifelhafteste erwiesen, daß wenigstens auf der Oberfläche des Aluminiums ein Aluminium-Amalgam entsteht, allein es gelang nicht, dieses Amalgam im trockenen Zustande darzustellen, da dasselbe die merkwürdige Eigenschaft besitzt, sich augenblicklich an der Luft und unter sehr starker Erhitzung in Thonerde zu verwandeln, während metallisches Quecksilber frei wird; möglich, daß hier ein entstehender elektrischer Strom dieses eigenthümliche Verhältniß mit bedingt. Eine größere Menge des Amalgams entsteht, wenn die Sublimatlösung mit einigen Tropfen Salzsäure versetzt wird, während dagegen ein Zusatz von metallischem Quecksilber die Amalgambildung nicht befördert. Dieselben Erscheinungen, welche sich in der wässrigen Sublimatlösung zeigten, wurden

mer heftiger, so daß sich das Aluminium unter lebhaftem Aufschäumen, aber langsam auflöst, und wird das Kochen lange genug fortgesetzt, so kann die ganze Menge des Aluminiums aufgelöst werden. Eigenthümlich ist hierbei, daß das Aluminium nur bei starkem Kochen und erst nur langsam angegriffen wird, und daß es sehr lange dauert, bis sich ein kleines Stüchchen des Metalls aufgelöst hat. Eine concentrirte Salpetersäure von 1,41 spezifisches Gewicht wirkt eben so, nur etwas rascher lösend, und es entweichen auch rothe Dämpfe. Sowie man aber die Temperatur unter den Siedepunkt der Flüssigkeit sinken läßt, so hört die Einwirkung sehr bald ganz auf.

Wässrige Phosphorsäure wirkt in der Kälte wenig, löst dagegen das Aluminium beim Kochen unter lebhaftem Aufbrausen und Wasserstoffgasentwicklung, wenn sie im Ueberschusse vorhanden, vollständig auf, doch dauert es sehr lange, bis sich ein kleines Stüchchen ganz gelöst hat. Kocht man das Aluminium kurze Zeit mit sehr verdünnter Phosphorsäure, so nimmt es auf der Oberfläche eine ausgezeichnet schöne weiße Farbe an und man kann daher die Phosphorsäure benutzen, um dieses Metall weiß zu fieden.

Eine Auflösung von arseniger Säure wirkt weder in der Kälte noch in der Siedehitze auf das Aluminium ein, nur wenn man zugleich einige Tropfen Salzsäure zusetzt, löst sich etwas Aluminium unter Entwicklung von Wasserstoff und Arsenwasserstoffgas und unter Ausscheidung von metallischem Arsenik in schwarzen Flocken, welche Einwirkung schon in der Kälte erfolgt.

Eine wässrige Lösung von Arsensäure wirkt in der Kälte wenig, in der Siedehitze dagegen ganz entsprechend der Phosphorsäure, nur entwickelt sich mit dem Wasserstoffgas zugleich etwas Arsenwasserstoffgas, und es scheiden sich schwarze Flockchen von reinem Arsen aus. Ist die Arsensäure im Ueberschusse vorhanden, so kann bei anhaltendem Kochen das Aluminium vollständig aufgelöst werden, doch geht die Lösung nur sehr langsam vor sich. In der Flüssigkeit selbst läßt sich nur Arsensäure, keine arsenige Säure nachweisen.

Eine wässrige Auflösung von Bor säure ist sowohl

in der Kälte als bei anhaltendem Kochen ganz ohne Einwirkung, dagegen übt eine Lösung von Borax bei anhaltendem Kochen eine geringe lösende Wirkung aus, wobei jedoch das Aluminium keine schöne Farbe annimmt.

Milchsäure wirkt in der Siedehitze ziemlich lebhaft auf Aluminium, löst dieses unter Wasserstoffgasentwicklung auf, doch dauert es lange, bevor eine wirkliche Lösung erfolgt.

Oxalsäure wirkt in der Siedehitze eben so lebhaft wie Schwefelsäure ein und löst nach und nach alles Aluminium auf.

Weinsäure wirkt auch in der Siedehitze nur sehr schwach ein, so daß selbst nach 12stündigem Kochen des Aluminiums mit dieser Säure wenig von dem Metall in die Lösung überging, dagegen wurde von der Oberfläche des Metalls alles Eisen aufgelöst und die Farbe daher schöner, so daß sich die Weinsäure gleich der Phosphorsäure zum Weißfieden eignet.

Weinstein löst nach anhaltendem Kochen nur Spuren des Aluminiums, dagegen den größten Theil des in diesem enthaltenen Eisens auf und eignet sich daher ebenfalls zum Weißfieden des Aluminiums.

Von den Verbrennungsprodukten des Wasserstoffs wirkt die Salzsäure, wie bereits bekannt ist, am heftigsten ein und löst das Aluminium in wenigen Augenblicken unter stürmischer Wasserstoffgasentwicklung und sehr heftiger Erhitzung auf. — Auch Jodwasserstoff wirkt in der Siedehitze ziemlich lebhaft ein, doch viel weniger energisch als Salzsäure.

Fluorwasserstoff (wässrige Flußsäure) löst das Aluminium schon in der Kälte eben so lebhaft auf, wie die Salzsäure, die Einwirkung wird durch Erwärmung gesteigert und unter heftiger Wasserstoffgasentwicklung verschwindet in wenig Minuten alles Aluminium und die Lösung enthält Fluoraluminium.

Kieselfluorwasserstoff (Kieselflußsäure) wirkt ebenfalls schon in der Kälte und unter Wasserstoffgasentwicklung lösend ein und es entsteht, besonders wenn die Lösung durch Erwärmung unterstützt wird, eine gelatinöse Masse, welche Kieselsäure und Thonerde enthält.

Schwefelsäure habe sich das Eisen gelöst, das Aluminium dagegen sei zurückgeblieben (diese Angabe scheint noch sehr der Bestätigung zu bedürfen.) Calvert und Johnson haben ferner ein Gemeng von 20 Äquivalenten Kupfer, 8 Äquivalenten Chloraluminium und 10 Äquivalenten Natrium eine Stunde lang einer sehr starken Glühhitze ausgesetzt und hierbei eine geschmolzene Masse erhalten, in welcher sich Kügelchen einer Legirung $= \text{AlCu}^3$ befanden. Beim Erhitzen von 20 Äquivalenten Kupfer mit 8 Äquivalenten Chloraluminium ohne Zusatz von Natrium wollen die erwähnten Chemiker eine Legirung $= \text{AlCu}^3$ erhalten haben. Die Eigenschaften aller dieser Legirungen beschreiben sie jedoch nicht näher. — Die ausführlichsten Untersuchungen über Aluminium-Legirungen haben bis jetzt Ch. und A. Tissier, sowie Debray angestellt. Dieselben machen hierüber folgende Mittheilungen:

Das Aluminium wird im Allgemeinen schon durch Beimengung geringer Mengen anderer Metalle hart und spröde.

Bei Zusatz von $\frac{1}{10}$ Eisen oder Kupfer läßt es sich nicht mehr verarbeiten.

$\frac{1}{10}$ Kupfer bildet eine spröde Legirung, die wie Glas bricht und sich an der Luft schwärzt.

5 Theile Silber und 100 Theile Aluminium geben eine Legirung, die sich wie reines Aluminium verarbeiten läßt, jedoch etwas härter und polirfähiger ist.

100 Theile Silber und 5 Theile Aluminium geben eine Legirung, die fast so hart wie die gewöhnliche Silbermengenlegirung ist, und ähnliche Eigenschaften wie reines Silber besitzt.

10 Theile Gold und 100 Theile Aluminium geben eine Legirung, die noch eben so hammerbar ist, wie das reine Metall.

$\frac{1}{1000}$ Bismuth macht das Aluminium in hohem Grade spröde.

1 Theil Kupfer mit $\frac{1}{10}$ Aluminium gibt eine Legirung, welche den Glanz und die Farbe des Goldes hat, hammerbar ist und härter als die gewöhnliche Goldmengen-Legirung. 1 Theil Kupfer und $\frac{1}{10}$ Aluminium geben eine Legirung von blasser Goldfarbe und hammerbar.

Debray hat zum Theil etwas andere Resultate erhalten als Tissier, und zugleich gefunden, daß sich das Aluminium mit den meisten Metallen unter Licht- und Wärmeentwicklung verbindet. Nach Debray wird das Aluminium durch die Legirung mit kleinen Mengen von Zink, Zinn, Gold, Silber oder Platin glänzender und härter, bleibt aber noch hammerbar. Eben so verschlechtert eine Beimischung von Eisen oder Kupfer die Eigenschaften des Aluminiums nicht, wenn sie nicht zu bedeutend ist. Hammerbares Aluminium kann 7—8 % Eisen enthalten. Diese Angabe ist wohl fehlerhaft, wenn man bedenkt, wie leicht sich nach Deville reines Aluminium auswalzen und zu Draht ziehen läßt, während Rarmarsh sein Aluminium, welches 4,6 % Eisen enthält, nur schwerlich auswalzen und gar nicht zu Draht ziehen konnte.

90 Theile Kupfer und 10 Theile Aluminium geben nach Debray eine Legirung, welche härter ist als die gewöhnliche Bronze, und sich in der Hitze leichter bearbeiten läßt als das beste Weich Eisen. Ein größerer Aluminiumgehalt dagegen macht die Legirung härter und brüchig, das Aluminium kann nach Debray bis 10 % Kupfer enthalten und doch noch hammerbar sein. Deville behauptet, daß die Legirung, welche 10 % Aluminium enthalte, dem Eisen am ähnlichsten sei und mit diesem fast in allen physischen Eigenschaften übereinstimme. Dieselbe könne zu Draht gezogen werden, welcher an Festigkeit den Draht von welchem Eisen übertreffe, und Dumas bemerkt, daß solche Drähte wegen ihrer Leichtigkeit bei der Herstellung unterseischer Taus vorzügliche Dienste leisten könnten.

Aluminium-Kupferlegirungen besitzen eine weiße Farbe, so lange der Kupfergehalt nicht über 80 % beträgt, bei 85 % Kupfergehalt wird die Farbe schon gelblich (s. u. meine Resultate).

97 Theile Aluminium und 3 Theile Zink geben eine sehr hammerbare, glänzende Legirung.

97 Theile Aluminium und 3 Theile Silber geben eine schöne weiße Legirung, welche durch Schwefelwasserstoffgas nicht angegriffen wird. Gleiche Theile Silber und Aluminium geben eine Legirung von der Härte der Bronze.

Lösung von Chlormangan, so findet in der Kälte keine Einwirkung statt, während sich beim Erhitzen das Aluminium mit einer braunschwarzen Kruste von Manganoxyd überzieht und zugleich eine nicht unbedeutende Menge davon in Auflösung geht. Alles Mangan abzuscheiden war auch hier nicht möglich. Ähnlich verhält sich das Aluminium in den Lösungen von Chlorkobalt und Chlornickel.

Aluminium in eine möglichst neutrale Lösung von Chlorzink eingetaucht, wirkte nicht merklich ein und selbst bei anhaltendem Erhitzen schieden sich nur wenig schwarze Flocken aus, deren Menge zu gering war, um untersucht werden zu können. Versetzt man dagegen eine verdünntere Chlorzinklösung mit so viel Kalllauge, daß sich der erst entstandene Niederschlag von Zinkoxydhydrat im Ueberschuß der Kalllauge wieder völlig auflöst, und taucht man in diese Lösung ein blankes Stückchen von Aluminium ein, so erfolgt sofort schon in der Kälte eine lebhafteste Einwirkung und der größte Theil des Zinks wird metallisch als schwarzes flockiges Pulver gefällt.

In den neutralen Lösungen von schwefelsaurem Eisenoxydul, schwefelsaurem oder salpetersaurem Kobaltoxydul, Nickeloxydul und Zinkoxyd bewirkt das Aluminium selbst beim Kochen durchaus keine Veränderung.

Bringt man Aluminium in eine völlig neutrale Lösung von schwefelsaurem Cadmiumoxyd, so entsteht auch beim Kochen keine Einwirkung. Versetzt man dagegen die Flüssigkeit mit ein paar Tropfen Salzsäure, so entwickelt sich ein schwacher Strom von Wasserstoffgas und das Aluminium bedeckt sich mit grauen glänzenden Krystallplättchen von metallischem Cadmium. Durch allmählichen Zusatz von mehr Salzsäure und Erhitzung gelingt es nach und nach, alles Cadmium aus der Flüssigkeit niederzuschlagen.

Bringt man Aluminium in eine neutrale Auflösung von essigsaurem Bleioxyd, so erfolgt selbst beim Erhitzen nicht die geringste Einwirkung. Versetzt man dagegen die Lösung mit etwas freier Essigsäure und erwärmt, so scheidet sich etwas Blei in ausgezeichnet schönen, glän-

zenden Blättern auf der Oberfläche des Aluminiums aus, doch ist es nicht möglich gewesen, alles Blei aus der Auflösung auf diese Weise zu fällen. Versetzt man eine Auflösung von essigsaurem Bleioxyd mit so viel Kalt, daß der erst entstandene Niederschlag von Bleioxydhydrat wieder verschwindet, und gießt diese Flüssigkeit auf Aluminium, so wird unter heftiger Wasserstoffgasentwicklung schon in der Kälte alles Blei als schwarze, schwammige, nicht krystallinische Masse abgeschieden.

In den Lösungen von schwefelsaurem und salpetersaurem Kupferoxyd, selbst wenn sie sauer reagiren, bewirkt, wie schon Tiffner beobachtet hat, das Aluminium keine Veränderung, wenn man dagegen diese Lösungen mit Salzsäure versetzt, so kann man alles Kupfer als schöne rothe, schwammige Masse daraus niederschlagen.

In die neutrale oder schwach saure Lösung von salpetersaurem Silberoxyd gebracht, bewirkt das Aluminium keine sichtbare Einwirkung. Sobald man aber die Flüssigkeit erwärmt, bedeckt sich die Oberfläche des Aluminiums mit ausgezeichnet schönen glänzenden Krystallen von reinem metallischem Silber. Unter der Lupe erscheinen diese Krystalle als zarte, sechsseitige Blätter. Wenn die Flüssigkeit sehr verdünnt und erhitzt man zu lebhaftem Sieden, so gelingt es, alles Silber auszufällen, und man erkennt den Moment, wo das letzte Silber niedersinkt, daran, daß sich das krystallinische Silber mit einem porösen grauen Belage von fein vertheiltem Silber bedeckt. Da das salpetersaure Kupferoxyd durch das Aluminium nicht reducirt wird, so kann man dieses Verhalten benutzen, um aus der salpetersauren Lösung von kupferhaltigem Silber sogleich chemisch reines Silber niederzuschlagen, und hierauf bezügliche genaue Versuche haben bewiesen, daß diese Methode sehr gut und wohl sich nicht viel Aluminium auflöst, auch billig ist. — Man hat nur noch nöthig, das kupferhaltige Silber in Salpetersäure zu lösen, die Lösung mit der 20fachen Menge Wasser zu verdünnen, mit einem Stück Aluminium zu kochen, bis alles Silber gefällt ist, d. h. eine Probe der Flüssigkeit mit Salzsäure keinen Niederschlag mehr gibt. Dann gießt man die Flüssigkeit ab, wäscht das Silber mit Wasser, trennt es von

unter einer Decke von Kochsalz zusammengeschmolzen. Die viel leichter als Silber schmelzbare Legirung ließ sich leicht ausgießen und stellte nach dem Erkalten eine feste, schwammige, sehr poröse, silberweiße Masse dar, welche sich unter dem Hammer leicht zusammenschlagen ließ, dabei jedoch brüchig wurde. Diese Legirung löst sich in Salpetersäure vollständig, aber ziemlich langsam auf. Vor dem Löthrohre schmilzt sie, bedeckt sich jedoch sofort mit einem Häutchen von Thonerde, so daß es unmöglich ist, kleinere Stüchchen zu einem Kugeln zu vereinigen. Beim Liegen an der Luft verändert sie sich sehr schnell und nimmt eine häßlich graue Farbe an. Mit dem Messer läßt sie sich schneiden, zeigt jedoch so wenig Zusammenhangskraft, daß sie dabei zu kleinen Körnchen zerbröckelt, dagegen läßt sie sich leicht fällen und die frisch gefallene Fläche ist sehr schön glänzend, glatt und ziemlich silberweiß. Sie enthält

79,90 % Silber,
20,10 % Aluminium,

100,00. \

Spezifisches Gewicht bei 9,4° C. = 6,73297.*)

*) Hierbei bemerke ich nochmals, daß die Bestimmung des spezifischen Gewichtes der Aluminium-Legirungen nicht wohl auf die gewöhnliche Weise ausgeführt werden darf, wobei man Stüchchen der Legirungen in Wasser eintaucht und den Gewichtsverlust, den sie hierbei erleiden, oder das Gewicht des durch sie verdrängten Wassers bestimmt, denn viele dieser Legirungen sind im frisch geschmolzenen Zustande so äußerst porös, daß zu viel Lufttheilchen in denselben zurückbleiben würden, wenn man sie bloß in Wasser eintauchen wollte. Außerdem habe ich bei einigen sogar eine schwache Wasserzersetzung, wahrscheinlich durch Entstehung von elektrischen Strömungen, beobachtet, und daher schien es nothwendig, die spezifischen Gewichte sämtlicher Aluminium-Legirungen durch Eintauchen in 98prozentigen, völlig reinen Weingeist zu bestimmen. Durch Multiplikation der hierbei gefundenen Größen mit dem spezifischen Gewichte des Weingeistes von derselben Temperatur wurde das sich auf Wasser beziehende spezifische Gewicht so dann erhalten, so daß also alle hier gegebenen Angaben sich wie gewöhnlich auf Wasser = 1 beziehen.

Diese Legirung ist wegen ihrer Veränderlichkeit und ihres geringen Zusammenhanges zu technischen Zwecken nicht brauchbar.

2) Eine Verbindung gleicher Äquivalente Aluminium und Silber = AlAg.

Zur Darstellung dieser Legirung wurden im Graphitiegel 9,204 Gr. fein vertheiltes Silber mit 1,158 Gr. metallischem Aluminium so zusammengeschmolzen, daß das Silber zu unterst, das Aluminium auf das Silber gelegt worden. Auch diese Legirung ließ sich ziemlich leicht schmelzen und ausgießen, erschien im frisch geschmolzenen Zustande ausgezeichnet silberweiß, war wenig porös, vor dem Löthrohre schwieriger schmelzbar, in Salpetersäure in der Hitze leicht auflöslich, wurde beim Hämmern brüchig und zeigte sehr geringe Zusammenhangskraft, so daß auch hiervon eine praktische Verwendung nicht gemacht werden kann. An der Luft verändert sie sich eben so rasch, wie die obige Legirung, und nimmt eine häßliche, erst gelblich, später schwärzlichgraue Farbe an. Sie enthält

88,82 % Silber,
11,18 % Aluminium,
100,00.

Spezifisches Gewicht bei 9,4° C. = 8,7439.

Zur Ausführung dieser Gewichtsbestimmungen benutzte ich ein Geißler'sches Piknometrier mit eingesenktem Thermometer, so daß es also leicht möglich war, die geringste Temperaturveränderung im Weingeist sofort zu bemerken und in dieser Hinsicht leicht vorkommende Fehlerquellen zu vermeiden. Bei den Legirungen, welche sehr porös waren, wurde außerdem noch die Vorsicht beobachtet, daß die genau abgewogenen Stücke erst $\frac{1}{2}$ Stunde lang zwischen zwei, mit dem Rande auf einander gelegten Uhrgläsern mit Weingeist befeuchtet wurden, wobei es oft ausfiel, wie wenn eine Gasentwicklung stattfinden würde, welche jedoch nur dadurch hervorgerufen worden, daß der Weingeist nach und nach die feinen Lufttheilchen aus der porösen Metallmasse verdrängte. Die hier mitgetheilten spezifischen Gewichte sind daher so sorgfältig bestimmt worden, daß sie als völlig zuverlässig bezeichnet werden dürfen.

immer noch, das Aluminium als Ersatzmittel für das Silber zu empfehlen, vor welchem es allerdings einige Vortheile besitzt. Aber wenn wir nicht der Hoffnung leben dürfen, daß das Aluminium einst unsere Hauptmetalle, besonders das Eisen, bei manchen Anwendungen vertreten könne, wenn nur einige Luxusgegenstände aus Aluminium gefertigt werden sollten, dann würde man sich in den Erwartungen, die man mit Recht von diesem Metalle hegte, sehr getäuscht sehen. In jener Versammlung, vor welcher Deville seinen eben mitgetheilten Vortrag hielt, hatte derselbe Aluminiumröhren ausgestellt, die durch Drücken auf der Drehbank gewonnen worden und zur Anfertigung von Opernguckern bestimmt waren, auf welche Weise das sonst unbequeme Gewicht der Operngucker bedeutend vermindert werden kann. Auch Herr Morin, Direktor der Aluminiumfabrik zu Nanterre, hatte zahlreiche Gegenstände aus Aluminium vorgelegt, namentlich Schalen und Retorten für chemische Laboratorien, physikalische Instrumente und Juwellerarbeiten aller Art.

3. Die Legirungen des Aluminiums.

Da der Preis des Aluminiums gegenwärtig noch ein so hoher ist und man überhaupt kaum hoffen darf, daß er bald niedriger werde, man daher das reine Aluminium nur zu kostbaren Gegenständen verarbeiten kann, so lag es auf der Hand, zu prüfen, wie sich das Aluminium zu den anderen Metallen verhalte, und namentlich zu untersuchen, ob es nicht möglich sei, durch Zusatz geringer Quantitäten desselben zu anderen Metallen brauchbare und mit besonders schätzbaren Eigenschaften begabte Legirungen zu erhalten. Es sind auch in dieser Hinsicht bereits einige, allerdings sehr unvollständige und ungenügende Versuche ausgeführt worden, die namentlich deshalb ungenügend genannt werden müssen, weil man nicht zunächst davon ausging, Legirungen nach äquivalenten Gewichtsverhältnissen zu bereiten und zuerst die Eigenschaften dieser zu prüfen, bevor man Legirungen nach beliebigen Verhältnissen darstellte. Die Darstellung von Legirungen nach beliebigen Verhältnissen, wie dies bis dahin mit dem Aluminium gescheh, ist ein bloßes Herumtappen, welches nur zufällig

zu etwas Brauchbarem führen kann. Wird dagegen je ein Metall in den verschiedensten äquivalenten Verhältnissen mit dem Aluminium zusammengeschmolzen, so ist es leicht möglich zu erkennen, ob überhaupt eines dieser Verhältnisse eine brauchbare Legirung liefert, und zu bestimmen, welches Verhältniß besonders werthvolle Resultate verspricht.

Bevor ich meine eigenen Versuche, die ich in dieser Hinsicht ausführte, erwähne, will ich zunächst das bis dahin über Aluminium-Legirungen Bekannte kurz mittheilen. Schon in seinen ersten Berichten erwähnt Deville, daß sich das Aluminium nicht mit Quecksilber vereinige, welche Angabe allerdings insofern richtig ist, als eine direkte Verbindung nicht gelingt, was auch Seeren, welcher Aluminium mit Quecksilber kochte, ohne irgend eine Veränderung an ersterem Metalle wahrnehmen zu können, bestätigt. Dagegen habe ich oben gezeigt (S. 462), daß durch Eintauchen von Aluminium in Sublimatlösung eine oberflächliche Amalgamation möglich ist. — Deville erwähnte ferner, daß das Aluminium beim Schmelzen mit Blei kaum Spuren von diesem aufnehme, daß es sich mit Kupfer zu harten, weißen Legirungen zusammenschmelzen lasse, und daß es auch mit Silber und mit Eisen Legirungen bilde. Ferner haben Calvert und Johnson mehrere Legirungen des Aluminiums direkt aus Chloraluminium bereitet und folgende Resultate erhalten. Durch 2stündiges Weißglühen von 3 Äquivalenten Chloraluminium, 40 Äquivalenten Eisenspäne und 8 Äquivalenten Kalk erhielten sie eine sehr harte, schmied- und schweißbare Masse, welche jedoch in feuchter Luft rasch rosthete. Sie bestand aus 86 % Eisen und 12 % Aluminium, entsprechend der äquivalenten Zusammensetzung $Al Fe^4$. Auf demselben Gemenge wurde bei Zusatz von Kohlenpulver im Eisenfeuer eine Legirung von ähnlichen Eigenschaften erhalten, welche 87,9 % Aluminium und 12,1 % Eisen enthält. In der zugleich mit entstandenen, aus Chlorkalium und Kohle bestehenden schlackigen Masse seien Silbertheile, äußerst harte, an feuchter Luft und selbst bei Einwirkung von salpetriger Säure nicht rothende Metallkügelchen gewesen, deren Zusammensetzung sich als $Al_2 Fe_3$ erwiesen habe. Beim Behandeln derselben mit verdünnter

Schwefelsäure habe sich das Eisen gelöst, das Aluminium dagegen sei zurückgeblieben (diese Angabe scheint noch sehr der Bestätigung zu bedürfen.) Calvert und Johnson haben ferner ein Gemeng von 20 Äquivalenten Kupfer, 8 Äquivalenten Chloraluminium und 10 Äquivalenten Natrium eine Stunde lang einer sehr starken Glühhitze ausgesetzt und hierbei eine geschmolzene Masse erhalten, in welchen sich Kügelchen einer Legirung = AlCu^2 befanden. Beim Erhitzen von 20 Äquivalenten Kupfer mit 8 Äquivalenten Chloraluminium ohne Zusatz von Natrium wollen die erwähnten Chemiker eine Legirung = AlCu^2 erhalten haben. Die Eigenschaften aller dieser Legirungen beschreiben sie jedoch nicht näher. — Die ausführlichsten Untersuchungen über Aluminium-Legirungen haben bis jetzt Ch. und A. Tiffier, sowie Debray angestellt. Dieselben machen hierüber folgende Mittheilungen:

Das Aluminium wird im Allgemeinen schon durch Beimengung geringer Mengen anderer Metalle hart und spröde.

Bei Zusatz von $\frac{1}{100}$ Eisen oder Kupfer läßt es sich nicht mehr verarbeiten.

$\frac{1}{100}$ Kupfer bildet eine spröde Legirung, die wie Glas bricht und sich an der Luft schwärzt.

5 Theile Silber und 100 Theile Aluminium geben eine Legirung, die sich wie reines Aluminium verarbeiten läßt, jedoch etwas härter und polirfähiger ist.

100 Theile Silber und 5 Theile Aluminium geben eine Legirung, die fast so hart wie die gewöhnliche Silbermünzlegirung ist, und ähnliche Eigenschaften wie reines Silber besitzt.

10 Theile Gold und 100 Theile Aluminium geben eine Legirung, die noch eben so hämmerbar ist, wie das reine Metall.

$\frac{1}{1000}$ Wismuth macht das Aluminium in hohem Grade spröde.

1 Theil Kupfer mit $\frac{1}{100}$ Aluminium gibt eine Legirung, welche den Glanz und die Farbe des Goldes hat, hämmerbar ist und härter als die gewöhnliche Goldmünzen-Legirung. 1 Theil Kupfer und $\frac{1}{100}$ Aluminium geben eine Legirung von blasser Goldfarbe und hämmerbar.

Debray hat zum Theil etwas andere Resultate erhalten als Tiffier, und zugleich gefunden, daß sich das Aluminium mit den meisten Metallen unter Licht- und Wärmeentwicklung verbindet. Nach Debray wird das Aluminium durch die Legirung mit kleinen Mengen von Zink, Zinn, Gold, Silber oder Platin glänzender und härter, bleibt aber noch hämmerbar. Eben so verschlechtert eine Beimischung von Eisen oder Kupfer die Eigenschaften des Aluminiums nicht, wenn sie nicht zu bedeutend ist. Hämmerbares Aluminium kann 7—8 % Eisen enthalten. Diese Angabe ist wohl fehlerhaft, wenn man bedenkt, wie leicht sich nach Deville reines Aluminium auswalzen und zu Draht ziehen läßt, während Raimarisch sein Aluminium, welches 4,6 % Eisen enthält, nur schwierig auswalzen und gar nicht zu Drahtziehen konnte.

90 Theile Kupfer und 10 Theile Aluminium geben nach Debray eine Legirung, welche härter ist als die gewöhnliche Bronze, und sich in der Hitze leichter bearbeiten läßt als das beste Weich Eisen. Ein größerer Aluminiumgehalt dagegen macht die Legirung härter und brüchig, das Aluminium kann nach Debray bis 10 % Kupfer enthalten und doch noch hämmerbar sein. Deville behauptet, daß die Legirung, welche 10 % Aluminium enthalte, dem Eisen am ähnlichsten sei und mit diesem fast in allen physischen Eigenschaften übereinstimme. Dieselbe könne zu Draht gezogen werden, welcher an Festigkeit den Draht von welchem Eisen übertriffe, und Dumas bemerkt, daß solche Drähte wegen ihrer Leichtigkeit bei der Herstellung unterseilcher Tause vorzügliche Dienste leisten könnten.

Aluminium-Kupferlegirungen besitzen eine weiße Farbe, so lange der Kupfergehalt nicht über 80 % beträgt, bei 85 % Kupfergehalt wird die Farbe schon gelblich (s. u. meine Resultate).

97 Theile Aluminium und 3 Theile Zink geben eine sehr hämmerbare, glänzende Legirung.

97 Theile Aluminium und 3 Theile Silber geben eine schöne weiße Legirung, welche durch Schwefelwasserstoffgas nicht angegriffen wird. Gleiche Theile Silber und Aluminium geben eine Legirung von der Härte der Bronze.

Gold mit 1 % Aluminium ist sehr hart, doch noch hämmerbar und von grünlicher Farbe. Gold mit 10 Theilen Aluminium ist weiß, krystallinisch und brüchig.

Aluminium mit 1—2 % Natrium zerlegt das Wasser schon in der Kälte.

Zugleich gibt Debray an, daß man eisenhaltiges Aluminium durch Umschmelzen mit Salpeter reinigen könne. Jedenfalls wird diese Angabe aber dahin modifizirt werden müssen, daß man nur sehr wenig Salpeter nehmen darf, weil sonst ein zu großer Verlust an Aluminium stattfinden würde.

Heeren erwähnt, daß sich das Aluminium mit Zinn leicht zu einer ziemlich harten, aber noch streckbaren Legirung zusammenschmelzen lasse.

Das sind alle bis dahin gegebene Mittheilungen über die Aluminium-Legirungen. Von dem schon oben ange-deuteten Grundsatz, nämlich Legirungen nach äquivalenten Verhältnissen darzustellen, ausgehend, benutze ich das mir zur Verfügung stehende Aluminium, um wenigstens mit einigen Metallen Versuche in dieser Art auszuführen, und namentlich prüfte ich die Legirungen, welche Aluminium und Kupfer, und Aluminium und Zinn mit einander bilden, da es nach den bisher bekannten Angaben am wahrscheinlichsten schien, daß hier nützliche Legirungen gewonnen werden könnten. Indem ich nun in Nachstehendem meine Resultate mittheile, bemerke ich im Voraus, daß man in Bezug auf nützliche Aluminium-Legirungen keine zu großen Hoffnungen hegen darf. Es bestätigt sich nämlich, daß die meisten Aluminium-Legirungen, wenigstens bei größerem Aluminiumgehalte, spröde, ja selbst vollkommen krystallinisch und daher für technische Anwendungen meistens unbrauchbar sind, und daß die weichen, geschmeidigen, hämmerbaren Legirungen bei vorurtheilsfreier Prüfung nur mit wenigen Ausnahmen keine Eigenschaften zeigen, welche ihnen einen Vorzug vor anderen, schon bekannten, billigeren Legirungen zu geben vermöchten. Damit soll nicht behauptet werden, daß nicht die eine oder andere dieser Legirungen der technischen Verwendung werth sei, es ist überdies möglich, daß man durch Zusammenschmelzen von mehreren Metallen mit Aluminium noch zur Kenntniß

von werthvolleren Legirungen gelangt, aber wenigstens, so weit jetzt unsere Kenntnisse reichen, und so weit aus den Resultaten meiner, allerdings nicht vollständigen Untersuchungen hervorgeht, kann den Aluminium-Legirungen vor der Hand und so lange das Aluminium noch so theuer ist, eben so wenig eine sehr große Bedeutung zugeschrieben werden, als dem reinen Aluminium. Ganz anders gestalten sich dagegen die Verhältnisse, wenn das Aluminium billiger wird, indem dann gewiß manche Aluminium-Legirung jetzt gebräuchliche andere Legirungen verdrängen wird.

Aluminium und Silber.

Ueber die Legirungen des Aluminiums mit dem Silber hat man eine besonders günstige Meinung verbreitet und aus dem oben Mitgetheilten geht hervor, daß, wenn dem Silber sehr geringe Mengen (3 %) Aluminium beigelegt werden, dasselbe werthvolle Eigenschaften, namentlich eine größere Härte erlangt, so daß es wie das mit Kupfer legirte Silber geprägt und getrieben werden kann. Eine solche Legirung soll sogar der Einwirkung des Schwefelwasserstoffgases widerstehen, ohne sich zu schwärzen, was ich jedoch nach meinen Erfahrungen mit Aluminium-reicheren Legirungen bezweifle. Nach Kiffier sollen, wie oben mitgetheilt worden, auch die Legirungen, welche aus viel Aluminium und wenig Silber ($4\frac{1}{2}\%$) bestehen, härter sein als reines Aluminium, und sich ebenfalls gut halten. Dennoch scheinen meiner Ansicht nach die Aluminium-Silber-Legirungen nur einen untergeordneten Werth zu besitzen, und ich zweifle daran, daß man das Aluminium als Zusatz zu den Silbermünzen dem Kupfer vergleichen wird.

Um einen Beitrag zu unseren Kenntnissen über Aluminium-Silberlegirungen zu geben, bereite ich drei solche Legirungen nach äquivalenten Verhältnissen, und zwar

- 1) Eine Verbindung von 2 Äquivalenten Aluminium und 1 Äquivalent Silber, Al^2Ag .

In einen guten Graphitiegel wurden 3,498 Gramm fein vertheiltes Silber und auf dieses 0,880 Gramm Aluminium gebracht, und das Ganze in heftiger Gluth

unter einer Decke von Kochsalz zusammengeschmolzen. Die viel leichter als Silber schmelzbare Legirung ließ sich leicht ausgießen und stellte nach dem Erkalten eine feste, schwammige, sehr poröse, silberweiße Masse dar, welche sich unter dem Hammer leicht zusammenschlagen ließ, dabei jedoch brüchig wurde. Diese Legirung löst sich in Salpetersäure vollständig, aber ziemlich langsam auf. Vor dem Löthrohre schmilzt sie, bedeckt sich jedoch sofort mit einem Häutchen von Thonerde, so daß es unmöglich ist, kleinere Stüchchen zu einem Kugeln zu vereinigen. Beim Liegen an der Luft verändert sie sich sehr schnell und nimmt eine häßlich graue Farbe an. Mit dem Messer läßt sie sich schneiden, zeigt jedoch so wenig Zusammenhangskraft, daß sie dabei zu kleinen Körnchen zerbröckelt, dagegen läßt sie sich leicht fallen und die frisch gefallene Fläche ist sehr schön glänzend, glatt und ziemlich silberweiß. Sie enthält

79,90 % Silber,
20,10 % Aluminium,

100,00.

Spezifisches Gewicht bei 9,4° C. = 6,73297.*)

*) Hierbei bemerke ich nochmals, daß die Bestimmung des spezifischen Gewichtes der Aluminium-Legirungen nicht wohl auf die gewöhnliche Weise ausgeführt werden darf, wobei man Stüchchen der Legirungen in Wasser eintaucht und den Gewichtsverlust, den sie hierbei erleiden, oder das Gewicht des durch sie verdrängten Wassers bestimmt, denn viele dieser Legirungen sind im frisch geschmolzenen Zustande so äußerst porös, daß zu viel Lufttheilchen in denselben zurückbleiben würden, wenn man sie bloß in Wasser eintauchen wollte. Außerdem habe ich bei einigen sogar eine schwache Wasserzersetzung, wahrscheinlich durch Entziehung von elektrischen Strömungen, beobachtet, und daher schien es notwendig, die spezifischen Gewichte sämtlicher Aluminium-Legirungen durch Eintauchen in 96prozentigen, völlig reinen Weingeist zu bestimmen. Durch Multiplikation der hierbei gefundenen Größen mit dem spezifischen Gewicht des Weingeistes von derselben Temperatur wurde das sich auf Wasser beziehende spezifische Gewicht sodann erhalten, so daß also alle hier gegebenen Angaben sich wie gewöhnlich auf Wasser = 1 beziehen.

Diese Legirung ist wegen ihrer Veränderlichkeit und ihres geringen Zusammenhanges zu technischen Zwecken nicht brauchbar.

2) Eine Verbindung gleicher Äquivalente Aluminium und Silber = AlAg.

Zur Darstellung dieser Legirung wurden im Graphitiegel 9,204 Gr. fein vertheiltes Silber mit 1,158 Gr. metallischem Aluminium so zusammengeschmolzen, daß das Silber zu unterst, das Aluminium auf das Silber gelegt worden. Auch diese Legirung ließ sich ziemlich leicht schmelzen und ausgießen, erschien im frisch geschmolzenen Zustande ausgezeichnet silberweiß, war wenig porös, vor dem Löthrohre schwieriger schmelzbar, in Salpetersäure in der Hitze leicht auflöslich, wurde beim Hämmern brüchig und zeigte sehr geringe Zusammenhangskraft, so daß auch hiervon eine praktische Verwendung nicht gemacht werden kann. An der Luft verändert sie sich eben so rasch, wie die obige Legirung, und nimmt eine häßliche, erst gelblich, später schwärzlichgraue Farbe an. Sie enthält

88,82 % Silber,
11,18 % Aluminium,
100,00.

Spezifisches Gewicht bei 9,4° C. = 8,7439.

Zur Ausführung dieser Gewichtsbestimmungen benutzte ich ein Geißler'sches Piknometer mit eingesenktem Thermometer, so daß es also leicht möglich war, die geringste Temperaturveränderung im Weingeist sofort zu bemerken und in dieser Hinsicht leicht vorkommende Fehlerquellen zu vermeiden. Bei den Legirungen, welche sehr porös waren, wurde außerdem noch die Vorsicht beobachtet, daß die genau abgewogenen Stücke erst $\frac{1}{2}$ Stunde lang zwischen zwei, mit dem Rande auf einander gelegten Uhrgläsern mit Weingeist befeuchtet wurden, wobei es oft ausfiel, wie wenn eine Gasentwicklung stattfinden würde, welche jedoch nur dadurch hervorgerufen worden, daß der Weingeist nach und nach die feinen Lufttheilchen aus der porösen Metallmasse verdrängte. Die hier mitgetheilten spezifischen Gewichte sind daher so sorgfältig bestimmt worden, daß sie als völlig zuverlässig bezeichnet werden dürfen.

3) Eine Verbindung von 1 Aequiv. Aluminium mit 2 Aequiv. Silber = AlAg^2 .

Diese Legirung bereitete ich auf gleiche Weise wie die früheren durch Zusammenschmelzen von 0,920 Grm. Aluminium mit 14,625 Grm. Silber. Im frisch geschmolzenen Zustande war sie prächtig silberweiß, sehr hämmerbar, weich und geschmeidig wie reines Silber, in Salpetersäure leicht auflöslich, vor dem Löthrohre ziemlich leicht schmelzend, dagegen ist sie wie die anderen Legirungen nicht haltbar an der Luft, sondern wird in kurzer Zeit, besonders in feuchter Luft, häßlich röthlich-grau und unscheinbar, sie kann daher ebenfalls nicht als nützlich empfohlen werden. Sie besteht aus

94,08 % Silber,
5,92 % Aluminium,
100,00.

Ihr spezifisches Gewicht ist = 9,3758.

Vergleicht man diese Resultate mit den Angaben von Tiffier und Debray, so ist auffallend, daß die erwähnten Beobachter so vorzügliche Eigenschaften an diesen Legirungen erkannt haben wollen. Gerade die letzterwähnte Legirung AlAg^2 , die circa 94 % Silber und 6 % Aluminium enthält, beweist, daß eine geringe Menge Aluminium schon hinreicht, um das Silber in ein an der Luft sehr unbeständiges Metall zu verwandeln. Selbst Legirungen von Aluminium und Kupfer, denen eine geringe Menge von Silber beigeschmolzen wurde, verloren dadurch ihre Haltbarkeit an der Luft.

Nicht ohne Interesse erschien es, zu bestimmen, ob bei den 3 erwähnten Silber-Aluminiumlegirungen eine Ausdehnung oder eine Contraction erfolgt sei und die Berechnung zeigt, daß bei allen eine zum Theil bedeutende Contraction stattgefunden hat. Das spezifische Gewicht des Aluminiums wurde bei dieser Berechnung zu 2,75, das des Silbers zu 10,53 angenommen und es ergab sich:

Chem. Formel der Legirung.	Spez. Gewicht.	Zusammensetzung nach Prozenten.	Berechn. Gewichtsmenge d. Bestandth. in 1 Vol. (das sp. Gew. = 1 Vol.)	Berechn. Gewichtsmenge d. Bestandth. in 1 Vol.	Contraction in Prozenten.
$\text{Al}^2 \text{Ag}$	8,73279	79,90 % Ag 20,10 % Al	5,37965 Ag 1,35332 Al	0,5109 Ag 0,4921 Al	0,30%
		100,00	6,73297	1,0030	
		88,82 % Ag 11,18 % Al	7,7663 Ag 0,9776 Al	0,7375 Ag 0,3554 Al	
Al Ag	8,7439	100,00	8,7439	1,0929	9,29%
		94,08 % Ag 5,92 % Al	8,8208 Ag 0,5550 Al	0,8377 Ag 0,2018 Al	
		100,00	9,3758	1,0395	
Al Ag^2	9,3758	94,08 % Ag 5,92 % Al	8,8208 Ag 0,5550 Al	0,8377 Ag 0,2018 Al	3,95%
		100,00	9,3758	1,0395	
		100,00	9,3758	1,0395	

Aluminium und Kupfer.

Schon oben wurden die Resultate, welche Tiffier und Debray in Bezug auf Kupfer-Aluminiumlegirungen gefunden hatten, mitgetheilt und es scheint aus diesen Resultaten hervorzugehen, daß namentlich die Legirungen zwischen diesen beiden Metallen einer ausgedehnten technischen Verwendung fähig werden könnten. Nichtsdestoweniger widersprechen sich aber einige Angaben der beiden genannten Chemiker hierüber, so daß es schwierig ist, zu einem bestimmten Urtheil zu gelangen. Ich bereitete daher eine ganze Reihe von Legirungen von Aluminium mit Kupfer, um namentlich auch die allmählichen Veränderungen besser beurtheilen zu können, welche sich an den Eigenschaften wahrnehmen lassen, wenn der Gehalt des Aluminiums an Kupfer nach und nach vermehrt wird. Jedenfalls ist es dann am besten möglich zu erkennen, welche von den vielen Legirungen die meiste Beachtung verdienen, wenn eine solche bestimmte Grundlage gegeben ist.

1) 44 Aequiv. Aluminium und 1 Aequiv. Kupfer = $\text{Al}^{44} \text{Cu}$.

Diese Legirung erhielt ich zufällig, indem Aluminium und Kupfer im Graphitiegel bei heftiger Gluthitze aber nur kurze Zeit zusammengeschmolzen wurden. Beim Ausgießen blieb der größte Theil der angewendeten Kupfer

brachte im Tiegel zurück und es floß die kupferarme Legirung $Al^{14}Cu$ aus. Um sicher zu sein eine gleichförmige Masse zu besitzen, schmolz ich die Legirung noch einmal um, was sich sehr leicht bewerkstelligen ließ.*)

Die Legirung besitzt eine ziemlich weiße Farbe mit einem schwachen Schimmer ins Bläuliche. Sie ist wenig härter als Aluminium und zeigt auf frisch abgewerkelten Flächen einen schönen Metallglanz, beim Hämmern jedoch wird sie etwas brüchig und erhält leicht Risse, so daß sie nicht geschmeidig ist wie das reine Aluminium. In Salpetersäure löst sie sich sehr langsam und erst in der Siedhitze auf. In Salzsäure löst sie sich rasch und unter Hinterlassung eines rothen schwammigen Kupferseletes, welches erst bei Zusatz einiger Tropfen Salpetersäure vollständig verschwindet. Vor dem Löthrohr zeigt sie kein besonderes Verhalten. An der Luft nimmt sie allmählig eine etwas graue Farbe an und ist daher jedenfalls für technische Zwecke nicht brauchbar. 1,024 Gramme der Legirung gaben nach dem Lösen in Königswasser und Behandeln der Lösung mit überschüssiger Kalilauge 0,064 Gr. Kupferoxyd, entsprechend 0,051 Gr. oder 4,99 % Kupfer. Die Legirung besteht daher aus

	Aeq.	gefunden	berechnet
Kupfer	1 = 31,7	4,99	4,92
Aluminium	44 = 598,4	95,01	95,08
		630,1	100,00

Das spezifische Gewicht bei $9,4^{\circ} C.$ = 2,7637.

2) 6 Aeq. Aluminium und 1 Aeq. Kupfer = Al^6Cu .

Diese Legirung wurde durch Zusammenschmelzen von 5,120 Gramm Aluminium mit 2 Gramm Kupfer bereitet. Das Zusammenschmelzen wurde auf gleiche Weise im

*) Sämmtliche Legirungen wurden unter einer Decke von Chlornatrium geschmolzen, welches im Allgemeinen nicht zerlegend einwirkte und sich sehr gut zu diesem Zwecke eignete. Da jedoch viele von den, namentlich an Kupfer reichen Legirungen einen sehr hohen Schmelzpunkt besitzen, so verflüchtigte sich gewöhnlich während des Schmelzens ein großer Theil des Chlornatriums in weißen Dämpfen.

Graphittiegel vorgenommen wie bei der Darstellung der Silberlegirungen, nämlich so, daß immer das Aluminium auf einen dazu verwendeten dünnen Kupferdraht zu liegen kam. Nach heftigem Glühen wurde die Legirung ausgegossen und erschien ihrer ganzen Masse nach vollkommen gleichmäßig. Ihre Farbe ist bläulich-weiß, sie ist wenig hämmerbar und zeigt deutliche Spuren von kristallinischem Gefüge. Gegen Salzsäure und Salpetersäure verhält sie sich wie die vorerwähnte Legirung. Sie besteht aus

	Aeq.	berechnet
Kupfer	1 = 31,7	27,98 g
Aluminium	6 = 81,6	72,02 g
	113,3	100,00

Das spezifische Gewicht bei $9,4^{\circ} C.$ = 3,20645.

3) 5 Aeq. Aluminium und 1 Aeq. Kupfer = Al^5Cu .

7,175 Gramm Aluminium wurden mit 3,345 Gr. Kupfer zusammengeschmolzen. Die ausgegossene Legirung zeigte eine schöne bläulich-weiße Farbe und an einzelnen Stellen einen sehr lebhaften Spiegelglanz, ihr Gefüge ist durchaus blättrig kristallinisch. Sie besitzt nicht die mindeste Geschmeidigkeit, sondern ist so spröde, daß sie beim Schlagen mit dem Hammer wie Glas zerbricht. Vor dem Löthrohre schmilzt sie ziemlich leicht, ohne eine besondere Erscheinung zu zeigen. Zu Salzsäure und Salpetersäure verhält sie sich wie die vorigen Legirungen. Ihr spezifisches Gewicht ist bei $8,6^{\circ} C.$ = 3,31133. Um sicher zu sein eine ganz gleichmäßige Legirung zu besitzen, wurde die Legirung noch einmal umgeschmolzen und hierauf analysirt*). 1,133 Gramm derselben gaben 0,446 Gr.

*) Die Analyse aller Kupfer-Aluminiumlegirungen beschränkte ich nur auf die Kupferbestimmung, welche ich in der Weise ausführte, daß ich die salpetersaure Lösung der Legirung in der Siedhitze mit überschüssiger Kalilauge versetzte, wobei die Thonerde in Lösung blieb, während das Kupferoxyd rein und thonerdefrei niederfiel. Das Kupferoxyd wurde gesammelt, ausgewaschen und in Porzellan-Tiegeln geglüht, nachher noch mit ein Paar Tropfen Salpetersäure befeuchtet (um möglicher Weise durch die

Kupferoxyd, entsprechend 0,356 Gr. oder 31,47 % Kupfer.

Sie besteht aus

	Req.	gefunden	berechnet
Kupfer	1 = 31,7	31,47 %	31,80 %
Aluminium	5 = 68,0	68,53 %	68,20 %
	99,7	100,00	100,00.

Das spezifische Gewicht der umgeschmolzenen Legirung war bei 9,4° C. = 3,3198. Die Legirung hält sich an der Luft ziemlich gut.

4) 11 Aequiv. Aluminium und 3 Aeq. Kupfer.
= Al¹¹Cu³.

Diese Legirung entstand zufällig bei einem Versuche, eine Legirung = Al¹Cu durch Zusammenschmelzen von 12,555 Gramm Aluminium mit 7,316 Gramm Kupfer herzustellen. Durch irgend einen störenden Umstand muß etwas Aluminium dabei verloren gegangen sein. Die ausgegeschmolzene Masse war ausgezeichnet schön schwach bläulich-weiß, weißer als Zink (diesem überhaupt im Ansehen sehr gleichend), aber nicht so weiß wie Silber, großblättrig-kristallinisch, ziemlich hart, jedoch sehr spröde und unter den Hammerschlägen leicht in Kristallblätter zerfallend, deren breite Flächen sich prachtvoll spiegelglänzend zeigen. Im Uebrigen glich sie der vorigen Legirung. An der Luft hält sie sich sehr gut und behält ihre Farbe, sowie ihren Glanz vollkommen. Ihre Eigenschaften scheinen darauf hinzudeuten, daß sie als eine wirkliche chemische Verbindung beider Metalle betrachtet werden muß. Zur Analyse wurden 1,105 Gramm davon auf die erwähnte Weise behandelt, diese gaben 0,541 Gr. Kupferoxyd, entsprechend 0,432 Gr. Kupfer. Sie besteht daher aus

Filterkohle reduziertes Kupfer wieder zu oxydiren) und dann noch einmal geglüht. Aus dem Gewichte des Kupferoxyds wurde das Kupfer berechnet und aus dem Verluste das Aluminium. Wenn auch diese Methode der Analyse nicht auf die größte Genauigkeit Anspruch machen darf, so gab sie doch Resultate, welche mich davon überzeugten, daß sie hier völlig genügend war.

	Req.	gefunden	berechnet
Kupfer	3 = 95,1	99,09 %	99,87 %
Aluminium	11 = 149,6	60,91 %	61,13 %
	244,7	100,00	100,00.

Spezifisches Gewicht bei 9,4° C. = 3,578768.

5) 7 Aeq. Aluminium und 2 Aeq. Kupfer
= Al⁷Cu².

Die eben erwähnte Legirung Al¹¹Cu³ wurde, nachdem sie analysirt worden, noch einmal umgeschmolzen. Die umgeschmolzene Masse zeigte sich ebenfalls sehr schön kristallinisch weiß, hart und spröde. Zur Analyse wurden 1,090 Gramm auf die beschriebene Weise behandelt, sie gaben 0,544 Gr. Kupferoxyd, entsprechend 0,4344 Gr. Kupfer. Die Legirung besteht daher aus

	Req.	gefunden	berechnet
Kupfer	2 = 63,4	39,85 %	39,97 %
Aluminium	7 = 95,2	60,15 %	60,03 %
	158,6	100,00	100,00.

Spezifisches Gewicht bei 9,4° C. = 3,72354.

Bei dieser abermaligen Schmelzung war daher wieder etwas Aluminium verloren gegangen.

6) 3 Aeq. Aluminium und 1 Aeq. Kupfer
= Al³Cu.

5,072 Gramm Aluminium wurden mit 3,94 Gr. Kupfer zusammengeschmolzen. Die geschmolzene Masse zeigte ein schwaches kristallinisches Gefüge, war spröde und brüchig und von unscheinbarer bläulich-weißer, dem Antimon ähnlicher Farbe. Diese Legirung besteht aus

	Req.	berechnet
Kupfer	1 = 31,7	43,72 %
Aluminium	3 = 40,8	56,28 %
	72,5	100,00.

Spezifisches Gewicht bei 9° C. = 3,972116.

7) 9 Aequiv. Aluminium und 4 Aequiv. Kupfer
= Al⁹Cu⁴ oder = 4 (Al³Cu) + Al

Diese Legirung wurde beim Zusammenschmelzen dünner Kupferdrähte mit Aluminium zufällig erhalten, indem sie

Temperatur zur völligen Schmelzung nicht genügend war, so daß beim Ausgießen ein großer Theil der Kupferdrähte ungeschmolzen im Kegel blieb. Die so gewonnene Legirung ist grauweiß, wenig glänzend, sondern nur schwach, an der Luft ziemlich, doch nicht so haltbar wie die vorhergehenden, an Aluminium reicheren Legirungen, denn wenn sie in feuchter Luft liegen bleibt, so schwärzt sie sich allmählig. Sie ist äußerst brüchig und zum feinsten Pulver zerreiblich, kleine Stüchchen lassen sich mit dem Finger zerbrüchen, wobei ein eigenthümliches knirschendes Geräusch beobachtet wird. Vor dem Löthrohr schmilzt sie ziemlich leicht und ohne besondere Erscheinung. In Salpetersäure löst sie sich zwar unter lebhaftem Aufschäumen, aber langsam ganz auf und nur, wenn man die Flüssigkeit erhitzt. Kalte Salpetersäure wirkt wenig ein. Salzsäure wirkt heftig, hinterläßt jedoch den größten Theil des Kupfers. Zur Analyse wurde genommen 1,172 Gramm der Legirung, diese gaben 0,746 Gr. Kupferoxyd, entsprechend 0,5956 Gr. Kupfer. Die Zusammensetzung ist daher

	Aeq.	gefunden	berechnet
Kupfer	4 = 126,8	50,82 %	50,88 %
Aluminium	9 = 122,4	49,18 %	49,12 %
	249,2	100,00	100,00.

Spezifisches Gewicht bei 9° C. = 4,107.

Beim Umschmelzen erlitt die Legirung keine Veränderung, ihr spezifisches Gewicht war bei 9° C. = 4,18855.

5) 2 Aeq. Aluminium und 1 Aeq. Kupfer = Al² Cu.

4,152 Gr. Aluminium wurden mit 4,838 Gr. Kupfer zusammengeschmolzen. Die ausgegossene Legirung war völlig gleichmäßig, etwas krystallinisch, ungleich porös erscheinend und von eigenthümlich unscheinbar grauweißer Farbe, eher mit einem Stiche ins röthliche als ins bläuliche, sie war spröde, hart und unter Hammerschlägen zerpringend. Zur Analyse wurden genommen 1,2294 Gr. Legirung, diese gaben 0,839 Gr. Kupferoxyd, entsprechend 0,6699 Gr. Kupfer. Die Zusammensetzung ist daher

	Aeq.	gefunden	berechnet
Kupfer	1 = 31,7	54,49 %	53,62 %
Aluminium	2 = 27,2	45,51 %	46,18 %
		58,9	100,00

Spec. Gewicht bei 9,4° C. = 4,33, bei 5° C. = 4,38.

An der Luft wird die Verbindung steifig, oxydirt sich verhältnißmäßig sehr rasch, nimmt eine häßlich röthliche Farbe an und die Oxydation bringt ziemlich tief in die einzelnen Stücke ein, so daß sie jedenfalls wie die vorigen keiner Verwendung fähig ist.

9) 1 Aeq. Aluminium und 1 Aeq. Kupfer = Al Cu.

2,404 Gramm Aluminium wurden mit 5,6 Gramm Kupfer zusammengeschmolzen. Die Legirung war völlig gleichmäßig, zeigte im frisch geschmolzenen Zustande oder auf frischem Bruche eine deutlich röthlich weiße Farbe, und zwar entschieden stärker röthlich als die vorhergehende, welche mit dieser verglichen eher bläulich erschien. Sie ist ebenfalls sehr spröde, von faserig-krystallinischem Gefüge, ziemlich hart, jedoch leicht zu zerbrechen. An der Luft verändert sie sich ganz außerordentlich schnell, so daß sie schon in wenigen Stunden, nachdem sie dargestellt worden, ein kupferige Farbe zeigt, die immer dunkler und endlich ganz schwarz wird. Besonders wenn man sie feucht gemacht hat, wird sie schon in Zeit von einer halben Stunde schwarz und die Schwärzung beruht nicht auf etwa wegen vorhandenem Schwefelwasserstoff entstehendem Schwefelkupfer, sondern auf der Bildung von Kupferoxyd, welches sich von der Oberfläche als zartes schwarzes Pulver abbläst, so daß diese Oxydation rasch in das Innere der Masse eindringt. Der erst entstehende röthliche Ueberzug ist wahrscheinlich Kupferoxydul. Die Verbindung ist daher nicht anwendbar. Sie besteht aus

	Aeq.	berechnet
Kupfer	1 = 31,7	69,98 %
Aluminium	1 = 13,6	30,02 %
		45,3

Spec. Gewicht bei 10° C. = 5,73119.

10) 1 Aeq. Aluminium und 2 Aeq. Kupfer
= Al Cu².

5,063 Gramm Aluminium wurden mit 23,6 Gramm Kupfer zusammengeschmolzen. Da sich diese Legirung nicht leicht zu bilden schien, so wurde die ausgegossene Masse noch zweimal umgeschmolzen, bis sie sich vollkommen gleichmäßig zeigte. Ihre Farbe ist röthlich gelbweiß, stärker röthlich als die der vorhergehenden, beinahe der Kobaltspelfe ähnlich, sie ist hart, aber zugleich sehr spröde, so daß sie sich leicht mit dem Hammer zerschlagen läßt, auf dem Bruche erscheint sie matt und etwas porös, körnig krystallinisch. An der Luft verändert sie sich ebenfalls sehr schnell, doch nicht so schnell wie die vorhergehende, sie bedeckt sich mit einem braun-schwarzen Ueberzug und die Oxidation bringt nur langsam tiefer ein. Noch ist zu bemerken, daß sie sich sehr leicht fetten läßt und die gefettete stark glänzende Fläche zeigt eine helle Kupferfarbe. Die Legirung besteht aus

	Aeq.	berechnet
Kupfer	2 = 63,4	82,34 g
Aluminium	1 = 13,6	17,66 g
	77,0	100,00

Spec. Gewicht bei 10° C. = 6,929, bei 8,4° = 6,962999.

11) 1 Aeq. Aluminium und 3 Aeq. Kupfer = Al Cu³.

1,191 Gramm Aluminium und 8,328 Gramm Kupfer wurden zusammengeschmolzen, und da die erhaltene Legirung nicht gleichmäßig erschien, so wurde sie noch dreimal umgeschmolzen. Sie zeigte eine hellgelbe bis röthlich gelbe Farbe, ein schönes blättrig krystallinisches Gefüge und die breiten Flächen der Blätter einen sehr lebhaften Spiegelglanz, während die Bruchflächen matt erscheinen. Ihre Härte ist sehr bedeutend, auch ist sie nicht mehr so vollständig spröde, wie die vorhergehenden Legirungen, sondern sie läßt sich unter dem Hammer etwas ausbreiten, bevor sie bricht. An der Luft läuft sie langsam an und wird schwarz, wobei jedoch die Flächen der Krystallblätter sehr lange widerstehen und ihren Glanz

unverändert behalten. Sie ist polirfähig und läßt sich mit der Feile gut bearbeiten. Heiß läßt sie sich ziemlich stark ausschämmern. Das spec. Gewicht wurde dreimal bestimmt und ergab die Zahlen

7,0148	} im Mittel = 7,1845
7,1462	
7,3924	

wobei bemerkt werden muß, daß das letzt erwähnte specifische Gewicht von dem Theil der Legirung bestimmt wurde, welcher zu unterst war und es scheint daher, daß trotz des oftmaligen Umschmelzens die Legirung nicht ganz gleichmäßig erhalten worden ist.

Die Legirung Al Cu³ erhielt ich außerdem noch zufällig bei viermaligem Umschmelzen der Legirung Al Cu². Die so gewonnene Legirung zeigte dieselben Eigenschaften, nur erschien ihre Farbe noch etwas stärker röthlich-gelb. Zur Analyse der zufällig erhaltenen Legirung Al Cu³ wurden 1,013 Gr. derselben genommen, diese gaben 1,114 Gr. Kupferoxyd, entsprechend 0,8895 Gr. Kupfer. Die Zusammensetzung ist daher

	Aeq.	gefunden	berechnet
Kupfer	3 = 95,1	87,81 g	87,49 g
Aluminium	1 = 13,6	12,19 g	12,51 g
	108,7	100,00	100,00

Spec. Gewicht bei 10° C. = 7,20438.

12) 1 Aeq. Aluminium und 4 Aeq. Kupfer = Al Cu⁴.

Beim Zusammenschmelzen von 1,415 Gramm Aluminium mit 13,192 Gramm Kupfer wurde diese Legirung nicht erhalten, da ein mehrmaliges Umschmelzen nothwendig war, wobei bald so großer Verlust von Aluminium stattfand, daß die zuletzt erhaltene Masse = Al Cu⁴ war (s. unten). Dagegen erhielt ich die Legirung zufällig bei einem Versuche, eine aluminiumreichere Legirung darzustellen. Die Legirung zeichnet sich durch eine prächtige hellgoldgelbe Farbe aus. Unter dem Hammer kann sie zu ziemlich dünnen Blättchen geschlagen werden, ohne Rautenrisse zu bekommen, bei anhaltendem Hämmern wird sie spröde und brüchig. Herr Graveur Sperling, welcher an

er Legirung bearbeitete, bemerkt darüber, daß die Legirung beim Graviren sehr kurz sei und daher nicht leicht zu erhalten. Sie ist sehr polirturfähig und nimmt einen hohen Spiegelglanz an, hält sich auch an der Luft sehr standhaft und nimmt nur eine etwas dunklere Farbe an, doch läßt sich ihre Oberfläche leicht wieder poliren. In Salpetersäure löst sie sich in der Wärme leicht und vollständig auf, sie ist schwer schmelzbar und verliert leicht einen Theil ihres Aluminiums ab, woher es kommen mag, daß der Versuch, sie aus abgewogenen Quantitäten darzustellen, nicht glückte. Ihre Eigenschaften, wie sich aus Vorstehendem ergibt, sehr werthvoll und ist ihr Aluminiumgehalt noch verhältnißmäßig hoch und daher die Legirung zu theuer, als daß sie in ausgedehnterer Anwendung fähig wäre. Dagegen eignet sie sich gewiß zur Fabrication gelber Knöpfe und kleinerer Gegenstände vortreflich eignen. Es ist die Legirung, von welcher Deville sagt, daß sie von Aluminium-Kupferlegirungen die werthvollsten Eigenschaften und an Festigkeit und Zähigkeit dem reinen Aluminium gleichkomme. Diesem Ausspruch Deville's will wir nun allerdings durchaus nicht beistimmen, da leicht noch werthvollere Legirungen werden kennen und da diese noch durchaus nicht so fest und zähe, im Verhältnisse immer noch ziemlich spröde und

Zur Analyse wurden 0,920 Gramm Legirung genommen, diese gaben 1,046 Gramm Kupferoxyd, entsprechend 0,835 Gramm Kupfer. Die Zusammensetzung ist

	Aeq.	gefunden	berechnet
Kupfer	4 = 126,8	90,76 %	90,31 %
Aluminium	1 = 13,6	9,24 %	9,69 %
		100,00	100,00.

Spec. Gewicht bei 8,5° C. = 7,5340.

1 Aeq. Aluminium und 5 Aeq. Kupfer = $AlCu^5$.
Nach Zusammenschmelzen von 1,44 Gr. Aluminium, 6,41 Gramm Kupfer wurde diese Legirung nicht erhalten, indem ein dreimaliges Umschmelzen erforderlich

war, wobei etwas Aluminium verloren ging und sich eine Legirung bildete = $AlCu^6$. Dagegen wurde diese Legirung zufällig erhalten beim Zusammenschmelzen von 2,330 Gramm Aluminium mit 16,293 Gramm Kupfer (um $AlCu^5$ darzustellen). Die hierbei gewonnene ungleichmäßige Legirung wurde fünfmal umgeschmolzen, wobei so viel Aluminium verloren ging, daß gerade die Legirung $AlCu^5$ daraus entstand. Diese Legirung ist ausgezeichnet schön goldgelb, in der Farbe vom reinsten Gold nicht zu unterscheiden, sie ist bedeutend härter und zäher als die vorige, zeigt sich jedoch beim Graviren immer noch spröde und kurz. In der Kälte und in der Hitze hämmersbar, scheint sie auch zum Gießen geeignet, ist polirturfähig und nimmt den reinsten Spiegelglanz an. An der Luft verändert sie sich nur sehr langsam, verliert etwas von ihrem Glanze und nimmt eine dunkelgelbe Farbe an. Dieses Anlaufen beschränkt sich jedoch nur auf die Oberfläche, welche sehr leicht wieder gereinigt werden kann, und daher ist diese Legirung von allen bisher betrachteten am meisten der Beachtung werth, besonders auch deshalb, weil sie weniger Aluminium enthält und daher billiger hergestellt werden kann. Zur Analyse dienten 0,917 Gr. Legirung, diese gaben 1,062 Gr. Kupferoxyd, entsprechend 0,848 Gr. Kupfer. Die Zusammensetzung ist daher

	Aeq.	gefunden	berechnet
Kupfer	5 = 158,5	92,48 %	92,10 %
Aluminium	1 = 13,6	7,52 %	7,90 %
		100,00	100,00.

Spec. Gewicht bei 9,4° C. = 7,72677.

14) 1 Aeq. Aluminium und 6 Aeq. Kupfer = $AlCu^6$.

Diese Legirung wurde, wie schon oben erwähnt, mehrmals zufällig erhalten, namentlich bei der Bereitung von $AlCu^4$ und $AlCu^5$. Ein Versuch, sie durch Zusammenschmelzen von 1,7 Gr. Aluminium und 23,775 Gr. Kupfer darzustellen, gelang nicht, weil ebenfalls ein dreimaliges Umschmelzen nothwendig wurde, wobei Aluminium verloren ging und sich eine Legirung = Al^1Cu^{12} (s. unten) bildete. Auch diese Legirung besitzt eine lebhafte und

Aluminium in Zinn zu einem mit Zinn legirten Metall. Die Legirung ist in ihren Eigenschaften sehr den vorhergehenden, nur war sie etwas weniger porös. Sie besteht aus

	Req.	berechnet
Zinn	1 = 58,0	51,60 g,
Aluminium	4 = 54,4	48,40 g,
	112,4	100,00.

Spezifisches Gewicht bei 5° C. = 4,0249.

3) 3 Req. Aluminium und 1 Req. Zinn = Al^3Sn .

4,055 Gramm Aluminium wurden mit 5,765 Gr. Zinn zusammengeschmolzen. Die Legirung glück in ihren Eigenschaften sehr den vorhergehenden, nur war sie etwas weniger porös. Sie besteht aus

	Req.	berechnet
Zinn	1 = 58,0	58,70 g,
Aluminium	3 = 40,8	41,30 g,
	98,8	100,00.

Spezifisches Gewicht bei 4,7° C. = 4,27604.

5) 2 Req. Aluminium und 1 Req. Zinn = Al^2Sn .

2,016 Gramm Aluminium wurden mit 4,3 Gramm Zinn zusammengeschmolzen. Die erhaltene Legirung ist schön silberweiß, porös und bröcklig, wie die früheren, nur etwas härter und geschmeidiger, bricht erst, wenn man sie mit dem Hammer ziemlich flach ausschlägt. Sie besteht aus

	Req.	berechnet
Zinn	1 = 58,0	68,08 g,
Aluminium	2 = 27,2	31,92 g,
	85,2	100,00.

Spezifisches Gewicht bei 9,4° C. = 4,74443.

6) 1 Req. Aluminium und 1 Req. Zinn = $AlSn$.

4,152 Gramm Aluminium wurden mit 17,707 Gr. Zinn zusammengeschmolzen. Die erhaltene Legirung ist

überhaupt nicht wie ein Metall ausseht ($\text{Al}^\circ\text{Cu}^\circ$). Sinkt der Aluminiumgehalt auf 40 und auf 30%, so nimmt die Härte wieder etwas zu, dennoch sind die Legierungen noch sehr mürbe und wenig metallähnlich. Sinkt der Aluminiumgehalt auf circa 20%, so wird die Härte bedeutender und mit dieser auch die Festigkeit. Die Legierung läßt sich sellen, gleicht auf frischen Flächen eher einem Metalle, ist aber immer noch spröde. Erst wenn der Aluminiumgehalt auf $12\frac{1}{2}\%$ gesunken ist, zeigt sich die Legierung etwas fester und geschmeidig, und nun nimmt die Geschmeidigkeit und Festigkeit zu in dem Verhältnis, als der Aluminiumgehalt bis auf 7% vermindert wird. Die Legierung mit 7% Aluminium besitzt in dieser Hinsicht untadelhafte Eigenschaften. Vermindert man den Aluminiumgehalt noch mehr, so zeigen die Legierungen dem reinen Kupfer ähnliche Eigenschaften, und zugleich vermindert sich auch ihre Haltbarkeit an der Luft. In Bezug auf die Farbe der Legierungen zeigen sich die bestimmtesten, deutlichsten Abstufungen. Die Legierungen bis zu einem Gehalte von 50% Kupfer sind bläulich-weiß oder grau-weiß, doch so, daß allemal die kupferreichen gegenüber den kupferärmeren einen rötlichen Schein besitzen. Die Legierungen mit 50—82% Kupfer sind entschieden rötlich-weiß, so daß die kupferreichere gegenüber der kupferärmeren immer gefärbter erscheint. Die Legierung AlCu° mit 87,5% Kupfer bildet den Uebergang von den rothgefärbten Legierungen zu den goldgelben, doch geht ihre Farbe schon mehr ins reine Gelb über. Dagegen tritt bei den Legierungen mit 90—94% Kupfer die goldgelbe Farbe ganz deutlich hervor und zwar ist dieses Gelb ein durchaus anderes reineres Goldgelb als das des Messings. Selbst Legierungen, welche 95% Kupfer enthalten, zeigen noch eine gelbe Farbe, die aber besonders dann rötlich erscheint, wenn man sie mit etwas kupferärmeren vergleicht. Steigt jedoch der Kupfergehalt noch mehr, so wird allerdings die Farbe immer mehr rötlich-gelb, was aus mehreren in

Bezug hierauf gemachten Proben deutlich hervorgegangen ist. Auch bei diesen Legierungen wurden die specifischen Gewichte wie bei den vorerwähnten Legierungen des Silbers dazu benutzt, um zu bestimmen, ob sich je eine Legierung unter Ausdehnung oder Kontraktion gebildet habe*) und im Allgemeinen ergab es sich, daß die Kontraktion häufiger stattfand als die Expansion, wie aus folgender Uebersicht hervorgeht.

*) Die Methode dieser Berechnung ist sehr einfach, wie aus nachstehendem Beispiel hervorgeht. Die Legierung $\text{Al}^\circ\text{Cu}^\circ$ hat das specifische Gewicht 2,7637, dieses kann als das wirkliche Gewicht von je 1 Volumen dieser Legierung betrachtet werden und da in derselben 95,01% Aluminium und 4,99% Kupfer gefunden wurden, so sind in 2,7637 Gewichttheilen:

$$\begin{aligned} 100 : 95,01 &= 2,7637 : x = 2,6258 \text{ Gew. Theile Al und} \\ 100 : 4,99 &= 2,7637 : x = 0,1379 \text{ " " Cu enthalten.} \end{aligned}$$

$$2,7637$$

$$\begin{aligned} \text{Hieraus berechnet sich das Volumen, welches jedes Element in der Legierung einnimmt, denn es verhält sich} \\ 2,75 : 1 &= 2,6258 : x = 0,9548 \text{ Vol. Theile Al und} \\ 8,67 : 1 &= 0,1379 : x = 0,0159 \text{ " " Cu} \end{aligned}$$

$$\text{Summe} = 0,9707$$

Das heißt, die Gewichtsmenge Aluminium, welche in einem Volumen der Legierung enthalten ist, nimmt der Berechnung nach ein Volumen ein = 0,9448 und die Gewichtsmenge Kupfer, welche in einem Volumen der Legierung enthalten ist, nimmt der Berechnung nach ein Volumen ein = 0,0159. Die Summe der berechneten Volumina der beiden Metalle, welche zusammen ein wirkliches Volumen ausmachen, beträgt der Berechnung nach nur 0,9707, also nicht ganz ein Volumen, wie in Wirklichkeit erhalten werden, daher muß eine Expansion stattgefunden haben = 0,0293 für je ein Volumen. Denn $0,9707 + 0,0293 = 1$ oder in Procenten ist die Expansion = 2,93.

Uebersicht der spezifischen Gewichte und Volumina, sowie der procentischen Zusammensetzung der Aluminium-Kupfer-Legirungen.

Zum genauen Verständniß der nachstehenden Tabelle mag voraus bemerkt werden, daß das Äquivalent des Kupfers = 31,7, des Aluminiums = 13,6 und das spez. Gewicht des Kupfers 8,67 das des Aluminiums = 2,75 angenommen werden.

Chemische Formel der Legirung	Spezifisches Gewicht	Zusammensetzung nach Prozenten		Berechnete Gewichtsmenge der Bestandtheile in einem Volumen (das spez. Gew. = 1 Volum)		Berechnete Volummenge der Bestandtheile in einem Volumen der Legirung		Contraction in Prozenten	Expansion oder Ausdehnung in Prozenten	Farbe
		gefunden	berechnet	aus gefund. Prozenten	aus berechn. Prozenten	aus gefund. Prozenten	aus berechn. Prozenten			
								n g.P. n b.P.	n.g.P. n. b.P.	
Al ⁴⁴ Cu	2,7637	4,99% Cu	4,92% Cu	0,1370 Cu	0,1360 Cu	0,0159 Cu	0,0157 Cu	—	—	blauweiß
		95,01% Al	95,08% Al	2,6258 Al	2,6277 Al	0,9548 Al	0,9554 Al	—	2,93% 2,88%	
		100,00	100,00	2,7637	2,7636	0,9707	0,9712	—	—	
Al ¹⁶ Cu	3,20645	27,98% Cu	—	—	0,89716 Cu	—	0,1035 Cu	—	—	blauweiß
		72,02% Al	—	—	2,30929 Al	—	0,8397 Al	—	5,68%	
		100,00	—	—	3,20645	—	0,9432	—	—	
Al ¹⁵ Cu	3,31556 im Mittel	31,47% Cu	31,80% Cu	1,04341 Cu	1,05435 Cu	0,1203 Cu	0,1216 Cu	—	—	weiß
		68,53% Al	68,20% Al	2,27215 Al	3,26121 Al	0,8262 Al	0,8222 Al	—	5,35% 5,62%	
		100,00	100,00	3,31556	3,31556	0,9465	0,9438	—	—	
Al ¹¹ Cu ³	3,5588	39,09% Cu	38,87% Cu	1,3988 Cu	1,3911 Cu	0,1631 Cu	0,1604 Cu	—	—	rein weiß
		60,91% Al	61,13% Al	2,1799 Al	2,1877 Al	0,7930 Al	0,7955 Al	—	4,57% 4,41%	
		100,00	100,00	3,5788	3,5788	0,9561	0,9559	—	—	
Al ¹⁷ Cu ²	3,72354	39,85% Cu	39,97% Cu	1,48384 Cu	1,48384 Cu	0,1711 Cu	0,1717 Cu	—	—	rein weiß
		60,15% Al	60,03% Al	2,23970 Al	3,23970 Al	0,8144 Al	0,8128 Al	—	1,45% 1,55%	
		100,00	100,00	3,72354	3,62354	0,9855	0,9845	—	—	
Al ¹³ Cu	3,97211	—	43,72% Cu	—	1,7366 Cu	—	0,2003 Cu	—	—	grauweiß
		—	56,28% Al	—	2,5355 Al	—	0,8129 Al	—	1,32%	
		—	100,00	—	3,9721	—	1,0132	—	—	
Al ⁹ Cu ⁴	4,1478 im Mittel	50,82% Cu	50,88% Cu	2,1079 Cu	2,1104 Cu	0,2431 Cu	0,2434 Cu	—	—	grauweiß
		49,18% Al	49,12% Al	2,0399 Al	2,0374 Al	0,7418 Al	0,7409 Al	—	1,51% 1,52%	
		100,00	100,00	4,1478	4,1478	0,9849	0,9843	—	—	
Al ¹² Cu	4,3550 im Mittel	54,49% Cu	53,82% Cu	2,3730 Cu	2,3439 Cu	0,2737 Cu	0,2703 Cu	—	—	röthlich weiß
		45,51% Al	46,18% Al	1,9820 Al	2,0111 Al	0,7207 Al	0,7313 Al	—	0,16% 0,56%	
		100,00	100,00	4,3550	4,3550	0,9944	1,0016	—	—	
Al Cu	5,73119	—	69,98% Cu	—	4,01069 Cu	—	0,4626 Cu	—	—	deutlich röthlich weiß
		—	30,02% Al	—	1,72050 Al	—	0,6256 Al	—	8,82%	
		—	100,00	—	5,73119	—	1,0882	—	—	
Al Cu ²	6,9460 im Mittel	—	82,34% Cu	—	5,7195 Cu	—	0,6597 Cu	—	—	röthlich gelbweiß
		—	17,66% Al	—	1,2267 Al	—	0,4460 Al	—	10,57%	
		—	100,00	—	6,9460	—	1,1057	—	—	
Al Cu ³	7,20438	87,81% Cu	87,49% Cu	6,31897 Cu	5,30312 Cu	0,7288 Cu	0,7258 Cu	5,07% 5,35%	—	röthlich gelb
		12,19% Al	12,51% Al	0,88541 Al	0,90126 Al	0,3219 Al	0,3277 Al	—	—	
		100,00	100,00	7,20438	7,20438	1,0509	1,0535	—	—	

Al ¹ Pb	Al ¹ Pb
Al ⁷ Pb	Al ² Pb
Al ⁶ Pb	Al Pb
Al ¹ Pb	Al Pb ²
Al ¹ Pb	und Al Pb ² .

Alle diese Versuche ergaben jedoch das Resultat, daß es in der That unmöglich ist, die beiden Metalle in einem bestimmten Verhältniß miteinander zu vereinigen, indem, selbst wenn man die schmelzende Masse mit einem Pfefsenstiel von Thon anhaltend umrührt, ausgießt und wieder schmilzt, beim Ausgießen immer nur Aluminiumkugeln in dem Blei schwimmen, ohne die mindeste Verbindung zu zeigen. Nachdem alle diese fruchtlosen Proben gemeinschaftlich in einem Kiegel zum Schmelzen erhitzt und der Kiegel zum ruhigen Erkalten hingestellt worden war, zeigte sich nach dem Erkalten und Zerschlagen des Kiegels ein Metallregulus, der aus zwei ganz deutlich unterscheidbaren Schichten bestand. Die untere Schicht war Blei, die obere Aluminium, und zwischen beiden Schichten fand eine so geringe Berührung statt, daß sie durch einen einzigen Hammerschlag von einander getrennt werden konnten, wobei die Trennungsfläche auf dem Aluminium eine graumatte Farbe zeigte und aus einem aluminiumhaltigen Bleihäutchen bestand, welches sehr weich war und sich mit einem Messer leicht abschaben ließ. Eine oberflächliche Untersuchung hat ergeben, daß hierbei das Aluminium verhältnißmäßig reicher an Blei, als das Blei an Aluminium ist, besonders zeigten sich die tiefer liegenden Schichten der Aluminiumschmelze bleireicher als die obersten Schichten, und eben aus diesem Grunde ist eine genaue Bestimmung, wieviel Blei das Aluminium aufgenommen habe, nicht wohl möglich. Daß das Aluminium in seinen untersten Schichten mehr Blei enthält, könnte dadurch erklärt werden, daß es schneller fest wird beim Erkalten als das Blei, und daß, indem das Aluminium beim Erkalten des Kiegels rasch erstarrte, sich noch kleine Bleikügelchen in der Aluminiummasse schwebend befunden haben und so von dem erstarrenden Aluminium mit eingeschlossen worden sind. Hierbei konnte auch recht deutlich die im Vergleich zum Blei sehr große specifische Wärme des

Aluminiums beobachtet werden, denn nach dem Ausgießen der Mischung auf eine eiserne Platte kühlte sich das Blei sehr rasch ab und konnte nach wenigen Minuten mit der Hand betastet werden. Die in der Bleimasse befindlichen Aluminiumkugeln dagegen blieben sehr lange glühend und heiß und konnten erst nach längerer Zeit in der Hand behalten werden, ohne die Haut zu verbrennen.

Aluminium und Zink.

Zwischen beiden Metallen wurde nur eine Legirung, nämlich die aus gleichen Aequivalenten, dargestellt. 10,601 Gramm Aluminium wurden nämlich mit 25 Gramm Zink unter einer Decke von Chlorcalcium-Chlornatrium ($KCl + NaCl$) zusammengeschmolzen. Bei dieser Schmelzung zeigte sich wahrscheinlich in dem Momente, wo sich die beiden Metalle mit einander vereinigten, eine lebhaftere Feuererscheinung und unter explosionartigem Geräusch stiegen hohe Flammen aus dem Kiegel in die Höhe. Die Masse wurde hierauf sofort auf eine eiserne Platte ausgegossen, was ohne weitere Verbrennung der Legirung möglich war. Die so gewonnene Legirung ist auf der Oberfläche schön silberweiß, außerordentlich spröde, vollkommen krystallinisch und die kleinen Krystalle, welche auf der Bruchfläche zu erkennen sind, scheinen Rhomboëder zu sein. Sie läßt sich leicht zum feinsten Pulver zerreiben, entwickelt beim Uebergießen mit kochendem Wasser unter lebhaftem Aufbrausen Wasserstoffgas und färbt sich auf der Oberfläche schwarz. Wird ein Stück der Legirung anhaltend mit Wasser gekocht, so zerfällt es nach und nach unter fortwährender Wasserstoffgasentwicklung ganz zu einem feinen grauschwarzen Pulver. In Salpetersäure und Salzsäure löst sie sich leicht auf. Vor dem Löthrohre schmilzt sie in der inneren Flamme leicht zu einem Kügelchen, welches sich aber bald mit einer dünnen Haut von Thonerde umgibt. Bei fortgesetztem Blasen wird diese Hülle plötzlich durchbrochen und mit schwachem Knall unter lebhafter, blendender Feuererscheinung treten Zinkkugeln aus dem Innern hervor, springen oft weit herum und verbrennen. Die Ursache dieser Erscheinung beruht ebenfalls darauf, daß das Zink in der Glühhitze sich in

Dampf verwendet, daß der Zinkdampf die Thonerdehülle zerstört und sowie er mit der Luft in Berührung kommt, sich entzündet. Diese Legirung hat in mehrfacher Hinsicht wissenschaftliches Interesse. Sie besteht aus

	Maß.	berechnet
Zink	1 = 32,6,	70,56 g,
Aluminium	1 = 13,6,	29,44 g,

46,2, 100,00.

Ihr specifisches Gewicht bei 4,7° C. ist = 4,53227. Die Gewichtsmenge der Bestandtheile in einem Volumen berechnet sich daraus zu

3,19797 Zn
1,33430 Al

4,53227,

und die berechnete Volummenge der Bestandtheile in einem Volum der Legirung ist daher (das spec. Gewicht des Zinks = 6,562, das des Aluminiums = 2,75 angenommen) gleich

0,4660 Zn
0,4852 Al

0,9512.

Es ist daher bei der Entstehung dieser Legirung eine Expansion eingetreten = $1 - 0,9512 = 0,488$ oder = 4,88 Prozent.

Die Legirungen des Aluminiums sind, wie aus diesem kleinen Beitrag hierzu hervorgeht, zum Theil, wie auch das reine Aluminium, sehr werthvoll, und daher ist es um so wünschenswerther, daß dieses Metall mittelst einer einfachen Methode so abgeschleifen werden kann, daß sein Preis ein möglichst billiger wird. Es würde dadurch eine neue Industrie ins Leben gerufen und dem Mechaniker und Metallarbeiter ein neues vorzügliches und eigenthümliches Material zur Anfertigung mancher Apparate und Maschinentheile gegeben, die damit weit besser und zweckmäßiger hergestellt werden könnten, als mit den gegenwärtig dazu benutzten Metallen oder Metalllegirungen. Nachträglich theile ich noch in Betreff über das Ziehen des Aluminiums zu Draht mit, daß Herr Goldarbeiter Reuß in Leipzig ein Stück des von mir zu den mitge-

theilten Versuchen benutzten Aluminiums sehr fein auswalzte und auch zu sehr feinem Drahte auszog, wobei er das Aluminium von Zeit zu Zeit wieder über der Spiritusflamme erwärmte und nach dem Erkalten seiner auszog. (Deutsche Gewerbe-Zeitung 1858 S. 189.)

Ueber die sauren Gase, welche Schwefelsäure- und Sodafabriken verbreiten, und die Mittel, dieselben unschädlich zu machen.

Nach einer belgischen Staatschrift auszugsweise bearbeitet von

Prof. Dr. E. F. Schubarth in Berlin.

(Die Abbildungen auf Blatt VIII. Fig. 1—12.)

V o r w o r t.

Vielsältige Klagen der Landwirthe über die Beschädigung der Feld- und Gartenfrüchte durch die Dämpfe der chemischen Fabriken in Belgien veranlaßten die Regierung im Jahre 1854 eine Kommission zur Untersuchung der Sache niederzusetzen. Dieselbe theilte sich in zwei Abtheilungen; die eine, aus Chemikern bestehend, unterzog sich der speziellen Kenntnisaufnahme der chemischen Fabriken und der dort ausgeübten Fabrikationsprozesse; die andere, aus Botanikern und Landwirthen gebildet, widmete sich der Untersuchung des Zustandes der Vegetation auf den Aeckern und Wäldungen in der Nähe der Fabriken. Zugleich nahm man auch eine spezielle Kenntniß der Maschinen, welche die französische Regierung ergriffen hat, um die Uebelstände zu verhüten, um die es sich in Belgien handelte.

Während dieser Arbeiten hatte im Sommer 1855 die Aufregung des Landvolkes, welches sogar die Kartoffelkrankheit den Einflüssen der chemischen Fabriken zuschrieb, so zugenommen, daß sehr bedauerliche Angriffe auf die letztern stattfanden. Dieses veranlaßte die Regierung, die Kommission, um die weitläufigen und zeitraubenden Ar-

beiden zu beschleunigen, durch neue Mitglieder zu verstärken, so daß es möglich wurde, Ende des Jahres einen Generalbericht an das Ministerium abfassen zu können. Derselbe ist unter dem Titel: „Fabriques de produits chimiques. Rapport à Mr. le ministre de l'Intérieur par la Commission d'enquête, Bruxelles 1856 4.“ erschienen.

Daß die Dämpfe der chemischen Fabriken, der Rauch der Oefen, wenn demselben saure Gase beigemengt sind, auf die Vegetation nachtheilig wirken, ist eine anerkannte Thatsache. Vielfache Klagen sind seit Jahren laut geworden. Man hat aber auch nicht selten die Sache übertrieben und Flecke auf den Blättern und Verderbniß der Blüthen und Früchte dem Einflusse saurer Dämpfe Schuld gegeben, welche von ganz andern Ursachen herrührten, als von Frost, mikroskopischen pflanzlichen und thierischen Parasiten, vom Niederschlage fremder Stoffe auf die Blätter, von ausgezeichnet intensiver Sommerhitze u. Hat man doch in Belgien die Kartoffelkrankheit von den Ausdünstungen der chemischen Fabriken herleiten wollen, namentlich von dem salzsauren Gase! Aber gerade in den-

jenigen Theilen Belgiens, wo eine derartige Fabrik nicht existirt, hat jene Krankheit begonnen und größere Verheerungen ausgeübt, als da wo chemische Fabriken sind. In Frankreich und England zeigte die Kartoffelkrankheit sich vor 1845 nirgends, auch nicht in der Nähe der Sodafabriken, obgleich letztere nach einem großen Maßstabe arbeiteten.

Nichts desto weniger steht fest, daß die sauren Dämpfe der Sodafabriken den Pflanzen und Bäumen in der Nähe nachtheilig sind. Angestellte chemische Untersuchungen haben die Gegenwart von Spuren Salzsäure in den fleckig gewordenen Blättern, ebenso in dem Wasser (Thau) dargegethan, mit welchem dieselben benetzt waren. Gleiche Flecke konnten künstlich durch Bestreichen der Blätter mit verdünnter Salzsäure hervorgebracht und dann selbst noch nach 8 Tagen Spuren der Säure in den Blättern nachgewiesen werden.

Folgende Liste von Bäumen, Sträuchern und sonstigen Gewächsen weist die Empfänglichkeit für die Einwirkung salzsaurer Dämpfe nach; die in derselben zuerst aufgeführten werden am meisten, die letzten am wenigsten angegriffen.

Weißbuche
Hainbuche
Haselstrauch
Eiche
Rothbuche
Birke
Platanen
Feld-Ahorn
Weide
Schwarzdorn
Spindelbaum
Ulme
Linde
Schlehdorn
Lärche
Brombeerstrauch
Eiche

Carpinus betulus.
„ *incisa.*
Coryllus avellana.
Quercus Robur.
Fagus sylvatica.
Betula alba.
Acer Pseudoplatanus.
„ *campestre.*
Salix cinerea.
Crataegus oxyacantha.
Evonymus europaeus.
Ulmus campestris.
Tilia platyphyllos.
Prunus spinosa.
Larix europaea.
Rubus fruticosus.
Fraxinus excelsior.

Weißpappel
Pappel
Zitterpappel
Lebensbaum
Weinstock
Pflaumenbaum
Apfelbaum
Birnbäum
Kirschbaum
Johannisbeerstrauch
Rosenstrauch
Hollunderstrauch
Himbeerstrauch
Espinade
Hopfen
Erle

Populus alba.
„ *fastigiata.*
„ *tremula.*
Thuya orientalis.
Vitis vinifera.
Prunus domestica.
Malus communis.
Pyrus „
Cerasus vulgaris.
Ribes rubrum.
Rosa gallica.
Syringa vulgaris.
Rubus idaeus.
Spiraea ulmaria.
Humulus Lupulus.
Alnus incana.

Uebersicht der spezifischen Gewichte und Volumina, sowie der procentischen Zusammensetzung der Aluminium-Zinn-Legierungen.

Das Äquivalent des Zinns wurde = 58, das des Aluminiums = 13,6 und das spez. Gew. des Zinns = 7,285, das des Aluminiums = 2,75 angenommen. Die Legierungen waren nicht analysirt worden, da sie so leicht und ohne wesentlichen Gewichtsverlust zu erlangen, durch Zusammenschmelzen der äquivalenten Mengen Zinn und Aluminium dargestellt werden konnten.

Chemische Formel der Legierung	Spezifisches Gewicht	Zusammensetzung nach Prozenten	Berechnete Gewichtsmenge der Bestandtheile in 1 Vol. (das spez. Gew. = 1 Vol.)	Berechnete Volummenge der Bestandtheile in einem Volumen der Legierung	Contraction in Prozenten	Expansion in Prozenten	Farbe der Bruchfläche
Al ¹ Sn	3,58298	41,55 $\frac{8}{100}$ Sn	1,48872 Sn	0,2043 Sn	—	3,41 $\frac{8}{100}$	schmutzig grau
		58,45 $\frac{8}{100}$ Al	2,09426 Al	0,7616 Al			
Al ² Sn	3,7912	100,00	3,58298	0,9659	—	1,65 $\frac{8}{100}$	schmutzig grau
		46,03 $\frac{8}{100}$ Sn	1,74509 Sn	0,2395 Sn			
Al ³ Sn	4,0249	53,97 $\frac{8}{100}$ Al	2,04611 Al	0,7440 Al	—	0,65 $\frac{8}{100}$	schmutzig grau
		100,00	3,79120	0,9835			
Al ⁴ Sn	4,27604	51,60 $\frac{8}{100}$ Sn	2,07685 Sn	0,2851 Sn	—	1,33 $\frac{8}{100}$	grau
		48,40 $\frac{8}{100}$ Al	1,94805 Al	0,7084 Al			
Al ⁵ Sn	4,74443	100,00	4,02490	0,9935	—	0,59 $\frac{8}{100}$	grauweiß
		58,70 $\frac{8}{100}$ Sn	2,5100 Sn	0,3445 Sn			
Al ⁶ Sn	5,45393	41,30 $\frac{8}{100}$ Al	1,7660 Al	0,6422 Al	—	1,68 $\frac{8}{100}$	weiß
		100,00	4,2760	0,9867			
Al Sn	6,2639	68,08 $\frac{8}{100}$ Sn	3,2300 Sn	0,4434 Sn	0,87 $\frac{8}{100}$	—	wie Britannia-Metall
		31,92 $\frac{8}{100}$ Al	1,5144 Al	0,5507 Al			
Al Sn ¹	6,5356	100,00	4,7444	0,9941	0,45 $\frac{8}{100}$	—	beinahe silberweiß
		81,00 $\frac{8}{100}$ Sn	4,4177 Sn	0,6064 Sn			
Al Sn ²		19,00 $\frac{8}{100}$ Al	1,0362 Al	0,3768 Al			
		100,00	5,4539	0,8932			
Al Sn ³		89,50 $\frac{8}{100}$ Sn	5,60628 Sn	0,7696 Sn			
		10,50 $\frac{8}{100}$ Al	0,65772 Al	0,2391 Al			
Al Sn ⁴		100,00	6,26400	1,0085			
		92,74 $\frac{8}{100}$ Sn	6,0611 Sn	0,8321 Sn			
Al Sn ⁵		7,26 $\frac{8}{100}$ Al	0,4745 Al	0,1725 Al			
		100,00	6,5356	1,0045			

Aluminium und Blei.

Schon Deville hat mitgetheilt, daß diese beiden Metalle sich nicht mit einander legiren lassen oder daß wenigstens beim Zusammenschmelzen beider das Alumi-

nium nur wenig Blei und das Blei nur wenig Aluminium aufnimmt. Diese Angabe kann ich bestätigen, indem ich Legierungen darzustellen suchte von der Zusammen-

nimmt und zur Zuführung der zum Verbrennen des Schwefels, zur Oxydation des Eisens im Schwefelkiese, so wie für die Erzeugung der Schwefelsäure in den Bleikammern nöthigen Luft dient. Ein kurzer Kanal leitet die Luft und das Gas in die Vorkammer. Vor der Einmündung des Ofens in den Kanal liegt eine eiserne cylindrische Pfanne, in welcher Salpeter mit Schwefelsäure gemischt die zur Bildung der Schwefelsäure nöthige Salpeter- und Untersalpetersäure liefert. Ueber diese Pfanne strömt das schweflige Gas, indem es die letztere zugleich erwärmt, in die Kammer. Die in 24 Stunden in einen solchen Ofen aufgegebenen Röstposten, 4 bis 8 an der Zahl, betragen etwa 2 bis 3000 Kilogramm*), die Höhe der Schwefelkieschicht 2 bis 3 Decimeter. Man hat sich auch aus Schwefelkieschleie und Thonbrei gebildeter Steine bedient, die man zu $\frac{1}{2}$ dem Schwefelkies in Stücken zugibt. — Um beim Entleeren des Ofens von den Abbränden am Ende einer Röstung den Eintritt von Staub in die Bleikammern zu verhüten, wird der Zug abgesperrt; damit aber auch der Arbeiter nicht von demselben und dem schwefligsauren Gase, welches die glühenden Abbrände ausgeben, leide, ist ein Kanal geöffnet, welcher aus dem Raume unter dem Roste nach dem Schornsteine der Anlage führt.

Der Kieselofen unterscheidet sich von erstem dadurch, daß die Sohle aus Kieselgen oder Platten besteht, welche auf niedrigen Pfeilern ruhen, zwischen denen die Feuerungen mit Rosten und Aschenfäulen angelegt sind. Das Befegen geschieht wie bei den vorigen Ofen, das Abräumen der Abbrände durch eine während des Röstens mit einer Platte bedeckte Oeffnung in einen Keller oder (was sehr zu tadeln ist) in eiserne vor den Ofen gestellte Röhren. — Man verbrennt in 24 Stunden mindestens 5000 Kilogramm in 6—8 Posten und gibt dem Schliche in dem Ofen eine Höhe von 0,08 bis 0,10 Meter.

Um den Zug in den Kammern zu reguliren und die

durch denselben mit fortgerissene Untersalpetersäure, welche als ein rothgelber Dampf entweicht, zurückzuhalten, hat man sich verschiedener Vorrichtungen bedient. Man hat das aus der Kammer entweichende Gas in einen Bleikaften geleitet, aus welchem es durch eine Röhre, in der sich ein stellbarer Schieber befindet, in den Fabrikschornstein abgeführt wird. Ein Dampfstrahl befördert den Zug. Man hat auch wohl den Bleikaften mit Kohls gefüllt, die aber zum Zuge nachtheilig waren.

Eine andere Art der Zugregulirung besteht in einer in dem Abzugsrohre angebrachten Bleiplatte mit mehreren Oeffnungen, die nach Umständen mit Irdenen oder bleernen Stöpseln geschlossen werden können. Zu dem Ende befindet sich in der Röhre oberhalb jener Platte seitwärts eine mit einem Schieber verschließbare Oeffnung. Um die in diesem Ausgangsrohre niederzuschlagene saure Flüssigkeit abzuleiten, dient ein Bleirohr. Ein Dampfstrahl befördert den Zug und die Absorption der sauren Gase.

Zur Absorption der salpetersauren Dämpfe hat man Bleikaften angewendet, mit Glasugeln, Kohls gefüllt, die von oben mit Schwefelsäure befeuchtet werden, während die Gase von unten eintreten. Endlich sind auch Bombonnes, in zwei parallele Reihen auf einer ansteigenden Bühne geordnet, zu gleichem Zwecke benutzt worden, durch welche die Gase durch einen Zugregulator nach dem Fabrikschornstein abziehen, während die in ihnen condensirte Flüssigkeit, nahe dem Boden durch Bleirohren abgezogen, in eine der Vorkammern des Schwefelsäurebildungsapparates geleitet wird.

Die Kammerensäure wird in bleernen offenen Pfannen auf 60° W. abgedampft und sodann zur Erzeugung von Glaubersalz verwendet. Während des Abdampfens entweichen Wasserdämpfe, welche etwas Schwefelsäure mit fortreißen, die sich, wenn das Lokal nicht gehörigen Luftwechsel gestattet, durch Reizung der Schleimhäute der Luftröhre und Lungen bemerklich machen. Die Concentration auf die höchste Dichtigkeit für den Handel, 66° W., wird theils in Glasretorten oder Ballons, theils in Platinblasen mit Kühlung vorgenommen, wobei keine irgend lästigen Dämpfe entweichen, da man bemüht ist, die bei An-

*) 1 Kilogramm = 2 Pund.

1 Meter = 3,4263 bayr. Fuß.

Dampf verwandelt, daß der Zinkdampf die Thonerbehülle zersprengt und sowie er mit der Luft in Berührung kommt, sich entzündet. Diese Legirung hat in mehrfacher Hinsicht wissenschaftliches Interesse. Sie besteht aus

	Req.	berechnet
Zink	1 = 32,6,	70,56 g,
Aluminium	1 = 13,6,	29,44 g,

46,2, 100,00.

Ihr specifisches Gewicht bei 4,7° C. ist = 4,53227. Die Gewichtsmenge der Bestandtheile in einem Volumen berechnet sich daraus zu

3,19797 Zn
1,33430 Al

4,53227,

und die berechnete Volummenge der Bestandtheile in einem Volum der Legirung ist daher (das spec. Gewicht des Zinks = 6,862, das des Aluminiums = 2,75 angenommen) gleich

0,4660 Zn
0,4852 Al

0,9512.

Es ist daher bei der Entstehung dieser Legirung eine Expansion eingetreten = $1 - 0,9512 = 0,488$ oder = 4,88 Prozent.

Die Legirungen des Aluminiums sind, wie aus diesem kleinen Beitrag hierzu hervorgeht, zum Theil, wie auch das reine Aluminium, sehr werthvoll, und daher ist es um so wünschenswerther, daß dieses Metall mittelst einer einfachen Methode so abgefeilten werden kann, daß sein Preis ein möglichst billiger wird. Es würde dadurch eine neue Industrie ins Leben gerufen und dem Mechaniker und Metallarbeiter ein neues vorzügliches und eigenthümliches Material zur Anfertigung mancher Apparate und Maschinentheile gegeben, die damit weit besser und zweckmäßiger hergestellt werden könnten, als mit den gegenwärtig dazu benutzten Metallen oder Metalllegirungen. Nachträglich theile ich noch in Betreff über das Ziehen des Aluminiums zu Draht mit, daß Herr Goldarbeiter Reuhl in Leipzig ein Stück des von mir zu den mitge-

theilten Versuchen benutzten Aluminiums sehr fein auswälzte und auch zu sehr feinem Drahte auszog, wobei er das Aluminium von Zeit zu Zeit wieder über der Spiritusflamme anwärmte und nach dem Erkalten feiner auszog. (Deutsche Gewerbe-Zeitung 1858 S. 189.)

Ueber die sauren Gase, welche Schwefelsäure- und Sodafabriken verbreiten, und die Mittel, dieselben unschädlich zu machen.

Nach einer belgischen Staatschrift auszugsweise bearbeitet

von

Prof. Dr. E. F. Schubarth in Berlin.

(Mit Abbildungen auf Blatt VIII. Fig. 1—12.)

V o r w o r t.

Vielfältige Klagen der Landwirthe über die Beschädigung der Feld- und Gartenfrüchte durch die Dämpfe der chemischen Fabriken in Belgien veranlaßten die Regierung im Jahre 1854 eine Kommission zur Untersuchung der Sache niederzusetzen. Dieselbe theilte sich in zwei Theilungen; die eine, aus Chemikern bestehend, unterzog sich der speziellen Kenntnisaufnahme der chemischen Fabriken und der dort ausgeübten Fabrikationsprozesse; die andere, aus Botanikern und Landwirthen gebildet, widmete sich der Untersuchung des Zustandes der Vegetation auf den Aeckern und Wäldungen in der Nähe der Fabriken. Zugleich nahm man auch eine spezielle Kenntniß der Maßregeln, welche die französische Regierung ergriffen hat, um die Uebelstände zu verhüten, um die es sich in Belgien handelte.

Während dieser Arbeiten hatte im Sommer 1855 die Aufregung des Landvolkes, welches sogar die Kartoffelkrankheit den Einflüssen der chemischen Fabriken zuschrieb, so zugenommen, daß sehr bedauerliche Angriffe auf die Legirern stattfanden. Dieses veranlaßte die Regierung, die Kommission, um die weitläufigen und zeitraubenden Ar-

ten zu beschleunigen, durch neue Mitglieder zu verstärken, so daß es möglich wurde, Ende des Jahres einen Memorialbericht an das Ministerium abfassen zu können. derselbe ist unter dem Titel: „Fabriques de produits chimiques. Rapport à Mr. le ministre de l'Intérieur et la Commission d'enquête, Bruxelles 1856 4.“ erschienen.

Daß die Dämpfe der chemischen Fabriken, der Rauch: Offen, wenn demselben saure Gase beigemengt sind, die Vegetation nachtheilig wirken, ist eine anerkannte Tatsache. Vielfache Klagen sind seit Jahren laut geworden. Man hat aber auch nicht selten die Sache übertrieben und Flecke auf den Blättern und Verderbniß der Früchte dem Einflusse saurer Dämpfe Schuld geben, welche von ganz andern Ursachen herrührten, als Frost, mikroskopischen pflanzlichen und thierischen Parasiten, vom Niederschlage fremder Stoffe auf die Blätter, von ausgezeichnet intensiver Sommerhitze u. Hat in doch in Belgien die Kartoffelkrankheit von den Ausdünstungen der chemischen Fabriken herleiten wollen, nämlich von dem salzsauren Gase! Aber gerade in den-

jenigen Theilen Belgiens, wo eine derartige Fabrik nicht existirt, hat jene Krankheit begonnen und größere Fortschritte ausgeübt, als da wo chemische Fabriken sind. In Frankreich und England zeigte die Kartoffelkrankheit sich vor 1845 nirgends, auch nicht in der Nähe der Sodafabriken, obgleich letztere nach einem großen Maßstabe arbeiteten.

Nichts desto weniger steht fest, daß die sauren Dämpfe der Sodafabriken den Pflanzen und Bäumen in der Nähe nachtheilig sind. Angestellte chemische Untersuchungen haben die Gegenwart von Spuren Salzsäure in den fleckig gewordenen Blättern, ebenso in dem Wasser (Thau) dargegethan, mit welchem dieselben benetzt waren. Gleiche Flecke konnten künstlich durch Bestreichen der Blätter mit verdünnter Salzsäure hervorgebracht und dann selbst noch nach 8 Tagen Spuren der Säure in den Blättern nachgewiesen werden.

Folgende Liste von Bäumen, Sträuchern und sonstigen Gewächsen weist die Empfänglichkeit für die Einwirkung salzsaurer Dämpfe nach; die in derselben zuerst aufgeführten werden am meisten, die letzten am wenigsten angegriffen.

Weißbuche	Carpinus betulus.	Weißpappel	Populus alba.
Salzbuche	„ incisa.	Pappel	„ fastigiata.
Haselstrauch	Coryllus avellana.	Bitterpappel	„ tremula.
Eiche	Quercus Robur.	Lebensbaum	Thuya orientalis.
Rothbuche	Fagus sylvatica.	Weinstock	Vitis vinifera.
Birke	Betula alba.	Pflaumenbaum	Prunus domestica.
Platane	Acer Pseudoplatanus.	Apfelbaum	Malus communis.
Feld- u. Horn	„ campestre.	Birnbäum	Pyrus „
Weide	Salix cinerea.	Kirschbaum	Cerasus vulgaris.
Schwarzbörn	Crataegus oxyacantha.	Johannisbeerstrauch	Ribes rubrum.
Splindelbaum	Evonymus europaeus.	Rosenstrauch	Rosa gallica.
Ulm	Ulmus campestris.	Hosunderstrauch	Syringa vulgaris.
Kinde	Tilia platyphyllos.	Stimbeerstrauch	Rubus idaeus.
Schlehdorn	Prunus spinosa.	Spiräa	Spiraea ulmaria.
Lärche	Larix europaea.	Hopfen	Humulus Lupulus.
Brombeerstrauch	Rubus fruticosus.	Erl	Alnus incana.
Eiche	Fraxinus excelsior.		

Der zweite Vortheil besteht in Folgendem: Wenn man die Dampfkessel, welche zum Erhitzen des Schwefelsäurewassers dienen, in die Kammer zwischen den Defen anbringt, so wird die Schwefelsäure, welche aus den Defen ausströmt, durch die Dampfkessel geleitet, und wird hier nicht viel von der Schwefelsäure verlohren, welche über dem Kessel in die Kammer fällt.

Uebrigens ist die Vergleichung der Ergebnisse der beiden Fabriken in Tabelle C. C. zu sehen.

Fabrik	Schwefelsäure				Schwefelsäure			
	Wasser	Wasser	Wasser	Wasser	Wasser	Wasser	Wasser	Wasser
1.	2000	700	133	68200	34409	79,7		
2.	10000	3525	140	68200	53000	80,6		
3.	10000	7100	129	68200	54000	81,8		
4.	10000	8225	130	68200	55572	86,3		

10000 17368 133 27060 222251, 82,1

Die beiden Fabriken Schwefelsäure in Städten enthalten 10000 Kilogr. und 270600 Kilogr. Schwefelsäure. Hiermit ist die erste Schwefelsäure 10000 Kilogr. Schwefelsäure von 60° und die zweite 222251 Kilogr. Schwefelsäure. Hiermit ergibt sich ein Unterschied in der ersten Fabrik von 123763 für die Defen und die zweite von 10000 für die Defen mit Dampfkessel. Die erste Fabrik von 10000 Kilogr. Schwefelsäure von 60° und die zweite von 222251 Kilogr. Schwefelsäure. Hiermit ergibt sich ein Unterschied in der ersten Fabrik von 123763 für die Defen und die zweite von 10000 für die Defen mit Dampfkessel.

Den Uebelständen beim Gebrauche des Kessels kann dadurch abgeholfen werden, daß man mehrere von geringeren Dimensionen neben einander anlegt und mit einem gemeinschaftlichen Abzugskanale verbindet. — Die Fabrikbesitzer, welche zu Folge der vorgeschlagenen Verbesserungen kleinere Defen mit Kesseln eingeführt haben, erkennen einstimmig an, daß dadurch die Ausbeute wesentlich vermehrt worden ist und daß durch eine Vermehrung derselben eine Produktion wird erreicht werden können, welche der früheren mindestens gleichkommen wird. Ein Fabrikdirektor bemerkte, es werde durch die größere Anzahl der Kesseln ein Zurückfließen des schwefelsauren Gases bewirkt, welches er nicht habe bewältigen können. Die Ursache davon liegt jedoch in der mehr oder minder regellosen und complicirten Construction der Röhren, die in das senkrechte allgemeine Abzugsrohr einmünden, welches das Gas in die Kammer leitet, ferner in der zu geringen Höhe des letztern. In Frankreich ertheilt man demselben eine Länge von mindestens 8 Meter. Endlich ist auch der Zug durch einen Dampfstrahl zu betheiligen.

Man wird ferner die gerügten Nachteile vermeiden, wenn man die Kesseln nach einander besetzt, um einen mittleren Zug zu erhalten, der desto regelmäßiger sein wird, je mehr Defen verbunden sind. Jeder derselben muß eine Salpeterpfanne haben, wodurch eine regelmäßige Entwicklung von salpetersauren Dämpfen ermöglicht wird. Ferner wird durch eine Vermehrung der Höhe der Röhren über dem Kessel der Luft mehr Gelegenheit gegeben, mit dem letztern in Berührung zu kommen, es wird weniger Sauerstoff ungenützt in die Kammer entweichen. Die zweckmäßigste Höhe der Röhren kann nur durch Versuche ermittelt werden. In England macht man die Defen 2 Meter hoch, im Innern 0,8 Met. breit, 0,8 bis 1,0 Met. tief; der Kessel liegt 0,2 Met. über der Sohle, und die Schichten haben eine Höhe von 0,8 Met. Eine Thüre mit Regulationschloß gestattet der Luft Zutritt unter den Kessel, eine zweite dient zum Aufgeben, eine dritte in der Decke des Ofens, um das Salpetergefäß, welches auf eisernen Stangen über der Flamme des Kessels aufgestellt ist, zu besetzen.

und zur Zuführung der zum Verbrennen des Schwefel-Oxydation des Eisens im Schwefelkiese, so wie zur Erzeugung der Schwefelsäure in den Bleikammern Luft dient. Ein kurzer Kanal leitet die Luft als Gas in die Vorkammer. Vor der Einmündung des Eisens in den Kanal liegt eine eiserne cylindrische Röhre, in welcher Salpeter mit Schwefelsäure gemischt zur Bildung der Schwefelsäure nöthige Salpeter- und Schwefelsäure liefert. Ueber diese Pfanne strömt schweflige saure Gas, indem es die letztere zugleich erwärmt, in die Kammer. Die in 24 Stunden in einem Ofen aufgegebenen Röststoffe, 4 bis 8 an der Menge betragen etwa 2 bis 3000 Kilogramm*), die Höhe der Schwefelkies-Schicht 2 bis 3 Decimeter. Man hat sich aus Schwefelkies-Schmelz und Thonbrei gebildeter Rührer bedient, die man zu $\frac{1}{4}$ dem Schwefelkies in Stellung bringt. — Um beim Entleeren des Ofens von den Seiten am Ende einer Röhre den Eintritt von Staub in die Bleikammern zu verhüten, wird der Zug abgesperrt; aber auch der Arbeiter nicht von demselben und schwefligsauren Gase, welches die glühenden Abbrände des Eisens, leidet, ist ein Kanal geöffnet, welcher aus dem Ofen unter dem Roste nach dem Schornsteine der Anfuhrung.

Der Röstofen unterscheidet sich von erstem dadurch, daß die Sohle aus Röststeinen oder Platten besteht, auf niedrigen Pfeilern ruhen, zwischen denen die Röhren mit Rosten und Aschenfäulen angelegt sind. Befestigen geschieht wie bei den vorigen Ofen, das Eisen der Abbrände durch eine während des Röstens neuer Platte bedeckte Oeffnung in einen Keller oder sehr zu tabeln ist) in eiserne vor den Ofen gestellte Röhren. — Man verbrennt in 24 Stunden mindestens 1 Kilogramm in 6—8 Rosten und gibt dem Schmelz in Ofen eine Höhe von 0,08 bis 0,10 Meter.

Um den Zug in den Kammern zu reguliren und die

durch denselben mit fortgerissene Untersalpetersäure, welche als ein rothgelber Dampf entweicht, zurückzuhalten, hat man sich verschiedener Vorrichtungen bedient. Man hat das aus der Kammer entweichende Gas in einen Bleikasten geleitet, aus welchem es durch eine Röhre, in der sich ein festbarer Schieber befindet, in den Fabrikschornstein abgeführt wird. Ein Dampfstrahl befördert den Zug. Man hat auch wohl den Bleikasten mit Kohls gefüllt, die aber zum Zuge nachtheilig waren.

Eine andere Art der Zugregulirung besteht in einer in dem Abzugrohre angebrachten Bleiplatte mit mehreren Oeffnungen, die nach Umständen mit irdenen oder bleiernen Stöpfeln geschlossen werden können. Zu dem Ende befindet sich in der Röhre oberhalb jener Platte seitwärts eine mit einem Schieber verschließbare Oeffnung. Um die in diesem Ausgangrohre niedergeschlagene saure Flüssigkeit abzuleiten, dient ein Bleirohr. Ein Dampfstrahl befördert den Zug und die Absorption der sauren Gase.

Zur Absorption der salpetersauren Dämpfe hat man Bleikästen angewendet, mit Glasbügeln, Kohls gefüllt, die von oben mit Schwefelsäure befeuchtet werden, während die Gase von unten eintreten. Endlich sind auch Bombonnes, in zwei parallele Reihen auf einer ansteigenden Bühne geordnet, zu gleichem Zwecke benutzt worden, durch welche die Gase durch einen Zugregulator nach dem Fabrikschornstein abziehen, während die in ihnen condensirte Flüssigkeit, nahe dem Boden durch Bleiröhren abgezogen, in eine der Vorkammern des Schwefelsäurebildungsapparates geleitet wird.

Die Kammerensäure wird in bleiernen offenen Pfannen auf 60° W. abgedampft und sodann zur Erzeugung von Glaubersalz verwendet. Während des Abdampfens entweichen Wasserdämpfe, welche etwas Schwefelsäure mit fortreißen, die sich, wenn das Lokal nicht gehörigen Luftwechsel gestattet, durch Reizung der Schleimhäute der Luftröhre und Lungen bemerklich machen. Die Concentration auf die höchste Dichtigkeit für den Handel, 66° W., wird theils in Glasretorten oder Ballons, theils in Platinblasen mit Kühlung vorgenommen, wobei keine irgend lästigen Dämpfe entweichen, da man bemüht ist, die bei An-

1 Kilogramm = 2 Zoltpfund.

1 Meter = 3,4263 bayr. Fuß.

wendung von Ballons entweichenden sauren Dämpfe, um sie nicht zu verlieren, in Bombonnes oder in einen mit Kohls angefüllten Kasten zu leiten, in welchem eine Verrieselung mit Wasser stattfindet. Das uncondensirte Gas wird in die Esse abgeführt.

Es soll nun die Frage erörtert werden: in welchem Verhältnisse stand in jenen vier Fabriken die erzeugte Menge Schwefelsäure zu der Menge des gerösteten Schwefelkieses, wie groß war der Verlust?

In der Fabrik zu Rieble sind 924500 Kilogramm Schwefelkies in Stücken und 819000 Kilogramm in Schmelzform innerhalb 10 Monaten geröstet worden. Ersterer enthielt 47,56 Procent, letzterer 39,71 Procent Schwefel; die Abbrände enthielten von ersterem noch 6,65, von letzterem 14,95 Proc. Schwefel. Von ersterem wurden 70,76, von letzterem 62,71 Proc. Abbrände im Mittel erhalten. Hieraus folgt: daß von dem Schwefelkies in Stücken 42,86, von dem Schmelz aber nur 30,34 Proc. Schwefel verbrannt worden sind. Es hat also betragen die verbrannte Schwefelmenge aus 924500 Kilogr. Schwefelkies in Stücken 396259 Kilogr., von 819000 Kilogr. Schmelz 248500 Kilogr., zusammen 644759 Kilogr. Die Gewichtsmenge Schwefelsäure von 60° B., welche mit dem vorstehend angegebenen Gewichte verbrannten Schwefels erzeugt wurde, betrug 1,894185 Kilogr.; es sind also aus 100 Schwefel 293,78 Theile Schwefelsäure von 60° gewonnen worden. Nach der Theorie sollen aber 306,25 Schwefelsäure von 66°, oder 392,62 von 60° B. gewonnen werden. *) Es sind also 98,84 Theile Säure, oder 25 Proc., weniger gewonnen, als der Theorie nach hätten erzeugt werden können, oder 90,83 Theile weniger, d. i. 23 Proc. derjenigen Menge, welche vorzüglich ein-gerichtete Fabriken gewinnen.

Diese Winterproduktion hat ihren Grund darin, daß

*) Daudrimont fährt in seinem *Traité de chimie* Tome I pag. 587 die Fabrik von Porquerolles an, wo man im Durchschnitte vieler Jahre diese theoretische Ziffer erreicht hat; in anderen best eingerichteten Fabriken kam man bis auf 384,6 einer Säure von 60° B.

eine bedeutende Menge schwefligsaures Gas nicht in Schwefelsäure umgewandelt worden ist; sie beträgt, wenn man das theoretische Resultat zu Grunde legt, nicht weniger als: 637269 Kilogr., oder selbst noch 585624 Kilogr., wenn man 23 Proc. Verlust annimmt. 637269 Kilogr. Säure von 60° B. entsprechen aber bei 0° Wärme und einem Barometerstande von 0,76 Meter einem Volumen von 111060 Kubikmeter schwefligsauren Gases und 585624 Kilogr. einem Volumen von 102867 Kubikmeter. Nimmt man letztere Zahl an, so war der tägliche Verlust an schwefligsaurem Gase 838 Kubikmeter (10932 preuß. Kubikfuß), in der Sekunde 3,9 Liter (218 Kubikzoll).

In der Fabrik zu Floresse betrug die Menge der von 100 Schwefel gewonnenen Schwefelsäure von 60° B. 287,96, der Verlust an Säure in 10 Monaten nach der theoretischen Schätzung 359775 Kilogr., welchen 63195 Kubikmeter schwefligsaures Gas entsprechen, oder nach der zweiten Annahme 332239 Kilogr., welchen 58359 Kubikmeter Gas entsprechen, oder täglich 191 Kubikmeter, in der Sekunde 2,2 Liter (123 Kubikzoll).

In der Fabrik zu Moustier gingen täglich 207, in der zu Arvelais 193 Kubikmeter schwefligsaures Gas verloren.

Ein Theil dieses sehr bedeutenden Verlustes an schwefligsaurem Gase hat durch den Zug aus den Bleikammern in die Fabrik Esse stattgefunden, ein anderer Theil ist durch die Thüren und Oeffnungen der Röstöfen entwichen; endlich hat auch dadurch ein Verlust stattgefunden, daß Schwefelsäure durch den Zug und beim Abdampfen mit fortgerissen wurde.

Die chemische Untersuchung des Gasgemenges, welches durch das Abzugrohr in die Esse abgeführt wird, hat folgendes Resultat ergeben:

	Schwefligsaures Gas.	Sauerstoffgas.	Stickstoffgas.
Zu Rieble	1,22	15,74	83,04
„ Floresse	0,38	15,45	84,17
„ Moustier	1,265	13,695	85,040

Calcinirraum besteht aus einer Muffel, unter und über welcher das Feuer des auf dem Roste brennenden Brennmaterials herumspielt, um sodann durch eine Oeffnung herauszulassen und die Wöden der beiden Pfannen zu heizen. Die Arbeitsthüren, welche ins Innere der Muffel führen, sind mittelst Platten geschlossen, die durch Bügel und Schrauben, wie bei den Gastretorten, angedrückt werden. Die Rauchgase werden durch einen Canal am Fuße des Ofens in die Esse, das salzsaure Gas aber aus der Muffel, so wie aus den beiden Pfannen mittelst irdener Röhren in die Condensationsapparate geleitet. Bei einer Besetzung von 250 Kilogr. Salz und 260—270 Kilogr. Schwefelsäure von 60° Baumé in jede Pfanne dauert der Proceß in denselben etwa 4 Stunden, das Calciniren etwa 3—4 Stunden. Man vollbringt in 24 Stunden in beiden Pfannen 5—6 Operationen, indem man abwechselnd in der einen oder der andern arbeitet. Zu diesem Ende dient ein Schieber, um den Flammenstrom abwechselnd unter die eine oder die andere Pfanne zu leiten. Die Arbeit an solchen Defen ist dieselbe, wie an den gewöhnlichen. (Vergleiche die Abbildungen auf Tafel VIII und die Beschreibung derselben am Ende des Aufsatzes.)

Sämmtliche Oeffnungen am Ofen, welche während der Arbeit geschlossen bleiben müssen, sind mit Thon oder Lehm gedichtet. Dadurch wird nicht allein erreicht, daß kein salzsaures Gas in den Fabrikraum entweichen, sondern auch daß keine Luft in den heißen Ofen eindringen kann. Die Ofenwände werden, um sie zu conserviren, mit Steinkohlentheer übertüncht, welcher durch sein Austrocknen einen dichten, die Fugen verschließenden Ritt hinterläßt, wodurch das Aussehen solcher Defen vorthellhaft vor andern sich auszeichnet, die sich sehr oft in einem Zustande äußerer Zerrörung befinden. Je besser die Defen im Stande gehalten werden, und je mehr dafür gesorgt wird, daß die Thüren und Deckplatten gut schließen, desto leichter wird die Aufgabe erfüllt, kein salzsaures Gas aus dem Ofen entweichen zu lassen. Hierzu trägt wesentlich die Anlage von gewölbten Abkühlungsräumen bei, in welche die glühende Masse des Glaubersalzes aus dem Calcinirraum entleert wird. Dadurch wird verhindert, daß das

aus der Masse entbundene Gas sich in dem Fabrikraum verbreiten kann, was der Fall ist, wenn, wie es leider hie und da geschieht, das Abkühlen im Fabrikraum vor den Defen stattfindet, wodurch die Arbeiter belästigt werden.

2) Condensationsapparate für das salzsaure Gas.

Dieselben bestehen aus Strängen verbundener Leeres, oder zu einem kleinen Theile mit Wasser gefüllter Bombonnes und einem besonderen Condensator am Ende derselben. Das aus den Pfannen kommende Gas zieht durch diese Systeme, während das in dem Calcinirraume entbundene, mit den Rauchgasen gemengt, entweder ohne Weiteres der Esse zugeführt wird, oder ohne die Bombonne zu passiren, bloß in den Condensator eintritt. Bei den Muffelöfen gelangt das von den Rauchgasen getrennte salzsaure Gas des Calcinirraumes in ähnliche Apparate, wie das Gas aus den Pfannen.

Die Zahl der Bombonnes ist nach Größe der Defen und Capacität der Gefäße verschieden, 30 bis 60. Um die letzten Antheile an salziaurem Gase noch niederzuschlagen, wendete man Regenkammern an, gemauerte senkrechte Canäle, oder aus Bleiplatten construirte, mit Scheidewänden versehene Räume von etwa 10—16 Fuß Höhe, in welche man das Gas leitete; von oben tröpfelt Wasser in Tropfen zertheilt durch eine gelochte Platte nieder und wird an der Sohle abgeleitet. In der Fabrik zu Florence war früher ein Condensationsapparat folgender Construction aufgestellt, wurde aber wegen der schwierigen Unterhaltung aufgegeben. Das salzsaure Gas zog aus dem Ofen durch die oben erwähnten irdenen Röhren nach drei mit einander verbundenen Strängen von je 10 Bombonnes, welche auf einer ansteigenden Bühne aufgestellt waren. Um das lästige und zeitraubende Umsfüllen der Salzsäure aus den hinteren in die vorderen Bombonnes zu vermeiden, waren dieselben mit eingelitteten Hähnen versehen, durch welche die stärkste, am Boden der Bombonne befindliche Säure, wenn sich dieselbe bis zu einer mäßigen Höhe angesammelt hatte, von selbst in die nächste tiefer liegende

abwärts, wodurch ein Strom der kühnen Säure gegen den Strom des Gases geschickt wurde. Zum Ertrag der condensirten Säure lag das Wasser in einem dünnen Strahle in der zweiten Bombonne zu. Aus dem obersten Gefäße der drei condensirten Etage trat das Gas in einen Canal aus, welcher mit einem Sumpfpapier in Verbindung stand. Eine Anzahl von Glasmercurialröhren saugte das Gas an und war es in eine kleine Zahl senkrechter Röhren, mit Kohle angefüllter Röhren, welche stetig durch sehr zertheiltes Wasser feucht gehalten wurden. Aus diesen zog das übrig gebliebene Gas in drei verbundenen Stränge von Bombonnen, zuletzt in einen mit angefeuchteten Kalksteinen angefüllten Canal und der letzte Ueberrest in die Esse.

In die Stelle des vorstehend beschriebenen complicirten Apparates wurde ein anderer nachfolgender Einrichtung erdacht. Man leitete das salzsaure Gas aus beiden Flammenräumen eines Dampfkessels durch Röhren nach einem verdichteten Etage von je drei Bombonnen und aus diesen in einen gemauerten Condensationsthurm. Dieser war durch eine Scheidewand im Innern in zwei senkrechte parallele Säulen getheilt, welche oberhalb mit einander verbunden waren. In der einen Säule trat unten das salzsaure Gas ein, floß zwischen den Kohle, welche beide Säulen erfüllten und durch oberhalb zugeleitetes Wasser stets feucht erhalten wurden, empor, um danach in der zweiten Säule niederzusteigen. Die in der ersten Säule gesammelte tropfbar-flüssige Salzsäure fand in eine außen aufgestellte Bombonne Abfluß, während das in der zweiten gewonnene Wasser durch einen Canal in den nahe bei der Fabrik vorbeifließenden Strom abgeleitet wurde. Das salzsaure Gas aus dem Calciniträume wurde nach einem kleinen weiten, mit Kohle angefüllten Rohre geleitet, welches an der einen Seite des Kohleschachtes emporsteigt und mit demjenigen Theile des letzteren durch ein Rohr communicirt, in welchem das übrig salzsaure Gas verweilt. Was nun an Gas uncondensirt in dem Kohleschachte übrig bleibt, wird durch einen Canal in die Esse abgeleitet. (Vergleiche Tafel VIII und die Beschreibung am Ende des Aufsatzes.)

Unbedingt verwerflich sind diejenigen Ein-

richtungen, durch welche das salzsaure Gas des Calcinitraumes mit den Rauchgasen vermischt in die Esse abgeführt wird, ebenso auch das Ableiten des aus den Bombonnen abströmenden Gases in die Esse, ohne vorher noch durch einen Condensator gegangen zu sein.

Welche Verluste an salzsaurem Gas und welche Nachtheile sich dadurch ergeben, werden die nachfolgenden Untersuchungen beweisen, wobei wir bemerken, daß nur die Ergebnisse der angestellten Untersuchungen hier aufgezählt worden sind, aus denen erstere hervorgehen.

1) Die chemische Fabrik zu Nîmes gewann im Jahre 1854 aus 2,190935 Kilogr. Salz (welches 85,28 reines Chloratrium enthält), 1,633700 Kilogr. Salzsäure von der im Handel üblichen Stärke, also 74,5 Proc. von 100 Salz. 100 Theile tropfbare Salzsäure enthalten 31,121 salzsaures Gas, folglich 74,5 Theile der ersten 23,18 des letzteren. Nun sind aber aus 100 Theilen Salz im Durchschnitt 109 Theile Glaubersalz gewonnen worden, es sind folglich 52,99 Theile reine gasförmige Salzsäure erzeugt worden. Es wurden aber nur 23,18 in den Bombonnen und 6,91 im Condensator, zusammen 30,09 Theile reine Salzsäure erhalten, also gingen 22,90 verloren, oder wurden nicht condensirt. Dieß gibt für das Jahr 1854 einen Verlust von nicht weniger als 311243 Kubikmeter salzsaures Gas, oder täglich 852 Kubikmeter (47621 Kubikfuß.)

2) In der Fabrik zu Floreffe stellten sich die Verhältnisse folgendermaßen: 100 Theile Salz (von 88,34 Proc. reinem Chloratrium) lieferten 109 Glaubersalz; es hätten also 100 Salz 54,69 salzsaures Gas geben müssen. Im Jahre 1854 wurden aus 1,765610 Kilogr. Salz 1,090000 Salzsäure, oder 61,7 Proc. gewonnen. In 24 Stunden werden 1400 Kilogr. Salz zerlegt, es entbanden sich also während dieser Zeit 765,66 salzsaures Gas. Von diesem Quantum wurde in dem einen Theile des Kohleschachtes, wo das Gas aufsteigt, so viel flüssige Salzsäure gewonnen, daß dieselbe 330,91 Kilogr. salzsaurem Gase entsprach, in der mit Kohle gefüllten kleinen Röhre 116,79 und in der zweiten Säule des Kohle-

schwaches 84,416 salzsaures Gas condensirt, zusammen also 532,116 Kilogr., oder 38 auf 100 Salz. Es blieben demnach täglich 114 Kubikmeter salzsaures Gas uncondensirt (6372 Kubikfuß.)

3) In der Fabrik zu Roußier wurden aus 100 Theilen Salz (von 89,89 Proc. Gehalt) 113,8 Glaubersalz erzeugt, es hätten also 55,44 reine Salzsäure in der gewonnenen Menge flüssiger Säure enthalten sein müssen. In drei Defen wurden in 24 Stunden 3000 Kilogramm Salz zerseht, in den Bombonnes auf 100 Salz 18,89, im Condensator 6,36, zusammen 25,25 reine Salzsäure gewonnen; es gingen folglich 30,19 verloren. Dies ergibt einen täglichen Verlust von 825 Kubikmeter Gas (46112 Kubikfuß.)

4) Fabrik zu Anvelais. 100 Theile Salz (von 88,14 Proc.) gaben 102 Glaubersalz und hätten 54,9 Theile reine Salzsäure liefern müssen. Von 100 Salz zieht man 108,8 tropfbar-flüssige Säure von der Handelsstärke, also 30,46 reine Säure, 0,92 im Condensator, Summa 31,38. Es gingen folglich verloren: 23,52 Theile reine Säure, täglich 607 Kubikmeter salzsaures Gas (33927 Kubikfuß.)

Dieser große Verlust an salzsaurem Gase, welcher bei der Darstellung des Glaubersalzes aus Rochsalz stattfindet, wird durch verschiedene Umstände bedingt.

1) Es entweicht salzsaures Gas aus den Defen, wenn die Thüren schlecht verschlossen sind, oder unnötig geöffnet werden; während der Arbeit, namentlich wenn sie zu langsam geschieht, bringt Luft von Außen in den Ofen und reißt Gas in die Esse mit sich fort. Sind die Rauchgase mit dem salzsauren Gase gemengt, so geht viel verloren. Die breiartige Masse, wie sie aus den Pfannen in den Calcinirraum übergeschöpft wird, enthält gewöhnlich noch $\frac{1}{3}$, bis $\frac{1}{2}$ unzersehtes Salz, dessen Zerlegung erst in letzterem Raume durch die Einwirkung des zweifach-schwefelsauren Natrons auf das Rochsalz erfolgt. Man kann annehmen, daß 1 Kubikfuß salzsaures Gas sich mit 58 bis 85 Kubikfuß durch das Verbrennen von Steinkohlen erzeugter Rauchgase mengt. In einem solchen Falle, wo die Trennung des salzsauren Gases von dem

Rauche nicht stattfindet, entführt die Esse $\frac{1}{4}$, oder $\frac{1}{2}$ der ganzen Menge Salzsäure, welche das in Arbeit genommene Salz liefert. Ein enormer Verlust!

2) Die bisher gebrauchlichen Bombonnes waren nie völlig geschlossen und häufig waren sie geborsten. Die Commisfarren fanden in einer Fabrik unter 203 Stüd 49 geborstene. Meist stehen dieselben im Freien, jedem Temperaturwechsel ausgesetzt, wodurch das Versten bedingt und im Sommer, wenn die Sonne dieselben bescheint, die Condensation gehindert wird. Die Gefäße werden täglich entleert, manchmal mehr als einmal; man gießt zwar etwas Wasser hinein, allein um den Durchgang des Gases nicht zu erschweren, zu wenig; hin und wieder unterbleibt dies auch gänzlich; man erwartet, daß die im Ofen entwickelten Wasserdämpfe das Gas condensiren sollen. Während des Entleerens der Bombonnes entweicht Gas und zwar um so mehr, wenn die Arbeiter unaufmerksam und ungeschickt sind; das salzsaure Gas verbreitet sich in die nächsten Umgebungen.

3) Um den Zug durch die langen Reihen der Gefäße zu befördern, gibt man den Essen beträchtliche Höhen, allein dadurch wird nothwendigerweise Gas, ohne condensirt worden zu sein, in die Esse fortgerissen. Läßt man das Wasser in den Bombonnes in einer dem Gase entgegengesetzten Richtung fließen, so wird der Zug vermindert, ja es entsteht ein umgekehrter, die Defen lassen Gas ausströmen, wodurch die Arbeiter sehr behindert werden. Dieselben haben daher ein Interesse, den Wasserzufluß zu vermindern, ja ihn ganz aufzuheben.

Diese anerkannten Uebelstände können dadurch gehoben werden, daß

a) nur solche Sulfatöfen in Betrieb genommen werden, welche eine vollkommene Trennung der Rauchgase von dem bei der Calcination sich entwickelnden salzsauren Gase gestatten, also Muffelöfen (vergleiche vorn Seite 520.) — Nach angestellten Versuchen condensirten sich aus 100 Theilen Salz bei einem Ofen alter Construction 65, bei einem Muffelofen aber 92 Theile Salzsäure von der im Handel üblichen Stärke. Hierbei ist zu bemerken, daß die Construction des letzteren

die Menge der Salpetersäure bis zu $\frac{1}{2}$ zu verringern, wodurch die Kosten der Concentration jener 15 Procent angewandeter Schwefelsäure gedeckt werden. — Statt dieser Absorptionsflüssigkeit kann auch eine Reihe von 30—40 auf einer Bühne ansteigend aufgestellter, zur Hälfte mit Wasser angefüllter Bombonnes dienen.*)

II. Fabrication von Glaubersalz und Salzsäure.

1) Sulphatöfen.

Zur Erzeugung von Glaubersalz dient Kochsalz und Schwefelsäure, wobei salzsaures Gas entwickelt wird. Die zu dieser Production angewendeten Öfen haben zwei getrennte Räume; in dem einen ist eine eiserne Pfanne eingesetzt, in welcher die Vermischung beider genannten Stoffe stattfindet und die größte Menge des salzsauren Gases entbunden, der andere Raum dient zur Calcination des schwefelsauren Natrons, wobei die letzte Partie Salzsäure ausgetrieben wird. — Um die sehr beträchtliche Menge des salzsauren Gases zu condensiren, bedarf es bedeutender Apparate.

Man kann drei Arten Sulphatöfen unterscheiden, 1) mit einer, oder 2) mit zwei Pfannen (Doppelöfen) und 3) Ruffelöfen, d. i. Öfen, durch deren Construction die Rauchgase von dem salzsauren Gase getrennt sind.

Die Construction der Öfen mit 1 und 2 Pfannen ist im Allgemeinen zu bekannt, als daß eine ins Einzelne gehende Beschreibung nöthig wäre. Das Feuer, welches auf einem Roste brennt, schlägt über die Feuerbrücke in den zum Calciniren des Glaubersalzes bestimmten, durch eine gemauerte Scheidewand von dem Pfannenraume getrennten Theil des inneren Ofens, steigt dann abwärts unter den Pfannenboden und gelangt hierauf in den zur Esse führenden Canal. Ist nun das Salz in der Pfanne, welches durch eine mittelst Schieber verschlossene Oeffnung im Ofengewölbe herabgefallen, durch Zusatz von Schwefelsäure zum größten Theile zersezt, und die Masse ein flüssiger Brei geworden, so wird ein in der Scheidewand zwischen

beiden Ofenräumen angebrachter Schieber geöffnet, der Brei mittelst eiserner Rellen in den Calcinitraum übergeschöpft und die Pfanne von Neuem mit Salz und Schwefelsäure besetzt. Das salzsaure Gas, welches sich aus dem Salze in der Pfanne entwickelt, wird durch zwei weite Röhren nach den Condensationsapparaten geleitet, das beim Calciniren entwickelte Gas aber wird von dem Rauche aufgenommen und in die Esse abgeführt. Während der Calcination wird die Masse von Zeit zu Zeit durchgeschürt und zuletzt, wenn der Proceß zu Ende ist, das glühende heiße schwefelsaure Natron durch eine in der Feuerbrücke angebrachte Oeffnung in einen Abkühlungsraum herabgeschüttet.

Bei einem Doppelofen liegen 2 Pfannen, durch eine Scheidewand geschieden, neben einander. Das Feuer, welches den Calcinitraum durchzogen hat, theilt sich in einen rechten und einen linken Strom, welche herabsteigen, die Pfannenböden beheizen und dann nach der Esse abziehen. Jede Pfanne hat ihre besonderen Röhren, welche das salzsaure Gas durch Oeffnungen im Ofengewölbe ableiten. — Ein Doppelofen gewährt den Vortheil, daß der Calcinitrofen in steter Thätigkeit bleibt, indem die beiden Pfannen so besetzt werden können, daß alle 3—4 Stunden in den erstern übergeschöpft wird.

Man besetzt die Pfannen meistens mit 300 Kilogr. Salz und 325—330 Kilogr. Schwefelsäure von 66° Baumé, oder mit 350:380—90, endlich auch wohl im Verhältnisse von 400:440—60. Ungefähr nach 6—8 Stunden, wenn die Masse, die sich anfänglich stark ausblähte, wieder niedergesunken ist, wird in den Calcinitraum übergeschöpft, aus welchem das Glaubersalz nach Verlauf von 3—4 Stunden in den Abkühlungsraum herabgeführt wird. Ist derselbe gut verschlossen, so verbreiten sich während dieser Operation keine sauren Dämpfe in den Fabrikraum, wird aber bald darauf das nicht völlig abgekühlte Glaubersalz aus jenem Raume entfernt, so ist es nicht zu vermeiden, daß sich saure Dämpfe verbreiten. — Von 100 Theilen Salz gewinnt man 102 bis 113 Theile calcinirtes schwefelsaures Natron.

Was nun die Öfen mit Doppelgewölbe, oder Ruffelöfen anlangt, so ist deren Construction folgende: Da

*) Man vergleiche hiermit die Angaben des Hrn. Dr. Kunze im polytechn. Journal, Bd. CXLII S. 339.

traum besteht aus einer Ruffel, unter und über das Feuer des auf dem Roste brennenden Brenn- als Hermspielt, um sodann durch eine Oeffnung ausfließen und die Böden der beiden Pfannen zu heizen. Arbeitsröhren, welche ins Innere der Ruffel führen, mittelst Platten geschlossen, die durch Bügel und oben, wie bei den Gasetorten, angebracht werden. Rauchgase werden durch einen Canal am Fuße des in die Ofse, das salzsaure Gas aber aus der Ruffel, aus den beiden Pfannen mittelst irdener Röhren Condensationsapparate geleitet. Bei einer Besetzung 50 Kilogr. Salz und 260—270 Kilogr. Schwefel von 60° Baumé in jede Pfanne dauert der Proceß selbst etwa 4 Stunden, das Calciniren etwa 3—4 m. Man vollbringt in 24 Stunden in beiden 5—6 Operationen, indem man abwechselnd in den einen oder der andern arbeitet. Zu diesem Ende dient hierher, um den Flammenstrom abwechselnd unter die eine oder die andere Pfanne zu leiten. Die Arbeit in diesen Defen ist dieselbe, wie an den gewöhnlichen. (Siehe die Abbildungen auf Tafel VIII und die Beschreibung derselben am Ende des Aufsatzes.) In sämtlichen Oeffnungen am Ofen, welche während der Arbeit geschlossen bleiben müssen, sind mit Thon oder gebleitet. Dadurch wird nicht allein erreicht, daß salzsaures Gas in den Fabrikraum entweichen, sondern auch keine Luft in den heißen Ofen eindringen kann. Fenestrien werden, um sie zu conserviren, mit Steinboer übertüncht, welcher durch sein Austrocknen dichten, die Fugen verschließenden Kitt hinterläßt, so daß das Aussehen solcher Defen vorthellhaft vor andern auszeichnet, die sich sehr oft in einem Zustande der Verfallung befinden. Je besser die Defen im gehalten werden, und je mehr dafür gesorgt wird, die Thüren und Deckplatten gut schließen, desto leichter ist die Aufgabe erfüllt, kein salzsaures Gas aus dem entweichen zu lassen. Hierzu trägt wesentlich die von gewöhnlichen Abkühlungsräumen bei, in welche die heiße Masse des Glaubersalzes aus dem Calcinir- entleert wird. Dadurch wird verhütet, daß das

aus der Masse entbundene Gas sich in dem Fabrikraum verbreiten kann, was der Fall ist, wenn, wie es leider hier und da geschieht, das Abkühlen im Fabrikraum vor den Defen stattfindet, wodurch die Arbeiter belästigt werden.

2) Condensationsapparate für das salzsaure Gas.

Dieselben bestehen aus Strängen verbundener Leeres, oder zu einem kleinen Theile mit Wasser gefüllter Bombonnes und einem besonderen Condensator am Ende derselben. Das aus den Pfannen kommende Gas zieht durch diese Systeme, während das in dem Calcinirraum entbundene, mit den Rauchgasen gemengt, entweder ohne Weiteres der Ofse zugeführt wird, oder ohne die Bombonnes zu passiren, bloß in den Condensator eintritt. Bei den Ruffelöfen gelangt das von den Rauchgasen getrennte salzsaure Gas des Calcinirraumes in ähnliche Apparate, wie das Gas aus den Pfannen.

Die Zahl der Bombonnes ist nach Größe der Defen und Capacität der Gefäße verschieden, 30 bis 60. Um die letzten Antheile an salzsaurem Gase noch niederzuschlagen, wendete man Regenkammern an, gemauerte senkrechte Canäle, oder aus Bleiplatten construirte, mit Scheibewänden versehene Räume von etwa 10—16 Fuß Höhe, in welche man das Gas leitete; von oben tröpfelt Wasser in Tropfen zertheilt durch eine gelöchte Platte nieder und wird an der Sohle abgeleitet. In der Fabrik zu Florence war früher ein Condensationsapparat folgender Construction aufgestellt, wurde aber wegen der schwierigen Unterhaltung aufgegeben. Das salzsaure Gas zog aus dem Ofen durch die oben erwähnten irdenen Röhren nach drei mit einander verbundenen Strängen von je 10 Bombonnes, welche auf einer ansteigenden Bühne aufgestellt waren. Um das lästige und zeitraubende Umsfüllen der Salzsäure aus den hinteren in die vorderen Bombonnes zu vermeiden, waren dieselben mit eingelitteten Hekern versehen, durch welche die stärkste, am Boden der Bombonne befindliche Säure, wenn sich dieselbe bis zu einer mäßigen Höhe angesammelt hatte, von selbst in die nächste tiefer liegende

RECEIVED
JAN 10 1964
U. S. DEPARTMENT OF JUSTICE
FEDERAL BUREAU OF INVESTIGATION
WASHINGTON, D. C. 20535

beim. Der Rückstand von der Chlorbereitung, Mangan-
kies: mit Eisenchlorid und etwas freier Salzsäure ge-
mischt, wird in der Regel theils in das Wasser, theils in
Eisengruben geschüttet, woher es dann sich ereignet, daß
mehr Frauen dadurch verstorben werden. Kuhlmann
hat dagegen, nach vorgängiger Neutralisation freier Säure
durch kohlensauren Kalk, die Flüssigkeit in Bleispannen
per Trechse eingedampft, und das Salzgemisch an die Pa-
riiser Gasernte zum Behuf der Reinigung des Gases
von Schwefelammonium verkauft, oder sie auf eine andere
Weise nutzbar zu machen versucht.

The first thing I noticed when I stepped out
 into the morning sun was a sense of freedom. The
 air was crisp and clean, a stark contrast to the
 stifling heat of the city. I took a deep breath, savoring
 the scent of fresh grass and distant flowers. The
 world seemed so much brighter here, with the sun
 shining down on a landscape of rolling hills and
 vibrant greenery. I walked along a path that led
 through a field of wildflowers, their colors a mix
 of purple, yellow, and white. The sound of their
 petals rustling under my feet was a gentle reminder
 of the beauty of the natural world. In the distance,
 a small village nestled in a valley, its white-washed
 buildings and red-tiled roofs a picturesque sight.
 I could hear the gentle hum of bees and the soft
 chirping of birds, their songs weaving a symphony
 of life. The peace and tranquility of the scene
 washed over me, filling my heart with a sense of
 wonder and awe. It was a moment of pure bliss,
 a reminder of the beauty that surrounds us every
 day. I closed my eyes, feeling the warmth of the
 sun on my face, and knew that this was exactly
 what I needed.

1. The first of these is the fact that the
 2. the second is the fact that the
 3. the third is the fact that the
 4. the fourth is the fact that the
 5. the fifth is the fact that the
 6. the sixth is the fact that the
 7. the seventh is the fact that the
 8. the eighth is the fact that the
 9. the ninth is the fact that the
 10. the tenth is the fact that the

• 4-11-21: 222 67:4:44:4

一、凡我同志，應注意之點：(一)對於工作，應有極大之熱誠與責任感。(二)對於同志，應有極大之同情與合作精神。(三)對於敵人，應有極大之勇氣與鬥爭精神。(四)對於自己，應有極大之紀律與約束。

Verbreitung der Abbildungen.

Stufeleien. — Fig. 1, 2 und 3 auf Tab. VIII. (in $\frac{1}{2}$ der natürlichen Größe gezeichnet) stellen einen **Stufeleien** zur Erzeugung von Glaubersalz und Salzsäure dar, wie solcher in der Fabrik zu Floresse erbaut worden ist.

A Calcintrraum, B zwei Pfannen; a a Arbeitsöffnungen, durch die man in das Innere der Muffel gelangt; b Trichter, durch welchen das Salz in die Pfanne gebracht wird; c Rohr zur Leitung der Schwefelsäure in die Pfannen; d Kühlungsraum für das Glaubersalz; e Feigraum, f Natriumsulfat; gg Schleber zur Regulirung des Zugels; g' Schleber, welcher die Oeffnung in der Scheidewand zwischen dem Calcinträume und dem Pfannenraume verschließt; kk Schlucklöcher zur Leitung des Flammendampfes; ll Oeffnungen zum Ueberschöpfen der Masse aus den Pfannen in den Calcintrraum; m Rauchcanal, welcher nach der Esse führt; n Canal, durch welchen das salzsaure Gas aus dem Calcinträume nach dem Condensationsapparate abgeführt wird.

Die Figuren 4 bis 9 (in $\frac{1}{10}$ der natürlichen Größe gezeichnet) stellen Ziegel dar, wie sie zum Ofenbau angewendet wurden, ohne besondere Erläuterung verständlich.

Doppel-Muffelöfen. — Die Figuren 10, 11 und 12 (in $\frac{1}{1000}$ der natürlichen Größe gezeichnet) stellen einen Doppel-Muffelofen mit Condensationsapparat dar, wie er in der Fabrik zu Florsteffe ausgeführt worden ist. In allen drei Figuren bezeichnen gleiche Buchstaben gleiche Gegenstände.

Verbreitung der Abbildungen.

Stufeleien. — Fig. 1, 2 und 3 auf Tab. VIII. (in $\frac{1}{2}$ der natürlichen Größe gezeichnet) stellen einen **Stufeleien** zur Erzeugung von Glaubersalz und Salzsäure dar, wie solcher in der Fabrik zu Floresse erbaut worden ist.

A Calcintrraum, B zwei Pfannen; a a Arbeitsöffnungen, durch die man in das Innere der Muffel gelangt; b Trichter, durch welchen das Salz in die Pfanne gebracht wird; c Rohr zur Leitung der Schwefelsäure in die Pfannen; d Kühlungsraum für das Glaubersalz; e Feigraum, f Natriumsulfat; gg Schleber zur Regulirung des Zugels; g' Schleber, welcher die Oeffnung in der Scheidewand zwischen dem Calcinträume und dem Pfannenraume verschließt; kk Schlucklöcher zur Leitung des Flammendampfes; ll Oeffnungen zum Ueberschöpfen der Masse aus den Pfannen in den Calcintrraum; m Rauchcanal, welcher nach der Esse führt; n Canal, durch welchen das salzsaure Gas aus dem Calcinträume nach dem Condensationsapparate abgeführt wird.

Die Figuren 4 bis 9 (in $\frac{1}{10}$ der natürlichen Größe gezeichnet) stellen Ziegel dar, wie sie zum Ofenbau angewendet wurden, ohne besondere Erläuterung verständlich.

Doppel-Muffelöfen. — Die Figuren 10, 11 und 12 (in $\frac{1}{1000}$ der natürlichen Größe gezeichnet) stellen einen Doppel-Muffelofen mit Condensationsapparat dar, wie er in der Fabrik zu Florsteffe ausgeführt worden ist. In allen drei Figuren bezeichnen gleiche Buchstaben gleiche Gegenstände.

A der Gascintrraum, B Bleispannen, C Feuertraum des Sulphatofens, D Abzugscanal des Rauchs; E irdene Röhren, welche das salzsaure Gas nach einem doppelten Strange von Bombonnes E' leiten, aus denen das Gas in den Kohlschacht F eintritt. Dieser Schacht ist, wie die Figuren 11 und 12 nachweisen, durch eine Scheidewand in 2 parallele Hälften GG getheilt, welche mit Kohls angefüllt sind. H Wasserleitungsrohr zum Vertiefeln der Kohls; I Abfluß des sauren Wassers aus der zweiten Hälfte des Condensators; J Canal, durch welchen das uncondensirte Gas aus dem Kohlschacht F nach der Fabrikcasse abgeführt wird. KK Bombonnes, in denen die im ersten Theile des Condensationsapparates, in welchem das zugeführte Gas aufsteigt, condensirte tropfbare Salzsäure gesammelt wird; L weites irdenes Rohr, mit Kohls gefüllt, in welches das aus dem Gascinträume zugeführte salzsaure Gas eintritt, um schließlich aus demselben in die zweite Hälfte des Kohlschachtes F zu gelangen. M Gefäß, in welchem sich Kalk befindet, N Bleikasten mit Schwefelsäure, aus welchem die Pfannen die nöthige Säure durch Bleisheber erhalten. E'' gemauerte Canäle, durch welche das salzsaure Gas nach dem Condensationsapparate geleitet wird. P Abflußraum für das heiße Glaubersalz.

(Aus den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen, 1857 Seite 135.)

Der Hopfen und die Surrogate dafür.

Unter dieser Ueberschrift enthält die polytechnische Centralhalle 1858 Nr. 20, 21 und 22 einen Artikel aus „Johnsons chemische Bilder“, in welchem über die Wirkung des Hopfens als Zusatz zum Biere abgehandelt wird; außerdem erhält das Publikum auch Nachricht von den Verfälschungen, die namentlich in England häufig vorkommen sollen. In letzterer Hinsicht ist vorzugsweise hervorgehoben, daß in den meisten Fällen Koffelskörner als Zusatz zum Biere angewendet werden sollen.

Johnson sagt hierüber:

„Im Jahre 1850 wurden nicht weniger als 2359 Centner dieser Frucht (Koffelskörner) in England eingeführt. Sie werden hauptsächlich zur Verfälschung der geringern Biere benutzt, und es ist wirklich erschrecklich, auf wie mancherlei Weise dieses eigenthümliche Produkt vorgerichtet wird, um dem unehrlichen Brauer Hopfen und Malz zu ersparen. Ich will nur drei Eigenschaften anführen, welche zu verführerisch sind, als daß ihnen gewissenlose Leute widerstehen könnten. Wenn die zerstoßenen Körner mit Wasser ausgezogen werden, so entsteht ein Extrakt, welcher, zu dem Biere gesetzt, folgende Wirkungen hervorbringt: Erstlich ertheilt er demselben einen intensiv bittern Geschmack, und man kann bei diesem Zusatz ein ganzes Drittel des sonst erforderlichen Hopfens weniger nehmen, ohne den Geschmack des Bieres wesentlich zu beeinträchtigen. Zweitens gibt er schwachem und geringhaltigem Gebräu im Munde mehr Fülle und Körper und zugleich eine dunklere Farbe. In dieser Hinsicht soll ein Pfund Koffelskörner soviel wirken, als wenn ein Saß (4 Bushel) Malz mehr genommen worden wäre. Drittens erregt dieser Zusatz bei den Biertrinkern gewisse Symptome einer alkoholischen Berausung und vermehrt so die scheinbare Stärke und berausende Kraft des Getränkes. Um dieser Eigenschaften willen wird dann das Mittel von unehrlichen Brauern, welche gewisse Wünsche ihrer Abnehmer auf recht billige Weise zu erfüllen trachten (100 Pfd. Koffelskörner kosten nur 6—7 Thlr.), häufig genug benutzt. Einige Schriftsteller über Bräuererei geben sogar populäre Anweisungen zur Verwendung dieser Droge: Morrice empfiehlt dem honetten (!) Brauer auf 10 Quarter Malz 3 Pfd. Koffelskörner zu nehmen. Der Unhonette nimmt zuweilen schon ein Pfund auf ein Faß von 54 Gallonen und parfümirt es überdies mit Kalmus und Weissenthurzel. Wenn sich mit einem Pfund Koffelskörner in der That 4 Bushel Malz ersparen lassen, so müssen die Verfälscher mit den 1850 eingeführten 2359 Centnern, sofern die ganze Quantität in dieser Art verbraucht ist, die ungeheure Ersparniß von 1,056,000 Bushel gemacht haben! Durch diese Betrügereien werden hauptsächlich die niederen Klaf-

noch viel zu wünschen übrig ließ. In der Fabrik zu St. Gilles wurden während nahe 5 Monaten aus 100 Theilen Salz 187 Salzsäure von 20° Baumé gewonnen. Die Beschaffenheit des in Ruffelöfen erzeugten Glaubersalzes ist ohne allen Zweifel und gleicher Qualität, wie das in den alten unvollkommenen Öfen erzeugt. Der Ausgang an Brennmaterial war bei dem Ruffelofen zu Nîmè selbst geringer, als bei den alten Öfen. In Betreff der Mehrkosten, welche durch die Anwendung von Ruffelöfen verursacht werden, gab der Director der Fabrik zu Floresse an, daß dieselben für 100 Kilogramm Glaubersalz 30 Centimes betragen, indem die Erbauung und Unterhaltung der Öfen so wie der Ausgang an Brennmaterial mehr Ausgaben erheischen.

- b) Das unnöthige Öffnen der Bombonnes kann dadurch vermieden werden, daß das Abziehen der Säure und der Zutritt von Wasser durch kleine Röhren vermittelt wird, während die Gefäße auf einer schrägen Bühne aufgestellt sind (vergleiche Seite 522). Es ist wichtig, dieselben in gutem Stande zu erhalten, gegen starken Temperaturwechsel, gegen directe Sonnenstrahlen, Regen und Schnee durch ein Dach zu schützen, ferner solche Gefäße, welche Risse erhalten haben, sogleich auszuwechseln. Die Verbindungsrohre müssen gut verkittet werden. Endlich ist eine stete Controle und Ueberwachung der chemischen Fabriken unumgänglich nöthig, wenn nicht alle gegebenen Vorschriften illusorisch sein sollen.

In neuester Zeit hat Luchmann*) vorgeschlagen, die letzten Bombonnes einer Reihe mit Wasser und zerfloßenem Witherit (kohlensaurem Natron) zu füllen, wodurch der letzte Antheil des salzsauren Gases, welchen das vorgeschlagene Wasser nicht condensirte, verschluckt und Chlorbaryum erzeugt wird. Derselbe fügt an 54 mit Wasser halb gefüllte Bombonnes von je 175 Liter Inhalt 6 mit Witherit an, und stellt hinter diesen noch zwei auf, welche bloß Wasser enthalten und dazu dienen,

die Leistungen des Apparats zu kontrolliren. Nach 10 Tagen steter Arbeit zeigte eins dieser Gefäße kaum 1° Baumé. Die hohe Esse, welche mit 8 Systemen von Bombonnes in Verbindung steht und den Rauch von 4 Sulphatöfen aufnimmt, ließ kaum merklich weiße Dämpfe ausströmen, wie auch der Feuchtigkeitszustand der Luft beschaffen sein mochte. In der Fabrik zu Mabeleine gewann man beim Gebrauche des eben genannten Apparats von 100 Theilen Salz 158 Theile Salzsäure von 21 bis 22° B. Da nun 100 reines und völlig trocknes Salz 175 Salzsäure liefern sollen, das gebrauchte Salz aber 8 Proc. Wasser und fremde Stoffe enthält, so müßte nach der Theorie 92 Theile reines Salz 161 Salz liefern müssen; es sind demnach nur 3 Theile der letztern verloren gegangen und zwar dadurch, daß die starke Säure mittelst Heber aus den ersten 25 Gefäßen abgezapft wurde. Hierbei ist das Entweichen eines kleinen Theils salzsauren Gases nicht zu vermeiden. Andernthells geht auch an Öfen durchs Öffnen der Thüre, welche nach der Pfanne führt, etwas Gas verloren, dergleichen beim Ueberschöpfen und Einlassen des Salzes durch die Öffnung im Gendite. Wollte man diesen Uebelstand durch Herstellung eines dichtereren Zuges vermeiden, so würde eine beträchtlich größere Menge salzsaures Gas durch die Esse verloren gehen, was der Nachbarschaft zum Schaden gereichen würde. Deshalb sind zu hohe Essen nachtheilig, sie schützen zwar die Arbeiter in der Fabrik, schaden aber den Nachbarn; in mäßig hohen Essen muß der Fabrikant gute Condensationsapparate anlegen und in Stand halten, widrigenfalls die Arbeiter den nachtheiligen Einwirkungen des Gases ausgesetzt sind.

Um das Abziehen der concentrirten Säure aus den Bombonnes mittelst Heber zu beseitigen, ist statt einer horizontalen eine treppenartige Aufstellung der letzten zu wählen, und sind dieselben durch im untern Theile des Bauges eingekittete Röhren unter einander dermaßen zu verbinden, daß der Inhalt von dem Boden des letzten in die vorletzte u., aus der zweiten in die erste abfließen kann (vergleiche oben Seite 523). Aus der ersten fließt die concentrirte Säure in einen Behälter. Es sollte die

*) Polytechnisches Journal Band CXLII. Seite 156.

beste, soll für jede Uebertretung 500 Pfund Sterling Strafe erliegen."

Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß diese strengen Gesetze bloß gemacht und veröffentlicht wurden, damit sie auf dem Papiere stehen, sondern damit sie auch mit aller Strenge ausgeübt werden; daß letzteres geschieht, kann man von den englischen Behörden gewiß erwarten, um so mehr als in England das Bier das Hauptgetränk ist, indem Wein und Brantwein durch Zölle u. sehr verteuert sind.

Man könnte vielleicht einwenden, daß die strengen Gesetze doch nicht genügen, um diesen schädlichen Betrügern entgegen zu arbeiten. Erstlich werde der Verkauf solcher schädlicher Surrogate ganz heimlich getrieben, und dann sei man nicht im Stande, im fertigen Biere dieselben zu erkennen und nachzuweisen. Schwierig ist es allerdings, die unschädlichen Surrogate, wie Quassia, Engian u., nachzuweisen, aber desto leichter ist es, diejenigen Surrogate des Hopfens im Bier zu finden, die eine nachtheilige Wirkung auf den Organismus äußern, wie z. B. Koffeinstörner, Opium, Strychnin. Man darf nur die Biere bis zur Trockne verdampfen, diesen Rückstand mit Alkohol ausziehen und den alkoholischen Auszug von dem angezeigten abfiltriren, um im alkoholischen Auszug den ganzen Gehalt an narkotischen Bestandtheilen des Bieres zu finden. Hieraus läßt sich nun durch die charakteristischen Reactionen das Morphinum oder Strychnin aus Opium oder Krähenaugen nachweisen, oder man kann mit einem solchen alkoholischen Extracte Versuche an Thieren (Kaninchen u.) anstellen, woraus man dann gleich erkennen wird, ob dem Biere schädliche Ingredienzen zugesetzt worden sind oder nicht.

Uebrigens wird uns jeder Biertrinker zugesähen, daß schon der Geschmack eines solchen Bieres Verdacht erwecken und uns auf die Natur des Surrogates hinführen würde. Die Eigenschaften des Hopfens sind ganz verschieden von denen aller übrigen für den Hopfen vorgeschlagenen Surrogate. Der Hopfen theilt dem Biere jenen eigenthümlichen gewürzhafteu Geschmack mit, welchen wir als Hopfengeschmack bezeichnen; er enthält nicht nur

einen bitteren Körper, sondern er hat auch noch eigenthümliche, flüchtige, gewürzhafte Theile, die ihn vor allen Bitterstoffen auszeichnen. Außerdem ist noch sehr zu berücksichtigen, daß der Hopfen auch noch dazu dient, um das Bier haltbarer zu machen, d. h. den leichten Uebergang in die saure Gährung zu verhindern. Dieß Letztere wird bewirkt durch einen Gehalt des Hopfens an Gerbsäure, welche das in der Würze gelöste Stärkmehl und die gelösten Stickstoff-Verbindungen abscheidet, wodurch die Würze klar wird, und, was die Hauptsache ist, wodurch auch das längere Aufbewahren des Bieres ermöglicht ist. Aus den angeführten Eigenschaften des Hopfens ist demnach leicht zu sehen, daß derselbe durch keinen der bekannten bitteren Pflanzenstoffe ersetzt werden kann, ohne daß nicht dadurch dem Biere andere Eigenschaften ertheilt würden.

Auch ist zu erinnern, daß den englischen Behörden gewiß ein so enormer Verbrauch von Koffeinstörnern als Surrogat für Hopfen, wie Johnston sie angibt, bekannt werden müßte; denn es ist von selbst einleuchtend, daß ein so häufiger Genuß von Koffeinstörnern, die eine äußerst schädliche Wirkung auf den Organismus äußern, auch Einfluß hat auf den Gesundheitszustand derjenigen Bevölkerung, die ein so verfälschtes Bier genießt.

So wenig wir Fälschungen und Puschereien zu unterstützen oder zu ermuntern Willens sind, so finden wir es doch im allgemeinen Interesse gelegen und rathsam, der Verbreitung von offenbar falschen Angaben, wie die hier von Johnston gegebenen, entgegenzutreten, wodurch das biertrinkende Publikum immer und immer wieder mit neuen Schreckgestalten geängstigt wird. Das Publikum ist ohnehin selten den Täufern gewogen, und äußert immer gleich Verdacht, wenn ihm das Bier gerade nicht mundet, daß dem Biere Stoffe, seien es nun schädliche oder unschädliche, beigegeben würden. Dabei ist aber zu bedenken, von wie vielerlei Umständen der Geschmack des Bieres abhängt, über welche letzteres das Publikum nicht belehrt ist, und sich auch wahrscheinlich nicht belehren läßt. So wird z. B. gleich, wenn das Bier einen auffallend bitteren Geschmack besitzt, über den Bräuer raisonnirt, daß

er dem Bier etwas zugesetzt habe, um den Hopfen zu ersparen. Ein so auffallend bitterer Geschmack kann aber beim Biere vorhanden sein, ohne irgend einen andern Zusatz, wenn z. B. die Gährung zu energisch erfolgt, wo sich dann sehr viel Zucker in Alkohol verwandelt, und wodurch nun das Bittere vom Hopfen mehr hervortritt, indem dasselbe vom Zucker nicht gehörig verdeckt wird.

Ein auffallend bitterer Geschmack tritt auch hervor, wenn dem fertigen Biere Wasser zugesetzt wird. Letzteres hat seinen Grund darin, daß der bittere Geschmack des Hopfens durch die Verdünnung des Bieres mit Wasser nicht in dem Grade abnimmt, wie der Geschmack des Zuckers und des Gummi. Wasserzusatz muß allerdings auch als eine, wiewohl als die unschädlichste Betrügerel angesehen werden. — Ueberhaupt, wenn man berücksichtigt, wie viele Einflüsse bei einem künstlich bereiteten Getränke, wie das Bier ist, hiebei mitwirken, so kann es nicht auffallend sein, wenn bei Anwendung von gleicher Gerste, gleichem Hopfen und gleichem Wasser es dennoch vorkommt, daß zwei Gebräue ganz verschiedenen Geschmack besitzen, ohne daß man deswegen den Bräuer der Betrügerel zelten könnte.

Beschreibung eines neuen Pressverfahrens zur Gewinnung des Saftes aus Zuckerrüben,

auf welches der Ingenieur Adolph Nestern von Wilhelmshütte in Pr. Schlessen am 16. Dezember 1856 ein Privilegium für das Königreich Bayern auf 4 1/2 Jahre erhalten hat.

(Mit Zeichnungen auf Blatt IX Fig. 1—6.)

Die Gewinnung des Saftes der Zuckerrüben geschieht bis jetzt in der Weise, daß man den durch Zerreiben der Rüben gewonnenen Brei entweder in hydraulischen Pressen auspresst, oder denselben durch Wasser macerirt.

Der von mir erfundene und in der anliegenden Zeichnung dargestellte Apparat combinirt beide Verfahrensarten dahin, daß die zerriebene Masse einem directen hy-

draulischen Druck unterworfen, und unter inniger Vereinigung des zur Erzielung dieses Druckes benötigten Wassers mit dem Rübenbrei, eine unter sehr hohem Druck geschehende Auswaschung und gleichzeitige Auspressung der zerriebenen Masse bewirkt wird.

Der Apparat ist außerdem der Art construirt, daß er die Verwendung von Pressstüchern, Blechen, Forden u. vollständig entbehrlich macht.

In den auf Blatt IX dargestellten 6 verschiedenen Ansichten und Durchschnitten des Apparates bezeichnen durchgehend dieselben Buchstaben die gleichen Theile.

AAA ist der auf dem Fußboden stehende Hauptkörper, bei aaa mit einer ringförmigen Oeffnung versehen, in die der Cylinder einer hydraulischen Presse BB eingehängt und befestigt wird. Der obere Theil des Körpers AA enthält ferner einen cylindrischen Raum bb, zur Aufnahme des auszupressenden Brei's bestimmt, dessen Dimensionen aus dem für jede Operation aufzunehmenden Quantum sich ergeben. Für gewöhnliche Verhältnisse würde er 200 bis 400 Pfund Rübenbrei fassen. Die ohyrenförmigen Lappen cc dienen zum Tragen und Befestigen eines zweiten hydraulischen Presscylinders cc. Das Innere des Cylinders i dieses letzteren steht vermittelt eines Abflusssystems o'o' mit einem hydraulischen Pumpwerk in Verbindung, das außerdem durch die Röhren o, o, o Druckwasser über den Pfiston i, wie unter den Pfiston d der untern Presse B fördert. Zwei sogenannte Sperrklappen n & q gestatten den Eintritt dieses Wassers, wie es der Gang der Arbeit erfordert, beliebig zu regeln. Der Presscylinder ee paßt mit seinem äußern Rand genau in den Cylinder bb hinein und ist zur Dichthaltung mit einer Ledermanschette o'e' versehen, in derselben Weise, wie die Presscylinder in den Presscylindern; ff ist ein durchbrochener, schmiedeeiserner Boden, durch einige Schrauben (ee) auf dem Presscylinder befestigt, gg ein Sieb aus durchlassenden Gewebe in Verbindung mit einem Messinggesteck; g'g' ist ein aus denselben Stoffen hergestelltes cylindrisches Sieb, das in den Raum bb hineingesteckt wird. Damit die bei der Maceration und demnächstigen Pressung zu gewinnenden Säfte freien Abzug auch nach den Seiten erhalten, sind die

Seitenwände des Raumes *bb* mit senkrechten Hohlkehlen durchfurcht. Der Piston *i'* des obern Presscylinders hat an seinem untern Ende einen deckelförmigen Ausbau *kk* mit seinen Löchern *n'n'n'* durchbohrt.

Mit seiner untern Fläche verschließt dieser Deckel genau die obere Öffnung des Cylinders *bb* und ist zum Zweck eines vollkommen dichten Verschlusses in diejen letzten noch ein Oeterring *pp* eingelegt. *mm* ist eine Rinne für den abfließenden Saft. Der Gang einer Operation mit dem Apparat gestaltet sich nun wie folgt: Der Piston *d* des Presscylinders *B* steht wie gezeichnet, der Piston *i* dagegen des Cylinders *C* befindet sich in der punctirt angedeuteten Stellung.

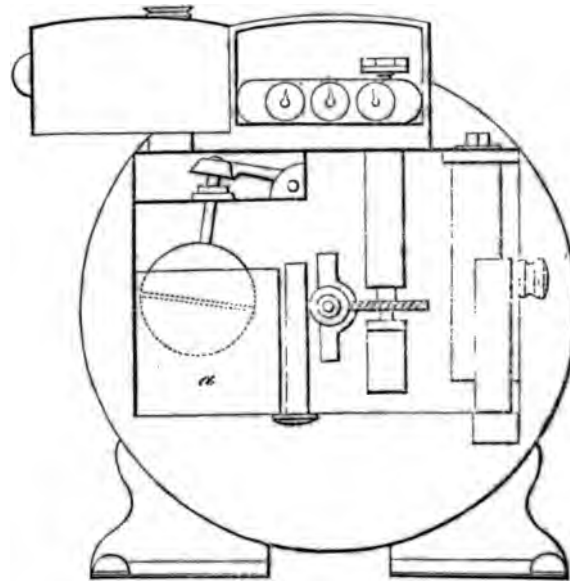
Die in dem Behälter *D'* enthaltene Menge Rübenbrel gerade so groß, daß der Raum *b* damit bis zum obern Rande gefüllt wird, ist auf dem Wagen *D* herangefahren und wird in *b* hineingeführt. Vermittelt des Sperrstopps *n* wird nun Druckwasser durch das obere Rohr *o* in den Presscylinder *l* gepumpt, der Piston *i* hinuntergepreßt und durch Anwendung des höchstmöglichen Druckes ein vollkommener Verschluss von *bb* durch *k* bewirkt. Hierauf glebt man durch den Sperrstopf *q* und das Rohr *o'* dem Druckwasser auch die Richtung in das Innere des Pistons *i*, von wo aus dasselbe durch die Löcher *n'n'* unmittelbar in die zerriebene Masse eintritt.

Durch dieß unmittelbare Einpumpen von Wasser in den Raum *bb* wird ein innerer Druck hervorgebracht, der die Säfte zwingt, durch die Siebe *g* und *g'* nach unten und den Seiten des Cylinders abzufließen, die zweite und wesentlichere Folge aber ist, daß eine Verdünnung der ganzen Masse durch das Wasser erfolgt, die, weil sie unter starkem hydraulischen Druck geschieht, eine sehr wirksame Auswaschung der faserigen Theile des Rübenbrel herbeiführt. Ist diese Auswaschung eine gewisse Zeit hindurch zur Genüge geschehen, so erhält das Druckwasser des Pumpwerks vermöge des Sperrstopps *n* und des untern Rohres *o* seine Richtung unter den Kolben *d* des Presscylinders *B*. Das Steigen desselben bewirkt eine vollständige Auspressung der macerirten Masse. Ist diese erfolgt, so wird der Druck auf den obern Kolben *i* aufge-

hoben, der untere *d* steigt bis zum obern Rande des Cylinders *b* und hebt damit nicht bloß den ausgepreßten Kuchen, (der mit dem Sieb *g* herausgenommen wird), sondern auch den Piston *i* bis zu der ursprünglich innegehabten Stellung. Sobald ein frisches Sieb eingelegt, der Druckkolben *d* heruntergelassen ist, kann eine neue Füllung und eine zweite Operation beginnen.

Beschreibung einer neuen Vervollkommnung der nassen Gaszähler,

auf welche die Firma *A. Siry Lizards u. Comp.* in Leipzig am 26. Mai 1857 ein Einführungs-Patent für das Königreich Bayern auf 3 Jahre erhalten hat.



Dieserjenigen sowohl, welche sich mit der Bereitung des Leuchtgases beschäftigen, als auch die, welche dasselbe zur Beleuchtung verwenden, kennen es aus Erfahrung, daß es während der abendlichen Beleuchtungszeit öfters und zu unterschiedenen Malen vorkommt, daß die Gasflammen kleiner werden oder plötzlich emporfahren, ja daß solche sogar bisweilen gänzlich ausbleiben.

Die Ursache dieses sehr großen Uebelstandes ist hin-

länglich bekannt ein jeder Eisenkünstler weiß es, daß selbiger theils durch die Reibverhältnisse des Gießrades in den Leirungsstöcken der Saure, theils sei es nun beim Anbreiten oder beim Anziehen der Gießkammer, oder durch von der Gieß-Kammer selbst dazu ausgehende Veranlassung hervorgerufen wird.

Es ist eine Thatsache, daß wenn die Ausdehnungskraft des Tralles möglich genommen, das Wasser, welches in dem Hohlraum des Gießrades enthalten ist, unmittelbar gleich darauf fließt, um sich darauf während einiger Sekunden in schlingender Bewegung wieder zu setzen. Der Schwimmer ist natürlich dieser schlingenden Bewegung unterworfen, welcher auf diese Weise der Eintritt des Quades bewirkt oder zuläßt.

Nach vielfältigen gemachten Nachforschungen und Versuchen sind wir dahin gelangt, einen solchen Uebelstand dadurch vollkommen zu beseitigen, daß der Schwimmer in einer fast unbenutzlichen Stellung aufrecht erhalten wird.

Dieser wirklich wichtige Erfolg wird einfach durch Andringung eines vierseitigen Gehäuses von Bleiwerk bewirkt, welches das Wasser, das den Schwimmer trägt, von dem Wasser im Gießrader wenigstens im obern Theil bedeckten abschließt: dieses Gehäuse steht durch zwei kleine Abkündungen, welche am Rande desselben eingehakt sind, in Verbindung.

Obgleich es nun leicht ist, sofort nach der ersten Anschauung bezeichnete Verbesserung aufzufassen, so erlauben wir uns doch noch außerdem die Wirkung derselben vermittelt eines Quaddlers mit eingesezten Glasfäden genügend zu beweisen, sei es nun hier in unserem Uebelforment selbst oder an einem andern von der Vorhölde dazu bezeichneten Maaß.

Die Kuppelung von J. Garand in Paris.

(Von Abhandlungen auf Blatt VII Fig. 9 u. 10.)

Figur 9 der betreffenden Abbildungen auf Tafel VII zeigt diese Kuppelung im vertikalen Querschnitt und Fig. 10 im vertikalen Längenschnitt. Dieselbe dient nicht nur zur Aufhebung der Bewegung, sondern auch zur

Umwänderung der Bewegungsrichtung. Auf der linken Seite die beiden Nierenhälften c und c', w Bewegung vermittelt Nierenbetrieb so erhalten sich nach entgegengesetzten Richtungen drehen, die leicht dadurch bewirken, daß man mechanischen Welle aus in einem Nieren kreuzt, den anderen Nieren den beiden Scheiben c ein Ruff d, welcher von 3 — 5 oder 10 Gewinde aufnimmt, zigen Schrauben, befestigen f, und

Mutter g verbunden, die den beiden Schraubenspindeln nach Bedarf verlängern und ver. der äußeren Schrauben f, wirken. e e', welche in die auf die Welle a u den h h' eingelassen sind. Diese Scheiben müssen auf der Welle a fest sein, damit die Seg. e e' keine Seitenbewegung annehmen können.

Schiebt man den Ruff d nach links, so die Schraubenspindeln f f' die Segmentstücke e gegen die Fläche der auf derselben Seite liegenden Scheibe. Dadurch wird die Bewegung dieser Scheibe dem mitgetheilt, und da dieser durch Feder und Mutter der Welle a in Verbindung gesetzt ist, auch die Umdrehung gesetzt. Rückt man dagegen den Ruff nach rechts, so lösen sich die Segmentstücke e von der ab, und es werden nun die Segmentstücke e' Innenfläche der zweiten Scheibe c' angedrückt, aber sich nach der entgegengesetzten Richtung drehen, auch nun die Welle a die entgegengesetzte Bewegung an. Stellt man endlich den Ruff d in die zwischen beiden Scheiben ein, so wird auf die gar keine Bewegung übertragen. Die Verschiebung des Ruffes wird vermittelt einer Gabel bewirkt, Gabel h umfaßt. (London Journ., Jan. 1858 (Durch polytechn. Centralblatt, 1858, S.

soß für jede Uebertretung 500 Pfund Sterling erlegen.“

Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß diese strengen : bloß gemacht und veröffentlicht wurden, damit sie in Papiere stehen, sondern damit sie auch mit aller : je ausgeübt werden; daß letzteres geschieht, kann : von den englischen Behörden gewiß erwarten, um so : als in England das Bier das Hauptgetränk ist, : Wein und Branntwein durch Bälle u. sehr ver- : sind.

Man könnte vielleicht einwenden, daß die strengen : doch nicht genügen, um diesen schädlichen Betrü- : entgegen zu arbeiten. Erstlich werde der Verkauf : schädlicher Surrogate ganz heimlich getrieben, und : sei man nicht im Stande, im fertigen Biere diesel- : erkennen und nachzuweisen. Schwierig ist es al- : d, die unschädlichen Surrogate, wie Quassia, Cin- : , nachzuweisen, aber desto leichter ist es, diejenigen : gate des Hopfens im Bier zu finden, die eine nach- : Wirkung auf den Organismus äußern, wie z. B. : störmern, Opium, Strichnlin. Man darf nur die : bis zur Trockne verdampfen, diesen Rückstand mit : d ausziehen und den alkoholischen Auszug von dem : sen abfiltriren, um im alkoholischen Auszug den : Gehalt an narkotischen Bestandtheilen des Bieres : den. Hieraus läßt sich nun durch die charakteristi- : Reactionen das Morphinum oder Strichnlin aus- : oder Krähenaugen nachweisen, oder man kann mit : solchen alkoholischen Extracte Versuche an Thieren : (hen u.) anstellen, woraus man dann gleich ersieht : ob dem Biere schädliche Ingredienzen zugesetzt worden : der nicht.

Uebrigens wird uns jeder Biertrinker zugesähen, daß : der Geschmack eines solchen Bieres Verdacht er- : und uns auf die Natur des Surrogates hinführen : . Die Eigenschaften des Hopfens sind ganz ver- : n von denen aller übrigen für den Hopfen vorge- : nen Surrogate. Der Hopfen theilt dem Biere : eigenthümlichen gewürzhafteu Geschmack mit, welchen : s Hopfengeschmack bezeichnen; er enthält nicht nur

einen bittern Körper, sondern er hat auch noch eigen- : thümliche, flüchtige, gewürzhafte Theile, die ihn vor allen : Bitterstoffen auszeichnen. Außerdem ist noch sehr zu be- : rücksichtigen, daß der Hopfen auch noch dazu dient, um : das Bier haltbarer zu machen, d. h. den leichten Ueber- : gang in die saure Gährung zu verhindern. Dieß Letztere : wird bewirkt durch einen Gehalt des Hopfens an Gerb- : säure, welche das in der Würze gelöste Stärkmehl und : die gelösten Stickstoff-Verbindungen abscheidet, wodurch die : Würze klar wird, und, was die Hauptsache ist, wodurch : auch das längere Aufbewahren des Bieres ermöglicht ist. : Aus den angeführten Eigenschaften des Hopfens ist dem- : nach leicht zu ersieht, daß derselbe durch keinen der be- : kannten bitteren Pflanzenstoffe ersetzt werden kann, ohne : daß nicht dadurch dem Biere andere Eigenschaften entzogen : würden.

Auch ist zu erinnern, daß den englischen Behörden : gewiß ein so enormer Verbrauch von Koffeinstoffen als : Surrogat für Hopfen, wie Johnston sie angibt, bekannt : werden müßte; denn es ist von selbst einleuchtend, daß : ein so häufiger Genuß von Koffeinstoffen, die eine : äußerst schädliche Wirkung auf den Organismus äußern, : auch Einfluß hat auf den Gesundheitszustand derjenigen : Bevölkerung, die ein so verfälschtes Bier genießt.

So wenig wir Fälschungen und Verfälschungen zu un- : terstützen oder zu ermutigen Willens sind, so finden wir : es doch im allgemeinen Interesse gelegen und rathsam, der : Verbreitung von offenbar falschen Angaben, wie die hier : von Johnston gegebenen, entgegenzutreten, wodurch das : Biertrinkende Publikum immer und immer wieder mit : neuen Schreckgestalten geängstigt wird. Das Publikum : ist ohnehin selten den Bräuern gewogen, und äußert immer : gleich Verdacht, wenn ihm das Bier gerade nicht mündet, : daß dem Biere Stoffe, seien es nun schädliche oder un- : schädliche, beigegeben würden. Dabei ist aber zu bedenken, : von wie vielerlei Umständen der Geschmack des Bieres : abhängt, über weiche Letzteres das Publikum nicht belehrt : ist, und sich auch wahrscheinlich nicht belehren läßt. So : wird z. B. gleich, wenn das Bier einen auffallend : bitteren Geschmack besitzt, über den Bräuer raisonnirt, daß

länglich bekannt, ein jeder Sachverständiger weiß es, daß selbiger theils durch die Veränderlichkeit des Gasdruckes in den Leitungsröhren der Stadt, theils sei es nun bei'm Anbrennen oder beim Auslöschten der Gasflammen, oder durch von der Gas-Anstalt selbst dazu ausgehende Veranlassung hervorgerufen wird.

Es ist eine Thatsache, daß wenn die Ausdehnungskraft des Druckes plötzlich zunimmt, das Wasser, welches in dem Vordertheil des Gaszählers enthalten ist, unmittelbar gleich darauf sinkt, um sich hernach während einiger Secunden in schwingender Bewegung wieder zu heben. Der Schwimmer ist natürlich dieser schüttelnden Bewegung unterworfen, welcher auf diese Weise den Eintritt des Gases hemmt oder zuläßt.

Nach vielfältigen genauesten Nachforschungen und Versuchen sind wir dahin gelangt, erwähnten Uebelstand dadurch vollkommen zu beseitigen, daß der Schwimmer in einer fast unbeweglichen Stellung aufrecht erhalten wird.

Dieser wirklich wichtige Erfolg wird einfach durch Anbringung eines viereckigen Gehäuses von Weißblech bewirkt, welches das Wasser, das den Schwimmer trägt, von dem Wasser im Gaszähler wenigstens im obern Theil desselben abschließt; dieses Gehäuse steht durch zwei kleine Mündungen, welche am Rande desselben eingebohrt sind, in Verbindung.

Obgleich es nun leicht ist, sofort nach der ersten Anschauung bezeichnete Vervollkommenung aufzufassen, so erlauben wir uns doch noch außerdem die Wirkung derselben vermittelt eines Gaszählers mit eingesehten Glasetafeln genügend zu beweisen, sei es nun hier in unserer Stabilisment selbst oder an einem andern von der Behörde dazu bezeichneten Platz.

Die Kuppelung von F. Garand in Paris.

(Mit Abbildungen auf Blatt VII Fig. 9 u. 10.)

Figur 9 der betreffenden Abbildungen auf Tafel VII zeigt diese Kuppelung im vertikalen Querschnitt und Fig. 10 im vertikalen Längenschnitt. Dieselbe dient nicht nur zur Aufhebung der Bewegung, sondern auch zur

Umänderung der Bewegungsrichtung. Auf der Welle a sitzen lose die beiden Nemenscheiben c und c', welche ihre Bewegung vermittelt Nemenbetrieb so erhalten, daß sie sich nach entgegengesetzten Richtungen drehen. Man kann dies leicht dadurch bewirken, daß man sie von einer gemeinschaftlichen Welle aus in Bewegung setzt und den einen Nemen kreuzt, den anderen aber offen läßt. Zwischen den beiden Scheiben c und c' liegt auf der Welle a ein Muff d, welcher zu beiden Seiten die runden Köpfe von 3 — 5 oder mehr Schrauben f mit rechtsgängigem Gewinde aufnimmt. In der Fortsetzung dieser rechtsgängigen Schraubenspindeln f liegen die linksgängigen Schraubenspindeln f', und beide sind durch eine gemeinschaftliche Mutter g verbunden, durch deren Drehung man die aus den beiden Schraubenspindeln f und f' bestehende Stange nach Bedarf verlängern und verkürzen kann. Die Köpfe der äußeren Schrauben f', wirken auf die Segmentstücke e e', welche in die auf die Welle a aufgespänten Scheiben h h' eingelassen sind. Diese Scheiben h und h' müssen auf der Welle a fest sein, damit die Segmentstücke e e' keine Seitenbewegung annehmen können.

Schiebt man den Muff d nach links, so drücken die Schraubenspindeln f f' die Segmentstücke e gegen die Innenfläche der auf derselben Seite liegenden Scheibe c an. Dadurch wird die Bewegung dieser Scheibe dem Muff d mitgetheilt, und da dieser durch Feder und Nuth a' mit der Welle a in Verbindung gesetzt ist, auch die letztere in Umdrehung gesetzt. Rückt man dagegen den Muff d nach rechts, so lösen sich die Segmentstücke e von der Scheibe c ab, und es werden nun die Segmentstücke e' gegen die Innenfläche der zweiten Scheibe c' angebrückt. Da diese aber sich nach der entgegengesetzten Richtung dreht, so nimmt auch nun die Welle a die entgegengesetzte Bewegungsrichtung an. Stellt man endlich den Muff d in die Mitte zwischen beiden Scheiben ein, so wird auf die Welle a gar keine Bewegung übertragen. Die Verschlebung des Muffes wird vermittelt einer Gabel bewirkt, die im Hals b umfaßt. (London Journ., Jan. 1858 p. 26.)
(Durch polytechn. Centralblatt, 1858, S. 723.)

wände des Raumes *h h* mit senkrechten Hohlkehlen *rr* ist. Der Piston *i'* des obern Presscylinders hat am untern Ende einen deckelförmigen Ausbau *k k* inen Böchern *n' n' n'* durchbohrt.

Mit seiner untern Fläche verschließt dieser Deckel die obere Oeffnung des Cylinders *h h* und ist zum einen vollkommen dichten Verschlusses in diesen noch ein Leiterring *p p* eingelegt. *m m* ist eine für den abfließenden Saft. Der Gang einer Operation dem Apparat gestaltet sich nun wie folgt: Der *d* des Presscylinders *B* steht wie gezeichnet, der *i* dagegen des Cylinders *C* befindet sich in der punctirgedeuteten Stellung.

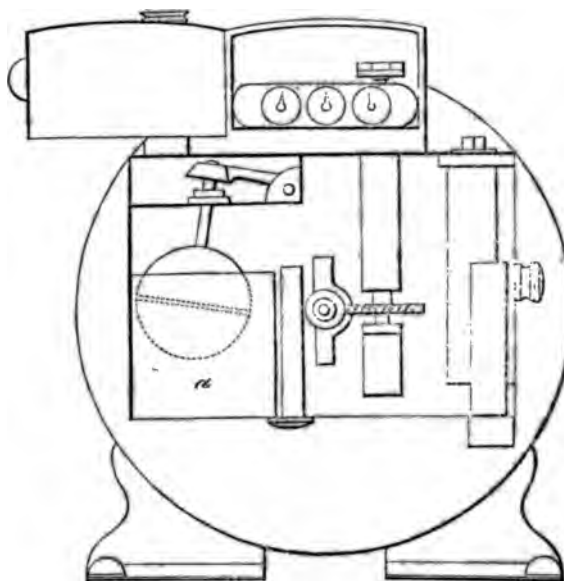
Die in dem Behälter *D'* enthaltene Menge Rübenbrel so groß, daß der Raum *h* damit bis zum obern gefüllt wird, ist auf dem Wagen *D* herangefahren und in *h* hineingeführt. Vermittelt des Sperrstoc *b* nun Druckwasser durch das obere Rohr *o* in den Cylinder *l* gepumpt, der Piston *i* hinuntergepreßt und Anwendung des höchstmöglichen Druckes ein vollener Verschuß von *h h* durch *k* bewirkt. Hierauf man durch den Sperrstoc *q* und das Rohr *o'* dem Wasser auch die Richtung in das Innere des Pistons wo aus dasselbe durch die Böcher *n' n'* unmittelbar zerriebene Masse eintritt.

Durch die unmittelbare Einsaugen von Wasser in Raum *h h* wird ein innerer Druck hervorgebracht, der die zwingt, durch die Siebe *g* und *g'* nach unten an Seiten des Cylinders abzufließen, die zweite und sichere Folge aber ist, daß eine Verdünnung der Masse durch das Wasser erfolgt, die, weil sie unter einem hydraulischen Druck geschieht, eine sehr wirksame Auflösung der faserigen Hülle des Rübenbrel herbringt. Ist diese Auswaschung eine gewisse Zeit hinzur Genüge geschehen, so erhält das Druckwasser unmerklich vermöge des Sperrstoc *n* und des untern Rohres *o* seine Richtung unter den Kolben *d* des Cylinders *B*. Das Steigen desselben bewirkt eine vollständige Auspressung der macerirten Masse. Ist diese, so wird der Druck auf den obern Kolben *i* aufge-

hoben, der untere *d* steigt bis zum obern Rande des Cylinders *h* und hebt damit nicht bloß den ausgepreßten Kuchen, (der mit dem Sieb *g* herausgenommen wird), sondern auch den Piston *i* bis zu der ursprünglich innegehabten Stellung. Sobald ein frisches Sieb eingelegt, der Druckkolben *d* heruntergelassen ist, kann eine neue Füllung und eine zweite Operation beginnen.

Beschreibung einer neuen Vervollkommnung der nassen Gaszähler,

auf welche die Firma *M^r Siry Lizaro u. Comp.* in Leipzig am 26. Mai 1857 ein Einführungs-Patent für das Königreich Bayern auf 3 Jahre erhalten hat.



Diesemigen sowohl, welche sich mit der Bereitung des Leuchtgases beschäftigen, als auch die, welche dasselbe zur Beleuchtung verwenden, kennen es aus Erfahrung, daß es während der abendlichen Beleuchtungszeit öfters und zu unterschiedenen Malen vorkommt, daß die Gasflammen kleiner werden oder plötzlich emporfahren, ja daß solche sogar bisweilen gänzlich auslöschen.

Die Ursache dieses sehr großen Uebelstandes ist hin-

länglich bekannt, ein jeder Sachverständiger weiß es, daß selbstiger theils durch die Veränderlichkeit des Gasdruckes in den Leitungsröhren der Stadt, theils sei es nun beim Anbrennen oder beim Auslöschten der Gasflammen, oder durch von der Gas-Anstalt selbst dazu ausgehende Veranlassung hervorgerufen wird.

Es ist eine Thatsache, daß wenn die Ausdehnungskraft des Druckes plötzlich zunimmt, das Wasser, welches in dem Vordertheil des Gaszählers enthalten ist, unmittelbar gleich darauf sinkt, um sich hernach während einiger Secunden in schwingender Bewegung wieder zu heben. Der Schwimmer ist natürlich dieser schüttelnden Bewegung unterworfen, welcher auf diese Weise den Eintritt des Gases hemmt oder zuläßt.

Nach vielfältigen genauesten Nachforschungen und Versuchen sind wir dahin gelangt, erwähnten Uebelstand dadurch vollkommen zu beseitigen, daß der Schwimmer in einer fast unbeweglichen Stellung aufrecht erhalten wird.

Dieser wirklich wichtige Erfolg wird einfach durch Anbringung eines viereckigen Gehäuses von Weißblech bewirkt, welches das Wasser, das den Schwimmer trägt, von dem Wasser im Gaszähler wenigstens im obern Theil desselben abschließt; dieses Gehäuse steht durch zwei kleine Mündungen, welche am Rande desselben eingebohrt sind, in Verbindung.

Obgleich es nun leicht ist, sofort nach der ersten Anschauung bezeichnete Vervollkommenung aufzufassen, so erbieten wir uns doch noch außerdem die Wirkung derselben vermittelt eines Gaszählers mit eingesezten Glasetafeln genügend zu beweisen, sei es nun hier in unserm Etablissement selbst oder an einem andern von der Behörde dazu bezeichneten Platz.

Die Kuppelung von F. Garand in Paris.

(Mit Abbildungen auf Blatt VII Fig. 9 u. 10.)

Figur 9 der betreffenden Abbildungen auf Tafel VII zeigt diese Kuppelung im vertikalen Duerdurchschnitt und Fig. 10 im vertikalen Längendurchschnitt. Dieselbe dient nicht nur zur Aufhebung der Bewegung, sondern auch zur

Umänderung der Bewegungsrichtung. Auf der Welle a sitzen lose die beiden Nemenscheiben c und c', welche ihre Bewegung vermittelt Nemenbetrieb so erhalten, daß sie sich nach entgegengesetzten Richtungen drehen. Man kann dies leicht dadurch bewirken, daß man sie von einer gemeinschaftlichen Welle aus in Bewegung setzt und den einen Nemen kreuzt, den anderen aber offen läßt. Zwischen den beiden Scheiben c und c' liegt auf der Welle a ein Ruff d, welcher zu beiden Seiten die runden Köpfe von 3 — 5 oder mehr Schrauben f mit rechtsgängigen Gewinde aufnimmt. In der Fortsetzung dieser rechtsgängigen Schraubenspindeln f liegen die linksgängigen Schraubenspindeln f', und beide sind durch eine gemeinschaftliche Mutter g verbunden, durch deren Drehung man die an den beiden Schraubenspindeln f und f' bestehende Stange nach Bedarf verlängern und verkürzen kann. Die Köpfe der äußeren Schrauben f', wirken auf die Segmentstücke e e', welche in die auf die Welle a aufgepaßten Scheiben h h' eingelassen sind. Diese Scheiben h und h' müssen auf der Welle a fest sein, damit die Segmentstücke e e' keine Seitenbewegung annehmen können.

Schiebt man den Ruff d nach links, so drücken die Schraubenspindeln f f' die Segmentstücke e gegen die Innenfläche der auf derselben Seite liegenden Scheibe c an. Dadurch wird die Bewegung dieser Scheibe dem Ruff d mitgetheilt, und da dieser durch Feder und Ruff a' mit der Welle a in Verbindung gesetzt ist, auch die letztere in Umdrehung gesetzt. Rückt man dagegen den Ruff d nach rechts, so lösen sich die Segmentstücke e von der Scheibe c ab, und es werden nun die Segmentstücke e' gegen die Innenfläche der zweiten Scheibe c' angeedrückt. Da sich aber sich nach der entgegengesetzten Richtung dreht, so nimmt auch nun die Welle a die entgegengesetzte Bewegungsrichtung an. Stellt man endlich den Ruff d in die Mitte zwischen beiden Scheiben ein, so wird auf die Welle a gar keine Bewegung übertragen. Die Verschiebung des Ruffes wird vermittelt einer Gabel bewirkt, die in Hals b umfaßt. (London Journ., Jan. 1858 p. 21.) (Durch polytechn. Centralblatt, 1858, S. 721.)

Das Ganze läßt man ziemlich lange, doch mäßig mit einander kochen, d. h. bei schwachem Dampfe; wenn die Abkochung überwallt hat, noch etwa eine halbe Stunde lang. Wenn das Ganze fertig gekocht ist, soll es den Raum von 400 Pfund Wasser einnehmen. Die Masse muß heiß zum Stärken verwendet und die Waare sehr fett gepflatscht werden, um Füllung, Dicke und Griff zu erhalten. Zum Abtrocknen wird sie je nach Umständen in die kalte oder warme Trockenhänge gebracht, vor dem Mangeln stark, aber gleichmäßig angefeuchtet und nachher auf die im betreffenden Etablissement übliche Weise fertig gemacht.

2) Für feine holländische Leinwand, zu nachheriger Behandlung mit dem Beelle (Stampfalanden). Die Gesamtmasse der Abkochung soll, wenn sie fertig ist, 400 Pfund betragen, kann auch noch je nach der Waarengattung Wasserzusatz vertragen.

- 40 Pfd. feine Weizenstärke,
- 10 „ Kartoffelstärke,
- 5 „ feines Mineralweiß,
- 1 — 1½ „ weiße Seife,
- 1 — 1½ „ Stearin,
- 1 — 1½ „ weißes Wachs,
- ¼ „ krySTALLIRTE Soda.

Das Ganze ist mit Ultramarin, je nach Bedürfnis, indig nur wenig zu bläuen.

Die Waare wird nicht allzufett, aber mit sehr genauer gleichmäßiger Spannung der Pfaltchwalzen gestärkt, im Lufttrockenhaus abgetrocknet, mit Seifenwasser eingesprengt und hierauf zum ersten Mal den Stampfhämmern unterlegt. Zum letzten Male des Unterlegens wird die Waare noch über einen Stuhl aufgebäumt, an dem sich ein mit feinen kleinen Böchern versehenes Dampfrohr befindet, über welches man die Waare langsam passiren läßt. Diese vor dem Fertigmachen der Waare stattfindende Dampfeinfuchtung äußert einen bedeutenden Effect auf die schöne Rundung des Fadens. Die einfache und wenig kostspielige Einrichtung des Befeuertens der feineren Baumwoll- oder Leinwandwaaren durch Dampf, wenn auch nur mit gewöhnlicher Mangappretur, sollte in keinem gut eingerichteten

Bleich- und Appreturetablissement fehlen, und kann, da sie sehr viel zum schönen Appret beiträgt, nicht genug empfohlen werden.

3) Tafel- und Damastgewebe mit halb- oder ungebleichten und gebleichten Leinengespinnsten. Die breiten Tafeltücher werden, wenn keine so breite Stärkemaschine vorhanden ist, im doublierten Zustande, die rechte Seite nach innen, und wenigstens zwei Mal hinter einander durch die Stärkemaschine paßirt; es ist hierbei zu beobachten, daß dasjenige Ende, welches das erste Mal hineingelassen wurde, zum zweiten Male zuletzt kommt.

Die Gesamtabschabung beträgt 460 — 500 Pfund Stärkemaschine.

- 30 Pfd. gute Weizenstärke,
- 5 „ Kartoffelstärke,
- 3 „ entfärbter Leim,
- 1½ „ Stearin,
- 1½ „ weißes Wachs,
- 1 „ weiße Seife,
- ¼ „ krySTALLIRTE Soda.

4) Abschabung mit kohlensaurer Magnesia für Leinwand. 120 bis 130 (je nach der Qualität der Waare bis 150) Maß Wasser werden abgemessen und in die Kochkufe gegeben.

Mit einem Theil dieses Wassers werden aufgelöst:

- 15 Pfd. Kartoffelstärke,
- 25 „ Weizenstärke,
- 1 „ gewässerter Leim.

Vorher werden mit lauwarmem Wasser angeteigt:

3½ bis 4 Pfund kohlensaure Magnesia, welche Tage darauf mit der aufgelösten Stärke vermengt werden.

Ferner kommen hinzu:

- 2 Pfd. gereinigtes Insekt,
- 1 „ Seife,
- ¼ „ helles, vorher in Wasser aufgelöstes und rein filtrirtes Gummi,

Ultramarin nach Bedürfnis und je nach der Gattung der Waare auch 1 — 1½ Pfund Wachs.

Man läßt das Ganze (am Dampf) langsam, aber ziemlich lange kochen, pflastert sodann, je nach der Qualität der Waare, mehr oder weniger fett, hängt die Waare in die Lusthänge und behandelt sie mit der Holzmange, mit mehreren Gängen, auf die übliche Weise. Die kohlensaure Magnesia ist ein außerordentlich leichter Körper und erscheint im Handel in der Form von Backsteinen; sie ist schneeweiß und sehr voluminös, so daß eine Kiste von 25 Pfund schon einen ziemlich großen Umfang einnimmt. Für Waaren gröberer Gattung eignet sie sich nicht, wohl aber für leinene Taschentücher, sowie für feinere Hemden- gewebe. (Deutsche Musterzeitung.)

Ueber die Unterscheidungsmerkmale des braunen und weißen Gerstenbieres.

Ueber obige Frage wurde der Central-Verwaltungs-Ausschuß des polytechnischen Vereines seit dem Jahre 1849 dreimal veranlaßt, ein Gutachten abzugeben. Die Grundsätze, welche hiebei zur Geltung kamen, erscheinen schon deswegen zur Veröffentlichung geeignet, weil gerade diese Frage wieder jene Grenzen von Gewerbsbefugnissen berührt, die sich durch tägliche Fortschritte, Verbesserungen und verschiedene Anwendungsarten in den Gewerben immer mehr einander nähern und so verschmelzen, daß zuletzt die scharfe Scheidungslinie nicht mehr aufgefunden werden kann. Der Unterschied zwischen dem weißen und braunen Biere besteht, wie schon der Name angibt, in der Farbe, indem ersteres in der Regel aus blässerem Malze erzeugt wird, als letzteres; dann im Geschmacke, hervorgebracht durch weniger Hopfenzusatz und schnellere Gährung beim weißen, und langsamere Gährung bei mehr Hopfenzusatz beim braunen Bier, daher dieses mehr zur Haltbarkeit geeignet ist, und im Alteren, abgelegenen Zustande getrunken wird, während das weiße Bier jung ver- schlossen wird und nur auf kurze Dauer sich hält.

Das weiße Gerstenbier ist gewöhnlich von geringerem Malzgehalte als das braune, schmeckt aber, wenn gut, verhältnißmäßig süß und weinartig; das braune hingegen ist voller auf dem Gaumen und mehr bitter. Daß nun

der Geschmack durch unzählige Einflüsse bei beiden Bierarten sich auf die verschiedenste Weise nuanziert, ist wohl sehr begreiflich, und daß zum eigentlichen Charakter der beiden Bierarten die dabei angewendeten Gährungsarten das Wesentlichste beitragen, unterliegt keinem Zweifel. In den bei weitem meisten Gegenden Bayerns ist die obere Gährung bei der Erzeugung des weißen, und in Bayern überall und ausschließlich die untere Gährung zum braunen Bier angewendet; nur höchst selten ist man beim Brauen des braunen Bieres zur oberen Gährung gezwungen, wenn man nämlich im Herbst das Sudwesen ohne Unterhese anfangen und sich erst diese aus der Oberhese bereiten muß.

Das weiße Bier wird allerdings in einigen Gegenden Bayerns, wie in Augsburg und einem Theile des südlichen Schwabens auf untere Gährung gebraut, jedoch immer mit dem Unterschiede, daß zu dieser Sorte Bier die untere Gährung eben so rasch und heftig geleitet wird, wie die obere Gährung, und daher in Bezug auf Geschmack und Haltbarkeit ungefähr dasselbe Resultat erzielt wird. Will man die Frage, welches der wesentliche Unterschied zwischen der Braunbier- und Weißbier-Fabrikation ist, — mit Bezug der dabei angewendeten Gährungs-Arten ganz im Allgemeinen beantworten, so dürfte wohl der Satz, daß dieser Unterschied in einer verhältnißmäßig langsamen Gährung beim braunen, und ebenso viel schnellerem beim weißen Bier bestehe, der richtige sei.

Doch nicht hier allein liegt der Unterschied, sondern der Hopfenzusatz bildet ebenfalls ein wesentliches Merkmal.

Bei Beurtheilung von Streitfragen, welche sich in dieser Hinsicht bei Gewerbsübergreifen ergeben, dürfte daher nicht so sehr von einem allgemein aufgestellten Satze ausgegangen, sondern vielmehr die Eigenschaft des Fabrikats und das in einer Gegend herkömmlich bestehende Brau- und Gährungs-Verfahren stets in Rücksicht gezogen werden, weil es sonst unendlich schwer, ja unmöglich wäre, die Uebergänge der nur zum Brauen weißen Bieres befugten Brauer zu erweisen.

Ganze läßt man ziemlich lange, doch mäßig mit
schen, d. h. bei schwachem Dampfe; wenn die
überwält hat, noch etwa eine halbe Stunde
nn das Ganze fertig gekocht ist, soll es den
400 Pfund Wasser einnehmen. Die Masse
zum Stärken verwendet und die Waare sehr fett
werden, um Fällung, Dicke und Griff zu er-
um Abtrocknen wird sie je nach Umständen in
der warme Trockenhänge gebracht, vor dem Ran-
aber gleichmäßig angefeuchtet und nachher auf
betreffenden Etablisement übliche Weise fertig

ür feine holländische Leinwand, zu nachheriger
g mit dem Beete (Stampfcalander). Die Ge-
e der Abkochung soll, wenn sie fertig ist, 400
tragen, kann auch noch je nach der Waaren-
wasserzusatz vertragen.

- 40 Pfd. feine Weizenstärke,
- 10 „ Kartoffelstärke,
- 5 „ feines Mineralweiß,
- 1 1/2 „ weiße Seife,
- 1 1/2 „ Stearin,
- 1 1/2 „ weißes Wachs,
- 1/4 „ kryallisirte Soda.

Ganze ist mit Ultramarin, je nach Bedürfnis,
wenig zu bläuen.

Waare wird nicht allzufett, aber mit sehr ge-
schmähiger Spannung der Plattschwalzen gestärkt,
denhaufe abgetrocknet, mit Seifenwasser einge-
d hlerauf zum ersten Mal den Stampfhämmern

Zum letzten Male des Unterlegens wird die
ch über einen Stuhl aufgebäumt, an dem sich
inen kleinen Röhren versehenes Dampfrohr be-
re welches man die Waare langsam passieren läßt.
dem Fertigmachen der Waare stützende Dampf-
ig äußert einen bedeutenden Effect auf die schöne
des Fadens. Die einfache und wenig kostspielige
ig des Befeuertens der feineren Baumwolle oder
ren durch Dampf, wenn auch nur mit gewöhn-
ngappretur, sollte in keinem gut eingerichteten

Bleich- und Appreturetablisement fehlen, und kann, da sie
sehr viel zum schönen Appret beiträgt, nicht genug em-
pfohlen werden.

3) Tafel- und Damastgewebe mit halb- oder unge-
bleichten und gebleichten Leinengespinnten. Die breiten
Tafeltücher werden, wenn keine so breite Stärkemaschine
vorhanden ist, im doubirten Zustande, die rechte Seite
nach innen, und wenigstens zwei Mal hinter einander
durch die Stärkemaschine paßirt; es ist hierbei zu beo-
achten, daß dasjenige Ende, welches das erste Mal hin-
eingelassen wurde, zum zweiten Male zuletzt kommt.

Die Gesamtstärkung beträgt 460 — 500 Pfund
Stärkemaschine.

- 30 Pfd. gute Weizenstärke,
- 5 „ Kartoffelstärke,
- 3 „ entfärbter Leim,
- 1 1/2 „ Stearin,
- 1 1/2 „ weißes Wachs,
- 1 „ weiße Seife,
- 1/4 „ kryallisirte Soda.

4) Abkochung mit kohlensaurer Magnesia für Lein-
wand. 120 bis 130 (je nach der Qualität der Waare
bis 150) Maß Wasser werden abgemessen und in die
Kochkufe gegeben.

Mit einem Theil dieses Wassers werden aufgelöst:

- 15 Pfd. Kartoffelstärke,
- 25 „ Weizenstärke,
- 1 „ gewässerter Leim.

Vorher werden mit lauwarmem Wasser angeteigt:

3 1/2 bis 4 Pfund kohlensaure Magnesia,
welche Tage darauf mit der aufgelösten Stärke vermengt
werden.

Ferner kommen hinzu:

- 2 Pfd. gereinigtes Insekt,
- 1 „ Seife,
- 1/4 „ helles, vorher in Wasser aufgelöstes
und rein filtrirtes Gummi,
Ultramarin nach Bedürfnis und je nach der Gat-
tung der Waare auch 1 — 1 1/2 Pfund
Wachs.

Man läßt das Ganze (am Dampf) langsam, aber ziemlich lange kochen, pflastert sodann, je nach der Qualität der Waare, mehr oder weniger fett, hängt die Waare in die Lusthänge und behandelt sie mit der Holzmange, mit mehreren Gängen, auf die übliche Weise. Die kohlensaure Magnesia ist ein außerordentlich leichter Körper und erscheint im Handel in der Form von Backsteinen; sie ist schneeweiß und sehr voluminös, so daß eine Kiste von 25 Pfund schon einen ziemlichlichen Umfang einnimmt. Für Waaren gröberer Gattung eignet sie sich nicht, wohl aber für leinene Taschentücher, sowie für feinere Hemdenweben.
(Deutsche Musterzeitung.)

Ueber die Unterscheidungsmerkmale des braunen und weißen Gerstenbieres.

Ueber obige Frage wurde der Central-Verwaltungs-Ausschuß des polytechnischen Vereines seit dem Jahre 1849 dreimal veranlaßt, ein Gutachten abzugeben. Die Grundsätze, welche hiebei zur Geltung kamen, erscheinen schon deswegen zur Veröffentlichung geeignet, weil gerade diese Frage wieder jene Grenzen von Gewerbsbefugnissen berührt, die sich durch tägliche Fortschritte, Verbesserungen und verschiedene Anwendungsarten in den Gewerben immer mehr einander nähern und so verschmelzen, daß zuletzt die scharfe Scheidungslinie nicht mehr aufgefunden werden kann. Der Unterschied zwischen dem weißen und braunen Biere besteht, wie schon der Name angibt, in der Farbe, indem ersteres in der Regel aus blässerem Malze erzeugt wird, als letzteres; dann im Geschmacke, hervorgebracht durch weniger Hopfenzusatz und schnellere Gährung beim weißen, und langsamere Gährung bei mehr Hopfenzusatz beim braunen Bier, daher dieses mehr zur Haltbarkeit geeignet ist, und im älteren, abgelegenen Zustande getrunken wird, während das weiße Bier jung ver schliffen wird und nur auf kurze Dauer sich hält.

Das weiße Gerstenbier ist gewöhnlich von geringerem Malzgehalte als das braune, schmeckt aber, wenn gut, verhältnismäßig süß und weinartig; das braune hingegen ist voller auf dem Gaumen und mehr bitter. Daß nun

der Geschmack durch unzählige Einflüsse bei beiden Bierarten sich auf die verschiedenste Weise nuancirt, ist wohl sehr begreiflich, und daß zum eigentlichen Charakter der beiden Bierarten die dabei angewendeten Gährungsarten das Wesentlichste beitragen, unterliegt keinem Zweifel. In den bei weitem meisten Gegenden Bayerns ist die obere Gährung bei der Erzeugung des weißen, und in Bayern überall und ausschließlich die untere Gährung zum braunen Bier angewendet; nur höchst selten ist man beim Brauen des braunen Bieres zur oberen Gährung gezwungen, wenn man nämlich im Herbst bei Subwesen ohne Unterhefe anfangen und sich erst diese bei der Oberhefe bereiten muß.

Das weiße Bier wird allerdings in einigen Gegenden Bayerns, wie in Augsburg und einem Theile des südlichen Schwabens auf untere Gährung gebraut, jedoch immer mit dem Unterschiede, daß zu dieser Sorte Bier die untere Gährung eben so rasch und heftig geleitet wird, wie die obere Gährung, und daher in Bezug auf Geschmack und Haltbarkeit ungefähr dasselbe Resultat erzielt wird. Will man die Frage, welches der wesentliche Unterschied zwischen der Braunbier- und Weißbier-Fabrikation ist, — mit Bezug der dabei angewendeten Gährungs-Arten ganz im Allgemeinen beantworten, so dürfte wohl der Satz, daß dieser Unterschied in dem verhältnismäßig langsamen Gährung beim braunen, und ebenso viel schnellerem beim weißen Bier bestehe, der richtige sei.

Doch nicht hier allein liegt der Unterschied, sondern der Hopfenzusatz bildet ebenfalls ein wesentliches Merkmal.

Bei Beurtheilung von Streitfragen, welche sich in dieser Hinsicht bei Gewerbsübergreifen ergeben, dürfte das nicht so sehr von einem allgemein aufgestellten Satze abgegangen, sondern vielmehr die Eigenschaft des Fabrikats und das in einer Gegend herkömmlich bestehende Brau- und Gährungs-Verfahren stets in Rücksicht genommen werden, weil es sonst unendlich schwer, ja unmöglich wäre, die Uebergrenze der nur zum Brauen weißen Bieres zugehörigen Brauer zu erweisen.

Verfahrungsweisen zur Verzinnung von Metallen.

1) Von Versheim.

1 Gewichtstheil Zinnsalz (Zinnchlorür), $\frac{1}{4}$ Gewichtstheil Salmiak, 1 Gewichtstheil Kochsalz werden in 2 Gewichtstheilen Salpetersäure, gemischt mit 1 Gewichtstheilen Salzsäure.

Die Flüssigkeit wird nun nach Verschiedenheit der zu verzinnenden Metalle und nach Maßgabe der Zeit, in der Verzinnung vor sich gehen soll, in verschiedenen und Abstufungen verdünnt. Das zu verzinnende Metall wird, nachdem es rein gebeizt und geschwemmt in die verdünnte Flüssigkeit getaucht und, je nach der Zinnschicht dünner oder dicker sein soll, kürzere oder längere Zeit darin gelassen.

Bei der Verzinnung von Kupfer und Eisen wird das zu verzinnende Stück mit einem Stücke Zinkdraht in Verbindung gebracht, wodurch die Verbindung der zwei Metalle so schneller und sicherer erfolgt.

Die Vortheile dieser Verzinnung sind: 1) Da die Verzinnung auf kaltem Wege bewerkstelligt wird, ist es möglich, Metalle, deren Schmelzpunkt tiefer liegt, als der des Zinns, auf sichere und leichte Art zu verzinnen und auch die Dicke der Zinnschicht nach Belieben zu vermindern oder zu vergrößern.

Bei andern Metallen ist nicht nur diese Art Verzinnung billiger und einfacher, als die gewöhnliche Methode, das Zinn im geschmolzenen Zustande aufzutragen, sondern die Verzinnung dieser Metalle ist nach der eben beschriebenen Methode ganz unabhängig von der Form des zu verzinnenden Stückes. So z. B. können kupferne Gegenstände von geringem Durchmesser auf dem gewöhnlichen Wege von Innen gar nicht verzinkt werden, was nach der eben beschriebenen Methode gar keinem Anstande unterliegt.

(Polytechnisches Notizblatt 1857 S. 345.)

2) Von G. E. Ponsfield.

Wie einem dem Herrn G. E. Ponsfield am 1. März 1857 als Mittheilung in England patentirten

Verfahren verzinkt man Eisen in folgender Weise: In 100 Pfund Wasser löst man $7\frac{1}{2}$ Unzen Cremor tartari in der Wärme auf und fügt sodann etwa 1 Unze Schwefelsäure hinzu. Andererseits löst man $3\frac{1}{2}$ Unzen Zinnsalz in 10 Pfund Wasser, setzt diese Lösung der ersteren Mischung zu und läßt das Ganze einige Minuten lang kochen, worauf die Verzinnungsflüssigkeit fertig ist. Das zu verzinnende Eisen oder sonstige Metall wird durch Abbeizen mit verdünnter Schwefelsäure oder in anderer Weise ganz rein und blank gemacht und sodann in die Verzinnungsflüssigkeit getaucht, die sich in einem hölzernen oder steinernen Gefäß befindet und durch Einleiten von Dampf auf 70° Cels. erwärmt wird. In diese Flüssigkeit bringt man zugleich Stückchen von Zink (etwa 2 Pfund oder mehr), worauf das Zinn sofort anfängt, sich auf das Eisen niederzuschlagen und auf demselben alsbald einen schönen, fest haftenden Ueberzug bildet. Statt Zinkstücke in die Flüssigkeit zu bringen, kann man auch ein Gefäß von Zink anwenden, was denselben Erfolg gibt. Die Dicke der Verzinnung hängt davon ab, wie lange die eisernen Gegenstände in dem Bade bleiben; für die meisten Zwecke genügt es, sie 8 Stunden lang in demselben zu lassen. (Vergleiche 1858 S. 368)

Anfertigung von Blättern aus Oelfarbe zur Benutzung als Unterlagen für Oelmalerei und Oeldruck.

Nach Pierre Poisson in Paris.

Der Genannte ließ sich am 6. Februar 1857 in England ein Verfahren patentiren, durch Trocknen von Oelfarben in dünnen Schichten Blätter oder Häute anzufertigen, die dazu bestimmt sind, nachher bemalt oder bedruckt und sodann an Mauern, Zimmerwänden etc. befestigt zu werden. Daß solche übertragbare Malerei unter Umständen vortheilhafte Anwendung finden kann, hat Dr. Beeg bereits in einem auch im Kunst- u. Gewerbeblatt 1857 S. 357—365 abgedruckten Aufsatze ausdeutlich auseinandergesetzt. Nach Poisson geschieht die Anfertigung der Oelfarbeblätter folgendermaßen:

Bromst: liefert, kann allenfalls in England sein: in Lemischland, und — nach unserer eigenen Uebersetzung, in den Glashütten des Röhmerwaldes (bayerischer und böhmischer Seite) ist obige Amalgamation seit Menschenzeiten in Anwendung, und das so vergierte Glas hat eine weite Verbreitung in Süddeutschland gefunden. Insbesondere wird diese Art von Vergierung an den Böden und Fesseln der Trinkgeschirre häufig angewendet.

Pferdegöpel von Dr. B. Hamm.

(Au. D. D. 1857, Nr. 11.)

Dieser Pferdegöpel, welchen sich G. Perrot in England 1847 patentiren ließ, in Deutschland aber als eine zweckmäßige Verbesserung und Vereinfachung des gewöhnlichen Göttergöpels längst im Gebrauch ist, — hat nachfolgende Einrichtung.

Die stehende Welle a ist bei diesem Pferdegöpel, von dem unsere Abbildung auf Taf. VII den Vertikalschnitt zeigt, am Gestelle der Maschine befestigt. Das Gestelle ist cylindrisch und oben bei b inwendig verzahnt. In diese Verzahnung greifen die Zahnräder c c, die vermittelt der Polzen d am beweglichen Deckel e des festen Cylinders befestigt sind. Oben ist der Deckel e mit Hülzen f f versehen, in welchen die Schwengel g liegen. Die mit dem Deckel e verbundenen Zahnräder c c stehen außer mit der festen Verzahnung b auch noch mit einem Getriebe h in Eingriff, welches sich lose auf der stehenden Welle a dreht und mit einem darunter liegenden konischen Rade j durch eine gemeinschaftliche Nabe i verbunden ist. Die Bewegung der Schwengel g und der Räder c c wird auf diese Weise unter erheblicher Vermehrung der Umdrehungszahlen auf h und i und von letzterem aus vermittelt des konischen Rades k auf die liegende Welle l übertragen (London Journ., Jan. 1858 p. 21.)

(Durch polytechn. Centralblatt, 1858, S. 723 u. 962.)

Siliciumoxyd von der Auflösung des Kobaltens.

Es ist eine alte Beobachtung von Schaffhäutl, daß der schwarze Rückstand von der Auflösung des Kobaltens

in Salzsäure nach dem völligen Auswaschen mit Wasser beim Uebergießen mit Ammoniak lebhaft Wasserstoffgas entwickelt. Seitdem die Existenz eines Siliciumoxyds bekannt ist, welches die Eigenschaft hat, in Berührung mit Ammoniak unter Wasserstoffgasentwicklung sich in Kieselsäure zu verwandeln, war es wahrscheinlich, daß jener schwarze Rückstand, aus dem man bekanntlich Kieselsäure ausziehen kann, in der That Siliciumoxyd enthalte. Diese Vermuthung hat sich nach Prof. Wöhler bei näherer Untersuchung vollkommen bestätigt. Das Siliciumoxysil im Kobaltens bildet also bei der Auflösung nicht Kieselsäure, sondern Siliciumoxyd. Eine Eigenschaft, die es mit dem Siliciummangan theilt.

(Annal. d. Chem. u. Pharm., 1857, S. 374.)

Privilegien.

Gewerblich-privilegien wurden verliehen:

unter'm 2. Juli l. J. dem Obermaschinisten Gottfried Niedermayer von Lindau, auf Ausführung seiner Erfindung, bestehend in einer eigenthümlich konstruirten Teigbereitungs- und Teiggestaltungs-Maschine für den Zeitraum von 5 Jahren, dann

unter'm 3. Juli l. J. dem Zimmer- und Maurermeister Joh. Timpe von Rheine in Westphalen, auf Einführung einer von ihm erfundenen Wasch-Maschine für den Zeitraum von 4 1/2 Jahren.

(Regtbl. Nr. 36 v. 17. Juli 1858.)

Anzeige.

Prechtl's

Technologische Encyclopädie,

vollständig in 20 Bänden mit 534 Kupfertafeln und 1. Supplementband von Karmarsch mit 38 Kupfertafeln wird um den Preis von 75 fl. rhein. verkauft. Hierauf Reflectirende belieben sich gefälligst portofrei an den Unterzeichneten zu wenden.

B. Stölzl,
München.

Murgetstraße No. 4 1/2.

oder Kochsalzlösung, als Chlor Silber niederzuschlagen, das Kupfer in der Lösung bleibt. Das Chlor Silber nun erst sehr gut ausgewaschen und dann durch ein Mittel reducirt werden.

Schon seit längerer Zeit beschäftigte ich mich mit Versuchen über das Verhalten des metallischen Aluminium zu den Auflösungen der Metallsalze und beobachtet, daß das Aluminium aus einer schwach sauren Auflösung von salpetersaurem Kupferoxyd kein metallisches zu fällen vermag, während es dagegen aus einer sauren verdünnten Lösung von salpetersaurem Oxyd, in der Gleichzeit alles Silber in ausgezeichnet, mehrere Linien großen, lebhaft glänzenden, zarten oder Kristallblättchen niederschlägt, wobei die Kristallvegetation rosettenförmig um das centrale Aluminiumstück anlagert. Zugleich läßt sich verhältnißmäßig wenig Aluminium auf, so daß jedenfalls diese die Entstehung eines elektrischen Stromes zugehen werden muß. Nach Ermittlung dieser Thatlage der Gedanke nicht fern, dieselben zu benutzen, reist aus jeder kupferhaltigen Silberlösung reines Silber zu fällen, und die in dieser Hinsicht Iten Versuche ergaben ein durchaus befriedigendes it. Man verfährt folgendermaßen: Das unreine (Münzen, Werk Silber) wird im Becherglase auf übliche Weise in verdünnter Salpetersäure auf wobei man darauf zu achten hat, daß man einen Ueberschuß der Säure vermeide; denn wäre zu Säure da, so müßte man die Lösung erst wieder zur ung derselben eindampfen. Die erhaltene salpeters Lösung wird filtrirt, mit der 20fachen Menge Wasser nt in einem Glase oder einer Schale von Porzellan ieben erhitzt und ein blankes Blech von Aluminium geworfen. Sofort scheidet sich das Silber ab, und it man das Kochen, so fällt in kurzer Zeit alles aus. Das gefällte Silber wird gesammelt, mit gut ausgewaschen, hierauf mit verdünnter Salzsäure gekocht, um etwa mechanisch beigemengtes Aluminium zu entfernen, dann wieder mit Wasser gewaschen der Wärme getrocknet. Es ist vollkommen rein

frei von Kupfer *) und Aluminium. Will man es zusammenschmelzen, so erfolgt dies am Besten unter einer Decke von Borax.

(Deutsche Gewerbezeitung 1858 S. 120.)

Anfertigung verzierter Glaswaaren.

Das polytechnische Centralblatt 1858 S. 971 macht über ein Patent des Benjamin Richardson folgende Mittheilung.

Man nimmt eine Portion Glasmasse an die Pfeife und bläst dieselbe in einer Form, deren Innenseite mit Vorsprüngen versehen ist, die nach Maßgabe des beabsichtigten Musters symmetrisch gestellt sind, zu einem Hohlkörper. Diesen Hohlkörper, der an der äußeren Seite entsprechende Vertiefungen hat, überzieht man mit einer zweiten Glasschicht (entweder durch Eintauchen in einen Hafen oder durch Einsetzen in eine in passender Gestalt geblasene Glaschülle und nachheriges Zusammenschmelzen mit derselben) und macht das Arbeitsstück dann vollends fertig. Dasselbe hat nun in seiner Masse zwischen den beiden Glasschichten (die von gleicher oder verschiedener Farbe sein können) Höhlungen, welche die beabsichtigten Verzierungen bilden.

Dieses Verfahren, welches bei entsprechender Abwechslung in den Formen, und besonders bei glücklicher Zusammenstellung von Farben sehr gefällige und schöne

*) Da der Theorie nach die Combination von Aluminium und Silber ein Volta'sches Element bildet, in welchem das Silber den elektronegativen Bestandtheil ausmacht, so kann es nicht fehlen, daß bei Behandlung einer kupferhaltigen Silberlösung mit Aluminium in der Gleichzeit, nachdem bereits alles Silber ausgefällt ist, unmittelbar darauf auch metallisches Kupfer auf das bereits ausgefällte und mit dem Aluminium noch im Contact stehende Silber sich ablagern wird. Aus diesem Grunde dürfte obiges Verfahren nur zur Ausfällung von Silber aus einer reinen Silbersalzlösung zweckdienlich erscheinen.

(Die Redaction des polyt. Notizblattes.)

der Arbeiter entweder unvorsichtig genug war, sich einem Sprengschusse, welchen er versagt wähnte, zu frühzeitig zu nähern, und wenn er beim Befestigen des Bohrlochs den eisernen Labstaucher (Labstock, Stampfer) gleich unmittelbar oder doch zu früh anwendete.

Was jedoch den Eingang erwähnten zweiten Vortheil der Anwendung der Sicherheitszündnüre, nämlich die sich hierdurch ergebende Pulversparung betrifft, so stelen die bisherigen Resultate in Schemnitz wohl günstig aus. Sie erscheinen jedoch nicht verlässlich genug, weil man es übersehen hatte, die Pulvermenge bei der älteren Schleimethode vorerst auf das richtige Maß zurückzuführen. Die bezüglichen Versuche sind daher noch nicht abgeschlossen und werden noch fortgesetzt.

Großes Interesse gewährt es, den im Schemnitz Bezirke hieher gemachten Erfahrungen die Ergebnisse neben zu stellen, welche durch die beim Vizibramer Hauptwerke abgeführten Versuche erhalten worden sind. Man nahm die Versuche drei Mal vor: in den Jahren 1844, 1846, 1855 und 1856. Wohlbegründete ökonomische Bedenken einerseits, und Besorgniß der Verschlechterung der Grubenwetter andererseits machten eine sofortige allgemeine Einführung der Sicherheitszündnüre nicht zulässig. Die Herabsetzung des Preises in jüngster Zeit veranlaßte eben den dritten Versuch, der auch am längsten dauerte, um zugleich die ökonomische Frage mit möglichst klarer Beleuchtung zu können.

Bei dem ersten Versuche im Jahre 1844 beschränkte sich die Anzahl der mit dem Zünder abgebrannten Köcher bloß auf 25. Sie können hier ganz umgangen werden. Die Ergebnisse der beiden Versuchsreihen, zu welchen theils von Wicksford selbst erzeugte Zünder, theils und zwar zuletzt von Schemnitz bezogene verwendet wurden, lassen sich folgend zusammenfassen.

In Bezug auf die Sicherheit bei der Anwendung derselben gelangte man gleichfalls zu der Ueberzeugung, daß ihnen bei guter fehlerfreier Construction und bei vorsichtigem Umgehen während des Befestigens mit einem guten möglichst quarzfreien Besatzmaterialien ein größerer Vorzug vor dem gewöhnlichen Gebrauche der

gewöhnlichen Zündnüre bei der Anwendung der Sicherheitszündnüre zu haben, auch nur dann erregnet, wenn

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des

polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

undvierzigster Jahrgang.

Monat Oktober 1858.

Abhandlungen und Aufsätze.

die Dickford'schen Zündschnüre.

Von Direktor Grimm in Przibram.

Indem uns im Jahre 1847 Herr Bergmeister sehr schätzbare Mittheilungen*) über die erfolgswendigung der Dickford'schen Zünder in Frank-
reich hat, theilen wir unseren Lesern jene Er-
kenntnisse mit, welche in Oesterreich hierüber gemacht
und fügen auch die Bemerkungen der Redaktion
- und Hüttenmännischen Zeitung bei, deren No.
18 dieses Jahrganges wir nachstehende Abhand-
lungen nehmen:

Die Dickford'schen Zünder (Safety fuses, Sicher-
er, Zündschnüre) werden im Allgemeinen gegen
langer Zeit übliche Verfahren des Besetzens und
nuns der Sprenglöcher mittels der Raumnadel
bel, (Schlefnadel) und der Strohhalme oder der
ren oder Raketen zc. zwei große Vortheile zu-

große Sicherheit für das Leben der Arbeiter, wes-
als man sie auch mit dem obigen Namen belegte,

L. Kunst- und Gewerbeblatt 1847 S. 23 — 35.

- 2) Pulverersparung, weil bei ihrer Anwendung die
durch die gewöhnliche Raumnadel gebliebene Zünd-
gasse als ein schädlicher Raum für die Wirkung
des Schusses ganz wegfällt.

So wie in allen anderen Bergbau treibenden Län-
dern wurden auch in vielen Bergwerken Oesterreichs mit
diesen Zündern nach beiden Richtungen hin Versuche ab-
geführt. Man wünschte um so mehr ein verlässliches
Resultat zu erhalten, als über diesen Gegenstand in den
verschiedensten Zeitschriften so oft und so viel gesprochen
wurde, und die vielseitigen Urtheile in Bezug auf die an-
gegebenen Vorzüge — vornehmlich aber was Pulvererspa-
rung anbelangt — nicht gleich günstig lauteten.

Die eindringlichsten und zahlreichsten Versuche bei den
wichtigsten k. k. Grubenwerken haben zu dem bestimmten
Resultate geführt, daß die Anwendung dieser Zünder für
den Arbeiter während des Besetzens der Bohrlöcher sehr
große Sicherheit gewährt. Dieß bestätigen insbesondere
die im Schemnitzer Bezirke und bei dem Przibramer
Hauptwerke erlangten Ergebnisse. In jenem Bezirke wur-
den sie bei den Aerialbergbauern allgemein eingeführt.
Bei anderen Aerialwerken in Oesterreich waren den
darüber erstatteten Berichten eine zu geringe Reihe von
Versuchen zu Grunde gelegt, oder es war bei den Ver-
suchen selbst mit schlechtem Material gearbeitet worden,

minderung des Pulververbrauchs auch bei der bestehenden Verladungart mit der Raumnadel hinzuwirken.

Zur Zeit der Vornahme der letzten Versuchsreihe im Jahre 1855 und 1856 waren die Preise des Pulvers und der Zündschnüre gegen früher anders gestellt. Der Preis des Pulvers höher mit 35 fl. 25 kr. per 100 Pfd. und jener der Zündschnüre, unmittelbar von Wicksford bezogen, loco Przibram niedriger mit 2,46 kr. per Wiener Klafter oder mit 0,41 kr. per Fuß. Es mußte nun um so mehr daran gelegen sein, bei dieser veränderten Preisstellung die ökonomische Frage klar und überzeugend zu lösen.

Der Ausfall der an 5 Arbeitsorten nach einander abgeführten Versuche, wobei 1609 Bohrlöcher mittels Zündschnüren und 1644 Bohrlöcher auf die übliche Art von denselben geschickten und erprobten verlässlichen Häuern unter fortwährender Aufsicht abgethan worden sind, war folgender:

Unter den 1609 Bohrlöchern haben

vollständig gewirkt . . .	1072
theilweise gewirkt . . .	434
den Befehl hinausgeworfen .	77
gänzlich versagt . . .	26

1609.

Unter den mittels der Raumnadel und des Strohseils abgesprengten 1644 Bohrlöchern haben

vollständig gewirkt . . .	1175
theilweise gewirkt . . .	392
den Befehl hinausgeworfen .	77
gänzlich versagt . . .	—

1644.

Man konnte nach diesen auf gegenseitige Controle gegründeten Ausfällen und der dabei erhaltenen Auffassung die Arbeiterfolge für den Befehl mittels Zündschnüre folgendermaßen berechnen:

- 1) eine geringere Arbeitsleistung von 0,006 Fuß pro Spündige Häuerschicht oder 0,0023 Fuß bei jedem abgesprengten Bohrlöcher;

- 2) einen größeren Pulververbrauch von 0,13 Pfd. per Currentschuß Auffahrung, und endlich

- 3) einen beträchtlichen jährlichen Bedarf von 150150 Klafter Zündschnüre.

Dem vergleichsweise häufigeren Versagen der Schäfte bei Anwendung der Zündschnüre glaubte man vor Allem unter 1 und 2 angeführten ungünstigen Erfolge zuschreiben zu müssen.

Wenn auch ungeachtet dieses ungünstigen Ausfalles angenommen werden könnte, und sich auch erwarten ließe, daß bei mehrerer Geübtheit, Vertrautheit und Erfahrung der Arbeiter in Anwendung der Sicherheitszunder der Arbeitseffekt und der Pulveraufwand sich mit jenem des gewöhnlichen Sprengverfahrens gleichstellen würde, so würde sich in diesem vorausgesetzten günstigen Falle die Bilanz noch immer zum Nachtheile der Zündschnüre abschließen.

Da nun nach dem Vorausgeschickten weder ökonomische noch Humanitätsrückichten zu Gunsten der Zündschnüre sprachen, indem selbst ihre Sicherheit problematisch erschien, und ihre Anwendung für die Grubenwetter nur verderblich sein würde, und weiter es vieljährige Erfahrungen bestätigten, daß in Przibram bei einem Häuerpersonal von 1386 Mann und bei der großen Anzahl von jährlich abzuthuender 831600 Sprenglöcher beim Gebrauche der Raumnadel und des Zündhalmes im Durchschnitt jährlich nur 1 bis 2 Beschädigungsfälle vorkommen, welche bei Einführung der Sicherheitszunder kaum vermindert werden dürften, so konnte ihre Einführung daselbst nicht als rathsam erkannt werden.

Der Redacteur des berg- und hüttenmännischen Jahrbuchs glaubt den vorstehenden, nach amtlichen Quellen und Daten bearbeiteten Mittheilungen noch folgende eigene Bemerkungen beifügen zu sollen. Die in den verschiedenen Bergwerken herrschende große Verschiedenheit der Stärkemaße der gebrauchten Raumnadeln kann als ein Hauptgrund bezeichnet werden, warum bei Anwendung der Zündschnüre in einigen Bergwerken sich eine Ersparung an Pulver ergibt, in anderen aber bloß eine geringe oder gar keine sich nachweisen läßt.

Den Unglücksfällen, welche das so häufig verspätete Losbrennen bei der Verladung mit Sicherheitszündern im Gefolge hat, kann zwar durch das strenge Verbot entgegen gestrebt werden, nicht früher vor ein mit einem angebrannten Sprengloche versehenes Ort zu fahren, bis der Schuß wirklich erfolgt ist, oder bis man die volle Ueberzeugung über das Versagen desselben oder das Verlöschten oder Abgefallen sein des Mäntelchens oder Zündschwammes gewonnen hat; allein die Erlangung einer solchen Ueberzeugung wäre für die Arbeiter mit einem großen Zeitverluste und Arbeitsverhinderung und deshalb auch mit einer geringeren Arbeitsleistung verbunden. Dieser Uebelstand würde vor jeder einzelnen Häuerbelegung eintreten, wo mehrere Sprenglöcher auf einmal oder nach einander abgesprengt werden sollen, wenn auch nur eines derselben nicht abbrennen würde, am empfindlichsten und nachtheiligsten aber bei stark belegten Stirtenbauen sein, wo eine jede Belegung auf das Abthun der Schüsse der anderen warten und eine nach der anderen abbrennen muß.

Bei Erwägung aller dieser Umstände hält man sich in Przibram überzeugt, daß die Anwendung der Zündschnüre während des Besehens, zumal mit einem hölzernen Labstaucher, allerdings eine größere Sicherheit gegenüber des Gebrauches der Raumnadel gewähre, daß aber nach vollendetem Besage und nach erfolgtem Abbrennen eines Schusses eine um so größere und länger dauernde Vor sicht unerläßlich nothwendig sei, um der Gefahr des so häufigen späten Losbrennens zu entgegen.

Indem man also bei Anwendung derselben die Gefahr für das Menschenleben nicht gänzlich für beseitigt hält, erklärt man zugleich die beim Abbrennen der Zünder sich entwickelnden unangenehm riechenden, Weiter verderbenden und gewiß auch der Gesundheit schädlichen Gase als einen ihrer größten Uebelstände, welche für den so tiefen und stark bemannten und vergleichsweise an wenigen Betriebspunkten concentrirten Przibramer Grubenbau eine um so größere Bedeutung hat, als die Fernhaltung jeder Veranlassung zu einer Wetterverschlechterung das höchste Gebot ist.

In Bezug auf den ökonomischen Vorzug, der den

Zündschnüren gegenüber der bisher gebräuchlichen Verladungsart zuerkannt wird, und zwar den der Pulverschonung, sprachen die Ergebnisse der beiden in Przibram abgeführten Versuchsreihen nicht zu ihren Gunsten.

Bei den Versuchen im Jahre 1846 ergab sich, daß zum Abthun der Sprenglöcher allerdings eine geringere Pulvermenge ausreichen würde, als bisher zu geben üblich war. Man konnte von dem gewöhnlichen Maße bis beinahe auf $\frac{1}{2}$ abbrechen, ohne daß die Wirkung des Schusses wesentlich beeinträchtigt wurde. Ein größter Abbruch war aber durchaus nicht zulässig. Die Wirkung des Schusses hörte entweder ganz auf, oder wurde vermindert. Man überzeugte sich aber auch, daß ein ähnlicher Abbruch des Pulvermaßes bei der üblichen Verladungsart mit der Raumnadel und dem Strohhalmszündern zulässig sei, und konnte um so sicherer folgern, daß das Ergebnis der unter fortwährender Aufsicht und Ueberwachung abgeführten Versuche, nämlich die Zulässigkeit eines geringeren Pulverbedarfes bei einer allgemeinen Einführung der Zündschnüre keineswegs erwartet werden darf, weil der Häuer, dem vor Allem an einem möglichst großen und wirksamen Erfolg seiner Arbeit gelegen ist, eben so wenig, wie es bei der üblichen Verladungsart der Fall ist, geneigt sein wird, durch ein karges Bemessen der Pulvermenge die Veranlassung zu einer geringeren oder einer Fehlwirkung seines Bohrloches zu geben.

Man konnte in der Anwendung der Zündschnüre so wenig einen ökonomischen Vortheil, sondern vielmehr einen entschiedenen Nachtheil für den Przibramer Grubenhaushalt finden, als bei dem damaligen Preise der Zünder mit 1 Kr. per Bohrloch und des Sprengpulvers mit 29 fl. 15 Kr. per 100 Pfd. bei einer Anzahl von jährlich 600,000 Bohrlochern, selbst bei der Annahme einer wirklich sich ergebenden Ersparnis von $\frac{1}{2}$ des gewöhnlichen Pulverbedarfes von 850 Ctrn. und bei der völligen Ersparung der Unkosten der kupfernen Raumnadeln mit 320 fl. jährlich, sich noch ein Mehrer an Unkosten von 4708 fl. per Jahr herausgestellt hat. Als wichtiges Resultat der Versuche erkannte man also, daß man noch mehr Grund hat, auf die möglichste Ver-

es Pulververbrauchs auch bei der bestehenden mit der Raumnadel hinzuwirken. Mit der Vornahme der letzten Versuchsreihe im Jahr 1856 waren die Preise des Pulvers und Zündschnüre gegen früher anders gestellt. Der Pulver höher mit 35 fl. 25 kr. per 100 Pfd. der Zündschnüre, unmittelbar von Bickford 60 Pzblram niedriger mit 2,46 kr. per Wiener mit 0,41 kr. per Fuß. Es mußte nun um an gelegen sein, bei dieser veränderten Preis-ökonomische Frage klar und überzeugend zu

ausfall der an 5 Arbeitsorten nach einander Versuche, wobei 1609 Bohrlöcher mittels 1 und 1644 Bohrlöcher auf die übliche Art n geschickten und erprobten verlässlichen Häuern ährender Aufsicht abgethan worden sind, war

den 1609 Bohrlöchern haben	
unständig gewirkt . . .	1072
eilweise gewirkt . . .	434
n Befag hinausgeworfen .	77
inglich versagt . . .	26

1609.

den mittels der Raumnadel und des Stroh-	
prengten 1644 Bohrlöchern haben	
unständig gewirkt . . .	1175
eilweise gewirkt . . .	392
n Befag hinausgeworfen .	77
inglich versagt . . .	—

1644.

konnte nach diesen auf gegenseitige Controle Ausfällen und der dabei erhaltenen Aufsa-berbeiterfolge für den Befag mittels Zündschnüre en berechnen:

geringere Arbeitsleistung von 0,006 Fuß per alte Häuerschicht oder 0,0028 Fuß bei jedem prengten Bohrlöcher;

- 2) einen größeren Pulververbrauch von 0,13 Pfd. per Currentschuß Auffahrung, und endlich
- 3) einen beiläufigen jährlichen Bedarf von 150150 Kaster Zündschnüre.

Dem vergleichsweise häufigeren Versagen der Schäfte bei Anwendung der Zündschnüre glaubte man vor Allem unter 1 und 2 angeführten ungünstigen Erfolge zuschreiben zu müssen.

Wenn auch ungeachtet dieses ungünstigen Ausfalles angenommen werden könnte, und sich auch erwarten ließe, daß bei mehrerer Geübtheit, Vertrautheit und Erfahrung der Arbeiter in Anwendung der Sicherheitszündler der Arbeitseffekt und der Pulveraufwand sich mit jenem des gewöhnlichen Sprengverfahrens gleichstellen würde, so würde sich in diesem vorausgesetzten günstigen Falle die Bilanz noch immer zum Nachtheile der Zündschnüre abschließen.

Da nun nach dem Vorausgeschickten weder ökonomische noch Humanitätsrückichten zu Gunsten der Zündschnüre sprachen, indem selbst ihre Sicherheit problematisch erschien, und ihre Anwendung für die Grubenwetter nur verderblich sein würde, und weiter es vieljährige Erfahrungen bestätigten, daß in Pzblram bei einem Häuerpersonale von 1386 Mann und bei der großen Anzahl von jährlich abzuthuender 831600 Sprenglöcher beim Gebrauche der Raumnadel und des Zündhalmes im Durchschnitt jährlich nur 1 bis 2 Beschädigungsfälle vorkommen, welche bei Einführung der Sicherheitszündler kaum vermindert werden dürften, so konnte ihre Einführung daselbst nicht als rathsam erkannt werden.

Der Redacteur des berg- und hüttenmännischen Jahrbuchs glaubt den vorstehenden, nach amtlichen Quellen und Daten bearbeiteten Mittheilungen noch folgende eigene Bemerkungen beifügen zu sollen. Die in den verschiedenen Bergwerken herrschende große Verschiedenheit der Stärkemaße der gebrauchten Raumnadeln kann als ein Hauptgrund bezeichnet werden, warum bei Anwendung der Zündschnüre in einigen Bergwerken sich eine Ersparung an Pulver ergibt, in anderen aber bloß eine geringe oder gar keine sich nachweisen läßt.

Dies kann im Allgemeinen gelten, wo Sprenglöcher von durchschnittlich 12 Zoll Tiefe gebohrt werden. Bei Löchern aber über 18, 20 und 24 Zoll Tiefe, überhaupt bei tiefen Löchern wird der Gebrauch der Raumnadel nicht allein beschwerlicher und unsicherer, sondern oft auch unzulässig. Es wird sich dabei auch die Ersparung an Pulver auf die Seite der Zündschnüre hinelagen. Der gleiche entschiedene Vorzug muß auch der Anwendung der Zündschnüre (gepichteten) bei allen nassen Bewegungen eingeräumt werden. Er ist unbestritten.

Gleichfalls unbestritten ist in Bezug auf Sicherheit für den Arbeiter ihr Vorzug vor den kupfernen Raumnadeln während des Besiegens selbst, zumal bei Anwendung eines hölzernen Stauchers. Ihr Gebrauch hat aber den Uebelstand im Gefolge, daß wegen des oft verspäteten Losbrennens der Schüsse, um einer Gefahr zu entgehen, eine um so größere und länger dauernde Vorsicht unerlässlich nothwendig ist, welcher Uebelstand, wenn auch ein dadurch entstandenes Unglück gerade nicht dem Fabrikate selbst zur Last fällt, doch unendlich unberücksichtigt bleiben kann. Er klebt dem Gebrauche an und verdient eine um so größere Beachtung, als überhaupt alle — selbst die strengsten — Gebote immer häufiger übertreten werden, je mehr bei ihrer Befolgung das materielle Interesse des Befolgenden in's Spiel tritt. Dies ist hier der Fall. Die Länge der Zeit, welche bis zum wirklichen Abbrennen, also bis zur Erlangung der Gewißheit über das Versagen eines Schusses, abgewartet werden muß, läßt sich nie bestimmen, und da bei einem langen Zuwarten jedenfalls die Arbeitsleistung darunter leidet, so werden auch die strengsten Verbote zeitweiligen Unglücken nicht steuern können. Darum wird auch, weil doch bei einer jeden Verladungsmethode und bei Anwendung jedweder Art Schließwerkzeuge strenge Gebote bestehen müssen, die Frage, welche die mehr sichere sei, am besten nach der Anzahl der überhaupt bei dem Gebrauche der einen oder anderen vorkommenden Unglücksfälle entschieden werden können.

In Bezug auf die in Przibram bei einem so großen Hauerpersonale und so quarzreichem Gesteine vorkommen-

den Beschädigungsfälle darf auch nicht unbemerkt bleiben, daß ihre Zahl — wenn gleich befriedigend gering — noch weit kleiner wäre, wenn auch hier die bestehenden Gebote allemal befolgt werden würden.

Die Vorschrift, bei einem jeden Bohrloche ohne Unterschied sich allemal einer Patrone zu bedienen, wird nur zu häufig übertreten. Man schüttet gewöhnlich, selbst auch in die mit Wasser ausgebohrten Löcher, das Pulver, und nimmt gleich darauf die Verladung vor. Es wird bei diesem üblen Vorgange nicht allein die Gefahr vermehrt, sondern auch die Wirkung des Pulvers verringert, und es kann demselben auch ein Theil der Unglücksfälle zugeschrieben werden, der eigentlich der Verladungsmethode selbst nicht zur Last fällt.

Die Anwendung hölzerner Labstöcke ist in Przibram nicht üblich und fand auch bei den Versuchen mit Zündschnüren nicht statt. Es ist unbestritten, daß ihr, wenn auch nicht ausschließlicher, doch theilweiser Gebrauch mehr Sicherheit bietet. Ihre ausschließliche Anwendung würde jedenfalls mit Schwierigkeiten und anderweitigen Uebelständen zu kämpfen haben. Nicht bloß, weil ein geeignetes Holz hier, sowie auch an anderen Orten, nicht leicht zu haben ist, sondern weil mit einem hölzernen Staucher der Kettenbesatz bei sehr festem und zugleich zähem Gesteine nicht ausreichend fest gesehen kann. Man machte beim Przibramer Hauptwerke in den Jahren 1841 und 1842 Versuche mit dem Schießzeuge nach Erfindung des Unterseizers Friedrich Kurz zu Glauzthal. Es kamen dabei außer hölzernen Raumnadeln auch ausschließlich hölzerne Labstöcke zur Anwendung. Der Ausfall war sehr ungünstig. Die zwar aus festem Buchenholze verfertigten und oben mit Eisen beschlagenen Labstöcke waren bei sehr Belegungen nach einem Besage von 8—10 bis 15 Schchern schon unbrauchbar. Insbesondere war man nicht im Stande, hiermit die Löcher im festen Gesteine so fest zu besetzen, als zum gehörig wirksamen Absprengen nöthig war, wenn gleich, sowie beim eisernen Staucher, Hämmer- schläge angewendet wurden. Nahe der fünfte Theil mißglückte, indem die Verladung aus dem Bohrloche heraus geschlagen wurde, ohne das Gestein zu sprengen.

theilweise Anwendung des hölzernen Stauers, bloß unmittelbar über der Pulverladung bis $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ des Besages, würde diesem Uebelrings abhelfen und wäre sonst auch überall anwendbar.

1. dieses stattfindet und wenn übrigens auf die Befolgung aller festgesetzten Vorschriften strengstens zu achten, so wird sich auch die Verladungsart mittelst runder Raumnadeln und Strohhalbzylinder, zur theilweisen Anwendung des hölzernen und des eisernen Stauers, und bei sonstiger geeigneter Handhabung des ganzen Schießzeuges als möglichst gefahrlos und empfehlenswürdig erweisen und es dürfte lebhaft von sämmtlichen Ortsbehörden und Umständen abhängen, ob diese Art oder jene mit den Bündeln zum ausschließlichen oder bloß theilweisen Gebrauch sicherer sich darstellt und bleibend anzuordnen

Neuesten Methoden der Aufbereitung und Verdichtung des Torfs.

In den „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Bergbauwesens in Preußen“ 1858 S. 48 ff. ist ein Artikel eine treffliche Arbeit des Herrn Dr. Bromels, Directors der Provinzial-Gewerbeschulen, erschienen, die wir Allen empfehlen, für die ausgebreitete Verwendung dieses Brennmaterials in Haus, Landwirtschaft und Industrie Interesse. Der richtige Standpunkt ausgehend unterscheidet Verfasser gleich in der Einleitung die Methoden, die verschiedenen Brennstoffe nutzbar zu machen, die Hauptarten, von welchen die eine in einer Verdichtung des Materials besteht, um demselben eine allzugroße Porosität und somit auch Volumenzunahme, oder es aus dem pulverförmigen und flüssigen Zustande in eine feste compacte Masse überzuwandeln. Die zweite Verfahrensart dagegen, unstreitig die einfachste und im Prinzip richtigste, hat

sich die Ueberführung jener Brennstoffe in brennbare Gase zur Aufgabe gestellt. Unter die nach der ersten Methode erzielten Produkte gehören auch die Kunstbrennstoffe, deren Fabrication in verschiedenen Ländern, besonders aber in Frankreich, mit wechselndem Erfolg versucht worden ist. Unter ihnen hervorzuheben sind die Peras oder Briquettes de charbon, aus Kohlenklein und Theer unter hydraulischem Druck erzeugte Stiegel; ferner die Charbon de Paris (charbon moulu) von Popelin Ducarre, deren Hauptmaterial die pulverisirte Holzkohle ist, welche mit Theer durcheinander gearbeitet wird. Dieser ganz vortreffliche Brennstoff, der pro 50 Kilogr. nur 8 Fr. kostet, gewährt nach Payen gegen die Holzkohle eine Ersparnis von 30 bis 40%. Zu seiner Herstellung eignet sich statt pulverisirter Holzkohle noch das Gries eines andern Brennstoffes, wie namentlich der Coaks-Abfall, aufs Beste, und hegt Verf. die Ueberzeugung, daß auch das auf so vielen Gruben sich anhäufende Klein der magern, für sich nicht vercoakbaren Steinkohle dabei die vorthellhafteste Verwendung finden könnte. Ebenso würde es in Anbetracht des sehr werthvollen Materials kaum als besonders kostspielig angesehen werden können, den Torf, wenn er sich in der Nähe vorfindet, zu vercoaklen, und im gemahlten Zustande dem übrigen Material unterzumischen. — Dr. Bromel hat diesen so wichtigen Gegenstand bereits einer ausführlichen technischen Prüfung unterworfen und einige Resultate gewonnen, welche an der Ausführbarkeit einer Benützung sämmtlicher Brennstoff-Abfälle im Großen nicht mehr zweifeln lassen.

In gleicher Weise stets für sehr wichtig erachtet, wegen des ungeheuern Ueberflusses und der leichten Förderung aus den zu Tage liegenden Lagern, aber erst in neuerer Zeit erreicht, ist die zweckmäßige Verdichtung des Torfs. Wenn die Ueberführung auch dieses Brennstoffes in Gasform als die wichtigste Verwendung desselben bei größern Feuerungsanlagen zu bezeichnen ist, so bleiben doch noch genug Fälle übrig, in welchen die directe Nutzung des festen Brennstoffes vor der Hand noch beibehalten werden muß, wie z. B. zur

Heizung der Locomotive. Für solche Zwecke stand aber der gewöhnliche gestochene Torf seines bedeutenden Volumens, seiner geringen Heizkraft und seiner Transportfähigkeit wegen fast überall in Mißcredit, und es mußten daher die Bestrebungen, denselben ohne erheblichen Kostenaufwand in einen dichten Zustand zu versetzen, mit vollster Theilnahme begrüßt werden. Unbestreitbar steht heute fest, daß der Torf die Dichtigkeit der Steinkohle annehmen kann. Hierdurch tritt er in die erste Reihe der Brennstoffe heran, und daß ihm diese Anerkennung nicht schon längst zu Theil wurde, hat darin seinen Grund, daß alle bisherigen Verdichtungsversuche auf falscher Basis beruhten. Man unterwarf das frisch gegrabene Material sofort einem mechanischen Drucke, der ihm außer größerer Dichtigkeit auch eine bestimmte Form geben und den großen Wassergehalt beseitigen sollte. Dabei wurden die complicirtesten Maschinen, auf Compression des nassen Torfs berechnet, projectirt und zur Ausführung gebracht, ohne daß man jedoch gute Erfolge erringen konnte.

Heutigen Tags kennt man zwei wesentlich verschiedene Wege, auf welchen ein vorzüglicher, gedichteter Torf zu erhalten ist. Der eine, welchem die holländische Torfbehandlungsweise zu Grunde liegt, lehrt den in einen feinen, faserfreien Schlamm verwandelten Torfbrei ohne Anwendung von Maschinen verdichten; dieser Torf ist der beste an Qualität. Dem andern Wege zufolge wird der Torf zuvor zerkleinert, getrocknet und darauf, bis auf einen bestimmten Temperaturgrad vorgewärmt, der Presse übergeben.

Auf mannigfache Weise ist eine Verdichtung des Torfes auf nassem Wege in's Werk gesetzt worden, aber erst allmählig konnte sich aus den verschiedenen Verfahrensorten eine Methode entwickeln, deren Resultate zweckentsprechend genannt werden dürfen. Die früheren Methoden scheiterten fast sämmtlich daran, daß man den richtig eingeleiteten Prozeß durch gewisse Hülfsmittel, die ohne alle Berechtigung als die Hauptfactoren zur Verdichtung angesehen wurden, unterstützten wollte. So hat man der zerkleinerten Torfmasse Kalk, alkalische Laugen,

Borsäure und starke Mineralsäuren; Thon, Alaun, flebrige Pflanzenstoffe, gekochte Kartoffeln und verschiedenes Aemul zugesetzt, um ihn damit zu einer dichten, bindenden Masse anzu trocknen zu lassen; man übersah aber, daß die Zermalmung des feuchten Materials und die Beseitigung der Wurzeln und Holzreste bei gleichzeitiger Benutzung einer genügenden Menge Wasser die Hauptsache war. Nach vielen erfolglosen Versuchen, concentrirten Torf zu fabriciren, errang endlich der aus der Fabrik von Challeton, zu Montange bei Mennech in Frankreich, hervorgegangene verdichtete Torf, sowie die daraus bereiteten Torfcocks auf der Pariser Ausstellung das Interesse aller Techniker. Nach dem „Verggeiß“ Nr. 6 beruht das Torfverbereitungsverfahren von Challeton auf dem Principe, die Torfarten nicht nur zu vermischen, sondern sie auch zur äußersten Feinheit zu zerkleinern, die feineren Theile herauszuschlämmen, dem durch Zuführung von Wasser in eine so dünne Masse zu verwandeln, daß der Torf sich aus dem flüssigen Medium allmählig zu Boden senkt und nun vermöge einer Contraction den höchsten Grad von Dichtigkeit und Festigkeit erlangt. — Die Ausführung nach den zu Montange bei Paris üblichen Vorrichtungen geschieht wie folgt:

Der Torf kommt hier als Moor- oder Wiesentorf, der sich übrigens allein zu der fraglichen Behandlung eignet, in einem Lager von 10 bis 12' Tiefe vor. Da die Wiesenfläche sich nur 1 bis 2' über dem Wasserspiegel erhebt, so wird der Torf größtentheils unter Wasser und zwar in ziegelförmlichen Streifen abgestochen. Die rohe Masse gelangt in die Vertheilungsmaschine, welche in einer großen Trommel eingeschlossen, den Fremden unbekannt nicht näher gezeigt wird; doch dürfte der innere Bau keineswegs sehr complicirt sein, da es einerlei ist, ob dabei ein Perquettschen, Zermalmen, Zerreiben der faserigen oder zelligen Theile des Torfes stattfindet, oder ob nur ein möglichst vollständiges Aufspülen der Masse, etwa durch Bürstenwalzen, vollführt wird. Genug, die Aufgabe bleibt immer die möglich feinste Aufschlämmung der Torfmasse und demnach erliegt die Maschine je nach der Beschaffenheit des genommenen Torfs entsprechende Modificationen. Aus ihr tritt der Torfbrei in einen

welche mit Sieben versehen sind, die den eigentlichen Brei wohl durchlassen, alle unerwünschten Holzstücke, Fasern und die frischen Wurzeln aber zurückhalten. Eine in der Mitte des Siebes angebrachte Achse mit Armen und Bürsten hält dasselbe beständig offen. Nachdem hieraus der Moorbrei nochmals eine größere Schlammkufe passiert und dabei alle schwereren Theile wie Steine, Sand u. zurückgelassen hat, wird er schließlich durch hölzerne Gerinne und hanfene Schläuche in circa 1 Quad.-Ruthe große und 1' tiefe, am Boden mit Matten und Winzen besetzte Becken geleitet. Natürlich zieht das Wasser in den Mattenboden, während der Brei zu einer weichen Torfplatte von etwa 3" Dicke gerinnt. Hat diese genug Consistenz erlangt, so zerschneidet man sie durch Ausdrücken eines gegitterten Rahmens in (500) Soden, die nach einigen Tagen zum völligen Trocknen an die Luft gebracht werden können. Mit Hilfe einer Dampfmaschine von 8 Pferdekraften werden täglich 70 Becken gefüllt, also Brei für 35,000 Soden zubereitet. In Montanger, wo 800 Becken vorhanden sind, werden alle 10 bis 12 Tage die Becken geleert und von Neuem gebraucht.

Ein zweites Etablissement dieser Art befindet sich in St. Jean bei Neuchâtel, welches mit 9, allerdings größern und tiefern Becken weit mehr Torfzettel zu fabriciren im Stande ist, als das zu Montanger.

Der nach Challeton's Verfahren condensirte Torf hat bei gleichem Volumen fast das doppelte Gewicht des gewöhnlichen guten schwarzen Streichtorfs; er besitzt dabei einen so starken Widerstand gegen Zerbröckeln, Zerbrechen u. dgl., daß er selbst bei einem weiten Transport nur wenig leidet. Versuche haben dargethan, daß er sich für die Locomotivfeuerung vorzüglich eignet.

Nicht zu vergessen bleibt das ältere Verfahren der Maschinentorf-Verarbeitung im Gaspelmoor in Bayern, was jedoch heutigen Tags einer andern, auf entgegengesetzten Principien beruhenden Fabricationsweise Platz gemacht hat. Schon im Jahre 1849 hatte man im bayerischen Gaspelmoor eine Methode angewandt, die recht gute Erfolge lieferte. Dem Ober-Postrath Hrn. Exter gebührt, nachdem sich bei Anwendung des Torfs zur Loco-

motivheizung in Bayern die Folgen der großen Verschiedenartigkeit der abwechselnden Torflager für den Betrieb fühlbar gemacht, das Verdienst, auf der im Gaspelmoor zur Fabrication eines gleichmäßigen Torfs errichteten Versuchstation ein viel dichteres und billigeres Material producirt zu haben, als man bei der bisherigen Methode des Treten's und Modeln's der Torfmasse zu erreichen im Stande gewesen war. Die Kosten für 100 Cubikfuß Torf beliefen sich auf 3 fl. 16 kr., die der ganzen sehr provisorischen Anlage excl. Dampfmaschine auf etwa 20,000 fl.

Wiewohl eine solche wenig kostspielige Fabricationsweise immerhin für kleinere Betriebe recht beachtenswerth ist, so verdient doch nachstehendes Verfahren der Torfaufbereitung auf nassem Wege, welche von Dr. Bromels ohne genauere Kenntniß der französischen (Challeton'schen) Verfahrensweise schon im Winter 1855/56 ausgeübt und verschiedenen Sachverständigen mitgetheilt worden ist, eine ganz andere, eine allseitige Beachtung.

Der dem Moore entnommene Torf gelangt auf einer schiefen Ebene, oder durch eine Hebevorrichtung (z. B. ein Paternosterwerk), in die obern Räume des Fabrik-Gebäudes, und wird dort in hölzerne Trichter eingestürzt, welche ihn auf eisernen, mit Stacheln besetzten Walzen von verschiedener Umdrehungsgeschwindigkeit übergeben. Diese zerreißen den Torf unter beständigem Zufließen einer angemessenen Wassermenge und befördern ihn in unterstehende Büten, worin er mittelst einer Rührvorrichtung zu einem homogenen dünnen Brei verarbeitet, von dem etwa eingeschlossenen Steinen und gröbern Sandkörnern gereinigt und außerdem durch die auf dem Rührer stehenden Hacken oberflächlich von den gröbern Fasern und Holztheilen befreit wird. Aus dem obern Theile dieses Behälters gelangt der flüssige Brei auf ein Metallsieb von zweckentsprechender Maschenweite, durch welches er vermittelst eines mit Bürsten besetzten Rades ohne Ende oder Gliederkettenpaars hindurch getrieben wird. Der hiermit fertig bearbeitete feine Brei sammelt sich unter den Sieben an und gelangt von hier mittels Rinneleitung in die außerhalb des Fabrikgebäudes aufgestellten Sümpfe

von etwa 2400 Cubikfuß Inhalt. Diese Sümpfe sind aus Holz construirt und haben einen aus Latten, Querselsten und Zeug, Stroh- oder Schilfdecken hergestellten wasserdurchlassenden Boden, der sich mindestens 1 Fuß hoch über dem Erdboden befindet. Nachdem in diesen Sümpfen die Masse durch Abfließen und Wasserverlust die nöthige Consistenz angenommen hat, was bei günstiger Witterung in 3—4 Tagen erfolgt sein kann, wird dieselbe in Biegel gestochen, zum Trocknen ausgelegt, aufgehäufelt oder, wenn nöthig, in Trockenstellagen eingeräumt.

Mit fortschreitendem Trocknen ist der präparirte Torf dem Einflusse des directen Sonnenlichts immer sorgfältiger zu entziehen, weil dieses alsbald das Material rissig macht. Man schichtet es aus diesem Grunde zu dichten Haufen auf, welche mit Strohmatten oder dergleichen überdeckt werden. Es versteht sich von selbst, daß sich vorstehendes Verfahren für den leichten, reinen Moostorf nicht eignet, vielmehr nur auf die schweren, d. h. humusreichen Torfsorten Anwendung finden kann.

Eine Hauptaufgabe bei der Torf-Verdichtung auf nassem Wege ist die Befestigung der denselben durchsetzenden Fasern; diese wird dadurch erreicht, daß man den Fasertheilchen des sonst sehr kurzen Breies eine gleichmäßige Niedersenkung ermöglicht. Ist der gestiebte Brei fein genug, so lagern sich die vorzugsweise nach einer Richtung ausgedehnten Theilchen in der durch Form, Größe und Dichtigkeit bedingten Weise mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf einander ab, eine Regelmäßigkeit in dem Gefüge, wie sie bei denselben Theilchen nicht Statt haben kann, die sich im trockenen Zustande befinden, durch gewaltsame Zerkleinerung entstanden sind (also eine mehr körnige als faserige Form besitzen), und durch künstliche Pressung zu einer unfreiwilligen Lage gegen einander genöthigt werden (Gwynne's gepreßter Torf). Somit ist es erklärlich, daß dasjenige Verfahren, welches das meiste Wasser verwendet, unter sonst gleichen Umständen das dichteste Material erzielen wird.

Bei sorgfältig geleiteter Fabrikation kann leicht das Gewicht eines dichten preuß. Kubikfußes auf 85 preuß. Pfunde gebracht werden, was dagegen unmöglich ist, so-

balb das Wasser zu schnell, namentlich auch sehr leicht durch die Masse abguziehen Gelegenheit hat. Indem bei weniger dichtem Boden des Bassins die Torfmasse selbst das filtrirende Material ist, so bilden sich unzählige Wege durch dasselbe für das Wasser, wodurch eine zu lebhafteste Entwässerung eintritt, die natürlich der beabsichtigten Verdichtung entgegen wirkt.

Die feuchte Torfmasse verliert bei ihrem Austrocknen wenigstens 84% ihres Volums und schließt, in dem Verhältnisse ihrer größern Dichte, weit weniger Wasser ein, als der gewöhnliche Stroh- und Baggenrost. Mit dieser vermehrten Dichtigkeit ist der Ruhezustand dieses Brennmaterials sehr wesentlich erhöht. Ebenso ist die Festigkeit eine bedeutende geworden, so daß das Material die an einen guten Brennstoff zu stellende Forderung, transportabel zu sein, in bester Weise erfüllt.

Die Quantität der unverbrennlichen Stoffe kann durch das Verfahren erheblich vermindert, nicht aber können dieselben gänzlich beseitigt werden, wie die anpreissenden Mittheilungen der Dirigenten des französischen und Schweizer Establishments behaupten.

Der gedichtete Torf trocknet wenigstens eben so schnell, wie der nichtgedichtete. Er kann selbst auf dem Abwurfe der Torfstechereien hergestellt werden, und indem er also die dort so vielfach stattfindende Materialverschleuderung aufhebt, liefert er auch in Folge seiner Festigkeit keine Veranlassung zur Entstehung von Torfklein, wie es die Umlegung fast aller andern Brennstoffen mit sich bringt.

Das Material vermag den Druck starker Erzgüßes auszuhalten und eignet sich, da es weiß schwefelfrei ist, zur Production von Gußeisen. Es ist zum Bau der Puddlings- und Schweißöfen, der Schmiedefeuer-, der Glas-, Fayence-, Töpfer- und Ziegelöfen, zu den Kalk- und Gyps Brennereien, sowie zu sehr vielen andern, nicht weiter namhaft zu machenden Fabrikationsprozessen, ganz besonders aber zur Befestigung der Locomotive, vortrefflich geeignet.

Im nur gedarrten Zustande behauptet das Material seine ursprüngliche Solidität bei gesteigertem Gepräge

le der Verkohlung liefert dasselbe einen festen, dichten, metallisch glänzenden Coal und im Theer erthvolle Nebenproducte, wie verschiedene leichte Oere Oele (Beleuchtungs- und Schmier-Oele), als Salze, das für die Erzeugung von Kerzen so Paraffin, Methyl-Alkohol u. s. w.

das im Früheren besprochene Comprimirungsver- des Torfs auf nassem Wege vornehmlich nur schwereres, humusreicheres Material anwendbar,

Ausbeute im umgekehrten Verhältniß zu der er die Torfmasse durchsetzenden Fasern steht, so einen Moostorf, wie überhaupt für die leicht- erfarten besser die Verdictung auf trockenem stfinden müssen. Dieser Methode zufolge ist das vorher möglichst zu entwässern, zu zermalmen

uf zu comprimiren, wobei insbesondere die Wle- mung der gebichteten Massen verhindert werden m rationellsten erwies sich zuerst das Gwynne'sche n, nach welchem ein gebichteter Torf (solidified rgestellt wird, der ein specifisches Gewicht von id eine Heizkraft von $\frac{2}{3}$ der besten New-Castle- Steinkohle haben soll. Gwynne trocknet den cläufig in einer Centrifugalmaschine, zermalmt zu einer Breimasse, die vollends durch Wärme t und darauf durch Mühlen in Torfflein ver- wird, welches endlich zum Formen in mit Dampf Pressen gelangt. Auch Dr. Bromels hat Ver- dieser Richtung angestellt. Er bediente sich des chen gestochnen und getrockneten Wenn-Torfs, einer Mühle pulverisirt wurde. Mittelft einer hen Presse formte er den auf etwa 60° erwärmten einem gußeisernen Cylinder, und erhielt feste e von 4" Höhe. Den Entwurf einer Einrich- urch die der zermahlene Torf vollständig trocken nd zur Theerentwicklung gelangen soll, und welcher m bayrischen Einrichtung im Gaspelmoor sehr it, bewahrt Dr. Bromels noch auf.

s neue Torfpressverfahren im Gaspel- zwischen München und Augsburg. Nach- worhin erwähnte Bearbeitung des Torfs aus dem

Grunde im Gaspelmoore beseitigt worden ist, weil diese Station bei den gegebenen sehr provisorischen Einrich- tungen einen nur sehr geringen Theil des zum Bedarf erforderlichen Materials zu liefern im Stande war, und ein anderweitiges, dem Zwecke entsprechenderes Verfahren sich herausgestellt hatte, ist im vorigen Sommer im Gaspel- moore nach Angabe und unter Leitung des Ober-Post- Rath's Exter in München ein großartiges Etablissement auf Staats-Kosten entstanden, welches den größten Theil des zum Bahnbetriebe erforderlichen Brennmaterials zu liefern bestimmt ist. Mit Erstaunen mußte derjenige diese Umänderungen wahrnehmen, der sich von dem nicht un- günstigen Erfolge der noch Jahrs zuvor betriebenen Torf- aufbereitung auf nassem Wege, wie der Verfasser dieses, überzeugt hatte.

Unter Beibehaltung der bereits vorhanden gewesenem, längs der Eisenbahn in Fachwerk aufgeführten Magazin- schuppen von je 400 Fuß Länge und 40 Fuß Breite ist zwischen diesen beiden, jedoch etwas rückwärts, ein mas- sives Gebäude errichtet, in welchem die Pressung des Torfs stattfindet und die nöthigen Maschinen untergebracht sind. In einiger Entfernung hiervon, nach der Mitte des Moors sich erstreckend, ist ein zweites, aus zwei Abtheilungen be- stehendes Magazin von ganz entsprechender Länge als die beiden oben erwähnten neu errichtet worden.

Exter hat für die von ihm construirte Torfpresse, sowie für die Methode der ersten Trocknung des Torfs selbst, in den deutschen Staaten Patentschutz erhalten und sind daher hierüber aufklärende Bemerkungen um so kürzer zu fassen, als Ende Juli v. J. die Fabrik sich noch nicht in ge- regeltem Betriebe befand, sondern die Aufstellung einer zweiten Presse gerade im Werke war. Das Verfahren ist von Dr. Bromels bereits in einer im Dezember 1856 abgeschlossenen manuscriptlichen Mittheilungen einigen In- dustriellen Berlins sehr empfohlen worden, da er sich das- selbe zufolge der von ihm mit gemahlenem getrockneten Torfe angestellten und oben erwähnten Versuche sehr leicht zusammenstellen konnte, nachdem ihm in Augsburg ein dem seinigen ganz ähnlicher Torf zu Gesicht gekommen

und die Trocknungsweise des Rohmaterials im Haspelmoore zufällig nicht entgangen war. Die Operationen sind diese. Der in dem entwässerten Moore mittels eines nicht zu tief gehenden Pflugs aufgelockerte Torf wird an der Luft trocknen gelassen, wozu eine nur sehr kurze Zeit nöthig zu sein scheint, wenn man mit einem Klopfer die zusammenbackenden Stücke zerschlägt, das Feld überregt und für die gehörige zeitweilige Umwendung des aufgelockerten Materials Sorge trägt. Es wird auf diese Weise das Moor sehr gleichmäßig von oben nach unten ausgenutzt und jeder Verlust an Abfall natürlich vollständig vermieden. Der so an der Luft trocken gewordene Torf wird in Wagen geladen und durch diese auf einem aus weiter Entfernung her aus dem Moore über solches Pfahlwerk angelegten und nach dem Glebel des nächsten Magazins führenden, oder von hier aus auf dem durch das Dach des Presshauses weiter fortgesetzten Schienengleise in eins der rechts oder links gelegenen Vorrathshäuser gefahren, wobei natürlich die Herbeiziehung der Wagen durch ein von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetztes Drahtseil bewirkt wird.

Es ist ersichtlich, daß dieses Aufbereitungsverfahren nicht allein von den Witterungsverhältnissen weniger abhängig ist als das bereits besprochene, welches den Torf naß verarbeitet und zu dessen allmählichem Austrocknen eine längere Zeit nöthig hat, sondern daß es auch gestattet, bei gehörig angesammeltem Vorrathe von Torfklein auch während des Winters zu arbeiten, ein Umstand, der dieser Methode eine sehr große Bedeutung beilegt, wozu es der Beleuchtung sicher nicht weiter bedarf.

Aus den Magazinen wird der Torf nach dem Presshause gefahren; hier scheint er, der etwa noch wahrgenommenen größeren Stücke wegen, erst noch durch ein Mühlenwerk gehen zu müssen, ehe er zu den Trocknungs- und Vormärmapparaten gelangt, welche durch die von der Dampfkesselfeuerung abziehende Wärme, zum Theil auch wohl durch den überflüssigen Dampf der Maschine, geheizt werden. Zu dem Ende befindet sich ein großer eiserner Kessel seitlich über der Presse eingemauert, aus welchem das ihm von einem Paternosterwerke übergebene und beim

Betriebe der Fabrik wahrscheinlich in Bewegung erhaltene Torfklein in eiserne horizontal liegende Cylinder mit Fortbewegungsschrauben gelangt, welche innerhalb gemauert, von heißer Luft durchzogener Canäle angebracht sind. Durch die Drehung der in diesen Cylindern befindlichen Schnecke wird nun das bis zur Theerentwicklung erhitzte Material einer kurzen, aber stark geneigten Ebene übergeben, über welcher es durch eine einfache Vertheilungsvorrichtung unter die Kolben der Excentrikpresse, deren damals nur erst zwei vorhanden waren, hinab gleitet. Durch die der Presse eigenthümliche Construction sollen in der Minute 50 Torfsteine von 5 Zoll 8 Linien Länge, 3 Zoll 8 Linien Breite und durchschnittlich Zollstärke (rhein. Maß) hergestellt werden. Es lagerte auch schon ein nicht unbeträchtlicher Vorrath derselben in der Nähe der Maschine. Die dem Dr. Bromels übergebenen Proben hat derselbe auf seiner Reise durch die Schweiz und nach Frankreich mit sich geführt, und es haben sich dieselben bis auf den heutigen Tag in ihrem ursprünglichen Zustande vortrefflich erhalten.

Der trockne Torf (wahrscheinlich im gemahlten Zustande gemeint) soll bei der Pressung auf $\frac{1}{2}$ seines ursprünglichen Volumens zusammengehen. Das Gewicht der einzelnen Ziegel variiert je nach ihrer Stärke; der Verfasser besitzt deren von 41 Loth und die dünnsten überschreiten das Gewicht eines halben Pfundes. Bei einem Durchschnittsgewichte der Ziegel von 30 Loth kann eine Presse in der Stunde wohl mindestens 28 Centner produciren, und es wird demnach mit einem Aufwande von vier Pressen einem bedeutenden Bedarf genügt werden können. Das Gewicht eines dichten Cubikfußes fand der Verfasser stets über 75, sogar 80 Pfund betragend.

Weshalb Erster gerade die Tafelform für sein Material gewählt hat, ist dem Dr. Bromels unbekannt; dieselbe ist wohl zur Lagerung großer Massen sehr geeignet, sie ist aber auch die zweckmäßigste für die Feuerung sehr ist zu bezweifeln. Es scheint aber, daß sich Ziegel von beträchtlicherer Stärke, ohne zu lamellös und in sich schleifig zu werden, wenigstens von den moosigen Torf

darstellen lassen. Günstiger möchten sich hierzu ren Torfarten erweisen.

Die Anlage ist auf 200,000 fl. veranschlagt, bereits vorhanden Gewesene indessen nicht mit ist. Die Hälfte dieser Summe ist bis jetzt eingekommen. Die Gesamtkosten der Einrichtung belaufen sich auf 50,000 fl. Die Kosten des gepreßten Torfs waren zur Zeit der Veranlassung des Etablissements von Seiten des Dr. Bromels festgestellt worden, sollen sich aber nach neueren Ermittlungen, auf 16 kr. der Centner betragen, ein Preis, für welchen der gepreßte Torf jedenfalls auch herstellbar ist, welcher auch für das gleiche Gewicht von gewöhnlichem Torf (wenigstens in der Gegend) gilt.

Es wurde zwischen München und Augsburg der neue Material in der Gegend der Locomotive verbraucht worden, während gewöhnlichen Torfs 11,09 Cubikfuß, also 6,34 mal erforderlich sind. Nimmt man das Gewicht eines Cubikfußes vom gepreßten bayerischen Torf 5 preuß. Pfund an, so werden die 1,75 bayer. Pfund wiegen. Da auf den nördlichen Bahnstrecken Bayerns zu der dort mit Kohlen beheizten Locomotive 102,36 Pfund Kohlen verwendet werden, so ist dieses die dem Dr. Bromel von Externbrunn, daß die bis dahin (August 1857) unternommenen Fahrversuche für das neue Material nahezu mit der Kohlen ergeben zu wollen schienen. Auch theilte dem Dr. Bromel mit, daß zur Locomotive das Gewicht nach $\frac{1}{2}$ mehr von seinem Torf als von Kohlen erforderlich sei. Der gepreßte Torf aber noch viel weniger Raum ein als sein gewöhnlicher Kohlen, und damit ist der Erfolg des Verfahrens.

Die gesammte neue Gasfesselmooreinrichtung ist eine sehr viel Vertrauen erweckende und verdient die Aufmerksamkeit der Regierung im höchsten Maße; sie ist

das Resultat ausführlicher jahrelanger Versuche, unternommen sowohl in Hinsicht auf die Verwendbarkeit des Torfs überhaupt zum Eisenbahnbetriebe, wie auch zur Auffindung des zweckmäßigsten Verfahrens zur Aufbereitung eines so vielfach dargebotenen Materials. Der Erfolg, mit welchem intelligente Kräfte diese Torffabrikationsmethode in das Leben gerufen, die Bereitwilligkeit, mit welcher die Königlich Bayerische Regierung die zur Begründung des Etablissements nöthigen Summen ausgesetzt hat, sprechen am Besten für die Zweckmäßigkeit und Solidität einer Anlage, welcher die Lösung einer wichtigen Aufgabe vollständig gelungen zu sein scheint.

Sehr gut bewährte sich der auf die eben besprochene Weise präparirte Torf beim Eisenbahnbetrieb, wo er bei den mit ihm angestellten Fahrversuchen nahezu die Heizkraft der Kohlen entwickelte. So verbrauchte man z. B. auf der Bahnstrecke zwischen München und Augsburg $1\frac{1}{2}$ Cubikfuß = 106 Pfd. comprimirten Torf (an gewöhnlichem Torf über 6 Mal so viel) in der Wegstunde auf der Locomotive, während zur Kohlen-Heizung statt 102 Pfd. Kohlen erforderlich gewesen wären.

Ueberhaupt wird in Süddeutschland mit vielem Erfolg Torf zum Eisenbahnbetrieb verwendet. Wir benützen denselben auf der Staats-Eisenbahn bei allen Arten von Zügen; Württemberg ist diesem Beispiele gefolgt und auch auf Schweizerbahnen steht Torf zur Heizung der Locomotive in Gebrauch. Die ersten Feuerungsversuche mit Torf auf bayerischen Bahnen datiren vom Jahre 1844, nachdem bereits im Vorjahre auf der herzoglich Braunschweigischen Bahn Versuche begonnen, jedoch wieder aufgegeben worden waren. Ähnlich erging es auch jenen ersten Versuchen in Bayern, welche 1844 auf der München-Augsburger Bahn angestellt wurden; bessere Resultate erzielte man im Jahre 1845 auf der Strecke zwischen Oberhausen und Nordheim, welche veranlaßten, daß bereits 1847 auf der ganzen südlichen Abtheilung der Staatsbahn die Holzfeuerung durch die Torffeuerung ersetzt wurde. Gegenwärtig ist die Torffeuerung bei sämtlichen Zügen zwischen München, Lindau, Ulm bis Nürnberg seit Jahren im Gange und es werden die schwierigen

Gebirgsstrecken zwischen Lindau und Augsburg mit ganz gewöhnlichem Silttorf befahren. Ein Uebelstand ist allerdings das bedeutende Volumen dieses mehr lockern Torfs und das dadurch bedingte Mitführen mehrerer Munitionswagen, allein bei der nunmehrigen Verwendung des comprimierten Torfs braucht man von diesem Material nicht mehr an Volumen mitzuführen, als das zu gleicher Leistung erforderliche Cokesquantum. Auch ist die Belästigung der Rauchentwicklung bei dem gedichteten Torf lange nicht so stark, wie beim lockern; ferner darf nicht übersehen werden, daß wegen der Gleichmäßigkeit des Torffeuers und der gänzlichen Abwesenheit von Schwefel eine viel geringere Abnutzung des Kessels, der Feuerbüchse und Feuerrohre bei der Torfheizung stattfindet, als bei der Cokesfeuerung. Befragt man endlich die Preisdifferenz zwischen Cokes und dem äquivalenten Gewichte comprimierten Torfs, welcher der Verkokung nicht bedarf, und zieht man die, selbst mit dem allerschlechtesten Material, in Bayern erhaltenen Resultate in Betracht, so fühlt Dr. Bromels sich zu dem Schluß gedrängt, daß in Wirklichkeit nur Absicht und Vorurtheil sich gegen die Verwendung des Torfs, namentlich des gedichteten, zur Heizung der Locomotive erklären.

Ueber die Anwendung des Torfs in der Metallurgie verbreitet die Abhandlung des Dr. Bromels sich in einem dem Zweck der Schrift angemessenen cursorkischen Ueberblick, den sie über verschiedene Hüttenwerke gibt, welche sich des Torfes mit mehr oder weniger Erfolg als Brennmaterial bedienten. Wir folgen in Nachstehendem jener Darstellungsweise, wie sie der „Vergelt“ Nr. 35 mit Zusätzen und Erläuterungen zu der betreffenden Abhandlung des Hrn. Dr. Bromels gibt.

Nachdem zu Malapane in Oberschlesien, wo man wohl die ersten Versuche und zwar schon zu Nebenszeiten anstellte, die Benutzung von Torf in Hohöfen nicht gelungen war, ergaben spätere Versuche auf der Winklerhütte im Falkenberger-Kreise (Schlesien) die Durchführbarkeit der Idee bei zwei auf Torfbetrieb erbauten Hohöfen. Von frisch gestochenem, lufttrocknem oder gedörrtem Torf konnte man $\frac{1}{4}$ zusetzen; besser ging

es mit zwei Jahre altem Torf, der verwiltet und dann noch gedörrt war, und bei dessen Anwendung man $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ der Holzkohlen ersparen konnte. Gebrauchte man Torf, der vier Jahre an der Luft gelegen, so produzierte man damit ohne Holzkohlenzusatz Roheisen, welches zum Vergießen und Verfrischen recht tauglich war. Auf der Langerhütte bei Baethen (Regg.-Bezirk Ragdeburg) wurden mit verkohltem und gedörrtem Torf sehr günstige Resultate erreicht. Jeder Gicht setzte man so viel Torf zu, als Holzkohlen abgenommen wurden, so daß der gewöhnliche Gichtensatz, aus 30 Cubikfuß Holzkohlen und 7 C.-Fuß Eisenstein bestehend, auf 20 C.-Fuß Holzkohlen, 10 C.-Fuß Torf (verkohlt) und 6 C.-Fuß Eisenstein verändert wurde. Das bei diesem Satz producierte Eisen war sehr gaar, erwies sich aber, nachdem aus jenem Grunde $6\frac{1}{4}$ C.-Fuß Erze genommen, als ein Erzeugniß, welches gegen das bei Holzkohlen erhaltene keinen Unterschied darbot. Später ersetzte man sogar die Hälfte der Holzkohlen mit Torfkohlen bei $5\frac{1}{2}$ C.-Fuß Eisenstein und es resultirte ein ebenso gutes Roheisen. Bei einem Gichtensatz von 6 C.-Fuß Eisenstein, 10 C.-Fuß Holzkohlen und 20 C.-Fuß gedörrtem Torf, aus denselben Mooren bei Bremervörde, war das Resultat ebenfalls günstig; dagegen fiel beim Versuche, allein mit gedörrtem Torf zu schmelzen, die Schlacke zu strengflüssig und das Eisen nicht gaar genug aus.

Hr. Lunner erklärte sich vor einigen Jahren schon für die Anwendung des Torfs im Hohofen neben Holzkohle, sobald die Aufgabe des Ersters nicht über 40% des ganzen Volums der Brennstoffgicht betrage. Sein Urtheil stützt sich auf die von dem Werksverwalter v. Lepeller zu Pillersee in Tirol gemachten Versuche. Die Resultate der 1854 dort fortgesetzten Versuche theilt in vorigen Jahre die österreichische Zeitschrift mit. In dem durchschnittlichen Erz- und Frischschlackensatz von 358 Pfund nahm man 12 C.-Fuß Kohlen und 8 C.-Fuß Torf. Ein Centner Roheisen erforderte bei dieser Beigabe von 10,52 C.-Fuß Kohlen und 5,85 C.-Fuß Torf; die Beigabe von Torf benötigte ein Centner Roheisen 12,7 C.-Fuß Kohlen. Im Weiteren zeigte sich, daß 5,85 C.-Fuß

Ueber ein Sinuselektrometer

von

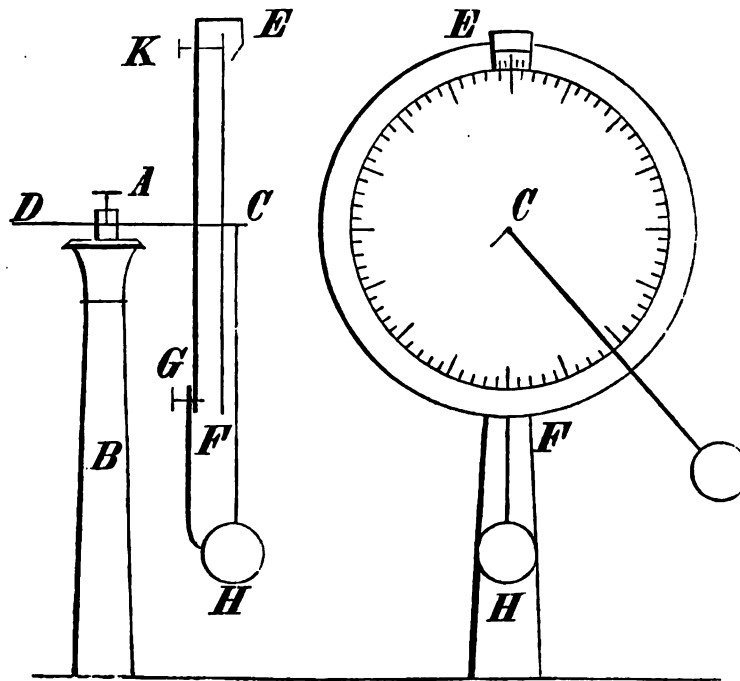
G. Heidner,

Lehrer der Mathematik und Physik an der Gewerbschule zu Schweinfurt.

Wenn einer mit freier Elektrizität geladenen Kugel eine andere gleich große mit derselben Elektrizitätsart geladene ausgelegt wird und wir im Stande sind, die Kraft zu bestimmen, mit welcher diese beiden sich in einer bestimmten konstanten Entfernung von einander abstossen, so wird diese Kraft offenbar ein Maß des Quadrats der auf jeder der beiden Kugeln enthaltenen Elektrizitätsmenge

sein. Um aber die Kraft zu messen, mit der sich die beiden Kugeln in einer bestimmten Entfernung von einander abstossen, bietet die Torsion eines elastischen Fadens oder das Drehungsmoment einer aus dem magnetischen Meridian abgelenkten Magnetnadel, oder endlich die Schwerkraft ein Mittel dar. Das erstere Verfahren ist in der Coulomb'schen Drehwage zur Anwendung gekommen, das andere durch das von Kohlrausch*) und Rieß**) eingeführte Sinuselektrometer, während es die Absicht gegenwärtiger Notiz sei, zu zeigen, wie man denselben Zweck auch durch Anwendung der Schwerkraft mit Hilfe des elektrischen Pendels erreichen kann.

Beschreibung des Instruments.



In der Hülse A, die auf einer Holzsäule B befestigt ist, wird die Achse DC in horizontaler Lage festgeklemmt. Mit ihr fest verbunden und genau senkrecht zu derselben ist die Glasscheibe EF, die auf ihrer vordern Seite mit

einer Kreistheilung versehen ist. Die Achse DC trägt

*) Poggendorfs Annalen Bd. 88. S. 497.

**) Lehre von der Reibungselektrizität Band 1. S. 65 und Poggendorfs Annalen. Band 96. S. 513.

Eisenabgang beim Puddeln beträgt 5,44 Proc., der Torfverbrauch auf 1 Ctr. Roheisener 10 bis 12 C.-Fuß einschließlic der Kesselheizung. Geringere Bedeutung hat die Hütte Kessen in Tyrol, welche jährlich etwa 8000 Ctr. Luppeneisen producirt. Der Abbrand auf 1 Ctr., der 12,71 C.-Fuß Torf erfordert, beträgt 9,35 Pfd. Ebenau im Salzkammergute verbraucht auf den Centner Luppen- eisen 16 bis 17 C.-Fuß Torf. In diese Kategorie der Torf-Gashütten würden also auch zum Theil die Werke der Neustädter Gesellschaft gehören, vorausgesetzt, daß solche wirklich in Betrieb stehen. Ein vortreffliches, mit Hülfe von Torfgas erzeugtes Stabelfen und daraus gefertigte Werkzeuge u. dgl. hatte die Société des Forges d'Undervelier et Dépendances (Berne) auf der Berner Industrie-Ausstellung ausgestellt und erregte damit die Aufmerksamkeit der Besuchenden in hohem Grade.

Ueber diese indirecte Nutzung der Brennmateriale zu metallurgischen Zwecken — bemerkt Dr. Bromels — hat bekanntlich Herr Hüttenmeister Bischof am Harze, vor Jahren schon durch seinen Ofen für Generatorgas alle Fachmänner in Spannung versetzt und diesen Gegenstand durch die zweite Auflage seines hierauf bezüglichen Schriftchens neuerdings in lebhafter Anregung gebracht.

Wenn Dr. Bromels die Ueberzeugung hegt, daß die metallurgischen Etablissements sich in nicht ferner Zeit nicht mehr allein in der Umgebung der Steinkohlenzechen zusammendrängen, sondern sich zum Theil auch über die moorsführenden großen Strecken unseres Vaterlandes verbreiten werden, so geben wir die Möglichkeit einer solchen Veränderung gerne zu, möchten sie auch sogar herbeiwünschen, können aber die feste Ueberzeugung nicht theilen, weil einer so allgemeinen Anwendung des Torfs, einer so eminenten Verwerthung dieses Brennmaterials vorläufig noch sehr gewichtige Factoren der verschiedensten Art entgegenstehen, die alle erst Berücksichtigung finden wollen. „Der Ueberführung des Torfs in Gasform, als der wichtigsten Verwendungs desselben bei größern Feuerungsanlagen“ vindiciren wir unbedingt eine große Zukunft; ob in naher Zeit lassen wir dahingestellt.

Des nun folgenden Theiles der Bromels'schen Ab-

handlung können wir unseres eingeschränkten Raumes wegen nur kurz gedenken, obgleich er, das ökonomische Element beleuchtend, augenscheinlich hohen Werth hat. Es sind darin niedergelegt: 1. Bemerkungen über Torfbewirtschaftung; 2. Durchführung der Fabrication von auf nassem Wege gebichteten Torf für das bei Friesland belegene und von der Berlin-Hamburger Eisenbahn durchschnitene Moor, mit Rücksicht auf dessen Verwendungs zur Locomotivheizung; 3. Herstellungskosten für 100 C.-Fuß gebichteten trocknen Torf, berechnet zum Theil nach den in Bayern und in der Gegend von Fehrbellin bestehenden Preisen, und unter der Annahme, daß zu einem Cubikfuß trocknen, bichten Torfs 6 Cubikfuß im Ganzen erforderlich sind; 4. Bedürfnisse und Kostenanschlag zu einem Etablissement zur Torfverdictung auf nassem Wege, berechnet auf eine Jahresproduction von 5 bis 600,000 Ctr.; 5. Gesamtkosten des gebichteten Torfs; 6. Challeton's Berechnung und Kostenanschlag (nach dessen Exposé übersetzt); 7. die Heizkraft des gebichteten Torfs; 8. die wichtigsten Resultate und 9. Resultate der mit den verschiedenen Torfforten (Bayerns) angestellten Versuche.

Bevor wir von der sehr verdienstlichen Abhandlung des Herrn Dr. Bromels Abschied nehmen, können wir nicht umhin, den Wunsch zu äußern, der Herr Verfasser möge seine Arbeit, die, aus den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbleißes in Preußen besonders abgedruckt, leider in sehr wenigen Separat-Exemplaren vorhanden ist, durch eine neue selbstständige Ausgabe dem großen Publikum zugänglich machen. Mit einigen Erweiterungen versehen, deren Zulässigkeit und zweckmäßige Anordnung Dr. Bromels offenbar am besten selbst beurtheilen kann, wird sie eine werthvolle Monographie bilden, welcher der Fachwelt von vornherein großes Interesse entgegengetragen werden mag. (Nach der Original-Abhandlung dem „Berggeist“ auszüglich behandelt.)

Ueber ein Sinuselektrometer

von

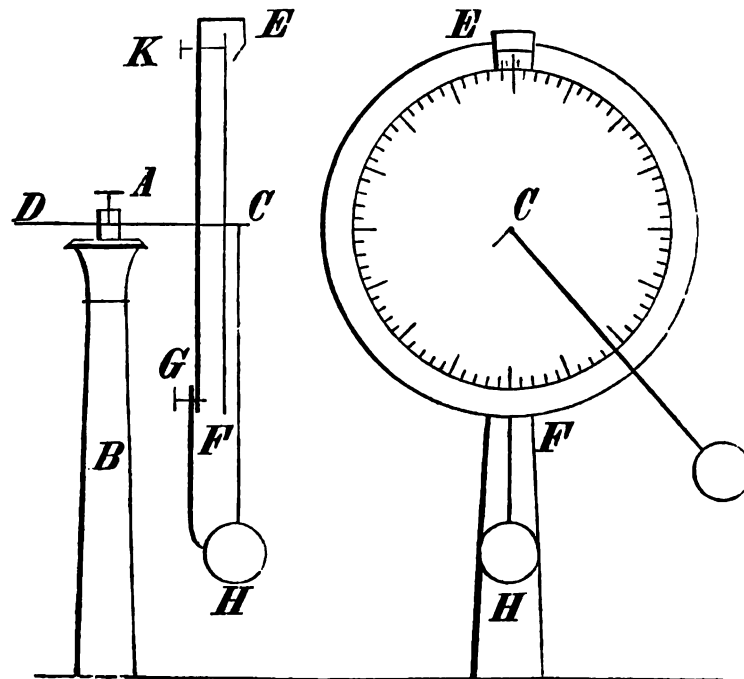
G. Heidner,

Lehrer der Mathematik und Physik an der Gewerbeschule zu Schweinfurt.

Wenn einer mit freier Elektrizität geladenen Kugel eine andere gleich große mit derselben Elektrizitätsart geladene ausgesetzt wird und wir im Stande sind, die Kraft zu bestimmen, mit welcher diese beiden sich in einer bestimmten constanten Entfernung von einander abstoßen, so wird diese Kraft offenbar ein Maß des Quadrats der auf jeder der beiden Kugeln enthaltenen Elektrizitätsmenge

sein. Um aber die Kraft zu messen, mit der sich die beiden Kugeln in einer bestimmten Entfernung von einander abstoßen, bietet die Torsion eines elastischen Fadens oder das Drehungsmoment einer aus dem magnetischen Meridian abgelenkten Magnetnadel, oder endlich die Schwerkraft ein Mittel dar. Das erstere Verfahren ist in der Coulomb'schen Drehwaage zur Anwendung gekommen, das andere durch das von Kohlrausch*) und Rieß**) eingeführte Sinuselektrometer, während es die Absicht gegenwärtiger Notiz sei, zu zeigen, wie man denselben Zweck auch durch Anwendung der Schwerkraft mit Hilfe des elektrischen Pendels erreichen kann.

Beschreibung des Instruments.



In der Hülse A, die auf einer Holzgäule B befestigt ist, wird die Achse DC in horizontaler Lage festgeklemmt. Mit ihr fest verbunden und genau senkrecht zu derselben ist die Glascheibe EF, die auf ihrer vordern Seite mit

einer Kreistheilung versehen ist. Die Achse DC trägt

*) Poggendorff's Annalen Bd. 88. S. 487.

**) Lehre von der Reibungselektrizität Band 1. S. 65 und Poggendorff's Annalen. Band 96. S. 513.

den um dieselbe drehbaren Arm EG, der nach einer Seite hin in einen Nonius endigt und durch die Schraube K auf der vertikalen Kreisscheibe festgestellt werden kann. Am andern Ende bei G läßt sich die an einem etwas nach vorn gebogenen isolirenden Arm GH angebrachte Standkugel H mit dem drehbaren Arm EG in feste Verbindung setzen. Diesem Arm GH kann eine solche Stellung gegeben werden, daß der Mittelpunkt der Kugel H von der erweitert gedachten vordern Glasebene etwas absteht. Auf der Achse DC, ebenso weit von der Glasseibe als das Centrum der Kugel H absteht, ist der isolirende Faden (Coconsfaden), eines elektrischen Pendels festgeklemmt, dessen Kugel von C dieselbe Entfernung hat wie die Standkugel H. Beide Kugeln sind gleicher Größe, vergoldet und von einem sehr leichten Stoff, wenigstens die des elektrischen Pendels.

Theorie und Gebrauch des Sinuselektrometers.

Man denke sich den Arm EG in einer aus der Vertikalen etwas abweichenden Lage (aus einem weiter unten zu erwähnenden Grunde) mit Hilfe der Schraube K festgestellt und die Standkugel mit der Pendelkugel so in Berührung, daß der Faden des letztern parallel zur Kreisscheibe läuft. Theilt man nun der erstern das Quantum Q von Elektricität mit, so verbreitet sich dasselbe gleichmäßig über beide Kugeln. Das Pendel weicht aus seiner Lage um einen gewissen Winkel α gegen die ursprüngliche so weit aus, bis das durch die Schwere hervorgebrachte Drehungsmoment der abstoßenden Kraft das Gleichgewicht hält. Würde man jetzt die beiden Kugeln entladen, das Pendel wieder zur geeigneten Berührung mit der Standkugel bringen und beiden das Elektricitätsquantum Q mittheilen, so schlägt das Pendel um einen gegen den vorhergehenden verschiedenen Winkel aus.

Die Winkel, zu denen hier bei verschieden großen Ladungen das elektrische Pendel aus der Vertikalen abgelenkt erscheint, geben nun allerdings durch ihren Sinus unmittelbar das Verhältniß der abstoßenden Kräfte und würden dieselben sogar in absolutem Maße ausdrücken lassen, aber sie erlauben nicht, aus ihnen auf die Größe

der Ladungen zu schließen, weil dieselben Elektricitätsmengen in verschiedenen Entfernungen von einander sich mit verschiedener Stärke abstoßen. Dadurch indessen, daß man bei den verschiedenen Versuchen dem Winkel zwischen Arm und elektrischen Pendel denselben Werth erteilt, werden nun die Beobachtungen der Ausschlagswinkel des Pendels mit der Vertikalen zur Vergleichung der Elektricitätsmengen dienlich.

Dreht man also den Arm, welcher die Standkugel trägt, in der Richtung der Ablenkung, so weicht zwar das Pendel noch weiter aus, doch wird, da die Kraft, mit welcher die Schwere dasselbe zurückzudrehen sucht, mit dem Sinus des Ablenkungswinkels (mit der Vertikalen) wächst, der Winkel zwischen Arm und Pendel immer kleiner werden, je weiter man dreht, und man kann es endlich dahin bringen, daß beide wieder denselben Winkel α einschließen, somit die Kugeln sich in der gleichen Entfernung wie beim ersten Versuch befinden. Beide Male läßt man dann den Winkel ab, den das Pendel mit der Vertikalen einschließt.

Es seien diese Winkel beziehungsweise φ und φ' , dann ist stets

$$Q : Q' = V \sin \varphi : V \sin \varphi'$$

Es ergibt sich dies folgendermaßen:

Das Drehungsmoment eines und desselben Pendels, was um den Winkel φ aus seiner vertikalen Lage abgelenkt wird, ist bekanntlich dem Sinus dieses Winkels proportional. Dieses Moment wird aufgewogen durch das der abstoßenden Kraft zwischen beiden Kugeln, und da aber wieder bei gleicher Entfernung die abstoßenden Kräfte dem Produkte der Elektricitätsmengen auf beiden Kugeln proportional, oder weil diese Mengen hier gleich groß, dem Quadrate der Elektricitätsmenge auf einer in beiden Kugeln, so sind mithin die Quadrate der Ladungen von Elektricität bei zwei Versuchen proportional dem Sinus der Winkel, um welchen beide Male das Pendel aus der Vertikalen abweicht, woraus nun obiger Satz unmittelbar hervorgeht.

Ein Bedenken jedoch bleibt noch zu erledigen übrig. Die Frage, ob wohl das Pendel unter allen Umständen

seiner Abstoßung, wie es doch zum Bestehen des wesentlich erforderlich ist, in der Vertikalebene durch den Befestigungspunkt des Fadens parallel der Kreisebene gelegt wird, und nicht etwa aus heraustritt. Im Folgenden glaube ich dieses hinreichend widerlegt zu haben.

Die abgelenkte Pendelkugel wirken drei Kräfte: Gewicht der Kugel, die abstoßende Kraft, welche von Mittelpunkt zu Mittelpunkt wirkend nebst einer dritten Kraft in der Richtung des Fadens. Diese drei Kräfte sich im Gleichgewicht halten, so in einer Ebene liegen und jede die Mittelkraft den übrigen vorstellen. Demnach liegt mit in der Ebene die Verbindungslinie des Mittelpunktes der Kugel und des Aufhängepunktes des Pendels. Diese stellt aber auch zugleich den Schnitt der Ebene dar, in der die Kräfte mit der durch C gelegten, worin sich die Kugel bewegen soll, vor. Nun ist aber die Ebene der Kräfte unter allen Umständen vertikal, weil sie das Gewicht aufnimmt; ebenso ist es aber auch zu-

Einrichtung des Apparats die zuletzt berührte Eigenschaft muß auch ihre Durchschnittslinie vertikal sein; solcher Durchschnitt existiert aber für jede Lage des Pendels, sobald der drehbare Arm verkehrt, und für diesen Fall könnte dann allerdings der Fall eintreten, daß das Pendel während der Abstoßung der genannten Ebene heraustritt. Man muß die vertikale Stellung des Arms vermeiden, eine solche auf die bereits oben hingewiesen wurde. Für diesen Fall aber, wenn der Arm, d. h. die Verbindungslinie des Mittelpunktes der Pendelkugel mit dem Aufhängepunkt des Pendels, eine von der Vertikalen etwas abweichende Lage hat, ist diese Linie in der Eigentlichen Schnittlinie unmöglich und die Kräfteebene notwendig in die vom Apparat bedingte Bewegungs-Ebene des Pendels fallen; demnach verbleibt dasselbe während der Abstoßung darin.

Programme der Schweinfurter Gewerbschule 1858.)

Der rauchverzehrende Apparat von Prof. P. L. Meißner.

(Mit Abbildungen auf Blatt I Fig. 1—19.)

Hr. Robert Johannh brachte in der Versammlung des österreichischen Ingenieurvereines am 24. April d. J. seine für Oesterreich und das Ausland patentirte Erfindung einer neuen Feuerung zur Sprache und veröffentlichte über dieselbe in Nr. 17 der „Neuesten Erfindungen“ eine ausführliche Mittheilung, welche wir im Julihefte unserer Zeitschrift S. 408 wiedergegeben haben. Die Redaction der „Zeitschrift des österreichischen Ingenieurvereines“ hat dann Hrn. Prof. Meißner ersucht, sich über Hrn. Johannh's Feuerung in ihrer Zeitschrift auszusprechen und den von ihm bezüglich derselben eingesendeten Artikel im nächsten Heft laufenden Jahrgangs S. 98 veröffentlicht. Wir entnehmen jenem Artikel im Folgenden das Wesentliche; Hr. Prof. Meißner sagt:

„Ich melde:

1) daß ich Hrn. Johannh für einen von Jenen halte, die mit der Wärmelehre noch nicht im Reinen sind, und daher mehr versprechen, als irgend Jemand vollständig zu leisten vermag;

2) daß das Experiment der rauchlosen Verbrennung von mir bereits vor 12 Jahren vor vielen Gelehrten und andern Zeugen in Bödtau ausgeführt worden ist;

3) daß aber der Ofen des Hrn. Johannh, so wie er vorgezeigt wurde, trotz der rauchlosen Verbrennung, in der Anwendung weniger leisten wird, als jener rauchverzehrende Apparat, den ich schon vor 12 Jahren dem Eisenwerksbesitzer in Bödtau, Hrn. Franz Klein, ausschließlich privilegiren ließ, und wovon die Copie der versiegelten Beschreibung des Privilegiumsgegenstandes unten als Beilage folgt. Nebst dieser Beilage erachte ich es für nöthwendig, den Leser auch auf meine in der Zeitschrift des österreichischen Ingenieurvereines, 1854 Nr. 1 gegebene „systematische Zusammenstellung der Mittel zur Ersparung des Brennmaterials bei Abdampfungsanstalten“ aufmerksam zu machen. In dem Abschnitt „über die Anwendung der sogenannten rauchverzehrenden Apparate habe

ferner, daß der den Brenner enthaltende Cylinder *c* unter allen Theilen des Ofens am heißesten erhitzt wurde, weshalb man denn auch, um den Ofengeruch zu vermeiden, den Aufsatz *t* und die Kuppel *k* darüber setzte; für Fälle jedoch, wo man diesen Umstand nicht scheut, kann der Aufsatz *t* und *k* beseitigt und statt dessen der Aufsatz Fig. 2 gewählt werden, an welchem auch bei *c* der Bajonett-Schluß, welcher den Brenner hält, bemerklich ist.

Trotz keineswegs bindet sich die neue Erfindung streng an die eben beschriebene Form des Ofens, sie läßt sich vielmehr allen Formen der Heizapparate adaptiren, wie in einigen Beispielen darzuthun werden soll.

Fig. 6 z. B. ist ein Kaminofen, welcher, gleichviel ob aus Gusseisen, Eisenblech oder Thon verfertigt, in *a* einen Boden enthält, welcher den Feuertraum absperrt und den Brenner *b* trägt, so wie auch *c* ein Lufteinwärmungs- und Zuströmungscanal angebracht ist. Dieser Ofen kann aber äußerlich verziert werden, wie es beliebt.

Auch ist es keineswegs nothwendig, daß der Brenner immer die in Fig. 1 beschriebene Form habe, obwohl diese die beste ist, weil sie die gleichförmigsten Durchzüge darbietet, er kann vielmehr auch einen hinreichend langen Schlig enthalten, oder wie Fig. 9, 10, 11, 12, oder auf jede andere Weise durchbrochen sein. Es genügt, wenn er Masse genug besitzt, um die Hitze halten zu können, und eine solche Anzahl von engen Canälen darbietet, daß ihre Summe wenigstens so viel Oeffnung gibt, als das Rauchrohr.

Es ist ferner auf keine Weise nothwendig, daß der Brenner aus Gusseisen bestehe, er kann vielmehr auch aus Schmiedeseisen oder anderem haltbaren Metalle, oder auch aus feuerfestem Thon und kieselartigen Gerd- oder Steinarten, daher aus Topfstein, Gestein, Quarzschiefer u. dgl., oder Porzellanthon, Kieselthon oder gemeinem Ziegel- oder Hafnerthon gebildet werden, und er wird im letzten Falle sogar einigen Vorzug erlangen, weil diese Substanzen gar keinen Sauerstoff consumiren, während das Eisen in längerer Zeit dennoch ein wenig angereichert wird. Besonders bei größeren Feuerungen wird dann solches Material sehr zweckmäßig verwendbar sein,

weil der Ofen und der Brenner bloß durch Man gestellt werden kann, wie dieses z. B. in Fig. 1 nach der Länge und Breite senkrecht durchschnitten Fig. 15 aber im Grundriß des Arbeitsortes angeeßt bedeutet hierbei:

- a den Aschenherd;
- b den Rost;
- c den Feuertraum;
- d die Canäle für den Zulaß der Luft;
- e gußeiserne Platten zur Erhöhung dieser Platten
- f die Ausmündungen, durch welche die Luft eintritt;
- g das Gewölbe oder die Kuppel, in welcher Platten zusammengesetzte länglich viereckige Brenner sitzt;
- i den Arbeitsort, an welchem dann der solcher Art weiter ausgebaut wird, als der jeder Zweck erfordert.

Der mit dem Brenner versehene Ofen kann auch auf die Art eingerichtet werden, daß das Material vorher gedarrt, gebraten oder verkohlt und verbrannt wird, und es werden die zwei folgenden hinreichend sein, dies anzudeuten:

Fig. 16 der Ofen von Guß- oder Schmiedeseisen zur Höhe des Feuerfasses, wie Fig. 1 eingerichtet, dann

- a der Brenner, welcher oben
- b unmittelbar mit hinreichend langem Rohr verbunden ist und mittelst des ihn umgebenden Cylinders auf dem
- d starken Eisengitter ruht (welches Fig. 17 im Grundriß bezeichnet ist). Das Ganze ist dann in
- e Behälter des Brennmaterials hergestaltet, daß dieser zugleich vom Gitter d getragen wird. Behälter ist auch mit

f einer Ladungsröhre versehen, welche zum Einlegen des Brennmaterials dient und außerhalb der im Kamine mittelst eines wohl passenden Thürschloßes wird.

Es darf wohl kaum bemerkt werden, daß hi Brennmaterial durch die Hitze des Brenners gedarrt

d Kuppel von Gusseisen geschlossen ist; diese Kuppel hält aber in ihrer Mitte einen

e gusseisernen hohlen Zylinder, welcher wieder am einen Ende in

f eine kleinere Kuppel endigt, die an

g drei Seiten durchbrochen ist. In der unteren Mündung enthält der Zylinder e mittelst Wafonetschlufs o (Fig. 2)

h den sogenannten Brenner, d. i. eine 3 bis 4 Zoll hohe im Durchmesser 9 Zoll haltende Gusseisenmasse (Fig. A im Grundrisse, Fig. 7 B im Profil, Fig. 7 C im Längsprofil dargestellt), die dergestalt mit

i vielen Oeffnungen durchbrochen ist, daß sie gleichsam ein Aggregat von senkrecht stehenden Platten darstellt b durch ihre Zwischenräume etwas mehr Raum zum Durchzuge des Rauches darbietet, als das weiter oben angebrachte Rauchrohr. Neben dieser Einrichtung trägt ferner der Ofen

k eine große Kuppel, die mit

l m zwei Tubulaturen versehen ist, damit das Rauchrohr an einer oder der andern Stelle angelegt werden kann. Ich findet sich im Viertel des Umkreises vom ganzen Ofen

n eine doppelte Wand vor, so zwar, daß sie

o einen Canal oder auch mehrere im Umkreise vertheilte Canäle bildet, durch welche der Aschenfall bei p und der Feuerraum bei

q mit einander in Verbindung stehen, welche Verbindung aber auch aufgehoben werden kann, sobald der zu ferner Absicht angebrachte

r Schieber (welcher in Fig. 6 auch im Grundrisse dargestellt ist) mittelst

s der Schubstange vorgeschoben wird. Winder wesentlich für den vorliegenden Zweck und daher nur oberflächlich zu berühren sind noch: die Heiz- und Aschenhüre g. 4 (und ein Ansaßstück Fig. 3) für jene Fälle, wo die Mauerdicke wegen der Ofenhöhe zu verlängern ist.

Die Wirkung dieses Ofens hat sich bereits in einer Reihe von Versuchen in folgender Weise nachgewiesen:

Wird auf dem Roste nur ein kleines Feuer (so wie das eingezeichnete Brennmaterial andeutet) angezündet, ist ohnehin Ueberfluß an Luftzutritt vorhanden und es

erfolgt bald ein lebhaftes Brennen. Weil aber Flamme und Rauch keinen andern Ausweg finden als die engen Durchlässe des Brenners bei i, so entsteht dort sehr bald eine so intensive Hitze, daß der Brenner glüht, und dann eine so lebhafte Strömung der Luft erzeugt wird, daß man die Heizthüre offen lassen kann, ohne daß der Rauch heraustritt. Von diesem Augenblicke an entweicht auch durch den Schornstein nur Wasserdampf, Stickgas und Kohlenäure und allenfalls etwas Kohlenoxydgas. Daß aber von da an aller Rauch wirklich verbrennt, das erfolgt: weil der wenige gerade aufsteigende Rauch der größten Hitze ausgesetzt ist und schon unterhalb dem Brenner verbrannt wird, und die in der Peripherie austretenden Theile des Rauches mit der im Umkreise des Rostes eintretenden frischen Luft allmählig in die Kuppel d aufsteigen, dort die bereits von den Seitenwänden t abgekühlten und daher schwerer gewordenen Theile verdrängen und späterhin wieder von anderen verdrängt werden, auf diesem Wege jedoch innig vermischt, zuletzt den Brenner erreichen und über dem Brenner, in u, eine sehr schöne große Flamme erzeugen. — Dieser Cyclus geht dann auch ununterbrochen so regelmäßig fort, daß auch selbst beim Nachlegen sehr feuchten Brennmaterials kein Rauch aus dem Schornstein entweicht, wenn der Brenner zur Zeit des Nachlegens noch nicht erkaltet war.

Wird hingegen, wenn dies der größere Bedarf fordert, mehr, und zwar so viel Brennmaterial aufgelegt, daß es den ganzen Rost bedeckt, so tritt dann allerdings eine unvollständige Verbrennung ein und wird viel mehr Rauch erzeugt; für diesen Fall genügt es aber, den Schieber r zu öffnen, damit auch Luft durch den Canal o p q in den Feuerraum treten kann, welche, nachdem sie während ihres Durchganges durch o erwärmt worden ist, in den Feuerraum tritt, sich dort mit dem Rauche mischt und auf die oben beschriebene Art endlich verbrennt. Die Erfahrung hat auch diesfalls nachgewiesen, daß aus vor Augen liegenden Gründen bei den befolgten Dimensionen im Verhältnisse des größeren Feuers auch der Luftzutritt durch q vermehrt wurde und sich gleichsam selbst regulirte.

Bei den vorgenommenen Versuchen zeigte es sich

Es ist zu bemerken, dass die Seife den Namen
 der Seife, die in der Seife enthalten ist, nicht
 enthält.

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

Die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist
 die Seife, die in der Seife enthalten ist, ist

salzwert zur Anwendung gekommen, ohne daß ein merklicher Unterschied in der Qualität sich herausgestellt hätte. Mehrere Fabriken haben mit Tausenden von Pfunden ihre Versuche gemacht; die vorliegenden Resultate sind also Ergebnisse oft wiederholter Versuche und Anwendungen im Großen.

Es haben ihre Versuche mitgetheilt: die Rattunfabriken von Stephan und Comp., R. Goldschmidt und Söhne, Dannenberger, Breslauer und Mayer, Bodemer und Comp.;

die Färbereien von W. Spindler und W. Wolfenstein;

die Walf- und Wäscherei von Rudolph und Friedländer;

die Bleichanstalt in Bielefeld;

die Strumpfwarenfabrik von A. Hahn und

die Wäschereien des Königl. Charité-Krankenhauses und der Strafanstalt in Spandau.

A. Stephan hat das Wasserglas auf sehr empfindliche Weise zum Reinigen der Hände benutzt. Der Schmutz wurde zwar entfernt, jedoch wird die Haut rau und es bleibt in den Poren ein weißer Staub (Kiesel-erde). Auf eben diese Weise müssen also Thier und Pflanzenfasern statt werden. Als Abwärmittel der Krappfarben liefert es gleich schlechte Dienste, als die Soda.

R. Goldschmidt und Söhne. Die Benutzung des Wasserglases zum Waschen der Baumwollwaaren blieb ohne Erfolg, dagegen hat es als Ersatz für Rubbing ein ziemlich zufriedenstellendes Resultat gegeben.

Dannenberger's Rattunfabrik durch Hrn. A. Löwe. Große und lange fortgesetzte Versuche mit Wasserglas statt des Rubbing hatten nur mäßigen Erfolg; es leiden stark Farben und im Allgemeinen ist das Weiß nicht so klar. Beim Bleichen der halbwoollenen Zeuge ist die Soda besser und billiger anzuwenden, als Wasserglas.

Bodemer und Comp. in Ellenburg. Die Versuche mit Wasserglas in der Färberei sowohl als bei der Bleiche blieben ohne Erfolg; wir haben mit der Seife stets Besseres erreicht.

Breslauer, Mayer und Comp. durch Hrn. A.

erhöht wird, und daß bei jedesmaligen Schüren des Ofens das Nachlegen bewirkt werden kann, indem man nach die Heizthüre und das Gitter d mit dem Schürhaken lange stoßert, bis genug Brennmaterial herabfällt, während der Ofen mit frischem Brennmaterial periodisch nach f zu leisten ist. Oder man kann den Behälter o auch am unteren Theile g mit einer Tubulatur versehen, welchem Falle sodann an dieser Stelle das gebarrte oder verkohlte Brennmaterial herausgenommen und sofort durch die Heizthüre auf den Rost gebracht wird. Aber in diesem Falle wird es sodann auch nothwendig, unter dem Gitter d einen vollkommen schließenden Boden wie Fig. 8 in a) zum Träger des Brenners einzusetzen.

Eine etwas veränderte Form derselben Ofencombination zeigt Fig. 18 im perpendicularen und Fig. 19 im horizontalen Durchschnitt. Dabei ist

- a der Ofenherd;
- b der Feuerherd;
- c der auf beiden Seiten angebrachte und mit der nach oben beschriebenen Vorrichtung zum Verschließen versehenen Canal für die Zuführung der frischen Luft.
- d enthält dieser Ofen ferner
 - e die den Brenner tragende Platte, und im Hintergrunde f den Behälter, welcher durch die Tubulatur g mit dem zu darrenden Brennmaterial zu füllen ist.
- h der Behälter hat zugleich unmittelbar über seinem Boden m in den Ofen mündende
- i Oeffnung, durch welche beim Nachschüren so viel Brennmaterial als beliebt mittelst des Schürhakens auf den Rost hervorgezogen wird. Es ist ersichtlich, daß bei diesem Ofen der Rauch den Behälter f an allen Seiten umströmen muß, bis er das
- k Rauchrohr erreicht, welches man im Nebenraum nach Verlangen zur Erwärmung benützen oder beliebigenorts auch in demselben Local, in welchem der Ofen steht, abgeben kann, so wie es bei
- l in punktirter Linie angedeutet ist.

Diese wie die sub Fig. 16 und 17 beschriebene Ofencombination ist auch bereits wie Fig. 1 mit allen

Arten des Brennmaterials versucht worden, und möchte vorzüglich für fruchtbares moderiges Holz, Torf, nicht brennende Steinkohlen und insbesondere für Braunkohlen dort, wo man anhaltendes Heizen nothwendig hat, sehr zu empfehlen sein. Mit Holz oder Steinkohle (nicht mit Torf) kann der Apparat Fig. 18 in den Wohnungen der Armen (z. B. in Spinnstuben) sogar eine spärliche Beleuchtung gewähren, wie dies die Erfahrung zeigte, als in der Wand des Ofens Fig. 18 und zwar im Horizont der vom Brenner ausgehenden Flamme eine conische Röhre eingesetzt und an der vorderen Seite n mit Fensterglas verschlossen wurde.

Aus der hier gelieferten Beschreibung möchte es wohl unzweifelhaft hervorgehen, daß der Gegenstand derselben einen neuen Fortschritt in der Feuerungskunde gewährt, daß aber das Neue keineswegs nur in dieser oder jener Form der Apparate, sondern hauptsächlich in der Combination des Verfahrens zu suchen sei, vermöge welcher der zu verbrennende Rauch, so wie es die oben sub 1, 2, 3, 4 angeführten Bedingungen erheischen, zuerst in möglichst kleinem Feuerraum mit der hinreichenden Menge Luft vermischt, und dann mit selbst wenig oder keinen Sauerstoff consumirenden Massen, welche im Feuerströme des einzigen vorhandenen Feuers (dieser möge auf- oder wie bei der Pulthelzung abwärts gehen) glühen, in so dünnen Strömen in Berührung gebracht wird, wie es die Verbrennung fordert, was demnach auch als Gegenstand des ausschließenden Privilegiums in Anspruch genommen wird.

(Dingler's polytechn. Journal 1858 S. 404.)

Ueber die Brauchbarkeit des Wasserglases zur Wäsche statt der Seife.*)

Von Friedländer, Löwe und Stephan.

Dem Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen wurde über den vorgenannten Gegenstand von

*) Vorläufige Mittheilungen hierüber haben wir bereits im diesjährigen Halbjahre S. 311 unserer Zeitschrift gegeben. Anmerk. der Red.

den Herrn Friedländer, Löwe und Stephan Namens der Abtheilung für Manufacturen und Handel nachstehender Bericht erstattet:

Die Versuche, das Wasserglas im Großen statt der Seife, sowie überhaupt als Waschmittel anzuwenden, sind nunmehr von zwölf verschiedenen Fabriken durchgeführt; es liegen uns die genauen Berichte vor, aus denen wir auszugsweise das Wesentliche mittheilen. Sie lauten im Allgemeinen nicht günstig, und wenn auch eine Reinigung ermöglicht wird, so bleibt der Waare, die mit Wasserglas behandelt wird, eine unangenehme Härte und Sprödigkeit. Es hat das Wasserglas in den meisten Versuchen nicht mehr als die Soda geleistet, in keinem Falle die Seife ersetzt. Man kann sich durch folgenden Versuch von einem wesentlichen Unterschiede der Seife vom Wasserglas überzeugen. Wenn man eine Seifenauflösung auf Del gießt, so bildet sich eine weiße Masse, die im Wasser vollkommen löslich ist; gießt man hingegen eine Wasserglaslösung auf Del, so bildet sich zwar auch eine weiße Masse, die sich aber auf der Oberfläche des Wassers sammelt und nicht löslich in Wasser ist. So wie bei diesem Versuche verhält sich das Wasserglas in der Anwendung, es geht nicht die innige Verbindung mit den Fetten ein, wie es die Seife thut, es treten nicht die beiden Umstände ein, die schon Berzelius in seinem Lehrbuche Bd. 6 S. 562 anführt, nämlich daß sich die Anwendung der Seife gründet:

- 1) auf ihr Vermögen, als emulsionsartige Auflösung fette Stoffe vom Zeuge aufzunehmen, die sich dadurch in dem Seifenwasser auflösen;
- 2) auf die Leichtizkeit, mit der ihre aufgelösten Salze ihr Alkali fahren lassen, welches dadurch im freien Zustande auf die Unreinigkeiten im Zeuge wirkt, die sich mit dem Alkali zu theils auflöselichen, theils solchen Verbindungen vereinigen, die nicht mehr am Zeuge haften, während eine entsprechende Menge der Seife in zwei- oder vierfach öl- und margarinsäure Salze übergeht.

Bei den Versuchen, die wir nun anzuführen haben, ist das Wasserglas von Kuhlmann und Comp. in Lille, von Kunhelm und Comp. in Berlin und das von Neu-

salzwert zur Anwendung gekommen, obni-licher Unterschied in der Qualität sich her Mehrere Fabriken haben mit Tausenden v Versuche gemacht; die vorliegenden Res- Ergebnisse oft wiederholter Versuche un im Großen.

Es haben ihre Versuche mitgetheil- fabriken von Stephan und Comp., R. und Söhne, Dannenberger, Breslau Bodemer und Comp.;

die Färbereien von W. Splindler fenstein;

die Walk- und Wäscherei von Friedländer;

die Bleichanstalt in Bielefeld;

die Strumpfwarenfabrik vor

die Wäschereien des Königl.

und der Strajanstalt in

A. Stephan hat das Wa-

Beise zum Reinigen der Hä-

wurde zwar entfernt, jedoch

bleibt in den Poren ein w

eben diese Weise müssen

starr werden. Als Aus-

es gleich schlechte Dien-

R. Goldschmi-

des Wasserglases zum

ohne Erfolg, dage

ein ziemlich zure

Dannenb-

Große und lan

des Kuhlmanns

Farben und

Beim Ble-

und bill

R

suche

Ble-

für

Seine sehr genau beschriebenen Versuche, über von 400 Stück, befanden, daß bei der Anwendung gleichen Quantität Wasserglas statt der Soda viel geringer war; die Waare war grober und Vorkethellen, die mechanisch der Baumwolle nachtritten sich noch scharf, stärker als es bei einer Jüngung der Fall ist. Bei einem zweiten Versuche war die Menge des Wasserglases, die Vorkethellen geringer, aber immer noch stärker als bei der Soda. Die Kosten der Reinigung wurden dadurch größer, und dieses Verfahren konnte nicht angewendet werden.

Der Natrongehalt des Wasserglases mit der Soda verglichen wird, so bleibt er sehr hinter zurück; bei sechsen Preisen stellt sich in Bezug auf Wasserglas um das Fünffache theurer. Dagegen die mechanische Wirkung des Wasserglases zu beachten, seine große Schlüpfrigkeit und ist bei großer Verdünnung machen es für die Anwendung unbrauchbar; immerhin muß aber ein Fortwähren stattfinden. Die mit Wasserglas gewaschene Waare, wenn auch nicht ganz so schön als die mit Soda, doch nur wenig verschieden.

Director der Königl. Strafanstalt in Berlin. Das Wasserglas ersetzt die Seife beim Reinigen der Wäsche nicht. Die Wäsche wurde weder weißer, noch konnten die Flecken entfernt werden, noch sogar andere Farben an, die sich schwer entfernen. Dagegen ersetzt das Wasserglas die Asche und Seife beim Wäsche mit gutem Erfolge, die Waare wird sogar weißer als bei der Anwendung der Soda.

Es wurde außerdem erspart bei 5936 Stück die in jeder Woche durchschnittlich gewaschen 12 Egr. 10 Pf. Das frühere Verfahren kostete 9 Egr. 3 Pf., während das mit Wasserglas nur 2 Egr. 18 Gr. 5 Pf. kostet.

Kgl. Charité-Krankenhaus. Das Wasserglas entfernt die Blut-, Eiter- und andere Flecken nicht besser, als Seife, so daß dann Seife in der Regel gebraucht wird. Das Wasserglas kann

die Soda nicht ersetzen, die bei uns mit bestem Erfolge angewendet wird, es verlangt mehr Zeit und mehr Arbeitskräfte, auch stellen sich die Kosten dadurch höher, da die Wasserglasmischungen nicht noch einmal gebraucht werden können, was aber mit unserer Länge der bereits gedämpften Wäsche zu dazu geeigneten Waschmitteln geschieht.

Bielefelder Bleichanstalt. Das Wasserglas ist statt der Seife nicht mit Vortheil anzuwenden; die Seife hat bei der Leinwandbleicherei nicht nur eine reinigende, coagulirende Eigenschaft, sondern sie dient auch dazu, den durch die Chlor- und Sauerbäder spröde gewordenen Faden wieder glatt und geschmeidig zu machen.

Strumpfwarenfabrikant Hahn. Während die Seife die wollenen Garne geschmeidig macht, wirkt das Wasserglas dahin, daß sie spröde und steif wurden, wodurch das Arbeiten beim Stricken sehr erschwert wird; als Waschmittel bei fertigen Tricots war das Weiß schmutzig.

W. Spindler's Färberei. Die mit Wasserglas gereinigten farbigen Seidenzeuge hatten bei weitem nicht die Klarheit und Reinheit erlangt, die die mit Seife gewaschenen auszeichnet. Bei den Farben zeigte sich genau derselbe Uebelstand wie bei der Seife, beide verändern durch alkalische Einwirkung dieselben in gleichem Maße. Die bei dem Wasserglas frei werdende Kieselsäure legt sich außerdem, als feiner Staub, auf die Oberfläche des Zeuges und nimmt ihm den Glanz und das weiche Gefühl, während dagegen die frei werdenden Fettsäuren der Seife den Stoff geschmeidig erhalten.

Wolfenstein's Färberei durch A. Frank wendet eine Mischung von $\frac{1}{2}$ Pariser Seife und $\frac{1}{2}$ Wasserglas als Reinigungsmittel bei Seiden- und Wollenwäsche mit gutem Erfolge an.

Rudolph und Friedländer durch F. Friedländer. Bei dem Walken tuchartiger Stoffe tritt zwar durch Wasserglas eine Deconomie ein, die Waare behält aber nicht die volle Milde, sie wird im Gegentheil etwas hart. Es ist ein langes Spülen nöthig, um die zurückbleibende Kieselsäure zu entfernen. Das Waschen wollenen Stoffe, in denen nur Leim, Farbeschmutz etc. enthalten ist, gelingt vollkommen durch Wasserglas, die Farben werden weniger

als durch Seife oder Soda angegriffen, jedoch ist gleichfalls ein langes Nachspülen nöthig und es bleibt der Waare eine unangenehme Härte. Eine Mischung von Seife und Wasserglas hat bei dem Entfetten von Streichgarnen gute Resultate gegeben. (Verhandl. des Vereins zur Beförderung des Gewerbleißes in Preußen, 1858 S. 98.)

Ténoxère oder Spiraltrockenmaschine.

Von Albert Schumberger.

(Mit Abbildungen auf Blatt X. Fig. 20 u. 21.)

Auf einer früheren Industrieausstellung in Mühlhausen erregte die damals von Albert Schumberger in St. Marie aux mines erfundene und von ihm Ténoxère-Maschine betitelte Maschine allgemeines Interesse, so daß bald darauf mehrere Häuser mit dem Patentinhaber in Unterhandlung traten, um dieselbe für den eigenen Fabrikgebrauch zu erwerben. Ihre Vortheile waren auch offenbar nicht unbedeutend, denn es konnten in einem mäßig großen und leicht mittels eiserner Defen zu erwärmenden Zimmer wenigstens zwei solcher Ténoxère-Maschinen und zwischen beiden ein von Hand zu treibender Ventilator gestellt, und, je nach der Größe des Sterns, 60 bis 70 Meter darauf aufgespannt werden, wozu nach anderen Systemen eine Localität erforderlich gewesen wäre, welche diese Länge in einem besonderen Saale hätte darstellen müssen. Diese Maschinen fanden denn auch bald Eingang in den verschiedenartigen Etablissements, besonders in Rattundruckerelen, wo Jaconet- und Mussellineartikel erzeugt werden, sowie in diversen Appreturanstalten der Schweiz und des Auslandes. Daß sie noch nicht allgemeiner bekannt und eingeführt sind, liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß sie nicht der offenen Anschauung preisgegeben wurden und auch die Vortheile mit dem Behandeln der auf sie aufzuspannenden Waaren stets Sache einiger fest angestellten Arbeiterinnen blieb. Eine solche Spannmachine kann in einem Raum von 6 Quadratfuß aufgestellt, und, wenn irgend ein Wärmeapparat vorhan-

den ist, täglich vier Mal frisch bespannt und die abgetrocknete aufgespannte, folglich fertig appretirte Waare abgenommen werden.

Fig. 20 der zugehörigen Abbildungen auf Taf. 19 stellt die Maschine in der Seitenansicht dar, Fig. 21 in der Vorderansicht. A' ist der Anfang der Spirale, B' das Ende derselben. Ihre Länge beträgt 60 bis 70 Ellen oder Berliner Ellen, denn sie muß so lang als die aufzuspannenden Stücke sein. Die Spirale selbst ist von hartem Messing oder auch Zinkblech. Auf an den Sternen B eingeschraubte oder auch angelegene Lappen wird bei $\frac{1}{2}$ Zoll breite Band aufgenietet, in welches die Einstrebnadeln eingelöthet sind. Die aufzuspannende Waare selbst liegt auf einer Hülse oder Wechselwalze von der Spirale-Maschine aufgewickelt. Ein Mädchen leitet die Umdrehung an der linken Seite des Sterns; ein zweites Mädchen, welches vor der Spirale steht, hat beide Daumen mit starkem Leder belegt, um die sich von der Hülse abwickelnde Waare mit den Däumlingen in die Nadeln zu drücken. Binnen 12 oder 15 Minuten sind auf diese Weise etwa 70 Ellen aufgespannt. Der vorher eng zusammengepackte Stern wird nun mittels der Verschraubung zur rechten Seite desselben auseinander geschraubt und es ist dann die ganze Arbeit beendet.

Um die auf eine Walze aufgewickelte gestärkte Waare bequem ausspannen zu können, wird dieselbe in ein an der Maschine placirttes Gestell oder Ständer eingelegt, von welchem sie über eine leicht gleitende schwache Rolle abläuft und bei A', dem Anfang der Spirale, auf die Nadeln gelegt wird. Die Sterne B werden nun vermittlest der Verschraubung C so nahe zusammengeschraubt, als die Breite der aufzuspannenden Waare erfordert. Das Gestell A, welches in der Abbildung von Holz dargestellt ist, indeß vorthellhafter aus Eisen construkt werden kann, trägt die Supporte G und H, in welchen die Zapfen der Sterne B lagern. Wenn daher die Schraube I, welche ihren Stützpunkt in den rund gedrehten, sich drehenden zwei Axen D hat, wie die Zeichnung es darstellt, ein- oder auswärts gedreht wird, erfolgt die Berengung oder Auseinanderziehung der Sterne B. Während die

stehende Person sich vor dem Ständer mit der auf den Waarenstapel und die ablaufende Waare in einem oder mehreren Nadeln, die sich innerhalb der Spirale eingelötet befinden, einbrückt, eine zweite Person an der linken Seite des Gefasses ist der an dem Zapfen H angebrachten Kurbel die Maschine so schnell herum, als die Person nachzugehen vermag, welche die Waare in die Nadeln einbrückt, und dieses selbstverständlich so lange, bis das Stiel in die Spiralnadelnlinie eingehängt ist.

an dem Zapfen M wird nun vermittelt der daran hängenden Kurbel die Maschine fest, d. h. im Stillstand, während jene Person, welche eingehängt hat, der Kurbel an dem Zapfen G den Stern auswärts und hierdurch die Waare möglichst stark in die spannt; es darf dieses aber nicht auf einmal geschehen, sondern wenn ausgefahren ist, muß man den Stern etwa $\frac{1}{4}$ Stunde ruhen lassen und dann nachschrauben, welches so stark als möglich und die Gattung Waare erlaubt, geschehen muß; denn eine starke Ausspannung ergiebt eine harte Waare ohne Appretur.

an den Armen des Sterns bezeichnet E die flache Seite, die von den Centraltheilen bei G und H den Enden der Arme reicht; der konisch auslaufende Arm bildet eine erhöhte Rippe, welche Verstärkung der Arme durchaus erforderlich ist und schwach sein darf. Die Zeichnung zeigt acht Arme an jedem Sterne, dieses ist jedoch ganz von der Art der Waaren, die man appretiren will, abhängig; für feine Musselins sind schon sechs Arme hinreichend, bei Jaconets und dergleichen Stoffen erfordert sollen aber Rattune, wie z. B. Meisröcke u. dgl., mehr werden, so sind selbst 12 Arme mit starken Verstärkungen nicht zu viel. Die Lappen F, umgeben auf jeden Arm 20 bis 25 je nach der Größe der Spirale, werden an die flache Seite der Spirale befestigt oder auch mit angeflochten; vorstehenden etwa $\frac{2}{3}$ Zoll hohen Rippe wird den Nadeln beigesetzt, etwa $\frac{1}{4}$ Zoll breite Band

von hartem Messing oder Zinkblech eingemietet; die Nadeln werden erst dann in den Metallstreifen eingesetzt und darin verbleibt, wenn die Spirale an die Arme befestigt ist, vorher aber werden die kleinen Löcher zu den Nadeln von unten konisch in den metallenen circa 70 Ellen langen Bandstreifen eingebohrt. Die Nadeln dürfen nur 3 bis höchstens 4 Linien hoch, und pro Zoll 4 bis 5, höchstens 6 etwas rückwärts geneigt, eingesetzt sein.

Es ist vorthellhaft, zwei solche Maschinen dergestalt zu placiren, daß zwischen beiden ein Ventilator mit übersehtem Handgetriebe gestellt werden kann, um die erwärmte Luft zwischen die Oeffnungen der ausgespannten Waare zu treiben.

(Deutsche Musterzeitung, 1858. Heft 2 u. 4.)

Ueber die quantitative Bestimmung des Zuckers.

Von Prof. G. Sehlins.

Zur Bestimmung von Zucker in organischen Substanzen sind hauptsächlich drei Methoden anwendbar: das Gährungsverfahren, die Probe mittels Polarisation und die Probe mit einer titrirten alkalischen Lösung von weinsäurem Kupferoxydalkali. Keine der Methoden giebt ein absolut genaues Resultat, doch hält der Verfasser nach vielfachen vergleichenden Versuchen, welche seit mehr als 10 Jahren im Laboratorium der polytechnischen Schule zu Stuttgart angestellt sind, die letzte Methode für diejenige, welche die der Wahrheit am meisten sich nähernden und die sichersten Resultate giebt.

Bei Traubensaft sowohl, wie bei Lösungen von reinem Rohrzucker ist es schwierig, durch Gährung in kurzer Zeit eine vollkommen vergohrene zuckerfreie Flüssigkeit zu erhalten; auch nach 8 Tagen selbst findet sich noch unzersehter Zucker; überdies ist ja in neuerer Zeit kein Zweifel mehr, daß bei der Gährung des Zuckers nicht nur Kohlensäure und Alkohol, sondern auch andere Producte sich bilden, Amylalkohol, Butylalkohol u. s. w., selbst

men mit verdünnter Schwefelsäure in Glucose
n, doch ist das bekanntlich hier nicht nöthig, da
er schon für sich Kupferoxyd zu Oxidul reducirt,
einem anderen Verhältnis als Krümelsüder. Nach
, wie auch nach Stäbeler und Krause, re-
Aeq. Milchsüder 7 Aeq., nach Vorbecker
Kupferoxyd. Der Verfasser versuchte schon vor
n, die Kupferlösung mittels Milchsüder zu tit-
rante aber keine constanten Resultate erhalten, und
später Traubenzüder. Durch obige An-
anlaßt, hat er seiner Zeit wiederholt Versuche
Quantität des reducirten Kupfersalzes in der
llen lassen, daß eine genau gewogene Quantität
er mit etwas überschüssiger Kupferlösung getocht,
feroxydul abfiltrirt und seine Menge genau be-
urde. Hierbei berechneten sich immer über 7 Aeq.,
selbst über 8 Aeq. Kupferoxyd; Dr. Marx er-
sechs Versuchen mit den gleichen titrirten Lösun-
Milchsüder und Kupfervitriol auf 1 Aeq. der
zwischen 7,62 und 7,96 Aeq. Kupfersalz; ent-
scheint die Dauer des Kochens von Einfluß zu
r. Bestimmung von Milchsüder ist es also auch
fast nöthig, durch Kochen seiner Lösung mit et-
wefelsäure ihn in Glucose umzuwandeln, was
vollständig erfolgt, daß 1 Aeq. Zucker genau
Kupfersalz zerlegt.

malen der Chem. u. Pharm. Bd. 106. S. 75.)

Notizen.

Anwendung eines Periphere-Maß- in Werkstätten und die Anfertigung desselben.

Lehrmeister Heinrich Herrenberger in Elm.

der in Werkstätten so häufig vorkommenden
ing von kreisrunden Gegenständen, hohlen Cy-

lindern, Röhren, Ringen u. s. w. oder deren Theile, ist
es eine große Erleichterung, ein Mittel zu haben, das
Maß des Kreises bei einem gegebenen Durchmesser, oder
umgekehrt das des Durchmessers bei gegebener Kreisweite
schnell und sicher zu finden, da in der Kreisberechnung
nicht alle Arbeiter immer hinreichend bewandert sind und
man überhaupt im geräuschvollen Geschäft nicht mit
der Ruhe und Sicherheit rechnet, wie es da geschehen
kann, wenn man ungestört ist. Ein so gemachter Rech-
nungsfehler aber, durch welchen bald ein Rohr zu enge,
bald ein Ring oder Reif zu weit gemacht wird u. s. w.,
hat Zeit- und Geldverlust für den Meister zur Folge und
auch der betreffende Arbeiter wird leicht verzeßlich über
seine mißlungene Arbeit.

Um diesen Nachtheilen vorzubeugen, habe ich mir
einen Periphere-Maßstab konstruirt, dessen ich mich nun
schon seit vielen Jahren in meiner Werkstätte bediene und
der mir ein unentbehrliches Werkzeug geworden ist, da
er von jedem meiner Arbeiter benützt werden kann. Wie
ich gefunden habe, ist dieses Hilfswerkzeug in den Werk-
stätten noch sehr wenig in Anwendung und ich glaube
daher Manchem einen Dienst erweisen zu können, wenn
ich von demselben, das Jeder ohne Auslagen sich selbst
herstellen kann, Mittheilung gebe.

Bei Anfertigung nehme man einen Stab, den man
3' 1" 4" (genauer noch 3,1416') lang macht und theile
diesen in 10 gleiche Theile. Diese Theile nenne man
Periphere-Zolle; jeden dieser Zolle theile man wieder in
10 gleiche Theile und nenne diese Periphere-Zentien.

Die Anwendung des Maßstabes kann nun in zweierlei
Weise geschehen, entweder a) man sucht aus dem gege-
benen Durchmesser die Periphere, oder b) man sucht
aus der gegebenen Periphere den Durchmesser. Im er-
sten Falle hat man weiter nichts zu thun, als nach dem
gewöhnlichen Maßstabe den Durchmesser des zu fertigenden
Gegenstandes in Fuß, Zollen, Linien u. s. f. zu be-
stimmen und nun die, diesen Zahlen entsprechende Di-
mension auf dem Periphere-Maßstab aufzusuchen, mit
welcher dann genau das Maß des Kreisumfangs gegeben
ist. Beträgt ein Durchmesser mehr als einen Schuh, so

verfährt man selbstverständlich wie beim gewöhnlichen Messen einer Länge, welche größer als der Zollstab ist, wenn bei öfterem Vorkommen solcher Fälle nicht vorgezogen wird, sich einen längeren Peripherie-Maßstab anzufertigen.

Da indessen die Körper, seien sie Pappdeckel, Metallblech, Stabelfen oder Draht, eine Dicke und somit in ihrem kreisförmig gebogenen Zustande einen äußeren und inneren Umfang haben, deren jeder seinen eigenen Durchmesser hat, so ist dabei zu beachten, daß, um das richtige Peripherie-Maß zu erhalten, weder der innere noch der äußere, sondern der mittlere Durchmesser angenommen werden muß, welcher gleich ist der Hälfte der beiden anderen zusammen. Selbstverständlich ist, daß für Masten, Fäße oder übereinander gehende Wechsel die entsprechende Länge noch besonders zugegeben werden muß.

Um dagegen den Durchmesser aus dem gegebenen Peripherie-Maße zu finden, hat man nur nöthig, das gegebene Maß der Peripherie an das Peripherie-Maß zu legen und abzulesen, wie viele P'' und P''' es beträgt; so viele P'' und P''' sich hierbei ergeben, ebenso viele Zolle und Linien des gewöhnlichen Maßstabes beträgt der Durchmesser. (Gewerbebl. aus Württemb. vom 5. Sept. 1858.)

Verfahren zur Darstellung des Murexids. *)

Nach William Clark.

Der oben Genannte bemerkt, daß die Bereitung des Murexids, selbst im Kleinen, bisher ziemlich schwierig gewesen sei, weil unbedeutende Abweichungen von den geeigneten Verhältnissen der anzuwendenden Materialien, von der erforderlichen Temperatur oder Zeitdauer der Operation, einen großen Einfluß auf das Resultat haben; durch eine ausgedehnte Versuchsreihe sei folgendes Verfahren ermittelt worden, um das Murexid mit Sicherheit im Großen darstellen zu können.

Dieses Verfahren besteht darin, eine Auflösung von Alloxan mit Ammoniak zu behandeln, indem man fol-

gende Bedingungen erfüllt: 1) man vermischt das Alloxan in der Kälte und nach und nach mit so viel Ammoniak, daß letzteres über die Hälfte von dem Quantum beträgt, welches dem Alloxan eine alkalische Reaction theilen würde; 2) darf man das Ammoniak nur portionenweise zusetzen, damit einerseits keine Erhitzung eintritt, andererseits das Alloxan Zeit hat, seine saure Reaction wieder anzunehmen^{*)}. Eine in der Kälte schwach alkalisch gemachte Alloxanlösung wird nämlich bald nachher wieder sauer reagirend, welcher Erfolg aber nicht mehr eintritt, wenn man in der Wärme operirt; 3) die auf angegebene Weise erhaltene Mischung von Alloxan und Ammoniak wird nun auf 60 bis 77° Cels. erwärmt, worauf man sie durch Abkühlen krystallisiren läßt und filtrirt.

Nach diesem Verfahren kann man das Murexid in ziemlich bedeutender Quantität auf einmal, und in großer Reinheit darstellen; man wendet z. B. folgende Verhältnisse an; 100 Liter Alloxan von 30° Baumé werden mit 23 bis 30 Litern Ammoniak von 18° Baumé versetzt; das geschieht mit der oben angegebenen Vorsicht, indem man das Ammoniak langsam und jedesmal nur in einer Quantität von $\frac{1}{2}$ bis 1 Liter zusetzt. Die so erhaltene Mischung erhitzt man dann auf beiläufig 75° Cels., hierauf läßt man sie erkalten und sammelt hernach den krystallinischen Absatz auf Filtern. Die Mutterlauge wird noch einmal auf ähnliche Weise behandelt, was die Temperatur betrifft; aber als neutralisirendes Agens wird Ammoniak von 4 $\frac{1}{2}$ ° Baumé angewandt; die hierbei verbleibende Mutterlauge kann ebenfalls mit Anwendung einer Ammoniakflüssigkeit von bloß 1 $\frac{1}{2}$ ° Baumé in gleicher Weise behandelt werden.

Für die Benugung zum Färben und Drucken ist es unnöthig, das auf den Filtern gesammelte Produkt abzuwaschen (um die Ammoniaksalze zu entfernen) und zu trocknen, sondern man verwendet den Krystallabsatz als grüne Paste.

Den Körper, welchen ich Alloxan genannt habe

*) Vergl. Kunst- und Gewerbebl. 1857 S. 626 ff.

*) Das in Wasser gelöste Alloxan röthet Lackmus, es aber fähig ist, mit Basen Salze zu bilden.

tem Verfahren anwende, erhält man, wenn Säure von 1,4 spec. Gewicht mit beliebigem Gewicht Wasser verdünnt und dann mit einer Temperatur von wenigstens 60° Cels. präsensirt, folglich ein mit Morantin gemischtes

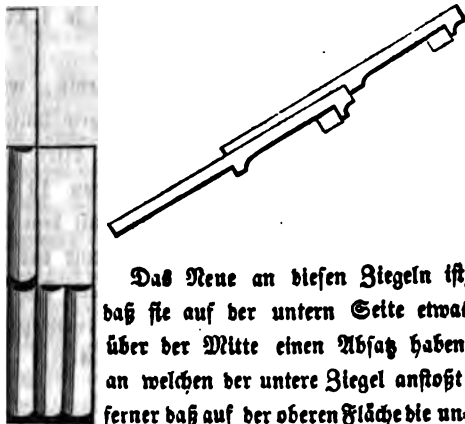
of Patent-Invent. durch Dingler's polytechn. Journal 1858 S. 203.)

Patentirte Dachziegel

Werkmeister Nuzinger in Mosbach.

Der Nuzinger von Mosbach hat eine neue Dachziegel erfunden, und für diese Erfindung ein habsburgerntliches Patent er-

reicht so zweckmäßig, daß sie in weiteren Kreisen zu werden verdient.



Das Neue an diesen Ziegeln ist, daß sie auf der untern Seite etwas über der Mitte einen Absatz haben, an welchen der untere Ziegel anstoßt; ferner daß auf der oberen Fläche die untere Hälfte canellirt, die obere glatt ist. Die Ratten in richtiger Entfernung aufgenagelt, so daß das Anstoßen des Absatzes dem Eindringen von Regen wesentlich vorgebeugt werden; es wird noch dadurch unterstützt, daß der Ziegel getriebene Regen und Schnee an den Abschlüssen anstoßt und weniger zwischen die Ratten wird; endlich wird durch die Hohlräume beseitigt, welcher bei den gewöhnlichen Zie-

geln stattfindet, daß nämlich das Wasser nach beiden Seiten durch die Fugen auf den untern Ziegel dringt, während es hier in den Rinnen gehalten wird.

Die Anfertigung dieser Ziegel hat keine Schwierigkeiten; es ist nur ein hierzu richtig geformtes Formbrettchen nöthig, und an deren eisernen Rahmen muß zu beiden Seiten eine Erhöhung angebracht sein, durch welche beim Abstreichen sich die Leiste in der Mitte des Ziegels bildet.

(Landwirthschaftl. Centralblatt für Baden 1858 S. 60.)

Bereitung eines schönen Muschelgoldes.

Nach Dr. Winterfeld.

Es ist wohl sehr leicht, das Gold aus seiner Auflösung zu fällen, aber eine schöne, zum Schreiben und Illuminiren dienende Bronze herzustellen, hat einige Schwierigkeiten. Die Franzosen haben es darin sehr weit gebracht, und das Pariser Muschelgold wird dem aus anderen Fabriken vorgezogen. Das Gold wird nämlich in Königswasser aufgelöst und in einer Porzellanschale vorsichtig eingedampft. Wenn das eingedampfte Goldchlorid beinahe trocken erscheint, setzt man etwas reine Salzsäure hinzu und wiederholt das Eindampfen noch ein Mal, um so möglichst alles freie Chlor auszutreiben und ein reines Goldchlorid herzustellen. Man löst dasselbe sodann in destillirtem Wasser auf, 1 Pfund Wasser etwa auf einen in Arbeit genommenen Dukaten gerechnet, und tröpfelt, unter Umrühren mit einem Glasstabe, so viel von einer 8° B. starken Lösung Antimonchlorid hinzu, als noch ein Niederschlag erfolgt. Dieser Niederschlag ist die Goldbronze (sein zertheiltes Gold), welche man von der überstehenden Flüssigkeit entfernt und getrocknet zum Illuminiren verwenden kann. Für diesen Zweck kann man ihr verschiedene Färbungen geben, z. B. durch ein leichtes Ansteden mit salzsäure- oder schwefelsäurehaltigem Wasser; beide Säuren müssen aber chemisch rein sein. Einige fällen den Niederschlag in einer Lösung von Kochsalz, Weinstein, Eisenvitriol und Salpeter. Wo die Lösungen Gold aufgelöst

haben sollten, wird solches daraus durch Nachfällung natürlich sorgfältig wieder gewonnen.

Um diese Goldbronze in Muscheln einzutragen, reibt ein Laborant, Namens Rabin, den Goldniederschlag mit Barythydrat auf der Porphyryplatte, extrahirt mit chemisch reiner und verdünnter Salzsäure, wäscht schnell mit destillirtem Wasser, reibt das Gold noch einmal mit einer Lösung vom reinsten arabischen Gummi und trägt es mit dem Spatel in Porzellannäpfchen oder Muscheln.

(Polytechn. Notizblatt 1858 S. 273.)

Fensterrahmen aus Zink.

Schon seit längerer Zeit werden in Frankreich, Belgien, der Rheinprovinz Fenster aus Zinkblech gefertigt, welche sich während ihres Gebrauchs in einer Reihe von Jahren als äußerst vorthellhaft bewährt haben und namentlich zur Verwendung für Magazine, Werkstätten, Brauereien, Färbereien, Waschküchen, Ställe, Glashäuser, Frühbeete sehr geeignet sind. Da das Material von großer Dauer ist, jeden Anstrich annimmt, ein Verfaulen wie bei Holz ebensowenig als Quellen oder Zusammentrocknen stattfinden kann, so bieten diese Fenster in den angegebenen Fällen große Vortheile gegen hölzerne dar. Die Sprossen lassen sich nicht nur geradlinig und nach jedem gegebenen Profile herstellen, sondern können auch nach jeder Richtung und Zeichnung gebogen werden, wie dies bei Kirchengestirnen oft nothwendig ist. Solche sind nach den größten Dimensionen in Frankreich schon mehrfach ausgeführt. Die Zinkfenster sind viel leichter als die gußeisernen und dem Verrosten oder Zerspringen bei Temperaturwechsel nicht ausgesetzt. Das ganze Rahmwerk sammt Querstäben wird aus Zink, und zwar hohl, konstruirt, die Scheibenverbindung durch Verkittung auf schmale Zinkfalze bewirkt, wobei der Verschluss dichter wird und kein Schmutz eindringen kann, wie bei dachziegelartig übereinanderliegenden Glashäuserscheiben. Gegen das Oxidiren schützt Oelfarben-Anstrich nach der hierfür nothwendigen Behandlung des Zinks durch Säure. Der Kostenpreis ist ursprünglich etwas höher, als bei Holz, wird aber durch die längere

Dauer reichlich ausgeglichen. Für Wohnzimmer sind sie vielleicht minder anwendbar wegen der größeren Wärmeleitung des Metalls. (Neueste Erfindungen, 1848 Nr. 15.)

Stirnisch für die Kunstschlerei.

Von Perdriz in Lyon.

Zur Darstellung dieses Stirnisses, welchen man auf den Ballen nimmt, löst man Gummilack und Kleber in Alkohol auf, in folgenden Verhältnissen:

Alkohol	1 Liter,
Gummilack	16 1/2 Gramme,
Kleber	62 1/2 Gramme.

Wenn man sehr reinen Gummilack besitzt, braucht man von demselben nur die vorgeschriebene Menge im Alkohol zergehen zu lassen.

Anderes ist es mit dem Kleber, welcher stets im Alkohol unauflösliche Theile enthält. Damit daher von demselben das vorgeschriebene Quantum (62 1/2 Gramme) wirklich aufgelöst wird, muß man auf je 1 Liter Alkohol 125 Gramme Kleber anwenden.

Diese Composition gibt einen Stirnisch, welcher glänzender und ökonomischer ist als der gewöhnlich angewendete. Während man nämlich mit 1 Liter von dem gewöhnlichen Stirnisch nur eine Fläche von 11 Quadratmetern überziehen kann, überzieht man mit dem neuen Stirnisch in kürzerer Zeit die doppelte Fläche, und das Holz erhält dadurch ein Ansehen, welches dessen Ubern sichtbar macht. (Brevel's d'invention, tom. XXVII. durch polytechnisches Journal Band 149 S. 468.)

Privilegien.

Gewerbeprivilegium wurde verlängert:

unter'm 3. Juli l. J. das dem Fabrikbesitzer L. A. Maffei unter'm 30. Juni 1853 verliehene, auf Vervollständigung verbesserte konstruirter Locomotiven für den Zeitraum von 5 Jahren. (Reggbl. Nr. 36 v. 17. Juli 1858.)

Kunst- und Gewerbe-Blatt

des

polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern.

hundertvierzigster Jahrgang.

Monat November und Dezember 1858.

Verhandlungen des Vereins.

Vom 4. August bis 17. November l. J. versammelte sich der Central-Verwaltungs-Ausschuß des polytechnischen Vereins für Bayern in 8 Sitzungen, in welchen stehende Beratungen gepflogen wurden:

1) Dem kgl. Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten wurden nachfolgende Gutachten vorgelegt: a) Bezüglich eines bei höchster Stelle eingereichten Antrages, die Kesselschmiederei in Eisen zu einem selbstständigen Gewerbe zu erheben oder dieselbe als freie Erwerbsart zu erklären, wurde sich dahin geäußert, daß dieser Zweig der Technik bisher zu den Befugnissen der Kupferschmiede und Schlosser, sowie der Metallwaaren- und Maschinenfabrikanten gehörte, welche dem Bedürfnisse hierin vollkommen Genüge leisteten, und daß eine Zerplitterung von Gewerben die wohlthätigen Wirkungen der Zusammenlegung verwandter Gewerbsarten aufheben würde. Diesem Antrage entsprechend erfolgte auch das hierauf erlassene allerhöchste Rescript. b) Ein zur Begutachtung herabgeschicktes Memoire eines französischen Ingenieurs über Einrichtung von Eisen-

bahnen und über Fuhrwerke zur gleichzeitigen Benützung auf Schienenwegen und Straßen wurde im Allgemeinen als sinnreich und zweckmäßig erachtet, bezüglich der Ausführbarkeit liegen jedoch Bedenken vor, die nur durch praktische Erprobung des Systems gehoben werden könnten. c) Hinsichtlich der Verpackungsweise der Streichzündhölzer wurde bei höchster Stelle beantragt, daß für den En gros- und Export-Handel die bloße Umhüllung der Zündhölzchen mit durch Wasserglas präparirtem Papiere genehmiget, für den Detailhandel jedoch diese Verpackungsweise als unschicklich erklärt werden solle. d) In einer Gewerbsdifferenz zwischen Eisenhändlern einerseits und Schlossern und Spänglern andererseits bezüglich des Verkaufes beschlagener gußeiserner Defen wurde ein Gutachten dahin abgegeben, daß den Schlossern und Spänglern der Verkauf solcher gußeiserner Defen, die noch Spängler- und Schlosserarbeit bedürfen, gestattet werden solle.

2) Die kgl. General-Bergwerks- und Salinen-Administration theilte die Uebersicht der Produktion des Berg-, Hütten- und Salinenbetriebes in Bayern pro 1856/57 mit, wovon ein Auszug in dem vorliegenden Hefte gegeben ist.

- 3) Der kgl. Regierung von Oberbayern, Kammer des Innern, wurden nachfolgende Gutachten mitgetheilt: a) Zu einem Gesuche um Verleihung einer Gewehrfabriks-Concession wurde bestätigt, daß in den Gewehrfabriken des Auslandes die rohgeschmiedeten und gebohrten Rohre aus den Rohrhämmern roh bezogen werden, folglich nicht selbst geschmiedet oder gebohrt zu werden brauchen, um den Charakter einer „Fabrike“ zu rechtfertigen. b) Zur Beurtheilung eines Gesuches um Bewilligung zum Schneiden gewöhnlicher Bretter wurde ausgesprochen, daß das bisherige Geschäft des Gesuchstellers, bestehend im Fertigen von Bürstenbrettern, Pinselstangen und Schindeln, als Nebensache, das Brettersägen aber als Haupterwerb (nicht wie angegeben als Nebenbeschäftigung) im Falle der Genehmigung auftreten würde.
- 4) Dem neugegründeten Gewerbeverein in Neuötting, welcher sowohl durch Bildung der Gewerbetreibenden und Einrichtung einer Zeichnungsschule, als auch durch Eröffnung einer Hilfscaassa für bedürftige Gewerbsmeister, eine sehr ersprießliche Thätigkeit begonnen hat, — wurden über das technische Unterrichtswesen entsprechende Mittheilungen gemacht und mehrere Bildungsschriften für Handwerker aus der Vereinsbibliothek zugesendet.
- 5) Der Gewerbeverein in Murnau erhielt nähere Aufschlüsse über die sogenannten Wasendächer.
- 6) Die Verwaltung des „Gewerbe-Vereines der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hilfswissenschaften“ sendete auch dem diesseitigen Vereine ihren Aufruf zur Einigung Deutschlands in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe unter der Regide der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt zu. Da die Mittel zur Erreichung dieses im Allgemeinen aner kennenswerthen Zweckes vorzugsweise politischer Natur sind, und ohne Verken nung der bestehenden staatsrechtlichen Zustände der Thätigkeit der einzelnen Regierungen nicht entzissen werden

können, — außerdem auch die Wirksamkeit des polytechnischen Vereins vorzugsweise wissenschaftlich-technischer Natur ist, so kam der Central-Verwaltungsausschuß zu dem Beschlusse, der beschlüssen Einladung zur Betheiligung nicht Folge zu leisten.

- 7) Ein Unterstützungsgesuch zur Ausführung einer angeblichen Erfindung, bestehend in Herstellung von Streichriemen aus Guttapercha, wurde zur Berücksichtigung nicht geeignet befunden, — ebenso konnte dem Ansuchen eines auswärtigen Krämers, die einzelnen Artikel „Kurzer Waaren“ zu bezeichnen, welche er zu führen berechtigt wäre, nicht entsprochen werden.
- 8) Als ordentliche Mitglieder traten dem Vereine bei: Der Gewerbeverein in Neuötting und Herr Friedrich Fetz, Pharmaceut und Chemiker in München.
- 9) Für die Vereinsbibliothek wurden seit Juni d. J. nachstehende Werke erworben:
 - Bauernfeind, Dr. M., Elemente der Vermessungskunde. II. Band.
 - Benoit Duportail: Die Construction und Fabrikation der Schraubenbolzen.
 - Bequerel: Resumé de l'histoire de l'électricité et du magnétisme.
 - Der „Berggeist“. Zeitung für Berg- u. Hüttenwesen und Industrie.
 - Bernhardt: Ueber die Vorzüge der Kalkzuckerfabrikation.
 - Böhmert: Freiheit der Arbeit.
 - Chrlsch: Das Wasserglas, seine Darstellung und Anwendung.
 - Eisner's chem. techn. Mittheilungen. VII. Hft.
 - Fink: Der Bautischler.
 - Hartmann: Die Fortschritte des Eisenhüttenwesens.
 - Heyberger: Topographisch-statistische Stadt- und Kirchenkarte des Königreiches Bayern.
 - Humbert: Herr von Liebig und die Stickstofftheoretiker.

Hoffstadt: Gothisches ABC Buch.
 Horn's photographisches Journal.
 Karmarsch mechanische Technologie III. Auflage
 II. Band. (Geschenk des Hrn. Verfassers.)
 Journal für Gasbeleuchtung und verwandte
 Beleuchtungsarten.
 Krause: Das Ganze der Panotypie.
 Kreuzer Jahresbericht: über die Fortschritte der
 Photographie II.
 Krüger: Der Apparat des Photographen.
 Mezen: Die Anfertigung der Sonnenuhren.
 Mikalik: Der Bau der Klinkerstraßen.
 Müller: Die Haus-Zimmerkunst in allen ihren
 Theilen.
 „Aus der Natur“. XI. Band.
 Redtenbacher: Das Dynamidensystem oder
 Grundzüge einer mechanischen Physik.
 Schinz: Die Wärmemesskunst in ihrem ganzen
 Umfange.
 Schreiber: Das Felzen und Kochen mit Gas.
 Schulze-Delitsch: Die arbeitenden Klassen und
 das Associationswesen in Deutschland.
 Schwab: Der practische Feuermann. (Geschenk
 des Hrn. Verfassers.)
 Tasche: Das Berg-, Hütten- und Salinenwesen
 im Großherzogthum Hessen.
 Tunner: Stabeisen- und Stahlfabrikation.
 Uhlenhut: Handbuch der Photogen- und Paraffin-
 fabrikation.
 Wagner: Jahresbericht über die Fortschritte der
 chemischen Technologie. III.
 Walkoff: Der praktische Rübenzuckerfabrikant.
 II. Auflage.
 Wiese: Die Bedeutung der transportablen Dampf-
 maschinen.
 Wild, Dr. J. A.: Was ist Zinswucher? (Ge-
 schenk des Hrn. Verfassers.)
 Witt: Handbuch des Eisenbahnwesens.
 Zeuner: Die Schiebersteuerungen.

Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber die Bickford'schen Sicherheits-Zünder.

Von Jailer, kgl. Bergmeister.

Im Hefte X. des Kunst- und Gewerbeblattes des polytechnischen Vereines für das Königreich Bayern pag. 562 theilt Herr Director Grimm in Brzibram die Erfahrungen mit welche in Oesterreich mit den Bickford'schen Zündern gemacht worden sind, aus denen hervorgeht, daß die Sicherheit, welche diese Zünder den Arbeitern während des Besetzens darbieten, eine sehr große — ja eine absolute sein kann. Indem ich mich hiesel auf meine im Kunst- und Gewerbeblatte des polytechnischen Vereines für das Königreich Bayern, im Bergwerksfreunde und in meiner Abhandlung über den Salzbergbau zu Berchtesgaden (pag. 41) — besonders abgedruckt aus der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinen-Wesen in dem preussischen Staate IV. 1. — gemachten Mittheilungen berufe, füge ich kurz noch bei, daß meine seitherigen Erfahrungen mit Zündern, welche ich bei sehr tiefen Sprengschüssen im Haselgebirge, im Kalkfelde und in der Rauhwaide gemacht habe, mich immer wieder von der absoluten Sicherheit dieser Zünder beim Besetzen des Schusses überzeugt haben. Wenn der Arbeiter absolut seinen Tod wünscht, so fällt dieser Ausdruck für den Zünder weg, aber dann wird keine Vorsicht bei ihm Geltung haben; demnach auch diese nicht, mit dem eisernen Ladstock unmittelbar auf das Pulver zu stoßen. Auf das Pulver gehört offenbar zuerst der Pfropf, gleichviel, ob ein feuchter Papier- oder Leinwand-Pfropf; ist dieser mit einem Holzstäbchen, oder mit einer Stange gesetzt, dann mag der Arbeiter unbesorgt weiter laden. Das Abladen des Zünders bei kurzen Bohrlöchern, von einigen 15 bis 24 Zoll Tiefe, ist ohne große Fahrlässigkeit des Arbeiters nicht möglich; leichter könnte dieß bei sehr tiefen Bohrlöchern, wie ich solche bis auf 30 Fuß Tiefe zu besetzen, und mit 140 bis 150 Pfund Pulver zu laden hatte, gesehen; allein die Aufmerksamkeit ist bei solchen Schüssen,

Ueber Gerberei und Leder.

Von Prof. Dr. Fr. Knapp.

Handlungen der naturw. techn. Commission bei der
nie der Wissenschaften, München 1858, Bd. II. S. 1.

Prozeß von der Durchdringung der Erfahrungen
den Lebens durch die naturwissenschaftliche Er-
echt zwar in der jetzigen Zeit in sehr ausge-
laßstab, aber darum nicht in gleichmäßigem
: sich. Bald wird die Theorie durch das Heran-
des praktischen Zweiges veranlaßt oder durch das
was er der gerade schwebenden wissenschaftlichen
bletet, verlockt, sich mit ihm zu befassen; bald
Zweig aus Mangel an äußerer Anregung, bald
Schwierigkeit, welche die Untersuchung bei der
: Natur dieses oder jenes Stoffes erwarten läßt,
Wissenschaft weniger beachtet. Auch die Ver-
des Seltenen mit dem Wichtigem hat die Be-
der Wissenschaft oft von Dingen eingreifender
abgelenkt und Unbedeutendem zugeführt. So
daß man über die Ultramarinfabrikation wissen-
esser unterrichtet ist, als über die tausendjährige
ation, daß wir eine Menge ausländischer Dro-
: kennen, als Roggen- und Gerstenmehl; daß
was Upasgift mehr Untersuchungen besitzen, als
bärforten oder den Eichenrinden; daß wir keine
nschaftliche Erkenntnis von der Natur des Guß-
s Stahls, des Porzellans und vieler ähnlichen
gen. Wenige gewerbliche Zweige unter den-
e durch ihre Producte als erste Lebensbedürfnisse
nde Bedeutung besitzen, sind so sehr außerhalb
schafflichen Kenntnisaufnahme geblieben, wie die
erberet der Fall ist. Zwar hat die Wissenschaft
ist von der Natur der Gerbstoffe wesentlich er-
über sie hat sich ohne Vergleich ausführlicher
emlich- als mit den technisch-wichtigen Gerb-
te der Eichenrinde beschäftigt; so sehr sie die
Natur, die Constitution der Gerbstoffe aufgestellt
at doch die Kenntnisaufnahme von ihrem Verhalten zur
Haut, von der gegenseitigen Einwirkung beider

und der Natur des daraus hervorgehenden Productes einen
verhältnismäßig unerheblichen Zuwachs erfahren.

Die Gerberei ist rein empirischer Entstehung und aus
der Praxis des Handwerksbetriebes herausgewachsen. Selbst
die verschiedenen Methoden der Gerberei sind nicht etwa
auf dem Boden einer rationellern Entwicklung entsprossene
Zweige, sondern von ursprünglich landschaftlichem Charakter,
die nationalen Ausprägungen derselben Industrie nach den
jedesmal gebotenen Mitteln, die noch vielfach in der ge-
genwärtigen Praxis vorliegt. Man spricht von ungar-
ischem Leder, vom russischen Ziegen; die Sämischgerberei
ist ursprünglich nur die Gerbung, die der jagende Indianer
und der Viehzüchter mit dem Gehirne oder Fett des ge-
tödteten Thieres bewerkstelligt, das Gerben mit Galläpfeln,
die Saffianbereitung ist die Gerbmethode des Orients, die
Gerberei mit Eichenrinde die des Occidents u. s. w. Es
ist nun nach dem, was unser jetziges Wissen bietet, sehr
schwer, sich einen klaren Begriff über die Natur und das
Wesen des Leders und der Gerberei zu machen. Vieles
steht nicht im Einklang mit den Thatfachen im Allge-
meinen; manches, was etwa für die Rothgerberei paßt,
widerspricht der Weiß-, was mit dieser vereinbarlich wäre,
der Sämischgerberei und umgekehrt.

Séguin, der nur die Gerberei große Verdienste be-
sitzt, stützte sich auf die Umwandlung der thierischen Faser
durch kochendes Wasser in Leim, sowie auf die große Ver-
wandtschaft des letztern mit dem Gerbstoff (Tannin) und
bestimmte das Leder als gewerbemäßig dargestellte gerbsaure
Gallerte. Thierische Haut ist kein Leim, wenn auch fähig,
durch Kochen in Leim überzugehen; die Verbindung des
Leims mit Gerbsäure ist hart und spröde, der Zweck der
Gerbung ist vor allen Dingen Erhaltung der Geschmeid-
igkeit der Haut. Aehnlich verhält es sich mit der Ver-
bindung der Thonerdesalze mit Leim. Es ist also die De-
finition Séguin's, abgesehen davon, daß sie auf die Säm-
ischgerberei keine Anwendbarkeit hat, auch für Roth- und
Weißgerberei nicht haltbar. Zwar sagt noch Pechtl
in seiner technol. Encyclop. Bd. IX. S. 238: „es ver-
binde sich (beim Gerben) die säureabhaltende Substanz
mit der Faser, so daß dieselbe vermdge dieser chemi-

sehen Verbindung ihre gährungsfähigen Eigenschaften verliere.“

Spätere Schriftsteller sprechen von einer chemischen Verbindung der Faser und des Gerbstoffs nicht mehr, oder nicht mehr ausdrücklich. So läßt sich Dumas (Chimie appliquée aux arts, Bd. VII S. 523) „combiner la matière animale de la peau avec le tannin,“ Berzelius' Lehrbuch Bd. IX. S. 369 spricht von einer „Vereinigung“ beider schlechtthin, ohne sie näher zu erklären, während Karmarisch und Heeren's technisches Wörterbuch, 2. Auflage Bd. II S. 561 „das Leder durch bestimmte chemische Behandlungsweise entstehen läßt.“

Neuere Autoren schelten das Leder wieder viel unumwundener als bloße chemische Verbindung zu betrachten. Johnson (Kunst- u. Gewerbeblatt 1857 S. 639) sagt in der Beschreibung seines Verfahrens, aus Lederabfällen Leim zu machen, „so lange die Gerbsäure mit Gallerte in dem Leder verbunden ist.“ Weyen in seiner Abhandlung über die näheren Bestandtheile des Leder (Kunst- u. Gewerbeblatt 1857 S. 634) erklärt „die Festigkeit des Leders für abhängig von der Eigenschaft zweier Gerbstoffverbindungen, die sich in derselben Haut gebildet hatten,“ einer lockern und einer faserigen; er sagt weiter — „der Gerbstoff verbindet sich mit beiden Theilen der Haut (dem lockern und dem faserigen *), für jeden derselben sind viel geringere Mengen Gerbstoff erforderlich als für den Leim.“ — Stenhouse in einer Mittheilung über Gewinnung des Leims aus Leder (Kunst- u. Gewerbeblatt 1858 S. 53) spricht von der „Verschiedenheit der Constitution“ zwischen Sohlleder und Oberleder, von „einer Umwandlung (wonach dünne Leder keinen Leim mehr geben), die mehr auf einer Umlagerung der Moleküle, als auf Sticksstoffverlust beruht.“

Es schien daher für die Theorie wie für die Praxis von hinreichendem Interesse, eine Reihe von Beobachtungen zu

machen, um die Begriffe über Natur und Wesen des Leders einigermaßen festzustellen.

Bekanntlich ist es nicht die Haut im weiteren Sinn des Wortes, die der Gerber bearbeitet, sondern die „reine gemachte Haut“, oder „Bilbs“, d. h. das durch mechanische und chemische Hülfsmittel von allen übrigen Gebilden und Stoffen, wenn auch nicht vollkommen, doch in hohem Grad befreite Corium. Die rein gemachte Haut hat in nassem Zustand ganz und gar die Beschaffenheit, wie auf dem thierischen Körper; sie stellt ein milchweißes, höchst weiches, geschmeidiges Gewebe dar, welches unter dem Mikroskop als aus äußerst subtilen farblosen, durchsichtigen, durch Gabelung vielfach verästelten, im Allgemeinen der Hautoberfläche parallel laufenden Fasern besteht. Die Undurchsichtigkeit und Milchweiße hat nur einen optischen Grund in der Lichterstreuung. Beim Trocknen schrumpft dieses Gewebe zu einer hornartigen, durchscheinenden, anscheinend structurlosen homogenen Masse ein, die einige Zeit in Wasser gelegt, wieder zu der früheren geschmeidigen milchweißen Haut aufschwillt.

Die Erscheinung, daß die Haut beim Trocknen das milchweiße Ansehen verliert, beruht darin, daß die Bindgewebe- und elastischen Fasern dabei zusammenkleben, etwa wie die Bindungen der Darmhaut in den Saiten zu musikalischen Instrumenten, so daß die Zwischenräume und die Lichterstreuung wegfällt. Die Kraft, mit der die Fasern aneinanderkleben, ist so groß, daß es unmöglich ist, ihre Trennung auf rein mechanischem Wege zu bewerkstelligen, und so der Haut die frühere Geschmeidigkeit gleichsam auf trockenem Weg wieder zu geben; sie bleibt entweder steif, pergamentartig, oder zerreißt, oder widersteht beiden, wie dickere Rindshäute. — Bleibt eine reingemachte Haut längere Zeit im Wasser liegen, so tritt ein fauliger Geruch und ein sichtlichliches Schwinden ihrer Substanz ein; sie verdünnt sich, es zeigen sich später Löcher, die mehr und mehr zunehmen, bis zur endlichen Zerstörung des Ganzen.

Die verschiedenen Operationen des Gerbens in der allgemeinsten Bedeutung genommen, haben einen zweifachen Zweck: zunächst die Neigung der Haut zur Fäulnis zu

*) Diese Unterscheidung fällt doch wohl zusammen mit dem Gewebe der Haut und den Stoffen der thierischen Flüssigkeiten, die sich im Leben in der Haut befinden und beim Gerben nicht absolut entfernt werden.

er möglich aufzuheben; dann sollen sie der Haut
haft geben, nach dem Trocknen keine feste horn-
affe, sondern ein deutlich faseriges, nicht durch-
s, mehr oder weniger geschmeidiges Gewebe zu
oder sich doch leicht und ohne Anstrengung auf
he Weise (durch „Stollen“) in ein solches ver-
zu lassen. Eine Haut, die dies thut, nennt
r und der daraus abgeleitete Kunstausdruck Ger-
esagt sehr gut, wie es sich in den Augen des
lers zunächst und vor allem um die Ware, gleich-
urch dieses oder jenes Mittel handelt. Auf die
g der beiden Hauptzwecke der Gerbung haben
drei Hauptarbeiten,

das Reinmachen der Haut,
die Gerbung im engeren Sinne
und das Zurichten

aber dieser Einfluß ist bei der zweiten, der Ger-
engeren Sinne, überwiegend; doch ist es noth-
der Betrachtung dieser letztern einige Bemer-
ker

das Reinmachen

stehen. Das an der Fleischseite der Haut an-
Unterhautzellgewebe, sowie die das Gewebe der
stehenden feinen Gefäße und Nerven, wenigstens
füllenden Substanzen werden durch die bekannten
:s Einweichens und des Bearbeitens auf dem
I entfernt. Die Reinigung der Narbenseite der
s „Abhaaren“ ist jedoch eigenthümlicher Art;
st die anatomische Scheidung des Coriums von
hm liegenden Epidermis und mit den der letztern
hängenden Gebilden, insbesondere den Haaren.
hehnung und Manipulation beim Abhaaren ist
man das Anatomische nicht berücksichtigte, miß-

entlich „Graben“ von gar machen; am Rhein nennt
die entgegengesetzten Eigenschaften „spissig“, ein
sinus technicus, dessen Etymologie ich nicht anzu-
n weiß.

verstanden worden. *) Die Haare sind bekanntlich reine
Epidermisgebilde und sitzen in dem Corium nur mittelbar,
unmittelbar aber in einer in das Corium tief hineinra-
genden Einstülpung der Oberhaut. Die beim Abhaaren
zur Anwendung kommenden Mittel (Kalk beim Kalkäschern,
Gährung beim Schwitzen) bezwecken daher nur eine Lo-
ckerung der Epidermis. Beim Abstoßen der Haare von
den gekalkten oder vom Schwitzen kommenden Häuten
wird eigentlich nur die Epidermis und zwar mit der in
ihr befestigten Behaarung vom Corium abgestoßen; die
Haare dienen dabei mehr als Handhabe. — Etwas an-
ders verhält sich dies bei der Anwendung von Rhusma,
oder der ihm ähnlich wirkenden Schwefelverbindungen.
Wie schon Böttger seiner Zeit bemerkt hat, besigt das
Produkt der Einwirkung von Schwefelwasserstoff auf Kalk-
milch dieselbe Wirkung auf das Haar und in gleichem
Grad, wie das Gemisch von Schwefelarsenik mit gelösch-
tem Kalk; es ist zugleich trefflich geeignet, den Vorgang
genau zu beobachten. Wenn man nämlich Kalkmilch mit
Schwefelwasserstoff sättigt, so bildet sich neben dem un-
gelösten Schwefelcalcium eine wasserklare Lösung von
Schwefelwasserstoff-Schwefelcalcium, welche allein jene Wir-
kung des Rhusma besigt. Senkt man in eine solche Lö-
sung ein Haar, so wird es nach einigen Sekunden völlig
schlaff, verliert die Durchsichtigkeit, wird milchig und läßt
sich durch den geringsten Druck mit Leichtigkeit zerquet-
schen. Betrachtet man das aufgeweilte Haar unter dem
Mikroskop, so findet man die das Haar äußerlich umge-
bende und einhüllende Zellschicht völlig verschwunden
und die sonst fest verbundenen Fasern der eigentlichen Haar-
substanz von einander losgelöst, außer Zusammenhang und
erweicht. Behandelt man auf ähnliche Weise ein Stück
behaarte Haut, so läßt sich das Haar schon mit einem
hölzernen Messer oder Falzbein wegscraben. Es wird je-
doch dabei die Epidermis nicht gleichzeitig beseitigt und
das Haar mehr oberflächlich entfernt, als entwurzelt.

*) So gibt z. B. Precht in seiner technologischen Ency-
klopädie Bd. IX. S. 244 an, die Haare wurzeln im
Unterhautzellgewebe.

Das Gerben.

Wie man sich die Vereinigung oder Verbindung der Haut mit den gerbenden Substanzen, wenn sie keine chemische ist, denken sollte, bleibt eine für Theorie und Praxis wichtige Frage. Durchläuft man die sehr lange Liste von Patenten und Verbesserungen im Fache der Gerberet, so muß man gestehen, daß ein nicht unbedeutender Theil des Bestrebens zu nützen und Fortschritte zu machen, durch die unrichtigen Anschauungen, wie sie einmal gäng und gebe sind, eine falsche unfruchtbare Richtung erhalten hat. So existirt, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Patent, worin der Erfinder einer Schnellgerbemethode den Gerbstoff dem Innern der Haut dadurch zugänglicher zu machen sucht, daß er die Haut vor dem Gerben auf einer Maschine mit Nadelstichen durchbohrt! Die Haut ist nun so durchdringlich und in dem Grad den Gerbstoffen zugänglich, daß ein Stück einer 1—1½ Linien starken Kalbshaut in eine syrupdicke ätherische Lösung von Galläpfelgerbstoff gelegt, in höchstens einer Stunde völlig gar und ausgegerbt ist.

Auch die gewöhnlichen Proceuren der Gerber enthalten nicht wenig, was gegen die Annahme spricht, als sei das Leder einfach eine chemische Verbindung. — Wenn das Leder eine chemische Verbindung der gallertgebenden Hautsubstanz mit Gerbstoff wäre, so müßten andere leimgebende Thierstoffe eben so gut Leder bilden, was nicht der Fall ist. Fasern, entkalkte Knochen z. B. bilden selbst nach längerem Behandeln niemals irgend dem Leder ähnliches. Umgekehrt besitzen Thonerdesalz und Eisensalze ausgezeichnete gerbende Eigenschaften, obwohl sie den Leim nicht fällen. — Ferner ist die Verschiedenheit der chemischen Natur der Gerbmittel und ihre Mannichfaltigkeit nicht zu Gunsten jener Annahme. Salze der Metalloxyde M_2O_3 , Gerbsäure, Fett sind so heterogene Dinge, und bringen doch in der Gerberet so gleiche Wirkung hervor. Wenn sich ein Körper organischer Abstammung von irgend einer histologischen Form, z. B. in der Form von Fasern u. mit einem andern Chemisch verbindet, so geschieht dies in der Regel mit Verlust dieser Form, d. h. die Verbindung ist nicht mehr faserförmig. Zwar hat

man in der Schießbaumwolle den Fall, daß die Faser unter Beibehaltung ihrer organischen Form eine mehr chemische Verbindung mit der Salpetersäure eingeht, aber es kann wenigstens die Verbindung nicht rückgängig gemacht werden, was beim Leder der Fall ist. — Bei der Haut wird die anatomische Structur und die Form der Bindegewebsfasern durch das Gerben nicht allein nicht getastet, sondern erst recht deutlich hervorgehoben. Dem kommt, daß das auf die Haut fixirte Gerbmittel sich vollkommen wie Chemisch frei verhält; es läßt sich in dieser Fixirung leicht mit jedem andern Körper verbinden, zu dem es Verwandtschaft hat, z. B. auf die Haut fixirte Gerbsäure mit Eisensalzen schwarz u. s. f. färben, ohne daß sie von der Faser losläßt. Eine in Galläpfelgerbsäure gegerbte Haut verliert durch Auswaschen, auch mit der größten Menge Wasser und wenn es noch so lange fortgesetzt wird, ihre Gerbsäure bis auf den etwa in den Poren zurückgebliebenen unverbundenen Theil nicht mehr. In der Kälte mit einer sehr verdünnten Lösung von kohlensaurem Natron digerirt, nimmt die anfangs wässrige Lösung eine bräunlichgelbe Farbe an, die rasch in Berührung mit der Luft dunkelt, sie fällt alsdann Eisenoxydhydrat, Brechweinstein und Leim. Der rückständige Theil des Leders erscheint durchsichtig, geschwollen; er trocknet nach dem Auswaschen zu einer durchscheinenden, hornartigen Masse ein, die sich in siedendem Wasser allmählig, aber vollständig zu Leim auflöst. Dies ist also eine vollkommene Rückbildung von Leder in Haut und man kann so die Haut beliebigemal in Leder verwandeln und rückwärts behandelt man ein in Eichenlohe gegerbtes Leder in derselben Weise, so entgeht zwar die Soda, indem sie sich braun färbt, viel extractive Bestandtheile, welche anfangs Eisensalze schwärzen, später nicht mehr; der Rückstand scheint ebenfalls geschwollen, viel heller von Farbe als vorher, aber er ist immer Leder, gibt keinen Leim, eine Reduction der Haut findet nicht statt. Es muß daher in selber kaum bekannte Gerbstoff der Eicheurinde, von dem man nur weiß, daß er von dem der Galläpfel verschieden ist, weit inniger an der Faser haften als letzterer.

*) Diese Beobachtung ist schon vor 6 Jahren in

le sich die Gerbsäure auf der Haut verändern
sich mit anderen Stoffen verbinden kann, so kann
die Hautfaser umändern ohne von der Gerbsäure
. Kocht man Leder — in diesem Fall ist es
, ob loth- oder galläpfelgares — in Wasser,
bleibt es sich in eine tiefbraune, in der Hitze
ziehende, in der Kälte spröde, leicht zu pul-
verlose Masse von muscheligen Bruch, — eine
die nichts anders ist als die Verbindung von
mit Leim. — Alaunbares Leder verhält sich
Haut, in Wasser gekocht verwandelt es sich
es in Leim, indem es sich auflöst; in unge-
wasser gelegt, schwillt es wie Haut und ist nicht
zu unterscheiden, was bei lothbarem Leder nicht
ist. — Jeder Gerber weiß, daß weißbares Leder
herbung nicht ausgewaschen werden darf. Alaun-
bar gibt nämlich an kaltes Wasser beim Aus-
waschen ausgenommene Ehronerdesalz ziemlich rasch
indig wieder ab, so daß zuletzt nichts als die
ke Haut zurückbleibt. Bei alaun- oder weiß-
bar kann mithin am wenigsten eine chemische
g des Ehronerdesalzes mit der thierischen Faser
gt werden. Weit eher wäre dieß bei den Be-
i des sämlichen Leders der Fall, welches eine
at merkwürdige Widerstandskraft gegen Reagen-
. Längere Zeit in Wasser gekocht gibt es nur
on Leim und behält nach dem Trocknen seine
eschaffenheit und Geschmeidigkeit fast unverän-
daß es etwas narbenbrüchig wird, wenn es an-
der Narbe gegerbt worden. Nur durch Behand-
einer Auflösung von ägenden Alkalien, wenn
cht bis zur völligen Auflösung damit behandelte,

schen Technologie erwähnt. Auch Stenhouse fand,
:) bei der Behandlung der Leder mit Kalkhydrat
lapin'schen Topf, daß gewisse leichte Leder in Haut
let wurden, Eohlleber aber nie. Er glaubt diesen
and, der wohl nur in der Verschiedenheit der ange-
ten Gerbstoffe beruht, in einer Verschiedenheit der
situation“ der Lederarten suchen zu müssen.

wird das sämliche Leder nach dem Trocknen spröde und
brüchig. Säuren schwellen es gar nicht.

Faßt man alle diese Erfahrungen und Thatsachen zur
Entscheidung der Frage zusammen, ob dieß Leder eine che-
mische Verbindung der Haut mit dem Gerbmittel ist, oder
nicht, so sprechen sie überwiegend dagegen. Es bleibt
noch übrig, die Frage auf experimentellem Wege der Lö-
sung näher zu bringen. Insbesondere erschien es von
Interesse, den Einfluß zu studiren, den die Haut (Binde-
gewebefaser) auf die Gerbmittel äußert, ob sie fähig ist,
Zerfetzungen derselben hervorzubringen, in welchen Gewichtsmen-
gen sie dieselben aufnimmt u. s. f. Zu dem Ende
setzt man die Haut Auflösungen der Gerbmittel von be-
kanntem Gehalt aus und untersucht das Ergebnis. Es
wäre zwar auf den ersten Anblick das einfachste, die Haut
vor und nach dem Gerbversuch zu wiegen, allein es ist unmög-
lich, auf diesem Weg auch nur annähernd richtige Resultate zu
erhalten. Einmal ist es ungemein schwierig, die Haut
auf einen so hohen Grad von Reinheit zu bringen, daß
sie an die Auflösung der Gerbmittel keine löslichen Stoffe
mehr abgibt, dann ist es nicht viel leichter, die Haut zum
Behuf des Wiegens vollkommen zu trocknen, ohne sie zu-
gleich für die Aufnahme der Gerbmittel ungeschickt zu
machen; endlich aber bietet die Eigenschaft der Haut, von
dem aufgenommenen Gerbmittel unter dem Einfluß des
Auswaschwassers wieder abzugeben, das größte Hinderniß.
Da die Grenze durch keine bestimmten Kennzeichen mar-
kirt ist, so bleibt man stets im Zweifel, ob man von dem
bereits auf die Haut fixirten Gerbmittel durch zu weit
getriebenes Auswaschen einen Theil wieder entfernt, oder
ob man im Gegentheil durch mangelhaftes Auswaschen
einen Theil des nicht fixirten Gerbmittels in den Poren
der Haut zurückgelassen hat. — Zu den Versuchen ver-
schafft man sich von dem Gerber reingemachte Haut, soge-
nannte Blöße, die man zuerst auswindet, in destillirtem
Wasser aufweicht, wieder auswindet und so drei- bis
viermal, um sie dann durch methodisches Auswaschen von
den etmaligen löslichen Bestandtheilen vollends zu befreien.
Zu dem Ende bedient man sich am besten eines möglichst
hohen Glaszylinders; man füllt diesen mit destillirtem Was-

fer und bringt die Hautstücke mittelst eines Platindraht- oder Glasroßes so in den Cylinder, daß sie gerade unter die Oberfläche untergetaucht sind. Das, was das destillierte Wasser aus der Haut auflöst, senkt sich zu Boden und wird sofort durch reines Wasser ersetzt. Es genügt bei 5—10 Grm. Haut das destillierte Wasser des Glaszylinders nach je 24 Stunden 4—5mal zu erneuern, um dahin zu gelangen, daß eine unter der Luftpumpe getrocknete Probe keine Gewichtsabnahme mehr zeigt. — Die Veränderungen, welche die Haut auf die Lösung von Gerbmitteln hervorbringt, lassen sich am besten an den Lösungen selber beobachten. — Zur Behandlung der gereinigten und ausgewaschenen Haut mit den Gerbmitteln bringt man die Lösung von angemessener Stärke in ein dünnes Becherglas von 150—200 Grm. Inhalt, welches man auf einer empfindlichen Waage wiegen kann. Das Glas ist von Oben mit einer aufgeschliffenen Glasplatte als Deckel verschließbar. Die schwache Verdunstung, welche trotz des Glasdeckels immerhin während der Dauer des Versuchs noch stattfindet, läßt sich so auf's Genaueste mit der Waage kontrolliren; ein Glasstab als Rührer zum Bewegen der Haut ist mit eingeschlossen. Auf diese Art ist man im Stande, jede Aenderung im Gewicht des Ganzen zu kontrolliren. Die Quantität dessen, was die Haut aus der Flüssigkeit aufnimmt und fixirt, ergibt sich aus der Analyse des Bestandes der Lösung vor und nach dem Versuch, auf ihre Quantität berechnet. Auf diese allerdings mühsame und zeitraubende Art, welche in manchen Fällen durch Titriren abgekürzt werden kann, kann man die Einwirkung der Haut und der Gerbestoffen studiren, ohne den mindesten störenden Eingriff in den Akt ihrer gegenseitigen Bindung.

Gerbversuch mit Alaun.

In 40,655 Grm. einer verdünnten Lösung von gewöhnlichem, mehrmals umkrystallisiertem Alaun legte man unter wiederholtem Umrühren, ein in destillirtem Wasser völlig ausgewaschenes Stück einer Kalbsblöße von 3,862 Gr. Trockengewicht 2 × 24 Stunden ein. Die ausgewaschene Haut wurde zuerst zwischen Filzpapier, dann unter der

Luftpumpe über Schwefelsäure getrocknet, gewogen, nachher in destillirtem Wasser wieder aufgeweicht und sammt dem letzten der Alaunlösung zugesetzt, indem man den dadurch hervorgebrachten Gewichtszuwachs bestimmte. — Die Alaunlösung vor dem Versuch wog 40,655 Grm.; 19,822 Grm. derselben gaben 0,225 Thonerde, entsprechend 1,132 wasserfreiem Alaun; — die Lösung nach dem Versuch wog 40,164 Grm.; 13,984 derselben gaben 0,144 Thonerde und 0,408 Schwefelsäure, entsprechend 0,690 wasserfreiem Alaun.

Es war daher

vor dem Versuch 2,318 Grm. wasserfreier Alaun
nach „ „ 1,993 „ „ „

In Lösung u. sind mithin 0,335 Grm. oder $8\frac{1}{2}$ Proc. der Haut von dieser fixirt worden. Die Haut erschien vollständig gar. Die gefundenen Mengen Schwefelsäure und Thonerde stehen in dem Verhältniß von $4\text{SO}_2 : 1,08\text{Al}_2\text{O}_3$, und ist mithin keine Aenderung in der Zusammensetzung des Thonerdesalzes vor sich gegangen.

Als Alaunlösung mehrmals hintereinander mit Hautstreifen behandelt und dann abgedampft wurde, gab die Flüssigkeit nur Alaunkrystalle wie vor dem Gerben.

Gerbversuch mit schwefelsaurer Thonerde.

Unter gleichen Umständen wie im vorigen Versuch brachte man 1,814 Grm. gereinigte Haut in 44,996 Grm. einer Lösung von reiner, schwefelsaurer Thonerde. Die Lösung enthielt vor der Gerbung 1,589 wasserleeres Salz, nach der Gerbung 1,082 Grm. und wurde mithin von der Haut 0,507 oder 27,9 Proc. fixirt. Es gaben 24,103 Grm. der Lösung vor dem Gerben 0,262 Thonerde u. 0,591 Schwefelsäure; nach dem Gerben 10,006 Grm. Lösung 0,114 Thonerde und 0,259 Schwefelsäure. Das Äquivalentverhältniß ist im ersten Fall 1 : 2,92, im zweiten Fall 1 : 2,91, also un geändert und hat kein Zersehung stattgefunden.

Gerbversuch mit Chloraluminium.

Man brachte 1,386 Grm. reingewaschene unter der Luftpumpe getrocknete Haut in 29,093 Grm. einer

in schwefelsaurer Thonerde mit Chlorbarium
Lösung von Chloraluminium, welche in 100
Theilen bei der Analyse gab:

	I	II u. III. im Mittel
Chlor	3,86	3,39 3,625
Silber	29,73	29,97 29,76

Beide entsprechen einem Verhältniß von 1 Aeq.
auf 2,94 Aeq. Chlor Silber. Nach zweimal 24
Stunden die Lösung in 100 Theilen:

Chloride	1,84	1,95
Silber	14,99	14,87

1 Aeq. Thonerde auf 2,92 Aeq. Chlor Silber.
Es zeigt sich daher die Zusammensetzung nicht geän-
dert, eine starke Reaction der Haut auf die Flüssig-
keit. Denn es berechnet sich der Gehalt der
Thonerde in Chloraluminium

Versuch mit 1,744

Gerbung mit 1,365 und sind mithin fixirt worden

0,379 oder 27,3 Procent der Haut.
Nach dem Waschen in destillirtem Wasser nach oben be-
schriebener Methode enthielt die Haut nach 3 Tagen noch
Thonerde, welche ohne Zweifel bei fortgesetztem Aus-
waschen weggegangen wären.

Versuch mit essigsaurer Thonerde.

Gerberte 1,139 Grm. reine Haut mit 6,565
aus Bleizucker und schwefelsaurer Thonerde
Lösung von essigsaurer Thonerde.

Vor dem Versuch	0,432 Grm.
Nach der Gerbung	0,166 Grm.

Obwohl Thonerde, es sind also 0,266 Grm. .
fixirt worden, entsprechend 23,3 Proc. *)
würde irren, wollte man glauben, die Thonerde-
gerbung finde stets in denselben hier angegebenen
Verhältnissen im Gegentheil machte der Umstand, daß die
Haut wieder von dem fixirten Salz abgeben,
ersichtlich, daß sie in concentrirten Lösungen

Zahl ist etwas zu groß, da an der Haut einige
coagulirte Thonerdesalze sichtbar waren.

mehr, in verdünnten weniger aufnehmen, wie die Erfah-
rung auch bestätigt hat.

Es geht nun aus diesen Versuchen zunächst hervor,
daß die Thonerdesalze von der thierischen Haut nicht im
Verhältniß der Aequivalente aufgenommen worden, z. B.

	Aequivalent:	Menge Salz:
Alaun, wasserleer . . .	258,6	11 Proc.
Chloraluminium . . .	133,6	27,3

daß hier die Thonerdesalze überhaupt nicht in constanten,
sondern in Mengen aufgenommen worden, welche nach
äußern Bedingungen, Concentration u. variiren, daß end-
lich bei der Aufnahme des Salzes durch die Hautfaser
keine Färbung stattfindet und nicht etwa ein basisches
Salz sich auf die Haut besetzt, während ein saures zu-
rückbleibt. *) Bekanntlich nimmt man in der Praxis
nicht Chloraluminium, sondern eine Lösung von Alaun
mit Kochsalz in wechselnden Verhältnissen (19 bis 130
und mehr Proc. des Alauns) zum Gerben. Es scheint,
daß das Kochsalz mehr als ein bloßes Mittel ist, schwefel-
saure Thonerde in salzsaure umzuwandeln, ja daß seine
eigentliche Wirksamkeit ihren Schwerpunkt anderswo hat.
Wenn man in einem vergleichenden Versuch dieselbe Haut
aus Lösungen verschiedener Thonerdesalze gerbt, so wird
man einen sehr großen Unterschied bemerken. Salzsaure
Thonerde ist weit entfernt, unter gleichen Umständen ein
ebenso brauchbares und geschmeidiges Leder zu geben, als
eine Lösung von Alaun mit Kochsalz. Als man drei Pro-
ben Kalbfhaut von gleicher Beschaffenheit, zu gleicher Zeit
und gleich lang in Lösungen brachte, — die erste Probe
in eine Lösung von Alaun für sich, die zweite von Alaun
mit Kochsalz, die dritte von Rothbeize **) — Lösungen,
welche alle drei genau gleich viel Thonerde enthielten —
so war das Leder der zweiten Probe allein entsprechend

*) „Wahrscheinlich ist das mit der Haut sich verbindende
Thonerdesalz basisch, während in der Auflösung ein saures
Salz zurückbleibt.“ Bergellius' Lehrbuch Bd. IX S. 372.

**) Mit Bleizucker gefüllter Alaun, wie ihn die Rattundrucker
gebrauchen

gar und geschmeidig, daß der letztern am schlechtesten, was um so auffallender ist, als die Essigsäure doch weitaus am meisten geneigt ist, Thonerde abzugeben.

Es ist darnach außer Zweifel gestellt, daß das Kochsalz in der Weißgerberei einen eignen und zwar activen Einfluß übt, theils als eine die Endosmose lebhaft fördernde Substanz, theils weil es als Auflösung eine dem Alkohol ähnliche Wirkung auf die Haut besitzt, wovon weiter unten die Rede seyn wird.

Ganz und gar analog mit den Thonerdesalzen verhalten sich die Eisenoxyd- und Chromoxydsalze, welche in Bezug auf ihr Verhalten zur Haut gleichfalls ihren Homomorphismus mit der Thonerde geltend machen. Nur werden sie nicht in so reichlicher Menge aufgenommen und fixirt.

Gerbversuch mit Eisenchlorid.

Das Eisenchlorid war aus Klavlerdraht durch Auflösen in Salzsäure, Drybiren mit einigen Tropfen Salpetersäure und Eindampfen zur Trockne, um die überschüssige Säure zu verjagen, dargestellt worden. In eine verdünnte Auflösung dieses Eisenchlorides aus 0,200 Klavlerdraht brachte man 2,230 trockene reine Haut. Nach zweimal 24 Stunden, wo das Gewicht der Lösung 12,643 Grm. betrug, ergab eine Analyse derselben auf 6,433 Lösung 0,196 Eisenoxyd. Die angewendeten 0,200 Klavlerdraht entsprechen 0,575

die nachher gefundenen 0,196 Eisenoxyd 0,403 Grm.

Eisenchlorid und sind mithin 0,172 Grm. oder 7 $\frac{1}{2}$ Proc. auf der Haut verdichtet worden.

Während die Thonerdesalze wegen ihrer Farblosigkeit weißes Leder bilden, so besitzen die eisenbaren Leder eine braune bis braungelbe, die chrombaren Leder eine grau-blaue natürliche Farbe.

Nach dem Verhalten der Metallsalze war es von Interesse, das Verhalten der indifferenten Stoffe zur Haut zu studiren. Bekanntlich besitzen die Fette und ähnliche Körper in ausgezeichnetem Grad die Eigenschaft, Haut in Leder zu verwandeln, es fragt sich daher, welche Kraft besitzt die Haut, sie zu fixiren.

Gerbversuch mit Stearinsäure.

Ein Streifen Haut im Gewicht von 1,062 Grm. über Nacht in eine Auflösung von 1,145 Grm. Stearinsäure in 25,595 Grm. Weingeist von 80 Proc. gebracht, dann herausgenommen und getrocknet, hatte sich in ein blendendweißes, gares, feinnarbiges Leder verwandelt. Die zurückgebliebene Lösung gab auf 3,512 Grm. — 0,151 Grm. Stearinsäure, woraus der Gesamtgehalt sich auf 1,135 Gr. berechnet. Es sind daher von der Haut absorbiert worden $1,145 - 1,135 = 0,010$ Grm. Stearinsäure, also nicht ganz 1 Proc.

Bei einem zweiten Versuch waren 22,295 Lösung mit 0,606 Stearinsäure zum Gerben von 1,471 Haut mit gleichem Erfolg verwendet worden. Die rückständige Lösung ergab 0,535 Grm. Stearin in 22,295 Grm. oder 0,601 Grm. in der gesamten Lösung; es waren daher $0,606 - 0,601 = 0,005$ Stearin an die Haut übergegangen, entsprechend $\frac{1}{2}$ Proc.

Gerbversuch mit Oelsäure.

Die weingeistige Lösung enthielt anfangs 1,201, nach der Gerbung von 1,132 reiner trockener Haut 1,189 Oelsäure; es sind mithin absorbiert worden $1,201 - 1,189 = 0,012$ Grm. oder 1 Proc.

Gerbversuch mit Thran.

Es wurden 2,181 Grm. gewaschener Haut in eine Auflösung von 0,338 Thran in Aether gebracht. Nach der Gerbung enthielt die Lösung noch 0,328 Thran und sind mithin absorbiert worden $0,338 - 0,328 = 0,010$ Gr. Thran oder $\frac{1}{2}$ Proc.

• Ähnlich wie die Fette verhalten sich die Harze. Eine verdünnte Lösung von Colophonium verwandelt die Haut in ein gares gelbweißes Leder.

Gerbversuch mit Colophonium.

Die Lösung bestand aus 15,113 absolutem Alkohol und 1,505 Colophonium. Nach geschehener Gerbung in eingelegeten 1,326 Grm. reiner trockener Haut ergab die rückständige Lösung in 15,691 Grm. 0,154 Grm. oder im Ganzen einen Gehalt von 1,549 Colophonium.

einem zweiten Versuch betrug das Gewicht der 153 Grm., der Gehalt der Lösung 0,293 Colophonium in 4,166 Grm., also im Ganzen Colophonium. Bei beiden Versuchen erscheint statt von vielmehr eine Mehrung der gelösten Substanz, im Fall von 0,044, im andern Fall von 0,039 Gr.

und dieser Anomalie war leicht einzusehen; die zu achten benutzte Haut war nur in destillirtem Wasser, Weingeist ausgewaschen und gab daher beim Verden Alkohol etwas darin lösliche Substanz ab. bei einem dritten Versuch 2,831 Grm. in Wasser hol gereinigter Haut anwendete, so änderte sich z. Die Lösung enthielt vor der Gerbung 0,510 itum, nach der Gerbung hinterließen 19,732 Lö- h dem Eindampfen zur Trockene 0,415 Colopho- Daraus berechnen sich für das Ganze 0,495 und irt worden $0,510 - 495 = 0,015$ oder . der Haut.

den Fetten und Harzen hat man sonach Körper, felts vollkommen im Stande sind die Haut in verwandeln, andererseits aber von der Haut aus fungen nicht fixirt werden, denn was in obigen z von der Haut aufgenommen worden, ist kaum Beobachtungsfehler.

viel Interesse es hat, die Fixirung der Gerbstoffe n Sinn kennen zu lernen, so ist doch die Reini- g derselben so schwer, insbesondere aber die Ver- leit derselben groß genug, um dem Versuch alle auf Genauigkeit zu nehmen. Um jedoch einiger- as Verhalten von Körpern ähnlicher Natur zu wählte man die Pikrinsäure, welche bekanntlich zeichnetem Grad die Eigenschaft besitzt zu gerben. gab die Pikrinsäure durch ihre Auflöslichkeit in endbaren Behältern Gelegenheit, den Einfluß des ittels zu studiren.

Gerbversuch mit Pikrinsäure.

humals umkrystallisirte Pikrinsäure, in Weingeist iente zum Gerben von 1,871 gereinigter Haut.

Die angewandte Lösung betrug 5,758 Grm.; 3,560 Grm. derselben gaben erst im Wasserbad, dann unter der Luft- pumpe getrocknet 0,183 Grm. Pikrinsäure. Nach gescheh- ener Gerbung wog die Lösung noch 16,975 Grm. und es gaben 13,618 derselben 0,111 Grm. Pikrinsäure. Dar- aus berechnet der Pikrinsäuregehalt vor der Gerbung mit 0,296 Grm., nach der Gerbung mit . . 0,138;

das fixirte Quantum also mit 0,158 Grm. oder $8\frac{1}{2}$ Proc. der Haut.

Als man 0,867 Grm. reine Haut in 14,528 Grm. reiner Lösung von Pikrinsäure in Wasser legte, wovon 5,964 Gr. 0,137 Gr. Pikrinsäure hinterließen, blieben nach der Gerbung noch 13,756 Gr. Lösung, wovon 11,583 Gr. 0,075 Grm. Pikrinsäure gaben. Es berechnet sich daher das Quantum Pikrinsäure vor der Gerbung mit 0,286 nach der Gerbung mit 0,069

und wurden daher fixirt 0,197 Grm. Pikrinsäure, entsprechend $22\frac{3}{4}$ Proc. der Haut.

Es liegt also hier der Beweis vor, daß die Haut aus einer wässerigen Lösung von Pikrinsäure (von 2 Proc. Gehalt) fast dreimal so viel fixirt als aus einer über doppelt so starken ($4\frac{1}{2}$ Proc. Gehalt) weingeistigen Lö- sung, während zugleich im ersten Fall die Haut über sechs- mal, im letzten Fall nur dreimal mehr, als die Pikrin- säure betrug.

In allen angeführten Fällen ist jederzeit eine völ- lige Gerbung erfolgt. Es liefern diese Versuche mit Waage und Gewicht den Beweis, daß bei der Gerbung das Gerbemittel keineswegs in unveränderlichen bestimmten Verhältnissen aufgenommen wird, daß diese Verhältnisse von der Concentration sowie von der Natur des Lösungsmittels abhängen, und daß endlich, wie bei den Fetten, eine Gerbung erfolgen kann, ohne alle fixirende Einwirkung der Haut auf das Gerbemittel, lediglich durch denjenigen Antheil der Lösung, der nach dem Herausnehmen der Haut in den Poren zurückbleibt und dort eintrocknet. Wenn demnach der Vorstellung von einer chemischen Verbindung des Gerbe- mittels mit der Haut nicht mehr Raum gegeben werden kann, so entspringt um so lebhafter die Frage, in welchem

Zustand man sich beide zu einander zu denken hat. Darauf läßt sich folgende Antwort geben.

Die in ihrer Structur aus mikroskopisch feinen Fasern bestehende thierische Lederhaut bildet, wie schon Eingang's bemerkt, beim Trocknen nur dadurch eine anscheinend homogene, faserlose, dichte, durchscheinende, hornartige Masse, daß die Fasern mit großer Adhäsion und ohne oder fast ohne Zwischenräume aneinander kleben, so daß die Lichtzerstreuung, welche das natürliche Gewebe der Haut weiß erscheinen läßt, wegfällt und die Lichtstrahlen ungebrochen durchgehen, soweit sie überhaupt durchgehen. Die Fasern der hornartig getrockneten Haut kleben in der That so fest und innig zusammen, daß es nicht möglich ist, sie mechanisch etwa durch Recken und Krüppeln zu trennen und ihr dieselbige Geschmeidigkeit zu geben, die das Leder charakterisirt. In so hohem Grade das Fett auch geeignet ist die Haut in Leder zu verwandeln, so wenig wird je eine hornartig getrocknete Haut durch Eintauchen in Fett oder durch Bestreichen damit gar, weil es keine Zwischenräume findet um einzudringen. Man streicht bekanntlich in der praktischen Sämschgerberei den Thran auf die nasse Haut, so daß das Fett unmittelbar hinter dem durch die Verdunstung entweichenden Wasser nachrückt und in die noch offenen Zwischenräume einzieht.

Wenn nun die hornartige Beschaffenheit der natürlichen Haut, wenn ihre im Sinn des Gerbers ungare spißige Beschaffenheit vom Aneinanderkleben der Fasern herrührt, so steht zu erwarten, daß jedes Mittel, welches dieses Zusammenkleben der Fasern beim Trocknen verhindert, und das Gegentheil, nämlich die lederartige Beschaffenheit hervorbringt, zum Gerben tauglich ist; im weiteren Sinn wird der Praktiker eine Haut jedesmal im Allgemeinen als Leder ansprechen, sobald ihre Fasern im trockenen Zustande statt zusammengeklebt, lose wie im nassen Zustande sind. Die Gerbung, d. h. der Zustand, in welchem man die Haut im weiteren Sinne Leder nennt, ist in der That nicht unmittelbar das Product einer Bindung der Gerbmittel durch die Haut, dieser Zustand ruht überhaupt nicht in dem Gerbmittel, sondern wesentlich in der Beschaffenheit der Haut; sie ist ein ganz indirectes Product der

Gerbmittel. Ein ursprünglich nicht faseriges Gebilde wie Thierblase kann deshalb zwar gegerbt werden, aber das Product wird kein Lederhändler, Klemer oder Schuster als Leder ansprechen. Die Gerbmittel haben zunächst keine andere Bedeutung, als daß sie in die Poren der Haut eingebracht, die Fasern umhüllen. In der Regel und am besten, aber nicht nothwendig, geschieht dieß, indem das Gerbmittel durch Flächenanziehung auf die Faser niedergeschlagen und befestigt wird wie die Farbstoffe auf Seide, Wolle oder Baumwolle; in anderen Fällen, wo die Flächenanziehung nicht hinreicht, einen Stoff aus seiner Lösung niederzuschlagen, geschieht die Einhüllung der Faser, indem die Auflösung zwischen den Fasern eintrocknet. Mit der größten Energie werden die den Harzen nahestehenden, aber in Wasser löslichen Körper Gerbsäure, Pikrinsäure, dann die Salze der Metalloryde der Formel M, O , von der Faser niedergeschlagen, ferner Chromsäure, andere schwach, noch andere, wie die Fette, gar nicht. Gewisse Gerbmittel haben die Eigenschaft, die Faser in der Art einzuhüllen, daß das Zusammenkleben vollkommen unmöglich wird und die Haut beim Trocknen ohne weiteres Zutun sofort offen und geschmeidig austritt (Lohegerbstoff und Gerbsäure überhaupt); bei andern Gerbmitteln findet zwar ein Zusammenkleben statt, die Haut erscheint dann zwar dicht und mehr hornig nach dem Trocknen, aber der Zusammenhang der Fasern ist sehr locker und die Haut läßt sich durch Ziehen und Dehnen (Stollen) leicht und vollständig in die Beschaffenheit des Leders überführen (Alaun u.).

Die Kraft der thierischen Haut, Substanzen und Auflösungen unlöslich auf sich niederzuschlagen, beruht, wie bei Geweben überhaupt, auf der ungemainen Vergrößerung der Oberfläche durch die faserige Structur. Die Dicke der Bindegewebsfasern erreicht keinesfalls 0,01 Linien; bei dieser Dicke würden in einer 1 Linie starken Haut 100 Fasern in der Höhe und auf den Schuh Breite 10,000, zusammen 1,000,000 Fasern neben einander Raum haben. Auf einen Schuh Länge wäre die Oberfläche der Faser von 0,01 Linien Dicke 0,000,314 Quadratfuß und die Gesammtoberfläche von 1 Quadratfuß Haut oder 1,000,000 Fasern, 314 Quadratfuß. In der Wirklichkeit ist sie weit

Die Fasern nicht nur feiner, sondern durch
auch in allen Richtungen vertheilt sind.
Die ausgesprochene Ansicht, wonach das Gerben
ger, sondern ein rein physikalischer Proceß und das
in dem weitern Begriff nichts als Haut ist, in
den durch irgend ein Mittel das Zusammenkleben
beim Trocknen verhindert hat, ist diese Ansicht
, so muß auch das Umgekehrte wahr seyn und
elbst ohne alle Gerbmittel in ein Leder verwan-
delt können, wenn es auf sonst irgend eine Weise
das Zusammenkleben der Fasern beim Trocknen
verhindert. Es läßt sich dieß wirklich durch ein ex-
perimentum crucis darthun. Bedenkt man nämlich, daß
erwebfasern der Haut nur dann aneinanderkleben
können, wenn sie mit Wasser benetzt und durchdrungen
sind, der Gedanke nahe, die in Wasser erweichte
Haut eine Flüssigkeit zu bringen, welche einerseits
das Wasser aus den Zwischenräumen
während sie andererseits den Fasern die Fähigkeit
abnimmt zusammenzukleben, also Aether oder Weingeist.
Man nimmt eine reingemachte Haut, nachdem man
sie zwischen Pappier oder Luchern aber ohne Presse
abgetrocknet hat, einige Stunden lang erst in
Wasser und dann, nachdem sie abgetropft
ist, lang in absoluten Alkohol oder Schwefeläther,
um den Austausch der Flüssigkeiten zu befördern,
dann ist die Haut in einiger Entfernung vom
Feuer aufgehängt, so besteht sie nach dem Herausnehmen
in eine blendende Weiße, und eine Beschaffen-
heit, die jeden Praktiker nöthigen wird, sie als (weiße)
Leder anzusprechen. Sie ist in der That ein Leder
von Gerbestoff, welches in Wasser gebracht
Haut und im Kochen zu Leim wird. Ist der
alkoholische Alkohol noch wasserhaltig, oder der
Aether so wenig, daß er durch die eingelegte Haut
wasserhaltig wird, so erscheint die Haut nach
dem Herausnehmen nicht als Leder, aber sie läßt sich genau
in solches verwandeln. Da zu einer chemischen
Veränderung wenigstens zwei Dinge gehören, so schließt

es die Verwandlung der Haut durch Weingeist in Leder
vollständig aus, die Gerbung als das Ergebnis einer chemischen
Veränderung anzusehen.

Concentrirte Kochsalzlösung hat ebenfalls die Eigen-
schaft, den thierischen Geweben ihren Wassergehalt so weit
zu entziehen, daß sie nicht mehr zusammenkleben. Es
lag daher nahe, der Haut durch Kochsalzlösung ähnlich
wie durch Alkohol das Wasser zu entziehen, die Fasern
gleichsam in der Salzlösung auszutrocknen, so daß sie keine
Gelegenheit finden, bei dem Austrocknen aneinander zu
kleben. In der That, wenn man Haut einige Stunden
in concentrirte Kochsalzlösung mit überschüssigem Kochsalz
einweicht und dann erst zwischen Filzpapier, zuletzt an
der Luft trocknet, so zeigt sie eine entzogene, wenn
auch unvollkommene Gerbung, etwa wie schlechtgerathenes
weißgares Leder.

Welche Schlüsse lassen sich nun aus der Ansicht, daß
das Gerben nur ein specieller Fall der Färberei ist, auf
die Eigenschaften des Leders, insbesondere seinen Wider-
stand gegen Fäulnis, seine Geschmeidigkeit, sowie auf den
Gang der Gerbung ziehen?

Es wird zwar vom Leder im Allgemeinen verlangt,
daß es der Fäulnis widerstehen soll, allein dieß ist nicht
buchstäblich, sondern nur relativ zu nehmen; es widersteht
zwar im Vergleich mit der Haut außerordentlich lang,
aber nicht völlig, am wenigsten die weißgaren, am besten
die sämischen und lohgaren Leder. Die Gerbmittel, wie
Gerbsäuren, Eisen- und Thonerdesalze sind an sich styptisch
und antiseptisch; sie bilden — wenigstens die ersteren,
und auch die Fette etc. — eine der Hautfaser fest anhängende,
sie dicht umhüllende Schichte, welche die Faser gleichsam
wie mit Firnis überzieht, die Luft abhält und sie weniger
hygroscopisch macht. So wird die anscheinend so para-
doxe Thatfache, daß im Faulen begriffene Haut in eine
in Umsehung begriffene Infusion von Lohe gebracht zu Leder
wird, worin die Fäulnis des einen, sowie die Umsehung
des anderen sofort aufhört, doch einigermaßen erklärlich.

Wenn in gewissen Fällen, wie bei Lohe und Gerb-
säure, die Gerbung in Wasser, selbst in alkalisch gemachtem
Wasser, nicht mehr zurückgeht, während die Gerbung in

anderen Fällen (bei Alaun zc.) durch Wasser wieder aufgehoben wird, so ist dieß genau daselbe Verhältniß, welches man in der Färberei mit ächten und mit unächt en Farben bezeichnet.

Eine Frage von vorwiegendem Interesse ist die Zeit, welche zu einer bestimmten Gerbung nothwendig ist, die Geschwindigkeit, mit der sie vor sich geht. In allen aufgeführten Fällen der mitgetheilten Versuche sind nicht Tage, sondern nur Stunden erforderlich, oft nur eine, oder eine halbe Stunde. Man fand, daß die Raschheit der Gerbung um so größer ist, je größer die Verschiedenheit der ins Spiel kommenden Flüssigkeiten, d. h. der Flüssigkeit, mit welcher die Haut beim Einlegen imprägnirt ist und der Gerbstoffigkeit. Je größer diese Verschiedenheit ist und zwar sowohl in der Natur der Flüssigkeiten, als in ihrer Dichtigkeit, mit um so größerer Energie werden sie in einander diffundiren. Man kann daher sagen, daß wenigstens soweit die vorliegenden Versuche reichen, die Gerbung um so schneller verläuft, je energischer die Diffusion in der Haut vor sich geht. Haut im Innern mit Wasser imprägnirt, außerhalb Alkohol, Aether, syrupdicke ätherische Gerbstofflösung, Chromsäurelösung (wässrige) als Gerbstoffigkeit, solche Haut verwandelt sich in einer halben bis ganzen Stunde in Leder.

Auch andere Einflüsse wirken nebenbei auf die Raschheit der Gerbung ein. Dahin gehört die größere oder geringere Leichtigkeit, mit der das Gerbmittel durch die Flächenanziehung der Faser unlöslich gemacht wird, ferner die Natur des Behälters, worin das Gerbmittel gelöst ist. Hat dieser Behälter, wie Weingelb oder Kochsalzlösung, schon an und für sich die Eigenschaft, die Faser in den Zustand der Gerbung zu versetzen, oder nahezubringen, so wird die Raschheit der Gerbung sehr erhöht.

Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß die Dicke der Haut für die Dauer des Gerbens in hohem Grad maassgebend ist. Kalbfelle oder Lammfelle, welche man bei obiger Angabe im Auge hatte, bedürfen natürlich weniger Zeit, als halbzollbilde Rindshäute. Bekanntlich ist die Gerbung mit Gerbstoff der Elchenlohe diejenige, welche bei weitem am meisten Zeit und somit Betriebscapital in

Anspruch nimmt. Bei starken Sohledern sind bis zu drei Jahren nöthig, um sie gar zu machen, und alle Methoden, die Zeit abzukürzen, sind auf Kosten der Qualität gelungen. Bei der fast völligen Unkenntniß des Lohrindengerbstoffs, in der wir uns befinden, fehlen zur Zeit alle Anhaltspunkte, um einen bestimmteren Schluß auf die Ursache zu ziehen.

Ist die Gerberei nur ein besonderer Fall der Färberei, so kann darum nicht vorausgesetzt werden, daß jede Färbung der Haut auch nothwendig mit einer Gerbung verbunden seyn müsse. In einer Indigkuppe ausgefärbt und dann der Luft ausgesetzt, färbt sich die Haut tief und saubler blau, in ein Infusum von Rußschalen tief schwarzbraun. In beiden Fällen — soviel man sich auch Mühe gab, das Alkali der Indigkuppe durch Säuren und Auswässern fortzuschaffen — entsteht nach dem Trocknen eine dichte hornige Masse, aber kein Leder. Offenbar besitzen diese Farbstoffe eher die Eigenschaft, die Hautfasern an einander zu leimen, als sie am Zusammenkleben zu hindern.

Dieser Erfahrungen mit Indig und Rußschalen ungeachtet lag es nahe, die über das Wesen des Leders und der Gerberei gewonnenen Ansichten über die Gränzen der jetzigen Praxis auszudehnen, um zu sehen, ob nicht sonst praktisch brauchbare Methoden daraus abzuleiten seien, ob nicht etwa die Färberei in ihren Kunstgriffen und Erfahrungen mit Vortheil für die Gerberei ausgebeutet werden kann.

Nun ist es eine bekannte Erfahrung in der Färberei, daß eine färbende Verbindung sich dann am dauerhaftesten und haltbarsten auf der Faser befestigt, wenn sie unmittelbar auf der Faser selbst niedergeschlagen wird. Man wählte also Körper, die sich einerseits auf diese Art festsetzen lassen, andererseits voraussichtlich das Zusammenkleben der Faser möglichst verhindern und endlich, während sie in den Bedingungen einer raschen Gerbung genügen, sich der Geschmeidigkeit der Hauptfaser anschmiegen, während sie zugleich der auflösenden Kraft des Wassers widerstehen.

Die gerbende Eigenschaft des Eisenoxyds ist bekannt, aber man hat bis jetzt kein brauchbares Mittel daraus erhalten, theils weil man es seiner Farbe wegen als Surrogat des lohlgaren Leders und mit diesem

anwenden wollte, theils aus mangelhafter Kennt-
 nissen der Lederbildung. Eisenoxyd- und
 Salze haben beide in eminentem Grad die Eigen-
 schaft in Leder zu verwandeln. In einer Auflösung
 von Eisenoxyd oder besser salzsaurem Eisenoxyd färbt sich
 das Leder schön rothbraun, in einer solchen von salzsaurem
 Chromoxyd schön blaugrau, allein nach dem Trocknen bildet
 es ein hartes, schlechtes, narbenbrüchiges, oft ganz sprödes
 Leder, wenn die Gerbflüssigkeit möglichst
 keine freie Säure enthält. Von der Art sind
 die Gerbearten, wie man sie bisher gewöhnlich dargestellt
 hat, an wenn auch die freie Säure völlig aus dem
 Leder entfernt ist, so versetzt doch die saure Reaction der frag-
 lichen Gerbearten die Haut in einen Zustand, welcher das Pro-
 dukt leicht benachtheiligt. Eine ausgesprochene neu-
 trale alkalische Reaction versetzt die Haut in den Zu-
 stand einer Schwellung, welchen Zustand sie in und nach
 der Gerbung beibehält. Leder von geschwollener Haut, wie
 es ist, wenn auch noch so gar, blickt, straffer
 aus, als Leder von nicht geschwollener Haut. Die
 Action der Eisensalze und Chromsalze macht selbst bei
 äussern ein allzustarkes, besonders dem Narbenbruch
 fähiges Leder. Versetzt man dagegen die salzsaure
 Gerbeart mit Oxyd vor dem Gerben allmählig mit so viel
 Natron, als sie verträgt, ohne einen bleichen-
 erschlag zu bilden, so hat man den doppelten
 Vortheil, dass die Verbindung des Oxyds auf diese Art
 sehr leicht auf die Faser niedergeschlagen, dass
 die Reaction auf die Haut (wenn auch nicht auf
 die Faser) gehoben, und dass endlich eine dem Zusatz
 entsprechende Menge Kochsalz gebildet wird. Es
 ist mit andern Worten eine so präparirte Eisen-
 oxydlösung zu der einfachen salzsauren, wie
 die Lösung der Gerber zu Chloraluminium. Aus
 dieser Lösung gerben sich nun die Häute ohne Vergleich
 besser und mit voller Geschmeidigkeit. Sie bedürfen wie
 das gewöhnliche Leder vor der völligen Trockne des Stollens, d. h.
 der Trennung der Fasern durch Dehnen und Ziehen.
 In statt der wässerigen ebenso präparirte weingelbliche
 von salzsaurem Thonerde, Chromoxyd und Eisen-

oxyd, so geht die Gerbung überraschend leicht vor sich und
 die Leder haben nicht einmal das Stollen mehr nothwendig.
 Immer haben sie jedoch mit den weingelblichen gemein, dass
 sie im Wasser die Gerbung verlieren und deshalb nur
 für Gegenstände brauchbar sind, die nicht mit Feuchtigkeit
 in Berührung kommen. Um ihnen Widerstand gegen dieses
 Element zu geben, sucht man die genannten Metalloxyde
 auf der Faser in unlösliche Verbindungen überzuführen,
 welche zugleich möglichst der Biegsamkeit und Weichheit der
 Hautfasern sich anschmiegen, die Raschheit der Gerbung
 möglichst befördern und möglichst haltbar auf der Faser
 fixirt sind. Unter allen Verbindungen der in Rede stehenden
 Metalloxyde erscheinen zu diesem Zweck keine geeigneter,
 als die mit den fetten Säuren, also die Thonerde-, Eisen-
 und Chromoxydsalze. Sie sind im Wasser unlöslich, im
 trocknen Zustande mehr wachsartig biegsam als spröde,
 besitzen die Farbe der zu Grund liegenden Oxyde, und ge-
 währen den Vortheil, dass sie sich durch doppelte Färbung
 aus in Wasser löslichen Verbindungen herstellen lassen.
 Dabei kommt der bekannte Erfahrungsgrundsatz der prak-
 tischen Färberei zur Anwendung, dass ein Stoff sich dann
 am dauerhaftesten und haltbarsten auf die Faser fixiren
 lässt, wenn er unmittelbar aus seinen Bestandtheilen auf
 die Faser niedergeschlagen wird. Der Erfolg entsprach in
 jeder Beziehung der Erwartung.

Zum Behuf dieser neuen Art von Gerbung bereitet man
 zwei Bäder, eines mit Seifenwasser und eines mit der auf
 obige Weise bereiteten Salzlösung. Zu dem Seifenbad
 ist ihrer vollständigen Auflöslichkeit wegen Schmierseife besser
 als die in der Kälte nur theilweise lösliche gewöhnliche
 harte Seife. Gemeine Schmierseife beeinträchtigt jedoch
 die Reinheit der Farbe des Leders einigermaßen, was bei
 gewöhnlicher Sodaseife nicht der Fall ist. Wo es daher
 besonders darauf ankommt, eine reine Farbe zu haben, wie
 beim weissen Alaunleder, thut man am besten, eine Schmier-
 seife aus Kalllauge und reinerem Fett (Falg &c.) zu verwenden.
 Die Seifenbäder müssen verdünnte sein, d. h. nicht mehr
 als $\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{30}$ Seife enthalten, und wenn sie aus Soda-
 seife hergestellt sind, etwa 30° R. warm sein, was bei
 Schmierseife nicht nothwendig ist. Die Auflösung der

gerbenden Salze soll ebenfalls etwa $\frac{1}{20}$ daran enthalten. Man bringt die Blößen zuerst in die Salzlösung, bewegt sie darin fleißig, nimmt sie öfters heraus zum Abtropfen, legt sie wieder ein u. s. f., bis sie gehörig mit angezogen haben und imprägnirt sind, wozu 1 bis 2 mal vierundzwanzig Stunden hinreichen. Nachdem sie zum letztenmal abgetropft sind, kommen sie zum Ausgerben in die Seifenlösung, ebenfalls 1 bis 2 mal vierundzwanzig Stunden. Durch die äußerlich anhängenden Reste der Salzlösung, die man vor dem Einlegen in das Seifenwasser nie völlig entfernen kann, bildet sich stets etwas Niederschlag auch außerhalb der Haut, der sich ohne weitem Nachtheil zu Boden setzt. Nach der Gerbung werden die Häute abgespült und getrocknet. Bedient man sich für diese Gerbmethode weingeistiger Lösungen von Seife und Gerbsalz, so ist dies der Höhepunkt von Raschheit und Vollständigkeit der Gerbung; die Leder kommen so zu sagen schon zugerichtet aus der Brüche, weich und geschmeidig.

Wie man sieht, ist diese Gerbung mit unlöslichen Seifen, wenn auch keineswegs im Princip, doch in der Tendenz der aus der Wels- und Sämlischgerberei gemischten ähnlich. Das mit Alaun und Seife gegerbte Leder ist weich und besitzt statt der trocknen anzufühlenden fast kreidigen Oberfläche der rein alaungaren Leder, eine welche mehr glänzende und fettig anzufühlende Oberfläche, wie dies auch bei den Eisen- und Chromoxybledern der Fall ist. Die Farbe dieser ist gerade so, wie bei der Gerbung mit Dryden für sich, bei Eisen rothbraun, bei Chrom graublau; gerbt man aus einer Flüssigkeit, welche Eisen- und Chromoxydsalze gemischt enthält, so entsteht eine Farbe, welche bei richtigem Verhältniß der der lothgaren Leder bis zur Fälschung ähnlich gemacht werden kann.

Nach demselben Princip läßt sich eine Art sämliches Leder erzeugen, wenn man eine Blöße abwechselnd mit einer Lösung von Seife in oben bezeichneter Stärke und verdünnter Säure behandelt, so daß sich die fetten Säuren in der Faser niederschlagen, nur muß man in diesem Fall noch verdünntere Lösungen nehmen und das Leder nach der Gerbung gut auswässern. Am besten gelingt es, die Haut zuerst in das angesäuerte Wasser, dann in das Seifenwasser zu legen,

dieß zu wiederholen zwei bis dreimal, bis eine Probegaren Schnitt zeigt, dann die Haut erst zu trocknen und nach dem Trocknen mit dem Schwamm von der anhängenden Seife zu befreien.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß sich ein vorzüglich schönes weißes Glanzleder erzeugen läßt, wenn man das rein gemachte Lamm- oder Ziegenfell, wie es zu Glacéhandschuhen gebraucht wird, in einer gesättigten weingeistigen lamm Stearinsäurelösung ausgerbt, wozu man das unter diesem Namen vorkommende Product der Stearinfabriken verwenden kann. Das so erzeugte Leder ist sehr geschmeidig und zülig, von weißerer Farbe als gewöhnliches Glacéhandschuhleder und hat einen ganz besonders schönen natürlichen Glanz der Narbe.

Verbesserungen in der Schnellgerberei,

auf welche der Lederfabrikant Christian Knoderer in Straßburg am 3. August 1857 ein Privilegium für das Königreich Bayern für den Zeitraum von 2 Jahren erhalten hat.

(Mit Abbildung auf Blatt XI Fig. 6 u. 7 und Blatt XII Fig. 8—13.)

Obgleich das jetzt nachgesuchte Patent auf derselben Grundlage beruht wie dasjenige, welches ich früher in mehreren Staaten nachgesucht habe, so unterscheidet es sich doch von letzterem wesentlich durch einen Zusatz, welcher die Ergebnisse abändert. Ich stellte schon als Princip bei dem Entwickeln der Unterstüßungsgründe, daß bei meinem Verfahren zu gerben eine der Hauptursachen der Beschleunigung darin liege, daß die Luft von jeder Berührung mit dem Gerbestoff und den in ihn getauchten Häuten gesperrt werde.

Die Erfahrungen, welche ich seitdem hietzu gemacht habe, haben mir bewiesen, daß der angegebene Grund zwar seine völlige Richtigkeit hat, daß jedoch die zu praktischer Ausführung vorgeschlagenen Mittel in sehr ungenügend seien, weil die Tonnen zwar gegen den Zutritt der Flüssigkeit völlig hermetisch verschlossen sind,

zureichend jedoch sich dem stetigen Einbringen der Luft widersetzen. Ueberbleib sind meine Tonnen stets nur bis zu drei Viertel gefüllt, zuweilen noch weniger; demnach enthalten sie mehr Luft in sich, als zur Zersetzung des Gerbestoffs nöthig ist, wodurch die Einwirkung dieses letzteren auf die Häute beträchtlich vermindert wird.

Es kam daher auf die Lösung der Aufgabe an, wie man nicht bloß verhindern könne, daß die Luft mit dem Gerbestoff und den Häuten in Berührung komme, sondern überhaupt, wie die Luft so viel als möglich von den letzteren zu entfernen sei. Diese Aufgabe zu lösen, blieb nichts übrig, als das Gerben im luftleeren Raum. Dieses wäre nun im Kleinen vermittelt einer Luftpumpe oder eines Ballons von Glas oder Kupfer leicht auszuführen, für die Fabrikation im Großen jedoch zeigten sich ernstliche Schwierigkeiten; denn es kam auch darauf an, jede Berührung des Gerbestoffs mit dem Eisen, dem Gußeisen oder dem Eisenbleche zu verhüten, weil hierdurch die eingetauchten Häute sich schwärzen würden, und das Zink hiezu nicht brauchbar ist, indem es sehr bald von dem Gerbestoff angegriffen wird. Es bleibt nur

das Kupfer, welches aber sehr theuer ist und unter dem Einfluß von Hitze und auf die Länge gleichfalls die Farbe des Leders dunkelt.

Was das Holz betrifft, so war an dessen Anwendung nicht zu denken, wegen dessen großer Porosität, welche noch dazu mit der Luftverdünnung im Verhältniß zunimmt, so daß es fast unmöglich ist, es dazu vollständig einzurichten, bevor man Mittel gefunden hat, die Poren desselben mit einem Stoffe auszufüllen, welcher den Durchgang der Luft zu verhindern im Stande ist. Hat man einen solchen Stoff und die Art, ihn auf das Holz aufzutragen, gefunden, so war die Aufgabe für die Gewerbe in der weitesten Ausdehnung gelöst, weil man nun mittelst des luftleeren Raumes eben sowohl in der Grube, oder Bütte, d. h. im unbeweglichen Zustand gerben konnte, als indem man die Einwirkung der Luftleere mit derjenigen der Bewegung und der Hitze in Verbindung setzt.

Folgendes Täfelchen wird übrigens durch den angegebenen Zeitunterschied zeigen, um wie viel das Gerbefahren nach beiden Arten der Ausführung beschleunigt werde.

Zeitdauer des Gerbens mittelst des luftleeren Raumes in der Grube.	Zeitdauer des Gerbens mittelst des luftleeren Raumes, in Verbindung mit der Einwirkung einer rotirenden Bewegung und der sich hieraus ergebenden Hitze.																												
<table> <tr><td>Kalbfelle</td><td>von 6 bis 10 Tagen</td></tr> <tr><td>Rosshäute</td><td>" 35 " 40 "</td></tr> <tr><td>Leichte Kuhhäute</td><td>" 30 " 35 "</td></tr> <tr><td>Kuhhäute mittlerer Sorte</td><td>" 40 " 45 "</td></tr> <tr><td>Starke Kuhhäute</td><td>" 50 " 60 "</td></tr> <tr><td>Rindshäute leichter und mittlerer Sorte</td><td>" 50 " 60 "</td></tr> <tr><td>Rindshäute und Stierhäute erster Qualität</td><td>" 70 " 90 "</td></tr> </table>	Kalbfelle	von 6 bis 10 Tagen	Rosshäute	" 35 " 40 "	Leichte Kuhhäute	" 30 " 35 "	Kuhhäute mittlerer Sorte	" 40 " 45 "	Starke Kuhhäute	" 50 " 60 "	Rindshäute leichter und mittlerer Sorte	" 50 " 60 "	Rindshäute und Stierhäute erster Qualität	" 70 " 90 "	<table> <tr><td>Kalbfelle</td><td>von 4 bis 7 Tagen</td></tr> <tr><td>Rosshäute</td><td>" 14 " 18 "</td></tr> <tr><td>Leichte Kuhhäute</td><td>" 12 " 16 "</td></tr> <tr><td>Kuhhäute mittlerer Sorte</td><td>" 18 " 20 "</td></tr> <tr><td>Starke Kuhhäute</td><td>" 22 " 30 "</td></tr> <tr><td>Rindshäute leichter und mittlerer Sorte</td><td>" 22 " 30 "</td></tr> <tr><td>Rindshäute und Stierhäute erster Qualität</td><td>" 35 " 40 "</td></tr> </table>	Kalbfelle	von 4 bis 7 Tagen	Rosshäute	" 14 " 18 "	Leichte Kuhhäute	" 12 " 16 "	Kuhhäute mittlerer Sorte	" 18 " 20 "	Starke Kuhhäute	" 22 " 30 "	Rindshäute leichter und mittlerer Sorte	" 22 " 30 "	Rindshäute und Stierhäute erster Qualität	" 35 " 40 "
Kalbfelle	von 6 bis 10 Tagen																												
Rosshäute	" 35 " 40 "																												
Leichte Kuhhäute	" 30 " 35 "																												
Kuhhäute mittlerer Sorte	" 40 " 45 "																												
Starke Kuhhäute	" 50 " 60 "																												
Rindshäute leichter und mittlerer Sorte	" 50 " 60 "																												
Rindshäute und Stierhäute erster Qualität	" 70 " 90 "																												
Kalbfelle	von 4 bis 7 Tagen																												
Rosshäute	" 14 " 18 "																												
Leichte Kuhhäute	" 12 " 16 "																												
Kuhhäute mittlerer Sorte	" 18 " 20 "																												
Starke Kuhhäute	" 22 " 30 "																												
Rindshäute leichter und mittlerer Sorte	" 22 " 30 "																												
Rindshäute und Stierhäute erster Qualität	" 35 " 40 "																												

Bei jeder der beiden Methoden ergibt sich gleichmäßig eine Ersparniß an Rinde von 75 %.

Beschreibung der beweglichen Tonne und der Luftpumpe.

Fig. 6 auf Blatt XI stellt im senkrechten Durchschnitte eine bewegliche Tonne dar zum Behuf des Ausgerbens im luftleeren Raum, die zu diesem Zweck mit einer Luftpumpe versehen ist.

Fig. 7 zeigt uns eben dieselbe im horizontalen Grundriß zur Hälfte im Durchschnitte und zur Hälfte von außen.

Fig. 8 (Tafel XII) ist eine äußere Seitenansicht.

Die Figuren 9 und 10 zeigen in vertikalen Durchschnitten auf einander senkrecht, die von der Tonne abgeforderte Luftpumpe.

Die Dauben A der Tonne sind von Eichenholz, sowie die beiden Bodenbretter B, welche äußerlich durch die beiden gerippten Platten von Gußeisen C bedeckt sind. An diese Platten sind die Zapfen a und a' angegossen, welche in den Zapfenlagern b liegen. Der Zapfen rechts ist durchbohrt, jedoch durch die Kappe c verschlossen; auch der Zapfen links ist nach beiden Seiten durchbohrt und mit einem Rohre von Bronze D versehen, durch welches die Pumpe mit dem Inneren der Tonne communicirt.

An dem Rohre selbst sitzt wieder senkrecht ein zweites Rohr E von Kupfer vertikal zwischen dem Bodenbrett B und dem Doppelboden von Holz F durchbohrt von Löchern und aufgestellt, um es vor den Häuten zu schützen, welche in der Tonne enthalten sind und durch die dieser Tonne mitgetheilte Umdrehung bewegt werden.

Die Röhren D und E nehmen an dem Umschneidung der Tonne nicht Theil, sondern sind fest, und damit die Luft während jener Umdrehung nicht eintreten kann, so hat das Rohr D einen Ansatz d und der Zapfen a eine Stopfbüchse e. Eben dasselbe Rohr hat auch ein Füßrohr von Bronze G mit einem Hahne g und einem Manometer f, durch welchen man den Grad der im Innern der Tonnen mit Hilfe der Luftpumpe H erreichten Luftverdünnung messen kann.

Diese Pumpe besteht aus einem cylindrischen Stiefel von Gußeisen mit einer Höhlung in seinem oberen Theile zur Aufnahme einer bestimmten Menge Flüssigkeit, die

über die Stopfbüchse h zum Behuf eines hydraulischen Verschlusses aufgegoßen wird. Am Boden ist der Stiefel durch eine Scheibe von Bronze L geschlossen, an welcher sich ein Saugventil l und zwei Leitröhren m befinden. Das eine dieser Leitern steht durch das kupferne Rohr M mit den Röhren D und F im Innern der Tonne in Verbindung, das andere wird mit einem Stöpsel verschlossen, oder es führt nach einer zweiten ähnlichen Tonne, welche in einiger Entfernung von der ersten steht.

Der Kolben N ist von Gußeisen und mit dem Ablass-Ventil n versehen. Er läßt sich geradlinig hin- und herbewegen durch irgend eine Triebkraft, welche die an den Kolben gebundene Stange O in Bewegung setzt. Außerdem sitzen am Kolben noch die beiden Ohren von Eisen o mit Lagern von Bronze, die sich verschieben, indem sie die beiden an dem Pumpenstiefel befestigten vertikalen Leitstangen p umschließen.

An der Tonne sind zwei Oeffnungen P und Q angebracht. Die erstere (s. Fig. 7) dient zum Einstecken des Rohres E und wird mit einem Stöpsel von Bronze hermetisch verschlossen; die zweite aber ist weiter nichts, als das Arbeitsloch von Bronze oder Messing, durch welches man die Häute einpackt, und durch welches man zum Behuf der Reinigung in das Innere der Tonne gelangen kann.

Die Umdrehung der Tonne wird direkt durch einen Treibriemen bewirkt, der sich von der Peripherie der hölzernen Rolle R aus um die Dauben schlingt.

Zwischen dem Boden B und den beiden gußeisernen Platten C liegen Kautschukblätter von einigen Millimetern Dicke und die Außenseiten der Dauben sind mit einer doppelten Schicht von Guttapercha überzogen, welches durch Zusatz von leichtem Steinkohlen-Öel und Leinöl flüssig gemacht ist. Dieser mit dem Pinsel heiß aufgetragene Anstrich wird mittelst eines heißen Bügels in das Holz gepreßt, wodurch, wie gesagt, die Poren des Holzes so verschlossen werden, daß die Luft nicht eindringen kann, und dadurch die mittelst der Luftpumpe erzeugte Luftleere während der ganzen Dauer der Arbeit in gleichem Grade erhalten wird.

bung des Gerbefassens oder der Gerbergrube im luftleeren Raum.

11 auf Tafel XII zeigt einen Gerbefass in senkrechter, halb im Aufschnitt, halb in äußerer Ansicht. 12 zeigt eben denselben im horizontalen Grundriss, Hälfte von oben äußerlich gesehen, und zur Durchsicht.

13 ist ein Seitenaufriss, auf dieselbe Art be-

14 zeigt in einem größern Maßstabe den Hahn, welcher die Verbindung des Kastens mit der Luftpumpe vermittelt.

15 zeigt im Einzelnen, wie der Deckel auf dem Hahn sitzt.

Der Gerbefass ist aus Eichenholz erster Qualität. Die Bohlen S der Seitenwände und des Bodens sind mittelst Zapfen und Falze in einander ge-
wie vier Seitenwände in dem Boden durch die

Diese Einfügung wird noch verstärkt durch Leisten, die 8 Centimeter von einander abstehen, deren Enden sind mit einer dreieckigen Leiste versehen, welche durch Haken an dem Kasten festge-

Der Boden des Kastens so wie der Deckel sind mit 3 Querleisten gleichfalls von Eichenholz und sind von einander eingefügt, verbunden und fest-

Der Deckel schließt genau an die senkrechten Seitenwände des Kastens an, und damit letzterer ja recht hermetisch geschlossen ist, bildet ein Streifen Kautschuk entlang der Fugen und bedeckt zu demselben Zweck einen Theil der Seitenwände. Dieser Kautschukstreifen ist kräftig zwischen die Seitenwände und den Deckel mit 38 Schließbolzen a (s. Fig. 15) eingeklemmt, die in den eisernen Umkleidungen U, die den Kasten in der Richtung zusammenhalten, aus dem Ganzen sind. Eine broncene Platte V des Hahns v, welcher mit einem Schutzhut v' versehen ist, stellt die Verbindung des Kastens mit der Luftpumpe her, ist um seine Dicke in der Fläche des Deckels eingeschnitten, und ruht auf einer Scheibe von Kautschuk, die stark mit

hölzernen Schrauben angepresst ist, um die Platte mit dem Deckel zu verbinden.

Wenn man den Kasten füllen oder ihn ausleeren will, so wird der Deckel von 4 Menschen mittelst Hebel abgenommen, welche in die eisernen Ringe X am Deckel gesteckt werden.

Der ganze Kasten wird von außen, sowohl an den Seitenwänden als am Boden und Deckel gleich den Dauben der Tonne, mit einer doppelten Schicht von geschmolzener Gutta-Percha überzogen, ganz so, wie es oben gesagt ist.

Beschreibung der Arbeit.

Sobald die Häute aus der Flusswäsche kommen, bringt man sie unter eine kräftige Presse, damit alles Wasser, das sie noch enthalten, so viel als möglich ausgetrieben werde.

Nachdem dieses geschehen ist, schichtet man sie in Tonnen, ähnlich der auf Blatt XI dargestellten, nebst der zu ihrer Ausgerbung erforderlichen Menge von Rinde oder einem andern Gerbestoffe. Auf dieses gießt man nun so viel Wasser oder Gerberbrühe, als zu einer tüchtigen Anfeuchtung nöthig ist. Hierauf schraubt man den Deckel von Bronze oder Kupfer q auf die Oeffnung Q der Tonne und pumpt dann die Luft soviel als möglich aus. In dem Maße, wie die Luftverdünnung fortschreitet, erweitern sich die Poren der Häute, und finden sich auf diese Art zur Aufnahme des Gerbestoffes vollständig zubereitet.

Sobald die Luftleere ganz erreicht ist, schließt man den Hahn g zu, setzt auf das Leitrohr m eine Röhre von Blei, die mit einer großen Bütte oder mit irgend einem Behälter communicirt, der je nach der Menge der in der Tonne befindlichen Häute vorher mit einer mehr oder minder starken Lohbrühe gefüllt ist.

Da das andere Ende der Röhre in die Brühe eintaucht, so braucht man nur den Hahn zu öffnen, damit die Brühe, welche sich nun gänzlich in der Bütte oder dem Behälter befindet, durch den bloßen Druck der äußeren Luft mit großer Kraft in das Innere der Tonne getrieben werde.

Sollte die zu füllende Tonne mehr Flüssigkeit fas-

sen, als der Rauminhalt der Wütte oder des Behälters, so müßte man dafür sorgen, daß der Fahn g verschlossen würde, und wenn das Leitrohr nicht um mehr als 0,08 bis 0,10 in die Flüssigkeit des Behälters eintauchte, so müßte man in diesem Falle, um das Eindringen der Luft in die Tonne zu verhüten, dieselbe mit frischer Brühe versehen, um dann dieselbe Arbeit von Neuem zu beginnen.

Sobald die Tonne mit den zu gerbenden Häuten hinreichend mit Brühe gespeist ist, so verschließt man den Fahn, legt den Leitriemen um die Rolle R, und setzt so die Tonne eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, oder eine Stunde, je nach der Menge von Häuten in der Tonne, in Umschwingung; dann läßt man sie 1, 2 oder 3 Stunden ruhen und dreht sie hierauf vom Neuen noch einmal so lange als das erste Mal. Auf diese Art fährt man nun fort, indem man die Ruhezeit immer mehr abkürzt, dagegen die der Bewegung verlängert, bis endlich die Bewegung eine stetig fortwauernde ist.

Verbindet man nun auf diese Art die drei Mittel: die Luftverdünnung, welche das Zellengewebe der Haut ausdehnt und die Bildung der Gallussäure verhindert; — die Bewegung, welche die Persezung der Rinde beschleunigt und ein stetiges Auswalken der Häute bewirkt; — und die Wärme, welche die unvermeidliche Folge der Bewegung ist und welche die Verbindung des in dem Zellengewebe der Häute enthaltenen Gallertstoffes mit dem Gerbestoff bedeutend erleichtert, so kann man endlich dazu gelangen, daß die Häute gründlich ausgegerbt sind und zwar mit einer Zeitersparniß, wie sie die obige vergleichende Tabelle anglebt.

Auf dieselbe Art kann man nun auch beim Gerben in der Grube verfahren. Da indeß hier weder eine Umdrehung, und demzufolge weder Reibung noch Wärmeerzeugung stattfindet, sofern man nicht etwa heißes Wasser anwendet, so erfordert das Ausgerben der verschiedenen Sorten von Häuten einen Zeitverlauf, welcher mit dem in der vergleichenden Tabelle angegebenen übereinkommt.

Maschine zum Nähen aller Gattungen von Zeugen und Leder,

auf welche Benjamin Moore aus Neu-York am 18. November 1854 ein Einführungs-patent für das Königreich Bayern auf $4\frac{1}{2}$ Jahre erhalten hat.

(Mit Abbildungen auf Blatt XL Fig. 1 — 5.)

Die große Nützlichkeit dieser Maschine bedarf keiner weiteren Erörterung, da die Naht dauerhaft und sauber ist, und man nicht nur geradlinige Nähte darauf machen, sondern in jeder beliebigen Kurve nähen kann.

Der Apparat ist auf beifolgender Zeichnung Fig. 1 im Vorderansicht, Fig. 2 im Seitenansicht, Fig. 3 im horizontalen Durchschnitt nach der Linie A B dargestellt.

Die Nadel a macht, an dem Schlitzen b befestigt, eine vertikale, auf- und niedergehende Bewegung, und führt den Faden, der sich von der Spule abwickelt und durch ein nahe an der Spitze befindliches Loch geht, durch ein in der Platte d befindliches Loch. Unterhalb der Platte d ist in der gehobelten Nute e eine kleine, vertikale, halbrunde Nute, um die Nadel aufzunehmen, damit diese dem Schiffschen f, in welchem eine zweite Spule befindlich ist, gestattet, gerade in dem Augenblick mit seiner Spitze an der Nadel vorbeizugehen, wo letztere sich bereits wieder etwas gehoben hat und der Faden eine Schleife bildet.

Durch diese Schleife führt das Schiffschen einen neuen Faden, der sich durch die Löcher g g Fig. 4 und von der Spule abwickelt.

Wenn das Schiffschen mit seinem abgerundeten Hintertheil fast an der Nadel vorbei ist, zieht diese den Faden durch ihr Aufsteigen vom Hintertheil herank, dann kehrt das Schiffschen in seine erste Stellung zurück.

Das Schiff f wird bewegt durch einen Mitnehmer, der jedoch so viel Spielraum gewährt, daß die Spule erst auf das Schiffschen und dann von ihm herabgezogen werden kann.

Der Mitnehmer h ist an einem horizontalen Schlitzen i befestigt. Die beiden Schlitzen b und i

elbe Weiſe bewegt durch die excentriſchen Zapfen , an den Wellen m und n beſindlich.

e Bewegungen der Nadel und des Schiſſchens laſſen ſt reguliren durch die Verdrehung der Scheiben o an denen die excentriſchen Zapfen befeſtigt ſind.

if den Enden der beiden Wellen m und n ſitzen große Zahnräder q und r feſt, welche beide durch

s, an dem eine Kurbel ſitzt, bewegt werden.

is Zeug, welches zuſammengenäht werden ſoll, wird Fläche t des Geſtells gelegt, deren Vertiefungen

her durch ein Paar dünne Blechplatten, die von Seiten in den Schwalbſchwanz u geſchoben wer-

echt ſind, ſo daß über dieſer Fläche nur die kleine l ſichtbar iſt, und mit dieſer in gleicher Höhe ein

r geriffelten Walze v, durch deren intermittirende ng mit Hilfe des auf dieſelbe drückenden Dau-

r das Zeug nach jedem Stich weitergerückt wird, eine geradlinigte Naht entſteht; will man die

i Bogen führen, oder im Winkel wenden laſſen, ne Führung mit der Hand erforderlich.

r Daumen w iſt an einem Niegel x befeſtigt, h die Spiralfeder y nach unten gedrückt wird, ſo-

n den um den Punkt z drehbaren Stift a ſeltr-
reht.

e Walze v wird bewegt durch die um dieſelbe ge-
ie Schnur, deren Enden an den Federn β und γ
ſind.

e Feder γ iſt mit ihrem Ende angenietet an einem
i δ der Welle ϵ , an der noch ein anderer
ſitzt.

terer wird bei jeder Umdrehung der Welle n durch
dieſer befeſtigten Daumen η nach unten gedrückt,

die Schnur etwas bewegt wird. Sobald der
 η aufhört zu wirken, kehrt die Schnur in ihre

lage zurück, nimmt aber bei ihrer jetzt geringeren
ig die Walze v nicht wieder mit zurück, weil dieſe

e Bremsvorrichtung δ an der Bewegung gehin-

d.
ch die Schraube κ , die mit einer gerändelten Ge-
r verſehen iſt, läßt ſich die Schnur mehr oder

weniger ſtraff anſpannen, und dadurch werden längere oder
kürzere Stiche erzielt.

Fig. 5 deutet die Art an, in welcher der Nadel und
dem Schiſſchen ihre Bewegung dargeſtellt mitgetheilt wird,
daß ſie während einer Hälfte der Umdrehung der Welle
ſtill ſtehen und während der anderen Hälfte ihren Weg
hin und her machen.

Während der excentriſche Zapfen von C nach D die
untere Hälfte ſeines Kreiſes durchläuft, ſteht der Schliß,
der an dem Schlitzen feſtſitzt, ſtill; und während er von
D nach C die obere Hälfte durchläuft, geht der Schlitten
von der tieſten Stellung bis in die hier gezeichnete höchſte
Stellung und von dieſer bis in die tieſte zurück.

Die nöthige Straffheit des Fadens, der durch die
Nadel geht, wird durch eine Federvorrichtung λ bewirkt,
die beim Heruntergehen der Nadel den Faden etwas feſt
gegen den Schlitten drückt; ſie wird durch eine an der
Scheibe o befeſtigte Naſe in Thätigkeit geſetzt.

Leuchtgas aus Torf.

Das in München erſcheinende „Journal für Gas-
beleuchtung“ bringt im Novemberhefte d. J. nachſtehende
drei Berichte über Leuchtgasbereitung aus Torf. Die Verſuche
ſind neuerdings bei Gelegenheit näherer Unterſuchung eines
im Herzogthume Salzburg, in der Mitte des Stirlinger
Waldes belegenen großen Torflagers, des ſogenannten
Biermooses angeſtellt worden.

Als Profeſſor Pettenkofer vor etwa 8 Jahren mit
einer Methode hervortrat, aus Holz gutes Leuchtgas dar-
zuſtellen, war damit auch die Möglichkeit gegeben, Torf
zur Beleuchtung zu verwenden; denn die Methode iſt auf
Pflanzenfaſer jeder Art, und was ihr nahe ſteht, anwendbar.
Daß an Pettenkofer und Ruland unterm 24. Febr.
1851 ertheilte bayeriſche Privilegium lautet bereits „auf
Bereitung von Leuchtgas aus der Pflanzenfaſer überhaupt,
inbeſondere aber aus Holz und Torf.“ In der Holzgas-
anſtalt des Eiſenbahnhofes zu München, wo das erſte
Holzleuchtgas dargeſtellt wurde, ſind auch ſchon vor meh-
reren Jahren die erſten gelungenen Verſuche der Beleuch-

tung mit Torfgas ausgeführt worden. Bettendorfer stellte es von Anfang als eine bloße Frage des ökonomischen Calculs hin, ob Holz- oder Torfgas zu verwenden sei, wobei lediglich die Preise für Holz und Torf und der Werth der Nebenprodukte (Kohlen, Theer und Gistig) den Ausschlag zu geben hätten. Bei den steigenden Holzpreisen scheint es jetzt gemäß, jetzt auch an die Verwendung von Torf zur Gasbeleuchtung zu denken, und die nachfolgenden Versuche sind von diesem Gesichtspunkte aus gewiß von großem Interesse.

I.

Versuche, angestellt in der Holzgasfabrik der k. k. Irrenheilanstalt in Wien.

Die Proben fanden Statt mit dem Apparate, sowie er seit 4 Jahren zur Holzgasbereitung verwendet wird, ohne daß irgend eine Veränderung oder besondere Vorkehrung daran vorgenommen worden wäre.

Sie wurden geleitet durch Herrn W. Körner aus Lambach und den Gefertigten.

Der Torf kam in gutem, trockenem Zustande in die besagte Gasfabrik, wurde jedoch noch auf dem Retortenofen und in der Trockenkammer weiter getrocknet, wobei sich ein Gewichtsverlust von circa 14% ergab.

Nach 10 bis 12 Stunden war der Torf vollkommen ausgetrocknet, und es zeigte sich keine weitere Gewichtsabnahme bei längerer Belassung auf dem Ofen. Es wurde eine Retorte zehnmal nach einander ohne Unterbrechung mit getrocknetem Torf geladen, wie folgt, und mit folgendem Ergebnisse, nemlich:

1.	Ladung, bei welcher	56 Pfd. Torf	gaben	300 Cubikfuß
2.	" " "	60 " " "	"	250 "
3.	" " "	71 " " "	"	325 "
4.	" " "	65 " " "	"	300 "
5.	" " "	60 " " "	"	300 "
6.	" " "	60 " " "	"	325 "
7.	" " "	60 " " "	"	325 "
8.	" " "	60 " " "	"	275 "
9.	" " "	60 " " "	"	350 "
10.	" " "	60 " " "	"	325 "
				612 Pfd. Torf gaben 3075 Cubikfuß

gut gereinigtes Leuchtgas. Hierzu kommen noch Cubikfuß, welche während der Versuche consumirt und 25 Cubikfuß, welche im Zwischengasometer nach gänzlicher Füllung des großen Gasometers.

Aus 612 Pfd. Torf wurden also 3132 Leuchtgas erzeugt, mit circa 510 Cubikfuß O. Centner Torf.

Aus 1 Ctr. Torf wurden ferner durchschnittlich 44 bis 45 Pfd. Torfkohle oder Coke von guter Das Ergebnis an Theer konnte nicht ger werden, da er sich mit dem noch in der lichen Holztheer vermengt hatte.

Auffallend stark war die Lichtintensität d Torf destillirten Leuchtgases. Die Messungen w dem Bunsen'schen Photometer gemacht, und Stearinkerze, deren 6 Stück auf 1 Pfund geh mit einem Holzgasbrenner, der bei einem T 1 Zoll per Stunde 5 Cubikfuß Gas consumirt.

Bei den ersten Messungen ergab sich eine l von 17 und 18 Kerzen, bei den am zweiten 2 genommenen Messungen, nachdem in den Rei Zusatz von irischem Kalk gekommen war, sogar l stärke von 22 bis 23 Kerzen für eine Gasfla 5 Cubikfuß Gasconsum per Stunde, was ein hl stiges Ergebnis genannt werden muß; denn Un von Steinkohlen- und Holzgasbeleuchtungen l in der Regel nur eine Lichtstärke von höchstens 12 Kerzen für eine Gasflamme, die 5 Cubikfuß p an Gas consumirt.

Aus diesen mit Vorsicht und Genauigkeit üb Versuchen ergiebt sich der thätigliche Beweis, Torf aus dem Biermoose bei Salzburg vorzü zur Leuchtgasbereitung sich eignet, überall, wo d verhältnisse im Vergleich mit Steinkohle und Holz Gunsten sich stellt, das heißt, wo ein Centner 2 theurer ist, als ein Centner Holz oder ein Centner S

Wien, am 18. April 1857.

Der derzeitige Pächter der Holzgas
Beleuchtung der k. k. Irrenheils
D. Specker m/p.

Noch besonders hervorzuheben ist die Zeit, binnen welcher die Vergasung von je einer Ladung beendet war; in angeführter Beschreibung mit durchschnittlich 60 Pfd Torf dauerte nemlich der Vergasungs-Proceß nur 1 Stunde und mit Einschluß der zur Beschreibung und Kohlenausziehen nach beendeter Vergasung nöthigen $\frac{1}{2}$ Stunden, so zwar, daß binnen 24 Stunden 16 Lungen gemacht und mit einer einzigen Retorte 480⁰ 100 Cubikfuß Torfgas erzeugt werden können.

B. Körner m/p.

Chemiker, derzeit Directions-Adjunct der k. k. Lambacher Flachspinnerei.

II.

Versuche, angestellt in der k. k. priv. Lambacher Flachspinnerei.

Der Versuch, aus dem Biermoostorfe Leuchtgas zu zeugen, wurde mit dem Holzgasapparat der k. k. priv. Lambacher Flachspinnerei vorgenommen. Der Apparat blieb in allen seinen Theilen unverändert, so wie er zur Herstellung von Leuchtgas aus Holz seit Jahren dient.

Das Ergebnis war:

10 Pfund lufttrockener Torf wurden auf dem Gasofen aufgeschichtet, wo sie durch die austretende Wärme in 2 Tagen bis auf 30 Pfund austrockneten.

Dieses Material kam in Ladungen von je 60 Pfund in Vergasung, deren Zeitdauer für eine Ladung $1\frac{1}{4}$ Stunden betrug. Die Hitze der Retorten, desgleichen die Länge des Kalles zur Reinigung des Gases war die gleiche, wie bei der Production von Gas aus Holz.

Durch die Destillation der 680 Pfd. übertrockneten Torfes wurden erhalten

3196 Cubikfuß Gas von 30 Linien Wasserdruck,
197 Pfund Torfkohle,
20 Pfund Theer,
190 Pfund ammoniakalisches Wasser, Essig etc.;

zogen auf den lufttrockenen Torf war daher das Resultat:

24,83 Procent an Torfkohle,
2,5 „ „ Theer,
38,75 „ „ ammoniakalischem Wasser etc.

die Brauchbarkeit der bei der Vergasung genutzten Torfkohle wurden in der k. k. priv. Lambacher Flachspinnerei und in Gegenwart des dortigen Herrn Franz Schuppler und des Herrn Johann Buchner aus Salzburg Versuche gemacht, welche als vorzüglich gelungen bezeichnet werden verdienen.

Das erhitzte Eisen blieb rein, die Kohlen sich sehr leicht und vollständig in zwei Stücke Runderisen in 10 Minuten vollständig zerfallen und war die Schmelzung sehr leicht, da das Eisen an der Schmelzstelle aus-

Brenner.

Torfkohle im

1. Schnittbrenner, sogen.				die Com-
Fiebermausbrenner . . .				3 wän-
2. do. do.	10			t ein
3. Schottischer 8 Ringbrenner				nen
Fischschwanzbrenner . . .	9	3,6		4
4. Schottischer 7 Ringbrenner	8	3		12

Beim Holzgas war das Ergebnis:

1. Schnittbrenner, sogenannter				
Fiebermausbrenner . . .	10,5	4,75	21	
2. do. do.	9	4,84	24	
3. Schottischer 8 Ringbrenner,				
Fischschwanzbrenner . . .	8	3,2	11	
4. Schottischer 7 Ringbrenner	8	3	8,5	

Ein Cubikfuß Torfgas brannte daher durchschnittlich mit 6,734 Kerzen Lichtstärke, ein Cubikfuß Holzgas mit 4,078 Kerzen Lichtstärke, es hat daher zwischen diesen beiden Gasen in der Lichtstärke das Verhältnis von 1,651 : 1 (Statt *).

*) Leider ist bei diesen Versuchen nicht angegeben, wie viel Kohlensäure das verwendete Holz- oder Torfgas enthielt. Die Kohlensäure übt auf die Lichtstärke der Gase einen hervorragenden Einfluß aus. Nach einer Mittheilung des

tung mit Torfgas ausgeführt worden. Bettendorfer stellte es von Anfang als eine bloße Frage des ökonomischen Calculs hin, ob Holz- oder Torfgas zu verwenden sei, wobei lediglich die Preise für Holz und Torf und der Werth der Nebenprodukte (Kohlen, Theer und Essig) den Ausschlag zu geben hätten. Bei den steigenden Holzpreisen scheint es zeitgemäß, jetzt auch an die Verwendung von Torf zur Gasbeleuchtung zu denken, und die nachfolgenden Versuche sind von diesem Gesichtspunkte aus gewiß von großem Interesse.

I.

Versuche, angestellt in der Holzgasfabrik der k. k. Irrenheilanstalt in Wien.

Die Proben fanden Statt mit dem Apparate, sowie er seit 4 Jahren zur Holzgasbereitung verwendet wird, ohne daß irgend eine Veränderung oder besondere Vorkehrung daran vorgenommen worden wäre.

Sie wurden geleitet durch Herrn B. Körner aus Lambach und den Gefertigten.

Der Torf kam in gutem, trockenem Zustande in die besagte Gasfabrik, wurde jedoch noch auf dem Retortenofen und in der Trockenkammer weiter getrocknet, wobei sich ein Gewichtsverlust von circa 14% ergab.

Nach 10 bis 12 Stunden war der Torf vollkommen ausgetrocknet, und es zeigte sich keine weitere Gewichtsabnahme bei längerer Belassung auf dem Ofen. Es wurde eine Retorte zehnmal nach einander ohne Unterbrechung mit getrocknetem Torf geladen, wie folgt, und mit folgendem Ergebnisse, nemlich:

1.	Labung, bei welcher	56 Pfd. Torf	gaben	300 Cubikfuß
2.	"	"	"	250 "
3.	"	"	"	325 "
4.	"	"	"	300 "
5.	"	"	"	300 "
6.	"	"	"	325 "
7.	"	"	"	325 "
8.	"	"	"	275 "
9.	"	"	"	350 "
10.	"	"	"	325 "

612 Pfd. Torf gaben 3075 Cubikfuß

gut gereinigtes Leuchtgas. Hierzu kommen noch circa 32 Cubikfuß, welche während der Versuche consumirt wurden und 25 Cubikfuß, welche im Zwischengasometer blieben, nach gänzlicher Füllung des großen Gasometers.

Aus 612 Pfd. Torf wurden also 3132 Cubikfuß Leuchtgas erzeugt, mit circa 510 Cubikfuß Gas aus 1 Centner Torf.

Aus 1 Ctr. Torf wurden ferner durchschnittlich gewonnen 44 bis 45 Pfd. Torfkohle oder Coke von guter Qualität.

Das Ergebnis an Theer konnte nicht genau bemessen werden, da er sich mit dem noch in der Vorlage befindlichen Holztheer vermischt hatte.

Auffallend stark war die Lichtintensität dieses aus Torf destillirten Leuchtgases. Die Messungen wurden mit dem Bunsen'schen Photometer gemacht, und mit einer Stearinkerze, deren 6 Stück auf 1 Pfund gehen, sind mit einem Holzgasbrenner, der bei einem Druck von 1 Zoll per Stunde 5 Cubikfuß Gas consumirt.

Bei den ersten Messungen ergab sich eine Lichtstärke von 17 und 18 Kerzen, bei den am zweiten Tage genommenen Messungen, nachdem in den Reintiger ein Zusatz von irischem Kalk gekommen war, sogar eine Lichtstärke von 22 bis 23 Kerzen für eine Gasflamme von 5 Cubikfuß Gasconsum per Stunde, was ein höchst günstiges Ergebnis genannt werden muß; denn Unternehmungen von Steinkohlen- und Holzgasbeleuchtungen garantirt in der Regel nur eine Lichtstärke von höchstens 10 bis 12 Kerzen für eine Gasflamme, die 5 Cubikfuß per Stunde an Gas consumirt.

Aus diesen mit Vorsicht und Genauigkeit übernahmten Versuchen ergiebt sich der thatsächliche Beweis, daß der Torf aus dem Biermoose bei Salzburg vorzüglich zur Leuchtgasbereitung sich eignet, überall, wo die Verhältnisse im Vergleich mit Steinkohle und Holz zu Gunsten sich stellt, das heißt, wo ein Centner Torf theurer ist, als ein Centner Holz oder ein Centner Steinkohle.

Wien, am 18. April 1857.

Der derzeitige Pächter der Holzgasfabrik
Beleuchtung der k. k. Irrenheilanstalt
D. Spector m/p.

Noch besonders hervorzuheben ist die Zeit, binnen welcher die Vergasung von je einer Ladung beendet war; bei angeführter Beschickung mit durchschnittlich 60 Pfd. Torf dauerte nemlich der Vergasungs-Proceß nur 1 1/4 Stunden und mit Einschluß der zur Beschickung und zum Kohlenausgleiten nach beendeter Vergasung nöthigen Zeit 1 1/2 Stunden, so zwar, daß binnen 24 Stunden 16 Ladungen gemacht und mit einer einzigen Retorte 4800 bis 4900 Cubikfuß Torfgas erzeugt werden können.

W. Körner m/p.

Chemiker, derzeit Directions-Adjunct der k. k. priv. Lambacher Glasfabrik.

II.

Versuche, angestellt in der k. k. priv. Lambacher Glasfabrik.

Der Versuch, aus dem Biermoostorfe Leuchtgas zu erzeugen, wurde mit dem Holzgasapparat der k. k. priv. Lambacher Glasfabrik vorgenommen. Der Apparat blieb in allen seinen Theilen unverändert, so wie er zur Herstellung von Leuchtgas aus Holz seit Jahren dient.

Das Ergebnis war:

500 Pfund lufttrockener Torf wurden auf dem Gasofen aufgeschichtet, wo sie durch die ausströmende Wärme in 2 Tagen bis auf

680 Pfund austrockneten.

Dieses Material kam in Ladungen von je 60 Pfund zur Vergasung, deren Zeitdauer für eine Ladung 1 1/4 Stunden betrug. Die Hitze der Retorten, desgleichen die Menge des Kalkes zur Reinigung des Gases war die gleiche, wie bei der Production von Gas aus Holz.

Durch die Destillation der 680 Pfd. übertrockneten Torfes wurden erhalten

3196 Cubikfuß Gas von 30 Linien Wasserdruck,

197 Pfund Torfstohle,

20 Pfund Theer,

190 Pfund ammoniakalisches Wasser, Essig etc.;

hingen auf den lufttrockenen Torf war daher das Resultat:

24,83 Procent an Torfstohle,

2,5 „ „ Theer,

38,75 „ „ ammoniakalischem Wasser etc.

hingegen bezogen auf den übertrockneten Torf:

28,97 Procent Torfstohle,

2,94 „ Theer,

27,94 „ ammoniakalisches Wasser.

Ferner ergab an Leuchtgas

1 Centner lufttrockener Torf 400 Cubikfuß

1 „ übertrockener „ 470 „

Alle Aufträge verstehen sich in Wiener Maas und Gewicht.

Zur Bestimmung der Leuchtkraft wurden die Messungen mit dem Bunsen'schen Photometer vorgenommen, die Entfernung beider Flammen war 6 Fuß 4 Zoll, die Vergleichseinheit eine Stearinkerze, wovon 6 auf ein Wiener Pfund gehen.

Die Messung ergab beim Torfgase folgende Resultate:

Brennergattung.	Druck in der Brenneröhre. Millimeter.	Consum p. Stunde in Cubikf. in Kerzen.	Gefundene Lichtstärke in Kerzen.
1. Schnittbrenner, sogenannter Fledermausbrenner . . .	11	4,8	37
2. do. do. . . .	10	4,8	40
3. Schottischer 8 Ringbrenner Fischschwanzbrenner . . .	9	3,6	19
4. Schottischer 7 Ringbrenner . . .	8	3	12

Beim Holzgase war das Ergebnis:

1. Schnittbrenner, sogenannter Fledermausbrenner . . .	10,5	4,75	21
2. do. do. . . .	9	4,84	24
3. Schottischer 8 Ringbrenner, Fischschwanzbrenner . . .	8	3,2	11
4. Schottischer 7 Ringbrenner . . .	8	3	8,5.

Ein Cubikfuß Torfgas brannte daher durchschnittlich mit 6,734 Kerzen Lichtstärke, ein Cubikfuß Holzgas mit 4,078 Kerzen Lichtstärke, es hat daher zwischen diesen beiden Gasen in der Lichtstärke das Verhältnis von 1,651 : 1 (Statt *).

*) Leider ist bei diesen Versuchen nicht angegeben, wie viel Kohlensäure das verwendete Holz- oder Torfgas enthielt. Die Kohlensäure übt auf die Lichtstärke der Gase einen hervorragenden Einfluß aus. Nach einer Mittheilung des

edlstes Theeröl, welches man noch durch eine Destillation reinigen könnte, welches jedoch schon in Zustande sich zum Anstrich von Holz und Mauerwerk, und so verwendet werden kann, endlich 24 % ammoniakalisches Wasser.

Will noch bemerken, daß jeder Steinkohlengas sich zur Fabrikation von Torfgas eigne, um so fern, wo zugleich Gasgeneratoren vorhanden sind. Das gereinigte Torfgas wurde nun bezüglich seiner einer Prüfung unterzogen.

Nachstehender Tabelle sind die photometrischen Resultate zusammengestellt.

Artung des Brenners.	Druck in der Brenner- röhre in Millimetern.	Gasconsum pr. Stunde in Cubfuß Engl.	Gefundene Lichtstärke in Candela wobei 4 auf 1 Pfd.
Leuchtbrenner . . .	9	4	28
Leuchtöfen Brenner	11	4	33
Leuchtöfen Brenner	8	5	46
Leuchtöfen Brenner mit Leuchtöfen und Leuchtöfen . .	10	5	51
Leuchtöfen Brenner	10	1 1/2	4

In den Lichteffekt-Versuchen wurde der Bunsen'sche Meter angewandt.

Alle photometrischen Versuche wurden mit aller nur möglichen Vorsicht und Genauigkeit vorgenommen, und es sind sohin die oben angeführten Lichtstärken, insoweit Möglichkeit des Instrumentes reicht, auch als die höchsten bezeichnet werden*).

Die sehr hohen Zahlen für die Lichtstärke sind leider nicht mit andern Messungen direct vergleichbar, da die Lichtreinheit nicht näher bezeichnet ist. Es sollte mindestens angegeben sein, wie viel das Kerzenlicht per Stunde Stearin verzehrt, und wie hoch die Flamme der Kerze war.

Ueber die Brauchbarkeit der bei der Vergasung gewonnenen Torfkohle wurden in der k. k. priv. Lambacher Glaspfannerei in meiner und in Gegenwart des dortigen Fabrikdirectors Herrn Franz Schuppler und des Herrn Gemeinderathes Vorbuchner aus Salzburg Versuche gemacht, deren Resultate als vorzüglich gelungen bezeichnet und hier angeführt zu werden verdienen.

Das zum Schmelzen erhitzte Eisen blieb rein, die beiden Eisenstücke verschweißten sich sehr leicht und vollkommen; zum Schluß wurden zwei Stücke Rundstange von 1 1/2 Zoll Durchmesser in 3 Minuten vollständig erhitzt, stumpf zusammengeschweißt, und war die Schweißung so vollkommen, daß man nicht im Stande war, das Eisen noch in der Weißwarmhitze an seiner Schweißstelle auseinander zu brechen.

Nach meiner Ansicht übertrifft die Torfkohle im Schmiedefeuer sogar die beste Kellertkohle.

Schließlich muß ich noch erwähnen, daß die Compression des Torfes in mehrfacher Beziehung als wünschenswerth erscheint, indem sowohl dessen Transport ein viel günstigerer wird, da in einem gleich großen Volumen comprimierten Torfes mehr Brennstoff vorhanden ist, und ein solcher Torf auch nicht so leicht zerreiblich ist, als auch für die Gasfabrikation sich besser eignet, indem man vom comprimierten Torf mehr dem Gewichte nach in die Retorte bringen kann, und was die Hauptsache ist, die rückbleibende Torfkohle an Compactheit, und in Folge dieser auch an Transportfähigkeit nur gewinnt.

Gräfer.

Die Production des Bergwerks-, Hütten- und Salinenbetriebes in dem bayerischen Staate für das Jahr 18^{56/57} *).

Außerdem auch im vorigen Jahre die königl. General-Bergwerks- und Salinen-Administration die Ergebnisse der Production des Bergwerks-, Hütten- und Salinen-Betriebes in dem bayerischen Staate für das Verwaltungsjahr 18^{56/57} zur Verfügung und Bekanntmachung durch das Kunst- und Gewerbeblatt mitgetheilt hat, beehren wir uns heute zu veröffentlichen, wie folgt:

A. Production des Bergbaues.

1. Gold

wurde gewonnen in den Bergwerken

München: aus 15 gewerkschaftlichen Gruben 104 $\frac{1}{2}$ Kronen à 4 fl. 40 fr. zu 486 fl. 21 fr. mit 18 Arbeitern.

(Zuckergoldgewinnung aus den Flüssen Isar, Inn, Salzach und Donau als Nebenbeschäftigung zu günstiger Jahreszeit.)

St. Ingbert: aus 12 gewerkschaftlichen Gruben 97 $\frac{1}{2}$ Kronen zu 453 fl. 40 fr. mit 12 Arbeitern und 53 Familiengliedern.

(Zuckergoldgewinnung in den Anschwemmungen des Rheins, welche wie vorstehend betrieben wird.)

2. Gold- und silberhaltige Erze.

Solche lieferte das Bergamt Wunsiedel (Brandholz) aus 2 landesherrlichen Gruben 586 Ztr. zu 117 fl. 12 fr. mit 36 Arbeitern und 130 Familiengliedern.

3. Eisenerze.

Solche lieferten 12 Bergreviere:

Amberg: aus 1 landesherrlichen Grube 536596 Ztr. zu 115752 fl. 42 fr. mit 331 Arbeitern und 287 Familiengliedern; dann aus 52 gewerkschaftlichen Gruben 551604 Ztr. zu 84372 fl. 37 fr. mit 410 Arbeitern und 449 Familiengliedern. (In 8 Gruben fand keine Gewinnung statt.)

Bergau: aus 1 landesherrlichen Grube 83498 $\frac{1}{2}$ Ztr. zu 7794 fl. 7 $\frac{1}{2}$ fr. mit 35 Arbeitern und 195 Familiengliedern; dann aus 1 gewerkschaftlichen Grube 132400 $\frac{3}{4}$ Ztr. zu 27583 fl. 30 fr. mit 59 Arbeitern und 78 Familiengliedern.

*) Die Ergebnisse der früheren Jahre als, vom Verwaltungsjahre

18 ⁵¹	„	Nach Kunst- und Gewerbeblatt	1851	Seite	505 — 548.
18 ⁵²	„	„	1852	„	515 — 564.
18 ⁵³	„	„	1853	„	495 — 543.
18 ⁵⁴	„	„	1854	„	673 — 728.
18 ⁵⁵	„	„	1855	„	563 — 615.
18 ⁵⁶	„	„	1856	„	487 — 546.
18 ⁵⁷	„	„	1857	„	517 — 564.

- Wöhr: aus 1 landesherrlichen Grube 48794 $\frac{1}{2}$ Str. zu 6708 fl. 37 $\frac{1}{2}$ fr. mit 42 Arbeitern und 136 Familiengliedern; 4 gewerkschaftliche Gruben wurden in Fristen gehalten.
- Isberg: aus 2 landesherrlichen Gruben 1129 Str. zu 336 fl. — fr. mit 5 Arbeitern und 12 Familiengliedern; dann aus 28 gewerkschaftlichen Gruben 89336 Str. zu 20057 fl. 17 fr. mit 79 Arbeitern und 180 Familiengliedern (davon wurden 18 Gruben in Fristen gehalten).
- Ischütte: aus 5 landesherrlichen Gruben 15114 Str. zu 3646 fl. 53 fr. mit 36 Arbeitern und 45 Familiengliedern; dann aus 9 gewerkschaftlichen Gruben 93937 $\frac{1}{2}$ Str. zu 22553 fl. 56 fr. mit 57 Arbeitern und 29 Familiengliedern. (6 Gruben wurden in Fristen gehalten).
- Isen: aus 23 landesherrlichen Gruben 115310 Str. zu 22994 fl. — fr. mit 111 Arbeitern und 193 Familiengliedern; dann aus 19 gewerkschaftlichen Gruben 17887 Str. zu 7571 fl. — fr. mit 40 Arbeitern und 84 Familiengliedern (davon standen 13 Gruben in Fristen).
- Isen: aus 4 gewerkschaftlichen Gruben 189 Str. zu 24 fl. 12 fr. mit 3 Arbeitern und 8 Familiengliedern.
- Isen: aus 8 landesherrlichen Gruben 85800 Str. zu 11440 fl. — fr. mit 40 Arbeitern und 100 Familiengliedern.
- Isen: aus 70 gewerkschaftlichen Gruben 242156 Str. zu 45485 fl. 55 fr. mit 216 Arbeitern und 648 Familiengliedern.
- Isen: aus 5 landesherrlichen Gruben 52752 Str. 16690 fl. 57 fr. mit 95 Arbeitern und 336 Familiengliedern; dann aus 57 gewerkschaftlichen Gruben 243084 Str. zu 53985 fl. 21 fr. mit 352 Arbeitern und 1030 Familiengliedern (unter den 127 gewerkschaftlichen Gruben der Revlere Stadt Isenach und Steben wurden 6 in Fristen gehalten).
- Isen: aus 3 landesherrlichen Gruben 31055 Str. zu 6873 fl. 41 $\frac{1}{2}$ fr. mit 26 Arbeitern und 29 Familiengliedern; dann aus 40 gewerkschaftlichen Gruben 191160 Str. zu 45878 fl. 2 fr. mit 176 Arbeitern und 487 Familiengliedern. (Hieron wurden 16 Gruben in Fristen gehalten.)
- Isen: aus 4 gewerkschaftlichen Gruben 60658 $\frac{1}{2}$ Str. zu 23282 fl. — fr. mit 99 Arbeitern und 290 Familiengliedern.

4. Bleierze

- Isen: die Bergämter
- Isen: 2 gewerkschaftliche Gruben mit 3 Arbeitern und 8 Familiengliedern wurden in Fristen und Wellarbeit betrieben.
- Isen: aus 1 landesherrlichen Grube 394 Str. zu 1182 fl. — fr. mit 50 Arbeitern und 72 Familiengliedern.

5. Quecksilber

- Isen: das Bergamt
- Isen: aus 1 gewerkschaftlichen Grube 83 $\frac{1}{2}$ Str. zu 9636 fl. — fr. mit 48 Arbeitern und 60 Familiengliedern.

6. Kupferkiese.

- Isen: aus 1 landesherrlichen Grube 71 Str. zu 313 fl. 45 fr.

7. Kohlerze.

- Isen: aus 1 landesherrlichen Grube 225 $\frac{3}{4}$ Str. zu 594 fl. mit 8 Arbeitern und 24 Familiengliedern.

8. Antimonerze.

Wunfiedel: aus 2 landesherrlichen Gruben 738 Str. zu 2952 fl. — fr.

9. Magnet- und Schwefelkiese.

Solche lieferten die Bergreviere

Bodenmais: aus 1 landesherrlichen Grube 25350 Str. zu 17351 fl. 44 fr. mit 26 Arbeitern und 90 Familiengliedern.

Wunfiedel: aus 2 gewerkschaftlichen Gruben 4833 Str. zu 1449 fl. 54 fr. mit 11 Arbeitern und 46 Familiengliedern.

10. Stein- und Braunkohlen

wurden gefördert in den Bergrevieren

Amberg: aus 37 gewerkschaftlichen Gruben 694025 Str. zu 45836 fl. 21 fr. mit 375 Arbeitern und 185 Familiengliedern (18 Gruben wurden in Fristen gehalten und 25 Gruben vom Vorjahre ins Freie erklärt.)

Rißlingen: aus 9 gewerkschaftlichen Gruben 14792 Str. zu 1320 fl. 45 fr. mit 24 Arbeitern und 48 Familiengliedern (6 Gruben wurden in Fristen gehalten).

München: aus 2 landesherrlichen Gruben 114480 Str. zu 34045 fl. — fr. mit 151 Arbeitern und 166 Familiengliedern; dann aus 41 gewerkschaftlichen Gruben 306000 Str. zu 81985 fl. — fr. mit 260 Arbeitern und 193 Familiengliedern (hievon wurden 35 Gruben in Fristen gehalten).

Sonthofen: auf 1 gewerkschaftlichen Grube mit 30 Arbeitern und 18 Familiengliedern wurden bloß Versuchsarbeiten gemacht und fand keine Förderung statt.

Stadtsteinach: aus 8 gewerkschaftlichen Gruben 862085 Str. zu 206879 fl. 32 fr. mit 799 Arbeitern und 1877 Familiengliedern.

St. Ingbert: aus 3 landesherrlichen Gruben 2683992 Str. zu 804854 fl. 50 fr. mit 774 Arbeitern und 1760 Familiengliedern; dann aus 64 gewerkschaftlichen Gruben 382471 Str. zu 135583 fl. — fr. mit 450 Arbeitern und 1400 Familiengliedern (23 Gruben lagen still).

11. Graphit

lieferte

Bodenmais: aus 34 gewerkschaftlichen Gruben 22982 Str. zu 35079 fl. — fr. mit 64 Arbeitern und 130 Familiengliedern.

12. Porzellanerde

wurde in 2 Bergrevieren gegraben.

Bodenmais: aus 26 gewerkschaftlichen Gruben 6092 Str. zu 3249 fl. — fr. mit 30 Arbeitern und 40 Familiengliedern.

Wunfiedel: aus 6 gewerkschaftlichen Gruben 3560 Str. zu 3560 fl. — fr. mit 16 Arbeitern und 53 Familiengliedern.

13. Ocker- und Farberde.

wurde gegraben in den Bergrevieren:

Amberg: aus 5 gewerkschaftlichen Gruben 18000 Str. zu 2143 fl. 42 fr. mit 12 Arbeitern und 6 Familiengliedern.

Sichtelberg: aus 46 gewerkschaftlichen Gruben 12268 $\frac{1}{2}$ Str. zu 5565 fl. 45 kr. mit 36 Arbeitern und 110 Familiengliedern (davon 31 Gruben in Fristen.)

Kissingen: aus 1 gewerkschaftlichen Grube 789 $\frac{1}{2}$ Str. zu 6928 fl. 23 $\frac{1}{2}$ kr. mit 4 Arbeitern und 16 Familiengliedern.

Bunfledel: aus 1 gewerkschaftlichen Grube 79 Str. zu 276 fl. 30 kr. mit 3 Arbeitern und 7 Familiengliedern.

14. Schmirgel.

lieferte

Königshütte: aus 3 gewerkschaftlichen Gruben 347 Str. zu 387 fl. 30 kr. mit 2 Arbeitern und 4 Familiengliedern (davon wurden 2 in Fristen gehalten).

15. Thonerde

wurde gefördert in den Bergrevieren:

Orb: aus 2 gewerkschaftlichen Gruben 22258 Str. zu 13660 fl. 16 kr. mit 12 Arbeitern und 18 Familiengliedern.

Bunfledel: aus 2 landesherrlichen Gruben 9255 Str. zu 674 fl. 54 $\frac{1}{2}$ kr. mit 14 Arbeitern und 34 Familiengliedern; dann aus 8 gewerkschaftlichen Gruben 3600 Str. zu 240 fl. mit 12 Arbeitern und 32 Familiengliedern.

16. Speckstein

wurde gewonnen im Bergamte

Bunfledel: aus 1 gewerkschaftlichen Grube 165 Str. zu 165 fl. — kr. mit 6 Arbeitern und 19 Familiengliedern. (Diese Grube war größtentheils außer Betrieb.)

17. Dach- und Tafelschiefer

wurde gefördert in dem Reviere

Steben: 2 landesherrliche Gruben waren außer Betrieb; aus 19 gewerkschaftlichen Gruben 27553 Str. zu 14115 fl. 21 kr. mit 129 Arbeitern und 387 Familiengliedern (8 Brüche wurden in Fristen gehalten und bei 3 Brüchen fand keine Förderung statt).

18. Schwer- und Flußspath, dann Feldspath und Quarz

lieferten 4 Bergreviere und zwar:

Bodenmais: aus 1 landesherrlichen Grube 4720 Str. Quarz und 40 Str. Feldspath zu 1340 fl. 5 kr. mit 2 Arbeitern und 6 Familiengliedern (zur Glasfabrikation).

Orb: aus 3 gewerkschaftlichen Gruben 14000 Str. Schwerspath zu 9800 fl. — kr. mit 30 Arbeitern und 50 Familiengliedern.

Steben: aus 3 landesherrlichen Gruben 752 Str. Flußspath zu 150 fl. 24 kr.

Bunfledel: aus 4 gewerkschaftlichen Gruben 51 Str. Fluß- und 1573 Str. Feldspath zu 888 fl. 30 kr. mit 10 Arbeitern und 27 Familiengliedern.

(14000 Str. Schwerspath	} 21136 Str.)
803 „ Flußspath	
1613 „ Feldspath	
4720 „ Quarz	

19. Gyps.

München: aus 16 gewerkschaftlichen Gruben 177916 Str. zu 32202 fl. — fr. mit 53 Arbeitern.

Munster: aus 4 gewerkschaftlichen Gruben 20000 Str. zu 10000 fl. mit 11 Arbeitern und 31 Familiengliedern.

Die Gesamtproduktion des Bergbaubetriebes ergab aus 740 Gruben einen Geldwerth der Förderung am Ursprungsorte von 2008503 fl. 13 $\frac{3}{4}$ fr. mit 5732 Arbeitern und 11716 Familiengliedern.

B. Produktion des Hüttenbetriebes.

1. Gold und Silber.

Munster (Bergamt): Das Hoch-, Wasch-, Hütten- und Amalgamirwerk Brandholz bei Goldkronach, 9,200 Mark Gold, 44,352 Mark Silber zu 4392 fl. 50 fr.

2. Eisen.

a) Roheisen in Gängen und Rassein.

Bergrevier Amberg.

Aus 18 gewerkschaftlichen Werken mit 11 Hochofen und 7 Bläsofen 106000 Str. zu 356583 fl. 57 fr. mit 218 Arbeitern und 433 Familiengliedern, dann

Leibersdorf (Hüttenamt): aus 1 landesherrlichen Werke mit 1 Hochofen 24735 $\frac{1}{2}$ Str. zu 92758 fl. 53 $\frac{1}{2}$ fr. mit 12 Arbeitern und 30 Familiengliedern.

Bergrevier Bergen.

Bergen: aus 1 landesherrlichen Werke mit 1 Hochofen 31132 Str. zu 129832 fl. 46 $\frac{1}{4}$ fr. mit 451 Arbeitern und 392 Familiengliedern; dann aus 1 gewerkschaftlichen Werke mit 1 Hochofen 17068 $\frac{1}{2}$ Str. zu 72158 fl. 45 fr. mit 105 Arbeitern und 99 Familiengliedern.

Bergrevier Bodenmais.

Aus 3 gewerkschaftlichen Werken mit 2 Hochofen 6160 Str. zu 21700 fl. — fr. mit 36 Arbeitern und 81 Familiengliedern.

Bergrevier Bodenwöhr.

Aus 1 landesherrlichen Werk (Bodenwöhr) mit 1 Hochofen 20582 Str. zu 69831 fl. 50 fr. mit 201 Arbeitern und 713 Familiengliedern; dann aus 7 gewerkschaftlichen Werken mit 7 Hochofen und 2 Bläsofen 55282 $\frac{1}{2}$ Str. zu 183565 fl. 29 fr. mit 97 Arbeitern und 150 Familiengliedern.

Bergrevier Fichtelberg.

Aus 7 gewerkschaftlichen Werken mit 5 Hochofen und 2 Bläsofen 37498 Str. zu 139401 fl. — fr. mit 55 Arbeitern und 129 Familiengliedern.

Bergrevier Königshütte.

Königshütte: aus 1 landesherrlichen Werke mit 1 Hochofen 22516 $\frac{1}{2}$ Zentner zu 84437 fl. — fr. mit 33 Arbeitern und 98 Familiengliedern; dann aus 14 gewerkschaftlichen Werken mit 14 Hochofen 129809 $\frac{3}{4}$ Zentner zu 489448 fl. 54 fr. mit 188 Arbeitern und 294 Familiengliedern.

Weißerhammer: aus 1 landesherrlichen Werke mit 2 Hochofen 42634 $\frac{3}{4}$ Str. zu 160630 fl. — fr. mit 210 Arbeitern und 293 Familiengliedern.

Bergrevier München.

Obereschfätt (Berg- und Hüttenamt): aus 1 gewerkschaftlichen Werke mit 1 Hochofen 12320 Str. zu 55000 fl. — fr. mit 125 Arbeitern und 124 Familiengliedern; dann aus 1 landesherrlichen Werke mit 1 Hochofen 8285 Str. zu 31066 fl. — fr. mit 83 Arbeitern und 111 Familiengliedern.

Bergrevier Orb.

Aus 1 gewerkschaftlichen Werke mit 1 Hochofen 10962 Str. zu 46493 fl. — fr. mit 46 Arbeitern und 63 Familiengliedern.

Bergrevier Sonthofen.

Sonthofen: aus 1 landesherrlichen Werke mit 1 Hochofen 6560 Str. zu 28864 fl. 58½ fr. mit 150 Arbeitern und 250 Familiengliedern.

Bergrevier Steben.

Aus 7 gewerkschaftlichen Werken mit 3 Hochofen 12933½ Str. zu 52811 fl. 40 fr. mit 61 Arbeitern und 279 Familiengliedern.

Bergrevier Wunsiebel.

Aus 5 gewerkschaftlichen Werken mit 5 Hochofen 35750 Str. zu 173000 fl. — fr. mit 83 Arbeitern und 329 Familiengliedern.

Regierungsbezirk der Pfalz.

Aus 5 gewerkschaftlichen Werken mit 7 Hochofen 131883 Str. zu 545915 fl. 30 fr. mit 223 Arbeitern und 680 Familiengliedern.

b) Gufswaaren unmittelbar aus Erzen

! liefern

im Bergrevier Amberg.

Aus gewerkschaftlichen Werken 6800 Str. zu 42000 fl. — fr.

Leibersdorf: (Hüttenamt): aus 1 landesherrlichen Werk 77½ Str. zu 402 fl. 19½ fr.

im Bergrevier Bergen.

Bergen: aus 1 landesherrlichen Werk 11470¾ Str. zu 84621 fl. 57¾ fr.; dann aus gewerkschaftlichen Werken 8767¼ Str. zu 71757 fl. 3 fr.

im Bergrevier Bodenmais.

! Aus gewerkschaftlichen Werken 448 Str. zu 3333 fl. 20 fr.

im Bergrevier Bodenwöhr.

! Bodenwöhr: aus 1 landesherrlichen Werk 11097¾ Str. zu 88228 fl. 25 fr.; dann aus 1 gewerkschaftlichen Werk 226¼ Str. zu 1581 fl. — fr.

im Bergrevier Königshütte.

Königshütte: aus 1 landesherrlichen Werk 2406¾ Str. zu 15070 fl. 16 fr.

Hüttenamt Weiherhammer: aus 1 landesherrlichen Werk 15836½ Str. zu 113118 fl. — fr.

im Bergrevier München.

Berg und Hüttenamt Obereschfätt: aus 1 gewerkschaftlichen Werk 2240 Str. zu 15000 fl. — fr.; dann aus 1 landesherrlichen Werk 11629 Str. zu 80468 fl. — fr.

im Bergrevier Orb.

Aus 1 gewerkschaftlichen Werk 2741 Str. zu 18973 fl. 33 kr.

im Bergrevier Sonthofen.

Sonthofen: aus 1 landesherrlichen Werk 5555 Str. zu 46840 fl. — kr.

im Regierungsbezirk der Pfalz.

Aus 5 gewerkschaftlichen Werken 21848 Str. zu 159816 fl. 15 kr.

Bergrevier Bodenwöhr.

Bodenwöhr: aus 1 landesherrlichen Werk mit 2 Kupoldöfen 2160 $\frac{1}{4}$ Str. zu 17190 fl. 50 kr.

Bergrevier Fichtelberg.

Fichtelberg: aus 1 landesherrlichen Werke mit 2 Flammöfen 33 $\frac{1}{2}$ Str. zu 209 fl. 30 kr. mit 120 Arbeitern und 360 Familiengliedern (1 Flammofen außer Betrieb).

Bergrevier München.

Aus 4 gewerkschaftlichen Werken mit 6 Kupoldöfen 26267 Str. zu 204626 fl. — kr.

(Oberer Pfalz:) aus 1 landesherrlichen Werk mit 1 Kupolofen 411 Str. zu 2556 fl. — kr.

Bergrevier Orb.

Aus 4 gewerkschaftlichen Werken mit 5 Kupoldöfen 10367 Str. zu 71792 fl. 19 kr. mit 73 Arbeitern und 195 Familiengliedern.

Bergrevier Sonthofen.

Aus 1 landesherrlichen Werk mit 2 Kupoldöfen 3420 Str. zu 27360 fl. — kr.

Regierungsbezirk der Pfalz.

Aus 5 gewerkschaftlichen Werken mit 4 Kupol- und 2 Flammöfen 6714 Str. zu 48491 fl. 6 kr.

d) Gefruchtetes Eisen.

a. Stab- und gewalztes Eisen.

Bergrevier Amberg.

Aus gewerkschaftlichen Werken mit 2 Puddlingöfen, dann 29 Frisch- und Streckfeuern 14335 Str. zu 147277 fl. — kr. (11 Frischfeuer waren nicht im Betriebe.)

Eisenwerksgesellschaft Maximilianshütte mit 1 gewerkschaftlichen Werke, 6 Doppel-Puddlingöfen, 3 Doppel-Schweißöfen 101405 Str. zu 966745 fl. 30 kr. mit 402 Arbeitern und 81 Familiengliedern (auf diesen Defen sind 3 Walzwerke, 1 Presse und 1 Dampfhammer im Betriebe).

Bergrevier Bergen.

Bergen: aus 1 landesherrlichen Werke mit 2 Puddling- und 3 Schweißöfen, 4 Frisch- und Streckfeuern 37533 Str. zu 353997 fl. 24 $\frac{3}{4}$ kr.; dann aus 4 gewerkschaftlichen Werken mit 3 Puddling- und 2 Schweißöfen, dann 17 Frisch- und Streckfeuern 29147 $\frac{1}{2}$ Str. zu 299902 fl. — kr. mit 12 Arbeitern und 91 Familiengliedern.

Hammerverwaltung Eisenärzt: aus 1 landesherrlichen Werke mit 7 Frisch- und Streckfeuern 8872 $\frac{1}{2}$ Str. zu 81992 fl. 57 $\frac{1}{2}$ kr. mit 34 Arbeitern und 32 Familiengliedern.

Bergrevier Bodenmais.

Aus gewerkschaftlichen Werken mit 6 Frisch- und Streckfeuern 8456 Str. zu 85250 fl. — kr.

Bergrevier Bodenwöhr:

- 1 landesherrlichen Werk mit 2 Puddlingöfen, dann 2 Frisch- und Streckfeuern 5262 $\frac{1}{2}$ Str. zu 54037 fl. 3 fr.;
dann aus gewerkschaftlichen Werken mit 8 Frisch- und Streckfeuern 3623 $\frac{1}{2}$ Str. zu 37207 fl. 40 fr.

Bergrevier Fichtelberg.

- 1 landesherrlichen Werk mit 2 Puddlingöfen, dann 5 Frisch- und Streckfeuern 947 $\frac{1}{2}$ Str. zu 12718 fl. 39 fr.;
dann aus gewerkschaftlichen Werken mit 8 Frisch- und Streckfeuern 2725 Str. zu 32391 fl. 40 fr.

Bergrevier Königs- hütte.

- nigs- hütte: aus gewerkschaftlichen Werken mit 1 Puddlingofen, dann 29 Frisch- und Streckfeuern 10231 $\frac{1}{2}$ Str.
zu 114949 fl. 15 fr.

- thierhammer: aus 1 landesherrlichen Werk mit 2 Puddlingöfen, dann 3 Frisch- und Streckfeuern 21052 Str.
zu 167914 fl. — fr. (überließ wurden in der Achsensfabrik 82006 Str. abgekehrte fertige Wagendachsen
im Geldwerthe von 16400 fl. — fr. erzeugt).

Bergrevier München.

- 4 gewerkschaftlichen Werken mit 5 Puddling- und 2 Schweißöfen, dann 14 Frisch- und Streckfeuern 23646 Str.
zu 242700 fl. — fr. mit 201 Arbeitern und 83 Familiengliedern.

- g- und Hüttenamt Oberer- stadt: aus 1 landesherrlichen Werk mit 3 Frisch- und Streckfeuern 4566 Str.
zu 51300 fl. — fr. mit 20 Arbeitern und 52 Familiengliedern.

Bergrevier Ors.

- 7 gewerkschaftlichen Werken mit 28 Frisch- und Streckfeuern 27199 Str. zu 247480 fl. 40 fr. mit 76
Arbeitern und 231 Familiengliedern.

Bergrevier Sonthofen.

- nthofen: aus 1 landesherrlichen Werk mit 2 Puddling- und 2 Schweißöfen, dann 3 Frisch- und Streckfeuern
14000 Str. zu 147000 fl. — fr.

- hütten- dorf: aus 1 landesherrlichen Werk mit 1 Puddlingofen, dann 3 Frisch- und Streckfeuern 8168 Str.
zu 77497 fl. 42 fr. mit 29 Arbeitern und 59 Familiengliedern.

Bergrevier Steben.

- 3 gewerkschaftlichen Werken mit 7 Frisch- und Streckfeuern 5222 $\frac{1}{2}$ Str. zu 57211 fl. — fr.

Bergrevier Wunsiedel.

- 5 gewerkschaftlichen Werken mit 19 Frisch- und Streckfeuern 19760 Str. zu 256880 fl. mit 81 Arbeitern
und 212 Familiengliedern.

Regierungsbezirk der Pfalz.

- 3 gewerkschaftlichen Werken mit 22 Puddling- und 4 Schweißöfen, dann 20 Frisch- und Streckfeuern
223723 Str. zu 1960817 fl. 36 fr. mit 387 Arbeitern und 1277 Familiengliedern; außer den ange-
führten Oefen und Feuern war auch noch 1 Raffinirfeuer im Betriebe.

ß. Eisenblech.

Bergrevier Bergen.

- 1 gewerkschaftlichen Werke mit 2 Walzwerken 7617 Str. zu 108816 fl. — fr. mit 21 Arbeitern und 13 Fa-
milliengliedern.

Bergrevier Fichtelberg.

Fichtelberg: aus 1 landesherrlichen Werk mit 2 Walzwerken 12121 $\frac{1}{2}$ Str. zu 178574 fl. 3 fr.

Regierungsbezirk der Pfalz.

Aus 1 gewerkschaftlichen Werk mit 1 Walzwerke 10565 Str. zu 153192 fl. 30 fr. mit 20 Arbeitern und 76 Familiengliedern.

y. Eisendraht.

Bergrevier Fichtelberg.

Aus 3 gewerkschaftlichen Werken mit 3 Drahtzügen 3032 Str. zu 76518 fl. 36 fr. mit 31 Arbeitern und 84 Familiengliedern.

Regierungsbezirk der Pfalz.

Aus 1 gewerkschaftlichen Werk mit 1 Drahtwalzwerk und 1 Drahtzug 9524 Str. zu 102383 fl. — fr.

δ. Stahl.

Wunsiedel: aus 2 gewerkschaftlichen Werken mit 2 Cementröfen 870 Str. zu 23490 fl. — fr. mit 4 Arbeitern und 12 Familiengliedern.

3. Bleiische Produkte (Kaufblei).

Bergrevier Wunsiedel.

Aus 1 landesherrlichen Werk mit 1 Hochofen und 1 Treibherde 227 Str. Werkblei, 122 $\frac{1}{2}$ Str. Silberglätte zu 4547 fl. — fr.

4. Antimonium.

Bergrevier Wunsiedel.

Wunsiedel lieferte aus 1 landesherrlichen Werke mit 1 Salgeröfen und 1 Flammöfen 53 $\frac{1}{2}$ Str. zu 857 fl. 36 fr.

5. Vitriol.

a. Eisenvitriol.

Bergrevier Bodenmais.

Bodenmais: aus 1 landesherrlichen Werk mit 4 Subpfannen und 1 Farbbrennofen 5745 $\frac{1}{2}$ Str. zu 19239 fl. 15 fr. mit 27 Arbeitern und 85 Familiengliedern.

Bergrevier Wunsiedel.

Aus gewerkschaftlichen Werken mit 3 Subpfannen 1778 $\frac{1}{2}$ Str. zu 2433 fl. 57 fr. ;

b) Gemischter Vitriol.

Bodenmais: aus 1 landesherrlichen Werk mit 4 Subpfannen 1536 Str. zu 11463 fl. 36 fr.

Wunsiedel: aus gewerkschaftlichen Werken 901 $\frac{1}{2}$ Str. zu 8282 fl. 45 fr.

6. Alaun.

Bergrevier Bodenmais.

Bodenmais: aus 1 landesherrlichen Werke mit 1 Alaunpfanne 67 Str. zu 450 fl. — fr.

Gesamt-Produktion des Hüttenbetriebes: aus 119 Werken an Geldwerth der Produktion am Ursprungsorte 9954768 fl. 40 $\frac{1}{2}$ fr. mit 4035 Arbeitern und 7491 Familiengliedern.

C. Produktion des Salzbergbaues und Salinenbetriebes.

1. Steinsalz.

Regierungsbezirk Oberbayern.

den Hauptsalzamt lieferte: aus 1 landesherrlichen Werke 31397 $\frac{1}{2}$ Str. zu 33720 fl. 28 $\frac{1}{2}$ kr. mit 172 Arbeitern und 513 Familiengliedern. Außerdem auf dem Wege der Anwässerung erzeugt: 1135682 $\frac{1}{2}$ Eimer oder 2829705 Kubikf. gesättigte Soole.

Der Werth der gesättigten Soole ist unter dem Werthe des Kochsalzes begriffen.

Ein Theil dieser Soole wird in Berchtesgaden versotten, der andere durch die Soolenleitung nach Reichenhall, wo die dortigen Duell-Soole vermischt und die so erlangte Mischsoole kommt auf den Salinen Reichenhall, und Rosenheim, wohin sie mittelst der Röhrenleitung geführt wird, zur Versiebung.

2. Kochsalz.

Punkte.	Besitzstand.	Anzahl der Werke.	Grabirung.		Siebung.			Quantum der Produkt.	Geldwerth am Ursprungs-Orte.		Anzahl der	
			Länge. Laufende Fuß.	Einseitige Dornwandfläche, □ Fuß	Anzahl der Pfannen.	deren Quadrat-Fläche, □ Fuß.	deren Cubit-Inhalt, Cubikfuß.		fl.	kr.	Arbeiter.	Familienglieder.
Regierungsbezirk Oberbayern:												
Salzamt												
Landesherrlich	landesherrlich	1	—	—	1	3028	4543	142891 $\frac{1}{2}$	597507	26 $\frac{1}{2}$	1139	1544
„	„	1	2298 $\frac{1}{2}$	109375 $\frac{1}{2}$	4	3600	5400	236037	1029149	24 $\frac{1}{2}$	520	1200
„	„	1	—	—	5	3648	5472	165122 $\frac{1}{2}$	746982	28	300	400
„	„	1	—	—	4	4440	6660	303508 $\frac{1}{2}$	1445277	20	213	380
Summa		4	2298 $\frac{1}{2}$	109375 $\frac{1}{2}$	14	14716	22075	847559 $\frac{1}{2}$	3818916	39 $\frac{1}{2}$	2172	3524
Regierungsbezirk Niederbayern:												
Salzamt												
Landesherrlich	landesherrlich	1	6227 $\frac{1}{2}$	176402	7	5377	10334	20367 $\frac{1}{2}$	109111	—	100	330
„	„	1	5370	158752	8	6566	13132	50101	252724	47	325	1300
Summa		2	11597 $\frac{1}{2}$	335154	15	11943	23466	70468 $\frac{1}{2}$	361836	45 $\frac{1}{2}$	425	1630
Regierungsbezirk Oberpfalz:												
Salzamt												
Landesherrlich	landesherrlich	1	2970	77349	6	4248	6372	7961 $\frac{1}{2}$	47388	44	36	115
Summa		7	16866	521878 $\frac{1}{2}$	35	30907	51913	925989	4228142	9	2633	5269

3. Viehsalz.

Bergrevier Bergen.

Hauptsalzamt Berchtesgaden: 9072 Str. zu 12690 fl. — fr.

„ Reichenhall: 5040 Str. zu 7350 fl. — fr.

„ Traunstein: 18543 $\frac{3}{4}$ Str. zu 27870 fl. 57 fr.

„ Rosenheim: 8736 Str. zu 13650 fl. — fr.

Bergrevier Kissingen.

Hauptsalzamt Kissingen: 1368 $\frac{1}{4}$ Str. zu 3298 fl. 33 $\frac{3}{4}$ fr.

Regierungsbezirk der Pfalz.

Hauptsalzamt Dürkheim: 526 $\frac{1}{4}$ Str. zu 1758 fl. 20 fr.

4. Dungsalz.

Bergrevier Bergen.

Hauptsalzamt Berchtesgaden: 1302 $\frac{3}{4}$ Str. zu 232 fl. 40 fr.

„ Reichenhall: 6160 Str. zu 1466 fl. 40 fr.

„ Traunstein: 2096 $\frac{3}{4}$ Str. zu 624 fl. 5 fr.

„ Rosenheim: 5656 Str. zu 1683 fl. 20 fr.

Bergrevier Kissingen.

Hauptsalzamt Kissingen: 5750 $\frac{1}{4}$ Str. zu 2267 fl. 36 fr.

Bergrevier Orb.

Hauptsalzamt Orb: 9523 $\frac{1}{2}$ Str. zu 4251 fl. 36 fr.

Regierungsbezirk der Pfalz.

Hauptsalzamt Dürkheim: 1710 $\frac{3}{4}$ Str. zu 130 fl. — fr.**Gesamt-Produktion des Salzbergbaues und Salinenbetriebes:** aus 8 Werken 1032872 $\frac{3}{4}$ Str zu 43391

25 fr. mit 2805 Arbeitern und 5782 Familiengliedern.

Gesamt-Ergebnis.

	18 ⁵⁶ / ₅₇						
	Anzahl der Gruben und Werke.	Quantum		Geldwerth		Anzahl	
		der Förderung und Produktion am Ursprungsorte.				der Arbeiter	der Familien- Glieder.
A. Produktion des Bergbaues.				fl.	fr.		
Gold (Waschgold)	30	201 $\frac{3}{4}$ Kronen		940	1	30	53
Gold- und silberhaltige Erze	2	586 Zentner		117	12	36	130
Eisenerze	337	2595462 "		523035	48 $\frac{1}{4}$	2211	4616
Bleierze	4	394 "		1182	—	53	80
Quecksilbererze	9	83 $\frac{1}{2}$ "		9636	—	48	60
Kupferkiese	—	71 "		313	45	—	—
Zinkerze	1	225 $\frac{3}{4}$ "		594	—	8	24
Antimonerze	2	738 "		2952	—	—	—
Magnet- und Schwefelkiese	3	30183 "		18801	38	37	136
Stein- und Braunkohlen	165	5057845 "		1310504	28	2863	5647
Graphit	34	22982 "		35079	—	64	130
Porzellanerde	34	9652 "		6809	—	46	93
Ocker- und Farberde	53	31137 "		14914	20 $\frac{1}{2}$	55	139
Schmiergel	3	347 "		387	30	2	4
Thonerde	13	35113 "		14575	10 $\frac{1}{2}$	38	84
Speckstein	1	165 "		165	—	6	9
Dach- und Tafelschiefer	21	27553 "		14115	21	129	387
Gyps	20	197916 "		42202	—	64	31
Schwer- u. Flußspath, dann Quarz	8	21136 "		12178	59	42	83
Summa A:	740	—		2008503	13 $\frac{3}{4}$	5732	11716
B. Produktion des Hüttenbetriebes.							
Gold (Amalgamirgold) und Silber	1	91209 Mark		4392	59	—	—
in: Roheisen in Gängen und Massen	76	44352 Zentner		2733498	44 $\frac{3}{4}$	2377	4548
Rohstahleisen	1	712313 "		—	—	—	—
Gußwaaren aus Erzen	—	101433 $\frac{3}{4}$ "		741210	9 $\frac{1}{4}$	—	—
Gußwaaren aus Roheisen	9	51562 $\frac{1}{2}$ "		390148	22	193	555
Gefräshtes Eisen: Stab- und gewalztes	18	569876 "		5395270	7 $\frac{1}{4}$	1362	2118
Eisenblech	1	30303 $\frac{1}{4}$ "		440582	33	41	89
Eisendraht	5	12556 "		178901	36	31	84
Stahl	2	870 "		23490	—	4	12
eiße Produkte: Kaufblei	2	349 $\frac{3}{4}$ "		4547	—	—	—
timonium	1	53 $\frac{1}{2}$ "		857	36	—	—
un	3	67 "		450	—	—	—
riol: Eisenvitriol	—	7524 "		21673	12	27	85
Gemischter Vitriol	—	2437 $\frac{1}{2}$ "		19746	21	—	—
Summa B:	119	—		9954768	40 $\frac{1}{2}$	4035	7491
C. Produktion des Salinenbetriebes.							
Steinsalz	1	31397 $\frac{1}{2}$ Zentner		33720	28 $\frac{1}{4}$	172	513
Rochsalz	7	925989 "		4228142	9	2633	5269
Biehsalz	—	43226 $\frac{1}{4}$ "		66617	50 $\frac{1}{4}$	—	—
Dungsalz	—	32200 "		10655	57	—	—
Summa C:	8	1032872 $\frac{3}{4}$ Zentner		4339136	25	2805	5782
Total-Summa:	867	—		16302408	19	12572	24989

Z u s a m m e n s t e l l u n g
der Produktion des Bergwerks-, Hütten- und Salinenbetriebes in dem bayerischen Staate für die Jahre
18⁴⁹/₄₀ bis 18⁵⁹/₅₇.

Haupt- Zusammenstellung.	18 ⁴⁹ / ₄₀ .		18 ⁴⁹ / ₅₀ .		18 ⁵⁰ / ₅₁ .		18 ⁵¹ / ₅₂ .		18 ⁵⁹ / ₅₇ .
	fl.	fr.	fl.	fr.	fl.	fr.	fl.	fr.	fl.
Bergwerke	787804	39	826945	31	881488	38	943623	1	1048246
Hütten	3675592	28	4190985	4	3847883	4	4347327	36	4978957
Salinen	3682503	10	3633338	20	3771842	38	3895676	31	3897666
Summa:	8345900	17	8651268	55	8501314	20	9186627	8	9924869

	Anzahl der			Anzahl der			Anzahl der			Anzahl der			Anzahl	
	Werke	Arbeiter	Famil.- Mitglieder	Werke	Arbeiter	Famil.- Mitglieder	Werke	Arbeiter	Famil.- Mitglieder	Werke	Arbeiter	Famil.- Mitglieder	Werke	Arbeiter
Bergwerke	411	3785	8755	462	3670	8313	519	3831	8323	531	3802	7953	550	3908
Hütten	125	3853	10524	143	3835	10671	156	3483	9695	142	3610	9540	135	3811
Salinen	8	3008	6800	8	3054	7003	8	2959	6443	8	2936	6275	8	2913
Summa:	544	10646	26079	613	10559	25987	683	10273	24461	681	10348	23768	693	10632

	18 ⁵³ / ₅₄ .		18 ⁵⁴ / ₅₅ .		18 ⁵⁵ / ₅₆ .		18 ⁵⁶ / ₅₇ .		Also 18 ⁵⁶ / ₅₇ gegen das Jahr 18 ⁵³ / ₅₄		
	fl.	fr.	fl.	fr.	fl.	fr.	fl.	fr.	mehr	weniger	fl.
Bergwerke	1243526	57	1452463	36½	1648958	2½	2008503	13½	1220698	34½	—
Hütten . .	5786412	9	6441180	57½	7740749	26	9954768	40½	6079176	12½	—
Salinen .	3858435	2	4047937	41	4000981	10½	4339136	25	656633	15	—
Summa:	10868374	8	11941582	15½	13390688	38½	16302408	19	7956508	2	—

	Anzahl der			Anzahl der			Anzahl der			Anzahl der			Anzahl	
	Werke	Arbeiter	Famil.- Mitglieder	Werke	Arbeiter	Famil.- Mitglieder	Werke	Arbeiter	Famil.- Mitglieder	Werke	Arbeiter	Famil.- Mitglieder	Werke	Arbeiter
Bergwerke	569	4020	8869	596	4024	8898	649	4456	9770	740	5792	11716	329	1947
Hütten . .	127	3299	8020	125	3407	7509	118	3458	6964	119	4035	7491	—	162
Salinen .	8	2754	5831	8	2849	6065	8	2818	5811	8	2805	5782	—	—
Summa:	704	10073	22720	729	10280	22472	775	10731	22545	867	12572	24989	323	1926

**rt zur Fabrikation von Schwefel-
stoff, thierischer Kohle und Kohlen-
säure.**

Von

aly-Cazalat und Adolph Guillard in Paris.

Mit Abbildungen auf Blatt XII. Fig. 16 u. 17.)

wefelkohlenstoff. — Den Apparat zur Fabri-
Schwefelkohlenstoff zeigt Fig. 16 im senkrech-
schnitt. Er ist ein cylindrischer Ofen, dessen
feuerfesten Ziegeln bestehen und um die Feuerstelle
etwa 4 Zoll dicker sind als rings an der obern
A. a und b sind Röhren von feuerfestem Thon,
igen und Oeffnungen abwechselnd angebracht sind.
zell des Apparats, Caloriphor genannt, bildet
Behälter der Hitze. Die obere Kammer A ist
Gewölbe L bedeckt, und das Ganze in ein Ge-
von Eisenblech eingeschlossen. C ist eine Thüre,
zur Feuerstelle F zugulassen, welche weder einen
einen Aschenfall erhält. H ist die Heizthüre
ringen des Brennmaterials. D ist eine Thüre,
lopfangen in dem Caloriphor stecken zu können.
Kamin, welcher oben durch eine Thüre oder einen
hlossen werden kann. M ist ein Behälter, welcher
von Schwefel enthält; dieser Schwefel wird durch
ie des Kamins im flüssigem Zustande erhalten.
Gahn in einem Rohr, welches vom Behälter
Kamin führt. N ist ein Rohr, das vom un-
li der Feuerstelle in ein Gefäß Q führt, welches
mit Wasser gefüllt ist. R ist ein Rohr, um
reten zu lassen. S ist ein Gahn, um die Flüss-
s dem Gefäß Q abzugeben, T ist ein Glasrohr
the der Flüssigkeit im Gefäß Q anzuzeigen. Das
3 ist luftdicht, und alle Thüren müssen luftdicht

zündet ein Feuer in der Feuerstelle F an und
ste an der Thüre H mit Kohls, worauf man
r verschließt, während die Thüre C und der Deckel
Kamin P offen gelassen werden. Die Verbren-
eizet vor, daher das Innere des Ofens A und

die Röhre a und b erhitzt werden. Indem man die an
den Thüren H und D angebrachten kleinen Hähne hh
öffnet, kann man das Innere des Ofens zeitweise be-
sichtigen. Wenn der obere Kasten die Röhrenhöhe erreicht
hat, ist die Temperatur des Ofens hinreichend, um eine
große Menge Schwefel zu verdampfen. Die Thüre C und
der Deckel des Kamins P werden dann geschlossen, und
man läßt den geschmolzenen Schwefel, indem man den
Hahn O öffnet, auf die Röhre laufen, die ihn sogleich in
Dampf verwandelt. Der überhitzte Schwefeldampf muß,
um von oben nach unten aus dem Ofen zu entweichen,
eine Masse glühender Kohls durchziehen, wobei er sich mit
dem Kohlenstoff zu Schwefelkohlenstoff verbindet, welcher
in Dampfform durch das Rohr N abzieht, das ihn in das
kalte Wasser im Gefäß Q leitet, wo er sich verdichtet und
zu Boden sinkt. Am Rohr R entweicht etwas Schwefel-
wasserstoff. Der so gewonnene Schwefelkohlenstoff ent-
hält noch ein wenig freien Schwefel, welcher ihm eine
gelbe Farbe ertheilt. Um ihn vom Wasser abzuheben,
läßt man ihn durch den Hahn S ablaufen; man destillirt
ihn hernach in einem Wasserbad, bei einer Temperatur,
welche seinen Siedepunkt nur wenig überschreitet.

Nachdem eine gewisse Zeit lang Schwefel in den
Ofen geschmolzen ist, erniedrigt sich dessen Temperatur.
Der Hahn O wird dann geschlossen, und man öffnet die
die Thüre C und den Deckel des Kamins. Die Kohls
kommen nun wieder ins Glühen und erhöhen die Tempe-
ratur der Röhre und des Ofens A. Die Operation wird
wiederholt und so fort. In dem Maße, als die Kohls
verzehrt werden, gibt man solche durch die Thüre H zu,
und der Behälter M wird nöthigen Falls wieder mit Schwefel
gefüllt.

Knochenkohle. — Fig. 17 zeigt denselben Apparat,
zur Fabrikation von Knochenkohle abgeändert. Er ist so
angeordnet, um die zum Verkohlen von Knochen erforder-
liche Wärmemenge anzuhäufen. C ist der Kasten von feuer-
festem Thon zwischen der oberen Kammer oder dem Ofen
A und der Feuerstelle F. X ist ein Rohr, mit dem oberen
Theil der Feuerstelle verbunden. V ist eine Kammer, die
auch als Kamin dient, und durch einen Deckel Y ge-

Anbau der Baumwollpflanze in Nordamerika und den. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgte Einkauf der rohen Baumwolle in den britischen Colonien in Westindien, in den französischen, spanischen, und holländischen und portugiesischen Colonien, und in Kleinasien. Der Preis schwankte in den Jahren 1781—1785 zwischen 20 Sgr. und 1 Thlr. 8 Sgr. für das Pfund. Erst begann man die Baumwollpflanze in Nordamerika (in Alabama und Südcarolina) im Großen und regelmäßig zu kultiviren, jetzt gilt die nordamerikanische Baumwolle als vorzüglichste. Es wurden aus den Vereinigten Staaten exportirt:

1791	189,316 Pfd.
1796	6,276,300 "
1806	37,491,282 "
1816	81,747,116 "
1826	204,535,415 "
1840	743,941,064 "
1845	872,905,996 "
1849	1,026,602,269 "
1853	1,111,570,395 "
1854	987,833,106 "
1855	1,008,424,601 "

Diese Ausfuhr beträgt etwa $\frac{1}{3}$ des gesammten Handels mit roher Baumwolle auf der Erde und $\frac{1}{4}$ der ganzen Ernte in den nordamerikanischen Staaten. Der Preis bewegt sich jetzt zwischen 4 und 10 Sgr. für das Pfund.

Die Ausdehnung des Anbaues der Baumwollpflanze in Indien ging trotz der Bemühungen der ostindischen Compagnie nur langsam von statten. Die Schleichheit der Cultur und weniger günstige klimatische Verhältnisse bereiten schwer zu überwindende Hindernisse. Die Ausfuhr nach England betrug

im Jahre 1820	erst 28,125,000 Pfd., sie war
" 1833	auf 32,755,000 "
" 1845	auf 58,437,000 "

im Jahre 1851—1855 betrug sie auf 122,411,948 Pfd.

Außerdem lieferten in den genannten Jahren durchschnittlich dem britischen Verbrauche jährlich

Ägypten, die Levante, die Türkei, Syrien, Morea und die griechischen Inseln	28,601,000 Pfd.
Brasilien	21,996,000 "
Die britischen Besitzungen in Westindien, Guyana, der Mauritius-Insel u.	3,798,000 "

(Aus der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, neue Folge, Bd. IV. S. 89.)

B. Deutschland.

Die Zahl der Baumwollen-Spinnereien und der laufenden Spindeln war im Jahre 1857 in den einzelnen Staaten des Zollvereins folgende:

	Spinnereien.	Spindeln.
Bayern	16	316,700
Sachsen	133	554,646
Preußen	20	289,000
Baden	10	185,600
Hannover	1	48,800
Sachsen-Altenburg	4	20,400
Württemberg	12	119,000
	196	1,534,146.

Der Verbrauch an roher Baumwolle wird auf 185,950 Ballen berechnet.

Für das Jahr 1858 wird eine Vermehrung der Spinnereien um zwölf mit 484,000 Spindeln erwartet, so daß demnach in Betrieb sein würden: 208 Spinnereien mit 2,018,146 Spindeln.

In Oesterreich waren nach den statistischen Aufnahmen des Jahres 1851 vorhanden: 208 Spinnereien mit 1,482,138 Spindeln, welche etwa 130,000 Ballen roher Baumwolle consumirten. Die seitdem eingetretene Vermehrung ist auf 15 Proc. zu veranschlagen. (Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen, 1858 S. 101.)

Ueber den Einfluß des Messingstaubes und des Schweinfurtergrüns auf die Gesundheit der Arbeiter.

Von

P. de Pietra Santa.

Als Arzt im Besserungshaus der Magdalenerinnen in Paris hatte ich die beste Gelegenheit die Frage zu studiren, ob der Messingstaub schädlich ist. Im Erdgeschosse dieser Anstalt befindet sich nämlich eine wenig geräumige Werkstatt, worin durchschnittlich zwölf Arbeiter mit dem Abdrehen, Schleifen und Vollren messingener Handelsartikel, wie kleiner Schösser, Nachtreiher, Thürknöpfe etc. beschäftigt sind. Beim Eintreten in dieser Werkstatt wird man sogleich gewahr, daß feine und leichte Messingtheilchen herumflattern, welche glänzend aufsteigen und in einem leuchtenden Bogen niederfallen.

Ich unternahm zwei Reihen von Versuchen; die erste umfaßte die drei Jahre von 1852 bis 1854; die zweite erstreckte sich vom Juli 1855 bis zum Juli 1856. Die Details derselben sind in meiner der Akademie der Wissenschaften eingereichten Abhandlung enthalten. Diese Untersuchungen haben mich zu folgenden Schlüssen geführt:

1) Der Mensch kann in einer mit Messingstaub beladenen Atmosphäre leben, ohne daß seine Gesundheit merklich leidet;

2) die Messing- oder Kupferkolik, wie sie von den Ärzten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts beschrieben wurde, existirt nicht;

3) die prophylaktischen Mittel bestehen hauptsächlich darin, die Nahrungsmittel gegen den Messingstaub zu verwahren, sich vor der Mahlzeit sorgfältig die Hände zu waschen, und so oft als möglich Bäder zu nehmen.

Schweinfurtergrün. — In einem geräumigen und vollkommen gelüfteten Saal der erwähnten Anstalt sind beständig sechzig Arbeiter beschäftigt, Papier mit Schweinfurtergrün zu färben, welches für kleine Laternen etc. in den Handel gebracht wird. Der Vorarbeiter reibt das Schweinfurtergrün in einer Schale mit Wasser an, ein Arbeiter trägt die Farbe mit einem groben Pinsel auf das Blatt weißen Papiers auf; ein anderer hängt dieses dann

im Trockenzimmer auf; am folgenden Tage ertheilt ein Arbeiter mittelst der Pressung einer starken hölzernen Walze dem Papier den erforderlichen Glanz etc.

Ich habe diese Arbeiten während zweier Jahre mit Aufmerksamkeit verfolgt, und die Kranken Tag für Tag untersucht. Meine Beobachtungen, welche in der von mir der Akademie eingereichten Abhandlung zusammengestellt sind, haben mich zu folgenden Schlüssen geführt:

1) die Arbeiter welche das Papier mit Schweinfurtergrün überziehen oder bedrucken, sind einer eigenthümlichen Krankheit ausgesetzt;

2) diese Krankheit charakterisirt sich durch das Erscheinen von Bläschen, Pusteln und Geschwüren auf bestimmten Theilen, welche mit dem Farbstoff unmittelbar in Berührung kommen (Fingern und Zehen, Geschlechtstheilen und insbesondere dem Hodensack);

3) die Zufälle sind local und erstrecken sich nicht auf den Organismus, die Circulations- und Assimilationsysteme werden nicht gestört;

4) die erwähnten Wirkungen sind gar nicht gefährlich. Ihre Entwicklung kann durch prophylaktische Mittel gehemmt werden (häufige Waschungen, Bäder, leberne Schuhsohle, Abstellung der Arbeit). Nachdem sich die Pusteln etc. eingestellt haben, kann man sie schnell durch eine spezifische Behandlung bekämpfen (Abwaschen der kranken Theile mit Salzwasser, worauf man sie unmittelbar mit Calomel bestreut);

5) die erwähnten prophylaktischen Mittel, deren Wirksamkeit die Erfahrung erwiesen hat, müssen von den Schweinfurtergrün beschäftigten Arbeitern täglich angewandt werden. (Aus Comptes rendus, August 1858, und Dingler's polytechn. Journal, Bd. 149 S. 464.)

Bericht über die zwischen den Pulvermagazinen und den Linien des elektrischen Telegraphen einzuhaltende Entfernung.

Der französischen Akademie der Wissenschaften erstattet von

Prof. Pouillet.

Der Herr Kriegsminister hat die Akademie über eine wichtige Frage zu Rathe gezogen, nämlich ob die Distanz

den Telegraphen, in der Nähe eines Pulvermagazinsgeführt, Gefahr veranlassen können.

Die Commission welche über diesen Gegenstand zu beauftragt war*), hält es für gewiß, daß die Drähte der Telegraphen für den gewöhnlichen endlos entwickelten elektrischen Ströme niemals veranlassen können; denn selbst angenommen, daß sie während der Transmission einer Depesche zerwürden, sei es durch den Wind oder irgend eine Ursache, so wären die dann an den Bruchstellen sich in kleinen Funken unzureichend um den Pulverstaub zu zünden, welcher sich auf den Drähten selbst oder auf Trägern abgesetzt hat.

Anders ist es aber mit der atmosphärischen Elektrizität, deren Wirkung wird oft furchtbar und wäre für Pulvermagazine höchst gefährlich.

Denn z. B. die Telegraphendrähte direct vom Blitz zu werden, so ist es wahrscheinlich, daß sie an der Stelle auf eine gewisse Länge geschmolzen, verzerrt werden und daß die in Folge der fortgeschleuderten glühenden Kugeln durch die Windes noch weiter getrieben werden könnten; es würden die freien Enden des Drahtes, welche sich in der Verbrennung befinden, aus denselben Gründen brennen um die Befestigungspunkte beschreiben und in großen Entfernungen tragen.

Um die bloße Möglichkeit dieser Vorkommnisse zu vermeiden, ist es unumgänglich nothwendig, die Pulvermagazine so zu veranlassen, daß die Gefahr zu sichern.

U. diesem Zweck empfiehlt die Commission der Akademie folgende Anordnungen:

- 1) auf dem ganzen Theil der Linie, welcher weniger 10 Meter von einem Pulvermagazin entfernt ist, sind Drähte, statt in der Luft, unterirdisch zu führen;
- 2) die unterirdische Drahtleitung muß außerhalb der Erde verlegt werden wo es gefährlich wäre die Arbeiter

zugulassen, welche die Leitung herstellen untersuchen oder ausbessern sollen;

3) man muß in der Nähe dieser unterirdischen Leitungen einen oder mehrere Blitzableiter auf Masten von 15 bis 20 Meter Höhe anbringen, um die ganze Länge der Leitung gegen den directen Blitzstrahl zu schützen.

Durch diese (von der Akademie gebilligten) Anordnungen wird der Kriegsverwaltung alle Sicherheit gewährt, ohne daß die Telegraphenverwaltung zu sehr belästigt würde. (Dingler's polytechn. Journal Bd. 149 S. 432.)

Ueber das Verfahren bei der galvanoplastischen Vervielfältigung der Holzschnitte.

Von Prof. Otto in Braunschweig.

Galvanoplastische Abformungen sind für den illustrirten Druck von großer Wichtigkeit; sämtliche Holzschnitte in dem von dem Verf. herausgegebenen Lehrbuch der Chemie sind von solchen Abformungen gedruckt. Man druckte früher unmittelbar von dem Holzstocke, auf dem bekanntlich die Zeichnung erhaben ist. Der Holzstock kann eine sehr große Zahl von Abzügen liefern, mehr als Metall, aber jedes Sandkörnchen im Papier trägt zu seiner Zerstörung bei; er muß, wenn abgenutzt, neu angefertigt werden. Abklatsche und Abgüsse, den Stereotypplatten ähnlich, geben theils keine guten scharfen Abzüge, theils werden sie zu bald abgenutzt. Jetzt bleibt der Holzstock unversehrt, er wird deponirt und man macht von ihm eine beliebige Anzahl von galvanoplastischen Abformungen, welche die Zeichnung in aller Schärfe wiedergeben.

Der in dem Folgenden beschriebene Apparat eignet sich zu Abformungen von Holzschnitten und ähnlichen flachen Abformungen, z. B. Münzen, Medaillen, ganz vortrefflich. In einem viereckigen, 4 bis 8 Zoll tiefen, sorgfältig gefitteten und dick mit Asphaltfirnis ausgestrichenen hölzernen Kasten hängt ein kastenförmiger Einsatz, welcher etwa einen Zoll vom Kasten absteht und eine um 2 bis 4 Zoll geringere Tiefe hat. Derselbe besteht aus einem hölzernen Rahmen, welcher unten mit Isogahrem

* Sie bestand außer dem Berichtstatter aus den Herren Becquerel, Regnault, Desprez, de Senarmont und Marshall Bailliant.

Kalbleber überspannt ist. Das Einhängen dieses Einsages wird ermöglicht durch Ratten, welche auf zwei Seitenwänden desselben aufgenagelt sind, und welche über den Kasten hinaus reichen. Man kann diese Ratten in der Mitte höher werden lassen und hier mit einer breiten Oeffnung für die Finger versehen; sie dienen dann als Handhaben beim Herausnehmen des Einsages. Dieser besteht aus einem Messingrahmen, welcher unten mit nicht sehr dichtem Leinen- oder Baumwollenzuge überspannt ist. Der Rahmen ist unten rechtwinklig nach einwärts gebogen, so daß ein Rand entsteht, welcher, mit kleinen Oeffnungen versehen, gestattet, daß das Zeug fest genähet werde. Auf diesem Rande ruhen auch eine oder mehrere Zinkplatten auf, welche in den Einsatz gelegt werden. Die beim Ausgelöstwerden des Zinks zurückbleibenden Unreinigkeiten (Schlamm) werden durch diesen mit Zeugboden versehenen Einsatz von dem Lederboden des andern Einsages fern gehalten; dies ist sein Zweck. Ueber die Zinkplatten wird eine Kupferplatte von fast der Größe des Einsages gelegt; von dieser erhebt sich an der einen Seite in der Mitte ein Kupferstreifen über den Einsatz, biegt sich dann zunächst rechtwinklig nach außen über den Rand der beiden Einsätze, und dann hier wieder nach aufwärts. Durch diese Kupferplatte und diesen Kupferstreifen wird die leitende Verbindung mit dem unteren Theile des Apparats hergestellt, wie sich sogleich ergeben wird.

Auf den Boden des Kastens kommt ein dünnes Brett zu liegen, auf welches die Formen der abzubildenden Gegenstände gelegt, resp. befestigt werden. Die Formen stehen, wenn mehrere vorhanden, durch Bleistreifen in leitender Verbindung mit einander und durch einen nach aufwärts gerichteten Kupferstreifen, welcher an dem vorhin erwähnten oberen Kupferstreifen dicht vorüber geht und welcher mit diesem durch eine Schraubenkammer innig verbunden wird, in leitender Verbindung mit dem oberen Einsätze.

In den Kasten kommt Kupfervitriollösung, in welche man noch Krystalle des Salzes legt, so daß dieselbe gesättigt bleibt; in den Einsatz kommt Wasser, das mit

Schwefelsäure angesäuert ist. Der Theil des Kupferstreifens, welcher sich in der Kupfervitriollösung befindet, und welcher nicht, zur Vermittlung der Leitung, metallische Oberfläche haben muß, wird mit Guttapercha überzogen oder mit Kautschukbändern umwickelt, damit sich nicht Kupfer darauf niederlagere.

Die Formen sind jetzt allgemein von Guttapercha. Die Guttapercha wird mit Wasser gekocht, tüchtig geknetet und von allen fühlbaren harten Körpern befreit. Man legt dann einen Ballen der völlig gereinigten, mäßig warmen (plastischen) Masse, bepinselt mit dem feinsten Graphitstaube, auf den, ebenfalls mit Graphitstaub eingeriebenen, abzuformenden Gegenstand, z. B. den Holzstock, bringt das Ganze unter eine Presse, macht den Abdruck und läßt unter der Presse erkalten. Der abzuformende Gegenstand muß von einem Rahmen umgeben sein, welcher etwas höher ist als er, und welcher der Wirkung der Presse eine Grenze setzt.

Die sorgfältig abgelöste Form wird mit höchst zartem Graphitstaube bepudert, und dieser mit Bürste und Pinsel in alle Vertiefungen gerieben; so kommt sie in den galvanoplastischen Apparat. In acht Tagen ist die Abklärung hinreichend stark. Die erhaltenen Abformungen werden zuerst auf der Rückseite mit leichtflüchtigem Metall unter Anwendung von Kochwasser (Lösung von Zink in Salzsäure) ausgelöscht, dann mit Blei ausgegossen oder bis zur beliebigen Dicke hintergossen.

Die Zinkplatten des Apparats werden täglich durch Abbürsten unter Wasser von dem Schlamme gereinigt, die Zinkvitriollösung abgelassen, die Einsätze ausgehoben und gereinigt, frisches schwefelsäurehaltiges Wasser in dieselbe und Kupfervitriol oder gesättigte Lösung des Salzes in den Kasten gegeben. (Otto's Lehrb. d. Chemie, 2. Bd., S. 270 durch polytechn. Centralbl. 1858 S. 1447.)

Das Petiotisieren, eine neue Art von Weinschmiererei.

Es wurde mir wiederholt die Frage vorgelegt, was das Petiotisieren sei und wodurch sich dasselbe vom Gallisieren unterscheide. Es diene folgende Notiz:

ort. Der Franzose Petiot in Burgund behauptet, die Trester einen weit größeren Vorrath an weinbildenden Stoffen enthalten, als der ablaufende Most consumirt.

Er läßt daher diese nicht rein auskellern, sondern in den Pressrückstand mit einer entsprechenden Menge Zuckersirup, welches jedoch die Zuckerdichte des Mostes muß. Diese Masse geräth von Neuem in Gährung, setzt den Farbstoff dergestalt aus den Trestern, daß nachher gewöhnlich eine dunklere Farbe erhält, als Vorlauf. Diese Operation soll drei bis viermalholt werden. Das ganze Verfahren ist das Petiot- und nach demselben erzielte Wein petiotisirter genannt worden. Es liegt auf der Hand, daß die an das Zuckersirup wesentlich nichts weiter abkönnen, als Gerbstoff, Farbstoff und kleine Mengen Säure. Was den Ausdruck weinbildende Elemente, die aus den Trestern in das Zuckersirup übergehen, so ist derselbe durchaus unverständlich. Es ist Chemie bis jetzt nicht gelungen, derartige Substanzen in Trestern nachzuweisen. R. Wr.

(Würzburger Wochenschrift 1858 S. 547.)

Nekrolog.

Der polytechnische Verein hat wieder den Eintritt seiner ausgezeichnetsten Mitglieder, und München den Verlust eines seiner ehrenwerthesten, berühmtesten Bürgerklagen.

Am 13. Dezember dieses Jahres Morgens 9 Uhr verstarb

hgl. bayr. Pianosorte-Fabrikant

Aloys Wiber

im Alter von nur 54 Jahren.

Er war geboren zu Gillingen, den 1. Sept. 1804, stammte von väterlicher Seite aus einer berühmten musikalischen Familie. Sein Onkel, Franz Heinrich von, fürstlich-bischöflicher Truchseß und Kapellmeister von Würzburg, war einer der größten Violinisten seiner Zeit.

Leopold I. erhob ihn in den Adelsstand, Ferdinand Maria zu München hing ihm eine goldene Kette um. Ein Gleiches that Churfürst Max Emanuel.

Der Vater unseres Verstorbenen war Andreas Wiber, Instrumentenmacher zu Gillingen, ein tüchtiger, lebensfroher Mann, der 14 Jahre auf der Wanderschaft zubrachte, in Spanien, Portugal und zuletzt in dem Etablissement des berühmten Pianofortefabrikanten Broadwood in London arbeitete. Er hatte bereits 3 Jahre in dieser Fabrik zugebracht, und würde gar nicht mehr nach Hause gekehrt sein, wenn ihn nicht der dringende Wunsch seiner Eltern und die Bitte des Landcomthurs dazu veranlaßt hätte. Mit all den Einzelheiten der großartigsten Pianofortefabrik der Welt vertraut, ließ er sich zu Gillingen häuslich nieder, heirathete die Tochter des dortigen Bürgermeisters, und sah in einer sehr glücklichen Ehe der schönsten Zukunft entgegen, als der Krieg mit einem Mal sein Vermögen, alle seine Hoffnungen und Aussichten für immer zerstörte.

Aus dieser Ehe wurden 11 Kinder geboren, von welchen unser Aloys Wiber das letzte und jüngste war.

Der Vater wendete alle Sorgfalt auf die Erziehung dieses Knaben für eine Kunst, zu welcher ihn durch sein feines Ohr und seine ausgezeichneten technischen Anlagen die Natur selbst bestimmt zu haben schien.

Der gutmüthige Sohn vergalt diese väterlichen Bemühungen mit der wärmsten Kindesliebe; denn von seinem 15. Jahre an unterstützte er aus seinem spärlichen Verdienste Vater und Mutter, und der Vater starb hochaltrig in den Armen des weinenden Sohnes, ehe dieser sich selbst eine bleibende Stätte gegründet hatte.

Trotz der nachgewiesenen Thatsache, daß die Existenz der zwei Eltern von der Handarbeit des Sohnes abhing, mußte er doch seiner Militärverpflichtung Genüge leisten. Wieder frei geworden, gab dem jungen arbeitssamen Wiber Goethe's Sprüchlein das Geleite in die Welt:

„Bleibe nicht am Boden hängen,
Frisch gewagt und frisch hinaus,
Kopf und Herz mit heitern Kräften
Überall sind sie zu Haus.“

Wiber war ein heller, beobachtender Kopf, eine stille, ächt deutsche treue Natur. Mit einem nie zu ermüdenden Fleiße, mit all den Kenntnissen und Erfahrungen seines Vaters ausgestattet, arbeitete er von seiner ersten Jugend an bis zu seiner letzten Todeskrankheit immer offenen Kopfes und Herzens, immer vorwärts schreitend, fromm und treu das Bessere suchend, war deshalb überall gellebt, wo er weilte und arbeitete, und genoss das Vertrauen seiner Herren und Meister, die das Streben des arbeitsamen jungen Mannes schätzend, ihn gewöhnlich in Geheimnisse einwelkten, die sie vor Andern verschüllten. Wiber pflegte über diese Verhältnisse im Kreise vertrauter Freunde manche interessante Anekdote zu erzählen. Einer seiner Herrn z. B. pflegte die Art der Verklappung seiner Resonanzböden als ein Geheimniß zu bewahren. Er nahm diese Verklappung bei verschlossenen Thüren vor, leitete die Böden mit eigener Hand in den Kasten, und übergab dann das Instrument in diesem Zustande erst in die Hände seiner Gesellen. Durch Wibers Hände waren schon viele solcher geheimnißvollen Instrumente gegangen, und da er von seinem Meister sehr geschätzt wurde, bat er endlich um Einweihung auch in dieses Geheimniß.

Der Meister versprach es, hielt aber nicht Wort. Da klickte endlich der junge, neugierige Claviermacher, der immer zuletzt von seiner Arbeit ging, als er sich allein sah, in seiner Verzweiflung ein Stümpchen Licht an das Ende eines Spanes und fuhr nun mit diesem Lichte in den hohlen, geheimnißvollen Bauch des Instrumentes, um so die Art und Weise der Verklappung einmal beim Lichte zu betrachten. Er war beinahe mit seiner Untersuchung fertig, da verweilte er mit dem Lichte und seiner Betrachtung unglücklicher Weise zu lange an einer schwierigen Stelle. Der natürlich sehr trockene Resonanzboden fing Feuer, und ehe Wiber des Feuers Meister werden konnte, war ein Loch in den Boden gebrannt. Der junge Geselle gestand des andern Tages reumüthig sein Vergehen; allein der Meister nahm den Vorgang nicht übel, und erinnerte noch öfter in späteren Jahren lachend den dankbaren, nun selbst Meister gewordenen Wiber an diese eigenthümliche Art seiner früheren technischen Untersuchungen. Zuletzt

arbeitete Wiber im Geschäfte seines noch lebenden, in Nürnberg etablirten Bruders mit brüderlicher Hingebung bis er endlich nach München kam, und sich hier einen dauernden Wohnsitz zu gründen beschloß.

Als Wiber im Jahre 1833 seinen Wohnsitz in München aufschlug, stand die Pianofortebaukunst daselbst nicht mehr auf ihrer frühern hohen Stufe. Johann Ludwig Dülken, schon von dem Kunst liebenden und üben den Karl Theodor 1781 als „mechanischer“ Hofclaviermacher in München angestellt, war wirklich ein mechanisches Talent und hatte unsern München bald einen bedeutenden Ruf im Fache der Pianofortebaukunst erworben. Dülken hatte die Pianofortebaukunst in Hamburg und Paris erlernt, und diese Kunst nach München verpflanzt. Selbst ein erfindertlicher Kopf, wußte er auch die Fortschritte und Anforderungen seiner Zeit wohl zu benützen: denn seine Forteplanos besaßen neben dem Fortezug auch den Fagott- und Harfenzug, die Erleichterungsbewegung u. dgl. Dabei zeichneten sie sich aber auch durch solide Bauart, schönen Ton und gleichförmige Scala so sehr aus, daß sie nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Frankreich, Italien und Rußland sehr gesucht waren. Dülken war noch überdies seit 1799 mit der berühmtesten Clavierspielerin ihrer Zeit, der bekannten Sophie Lebrun vermählt. Seine 3 Töchter waren gleichfalls Clavierspielerinnen und Sängertinnen, und so bildete sein Haus in der Braunersstraße lange Zeit den interessantesten Versammlungsort der damaligen gebildeten musikalischen Welt in München.

Als sich jedoch Wiber in München ansässig machte, war Dülken bereits 72 Jahre alt, hatte sein Geschäft aufgegeben und nahm keinen Antheil mehr an den Verhältnissen und Anforderungen dieser Zeit. Der Pianofortebauer Sailer, der nun um diese Zeit die meisten Flügel in Bayern baute, arbeitete gut, doch streng nach Wienermustern, so daß die wirklichen Wienerinstrumente in München bald den höchsten Ruf erhielten. Von dem Tone englischer Instrumente hatte man inbessen weder in Wien, noch in München einen Begriff.

Als der damals berühmte Wienerpianofortefabrikant

Graff in Begleitung Czernys den berühmtesten Orgebauern Londons einen Besuch abstattete, sandte Broadwood einen Flügel seiner Fabrikation als Geschenk nach Wien, wogegen Graff gleichfalls einen Flügel aus seinem Etablissement an Broadwood London sandte. Hier ergab sich nun die allerbeste Gelegenheit, den gewaltigen Unterschied zwischen Londoner- und Wienerinstrumenten in recht klarem Lichte zu beobachten, so daß die Engländer, welche überall nur den besten Instrumentalton wollen und suchen, durchaus keine halbe Idee von deutschen Clavierinstrumenten bekamen. War hatte der Claviermacher Baumgartner in seinen Clavieren bereits einen viel stärkeren Ton gegeben, und die Vortheile, welche aus dieser neuen Erzeugung entsprangen, namentlich in Hinsicht auf Haltbarkeit des Bezuges und der Stimmung leuchteten sehr hervor. Allein die Mechanik blieb denn doch immer noch Augsburger-Wiener-Mechanik, und Baumgartner immer in Geldverlegenheit, betrieb sein Geschäft als Gewerbe so nachlässig und unregelmäßig, daß an eine Verbesserung des Clavierinstrumentenbaues nicht zu denken war. Er begann im August 1833 Wiber sein Geschäft mit 3 Gesellen in einer hiezu gemietheten Wohnung Sonnenstraße. Der Mann, der früher nur gewar, Andern mit seiner ganzen Hingebung, ja oft Selbstopferung zu dienen, war nun Meister; aber Meister im vollsten Sinne des Wortes. Von 5 Uhr bis im Kreise seiner Gesellen selbst am meisten arbeitete, bis die Sonne sank, dann in seinem einsamen Zimmer sitzend, rechnend, zeichnend, brütend bis des Morgens 2 Uhr — gönnte er sich, auf seine Gesundheit bauend, nur wenige Stunden Schlaf. Bald begannen die Clavierinstrumente, welche aus seinen Werkstätte hervorgingen, Aufsehen zu erregen. Und an ihnen bei der schönsten, vollendetsten Arbeit an Neuern — eine Fülle des Klanges, eine Kraft und bei schönster Gleichförmigkeit der Scala, lauter klangen, an deren Vereinalung in einem Instrumente vorher in München gar nicht gedacht hatte. Er baute in München seine Pianoforte nach englischem Sy-

stem; dem stärkern Saltenbezuge wurde auch eine stärkere Mechanik, als die alte Wiener angepaßt; der Meister war aber nie slavischer Nachahmer, sondern modifizierte, ja verbesserte, wie es die Zeit, die Umstände und die Bedürfnisse erforderten. So wuchs Wibers Ruf sehr rasch, wozu noch das einfache bescheidene Benehmen des jungen Bürgers gleichfalls gewiß das Seinige beigetragen hat, und am 6. April 1834 verheiratete er sich mit Katharina Schmetter, der Tochter des berühmten Verfertigers chirurgischer Instrumente, Kaspar Schmetter, welcher München zuerst in diesem Fabrikationszweige Ruf erwarb. Wenn auch seine pekuniären Bedürfnisse im Augenblicke durch diese Verheirathung nicht viel verbessert wurden, so gewann er doch eine sehr gebildete lebenswürdige Hausfrau, die Freud und Leid in seiner neuen Haushaltung redlich bis zu seinem letzten Hauche mit ihm theilte, und die zuletzt so ausgebreitete Correspondenz und Buchführung zum größten Theile übernahm. Schon das nächste Jahr nach seiner Etablierung erhielten 2 seiner Instrumente, ein Mahagoni-Flügel-Instrument und ein Querpianoforte in der Industrie-Ausstellung in Nürnberg die silberne Preis-Medaille. Die Preisrichter fanden namentlich den Ton seines Querpianoforte so stark, als den eines Münchner-Flügels, und noch überdies die Preise außerordentlich nieder. Acht solcher Flügel wurden dann auf einmal bei unserm Wiber in Bestellung gegeben, die größtentheils für das Ausland bestimmt waren.

Der Nachfragen nach Wibers Clavieren wurden nun bald so viele, daß er sich genöthigt sah, einen, zwei, drei Gesellen mehr aufzunehmen; da wurde denn auch sein gemiethetes Lokal zu klein.

Aber mit dem steigenden Rufe seiner Fabrikate war auch sein Fleiß und seine Genügsamkeit wenn möglich im Steigen begriffen, und so sah er sich bald in den Stand gesetzt, das Haus, welches er bis zu seinem Ende bewohnte, als Eigenthum zu erwerben.

Wiber ließ auch, während sein Geschäft immer mehr an Ausdehnung gewann und seine Kräfte mehr und mehr in Anspruch nahmen, in seinen nachlässigen Studien, die das eigentliche, tiefer liegende Wesen seiner Kunst betra-

fen, nicht nach; er suchte unablässig, oft ganze Nächte dazu verwendend, die Ursachen jeden der vielen Mängel auf, welche für den Kenner auch an dem vollkommenst gebauten Pianoforte hervortraten, und half diesen immer mehr und mehr ab, und zwar oft durch so unbedeutend scheinende Veränderungen, daß sie selbst dem Auge des Kenners entgangen sein würden, wenn er nicht durch den Verfertiger darauf aufmerksam gemacht worden wäre. Namentlich trat bei der immer stärker geforderten Befaltung der Instrumente der Mangel sehr fühlbar auf, daß die höchsten Discantidöne, im Vergleich mit den dünner befalteten Wienerflügeln von längerem Bezuge, immer mehr und mehr an Freiheit des Klangs verloren, die man von den Wienerflügeln her gewohnt war. Natürlich wurde bei dem wachsenden Durchmesser der Saite auch die Länge derselben beeinträchtigt. Die kurze, dicke Saite hatte schon Anlage, zum Theil als Stab zu schwingen, dabei macht das höchste a (a) unserer Pianoforte's 2682 Schwingungen in einer Sekunde. Für eine solche ungeheure Anzahl von Schwingungen ist auch das festeste Holz, welches die dicke Saite in Spannung zu erhalten hat, nicht elastisch genug. Bringt man an die Stelle des Holzes Metall, so wird zwar der Ton heller und klingender, aber er erhält zu wenig Volumen, — er wird spitzig, gleichsam elfern. Wiber half endlich dem Uebelstande auf eine höchst sinnreiche Art ab. Er erfand seine sogenannte Klangmaschine.

Ueber die zwei höchsten Octaven des Stimmstockreges geschnitten, glebt die Maschine dieser Parthie die nothwendige Widerstandsfähigkeit und Festigkeit, ohne jedoch jene eigentliche Tonfarbe zu verwischen, welche das Holz allein zu geben im Stande ist. Wiber erhielt auf seine Erfindung ein kgl. bayr. Privilegium unterm 2. August 1842, und da einer seiner Rivalen und Nebenbuhler, an welchen es natürlich wie überall, so auch hier nicht fehlte, durch eine Imitation das Patent zu umgehen suchte, ein erneuertes Privilegium auf einen Nachtrag zum ersten am 4. Juni 1843. Diese Klangmaschine ist es, welche den Wiber'schen Flügelplanoforte's jenen klingenden und doch voluminösen Glorionenton in den höheren Octaven

verleiht, der in solch unveränderlicher Art an keinem andern Forteplano gefunden wird.

Wiber, stets in der Ausdehnung seiner Fabrik beschäftigt, sandte gleichfalls Instrumente zur allgemeinen Industrie-Ausstellung, welche im Jahre 1842 in Mainz gehalten wurde. Hier zogen seine Instrumente bald die Aufmerksamkeit aller Kenner auf sich, und es war ein sehr gutes Zeichen, daß der berühmte Pianofortefabrikant Streicher aus Wien, zugleich selber ein ausgezeichnete Pianist, der wohl der allergeeignteste Richter über Pianoforte sein dürfte, am liebsten wieder zu den Wiber'schen Instrumenten zurückkehrte, denen er auch volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ohne den Verfertiger damals persönlich zu kennen. Wiber erhielt hier die goldene Medaille.

Von diesem Zeitpunkt an verbreitete sich der Ruf der Wiber'schen Claviere auch in der Rheingegend und Sedel in Mannheim, der sich immer ein Lager von Clavieren vorräthig hielt, besorgte ihre Versendung. Ueberall fand der große klingende Ton und die Spielart dieser Instrumente Bewunderung. Nur ein einziger Abnehmer erklärte sich unzufrieden mit dem Tone seines tafelförmigen Forteplano's, der fremdartig und schnarrend sei. Wiber erklärte: wenn sich das wirklich so verhielte, so müsse das Instrument während des Transportes irgendwo Schaden gelitten haben. Der Besitzer dagegen antwortete: er habe das Instrument durch Sachverständige untersuchen lassen, welche durchaus keinen weiteren Fehler an diesem Instrumente auffinden konnten. Wiber war eben bereit, das Instrument wieder zurück zu nehmen, als ihn ein Zufall in diese Gegend des Rheines führte. Er besuchte den Besitzer des Instrumentes und ließ sich dasselbe zeigen. Nach einer kurzen Probe stürzte er ohne Weiteres das Clavier um, und siehe da! es fielen einige hartgewordene Probknoten zwischen dem Resonanzboden und dem Saitenhalter heraus. Als das Clavier wieder auf seinen Beinen stand, war das Schnarren verschwunden, und der Ton so rein und klingend wie immer. Ich führe diese Anekdote deshalb an, weil sie als schlagender Beweis dient, welche unbedeutende Dinge den Ton eines solchen complicirten musikalischen Instrumentes oft auf eine unbegreifliche Weise zu modificiren im Stande sind.

in Beiebern und Wollenden eines seiner neuen
ite brachte ihn einmal ein ähnlicher Zufall bei-
Verzweiflung. So oft er nämlich eine gewisse
Instrumentes anschlug, war der Ton von einem
nthümlichen, auffallenden Klirren begleitet. Unser
untersuchte alle Theile des Instrumentes wieder
er, tauschte Beieberung und Hämmer aus; Alles
der Ton besteht immer seine klirrende Qualität.
n der Stille der Nacht, als er eine neue Unter-
des widerspännigen Instrumentes vornahm, be-
; daß das Klirren gar nicht aus dem Instrumente
Wiber war nun schnell im Reinen. Er unter-
le beweglichen Gegenstände in seiner Umgebung,
: gar nichts, das in dieser Beziehung hätte ver-
heinen können, als etwa eine harmlose Gyps-
eiche auf dem nahe gelegenen Ofen nicht überall
: Wafis den Ofen berührte. Er versuchte nun
hob die Statue so lange bis sie ganz unbeweglich
- und siehe da! das Klirren war für immer ver-
n.

on im Jahre 1846 erhielt Wiber vom König
I eines Hofpianofortefabrikanten. Das Glück,
: er blieb immer selbst mit dankbarer Nührung
ante: der Segen des Himmels begleitete alle seine
nungen; er war in kurzer Zeit aus einem armen
habender, zuletzt sogar reicher Mann geworden,
n aber immer die einfache, bescheidene, kindliche
Bleiben, die mit der innigsten Liebe nur an ihrer
hing, zu welcher auch Wiber's alte Mutter ge-
eische, glücklicher als ihr Gatte, noch 12 Jahre
er gesegneten Verhältnisse ihres Sohnes war und
Jahre, ihren Wohltäter segnend, starb.

beiden großen Industrieausstellungen zu Paris
ich unsern Wiber nach dieser Hauptstadt Frankreichs.
von dort an Erfahrungen reich wieder zurück.
ner beschäftigte seinen Geist die Construction einer
astvollen und doch einfachen Claviermechanik. Er
ir allzu wohl, daß namentlich Virtuosen gerade
th oder Unwerth eines Pianofortes nach dem Zu-
inner Mechanik zu beurtheilen pflegen. Bei einer

guten Mechanik muß derselbe Ton in einer Secunde we-
nigstens 10mal wiederholt werden können, ohne daß je
stner ausbliebe. Die Stöße der Tasten müssen also eben
so oft und so rasch den in seine ursprüngliche Lage zu-
rückgefallenen Hammer wieder heben. Es ist also beim
Spiele nothwendig, daß sich der Finger selbst bei den aller-
schnellsten Figuren jedesmal wieder zur gleichen Höhe er-
hebe, ehe er neuerlings niederschlägt. Geschieht dies nicht,
so bekommen die Stöße die Hämmer Nase nicht mehr zu
fassen und der Ton bleibt aus.

Bei dem großen Wege, welchen die Hämmer, durch
den neuen starken Saitenbezug veranlaßt, zu durchlaufen
haben, ist diese Aufgabe nur der höchsten mechanischen Vol-
endung der Hand des Spielers möglich, deshalb suchte
schon Seb. Erard in Straßburg diesem Uebelstande ab-
zuhelfen, indem er 1823 eine höchst sinnreiche Mechanik
construirte, welche nach dem Princip des Stalleners Chri-
stosoli gebaut, den Ton versicherte, auch wenn die Taste
nicht wieder ganz in ihre ursprüngliche Lage zurückfiel.
Diese Mechanik ist die berühmte Erard'sche à double
échappement. Diese Mechanik macht die Ausführung auch
der raschesten Figuren selbst auf dem gewaltigsten englischen
Flügel leicht. Daher griffen sie die eigentlichen Concert-
spielenden Claviervirtuosen mit großem Entzücken auf, und
wollten nur Claviere, mit dieser Mechanik versehen, in
Concerten spielen.

„Wenn bei Erard'scher Mechanik,“ wiederholte mir
immer und immer Thalberg, der größte und begabteste
der gegenwärtig lebenden Claviervirtuosen; der Erfinder des
neuen, alle Töne durcheinander wirrenden, faulenden, bran-
senden Clavierschlagens und Trommelns, das den Künstler,
um mich eines bergmännischen Ausdrucks zu bedienen,
in die Kategorie der „Hochwerke mit 5 Stempeln zu zwei
Sägen stellt“*), — „wenn mir bei dieser Mechanik in irgend

*) Diese Hochwerke, (welche zum Zerstampfen der Erze be-
stimmt sind) sagt Heuchler in seinem Album für Freunde
des Bergbaues, sind es vorzüglich, welche die Reugler der
Reisenden auf sich ziehen, und einen solchen „Höllens-
lärm“ machen, daß es unmöglich ist, ein Wort in
ihrer Nähe zu verstehen.“

„einer meiner Figuren ein Ton ausbleibt, so weiß ich bestimmt, daß ich daran Schuld bin, — bei andern Mechaniken weiß ich nicht, ob ich oder die Mechanik die Schuld trägt.“

Aber das ist ganz gewiß ein Irrthum. Wenn bei einer gut construirten englischen z. B. Broadwood'schen Mechanik mit der sogenannten Repetition ein Ton versagt, so ist ganz gewiß der Spieler daran Schuld.

Kalkbrenner, mit Ausnahme Moscheles, der einzige der neuesten Claviervirtuosen, der auf dem Pianoforte bei der höchsten Spielvirtuosität zu singen verstand, bedurfte der Erard'schen Mechanik nicht, und erklärte sie auch mit aller Bestimmtheit für unnöthig. Doch Kalkbrenners Zeit ist vorüber, so wie die Kunst zu singen überhaupt.

Gegen die Erard'sche Mechanik läßt sich theoretisch als großes Erleichterungsmittel eines brillanten Spieles nichts einwenden, dagegen alles gegen ihre praktische Anwendung. Die Erard'sche Mechanik ist viel zu complicirt und schon deshalb außerordentlich kostspielig. Eine einzige Taste mit ihrem Hammer besteht aus wenigstens 64 Theilen, hat 5 Räder, die in mit Tuch ausgefütterten Büchsen laufen. Viel gebraucht, wird sie deshalb bald abgenützt, klappert, und verliert Alles, was ihren Vorzug bedingt.

Aus diesem Grund verbesserte der praktische Engländer Broadwood seine früher angewendete englische, viel einfachere Mechanik, daß es auch bei dieser leicht ist, den Ton wieder anzuschlagen, ohne daß die Taste ganz an die Stelle ihrer Ruhe zurückgesunken wäre. Broadwood nannte diese Erfindung Victoria repetition.

Wiber, der mit seiner Zeit in Bezug auf Pianofortebaukunst stets auf gleicher Höhe blieb, der alles kannte, was die Gegenwart im Fach der Pianofortebaukunst leistet, ja sogar die Geschichte derselben in Modellen vor sich hatte, kam zuletzt noch auf einem viel einfacheren Wege zu denselben Zielen, als Broadwood. Die Erfindung dieser einfachen Mechanik vermehrt seine vielen Verdienste um die Pianofortebaukunst wieder um ein neues.

Um mit eigenen Augen den Stand der Pianoforte-

fabrikation der gebildeten Welt zu sehen, ging Wiber auch zur großen Weltausstellung nach London. Er wurde von Broadwood, bei welchem sein Vater so lange gearbeitet, in englisch herzlichster Weise aufgenommen und hatte nach seiner Zurückkunft keine Ursache, mit seinen Clavieren und mit seinen Einrichtungen unzufrieden zu sein.

Er hatte die Natur und Eigenschaften der Materialien, welche er zu dem Bau seiner Claviere verwendete, lange und sehr genau studirt. Daher baute er jedes seiner Instrumente nach der Qualität des Holzes und der Materialien, die er dazu verwendete; aber eben deshalb war jedes seiner Instrumente im Detail genau so gebaut, wie das andere. Daher kamen auch die fruchtlosen Bemühungen, seine Instrumente, die man genau copirte, nachzubauen.

Es war Grundsatz bei ihm, sich immer die besten Materialien zu verschaffen. Das Holz zu seinen Clavieren wählte er sich selbst in den Wäldern unserer süßlichen Vorgebirge noch in Stämmen aus; denn so war es ihm allein möglich, Holz, wie er es nöthig hatte und wollte, für seinen Gebrauch zu erhalten.

Es befindet sich in diesen Vorbergen noch ein Stück der herrlichsten Stämme, welche jährlich viele Concurrenten, selbst z. B. den berühmten Geigenfabrikanten Villalume von Paris herbeilocken. Ich traf in Ammergen einmal mit Wiber und einem seiner Concurrenten zusammen. Wiber war nach seiner Gewohnheit schon lang vor Tagesanbruch auf den Beinen, mit dem Forstmann dem Walde zufliehend. Nach 8 Uhr kam der Andere im Gastzimmer, trank gemächlich Kaffee und machte sich um 9 Uhr mit dem Forstwart auf den Weg. Um diese Zeit war Wiber schon mit einem Theile seiner Arbeit fertig und hatte sich bereits die schönsten Stämme gewählt, ehe noch der Andere den Wald erreichte. In seinen Magazinen lag deshalb das beste Holz wohl 20 Jahre vorrätzig aufgespeichert; er verwendete zu seinen Instrumenten nur altes, ausgetrocknetes Holz ohne welches selbst der größte Meister im Pianofortebau kein Instrument zu schaffen vermag, dem mit der unsterblichen Güte auch Dauer gesichert ist.

Der Verstorbene war kein Clavierspieler, aber

n feines Ohr für Musik und den Ton als musikalisches Element überhaupt, — er war deshalb zugleich ein Stimmer.

Es ist von Leuten, welche das Wesen des Clavierinstruments nicht kennen, manchmal behauptet worden: Wer der Pianofortespieler sei, könne auch kein gutes Instrument bauen. Das ist ein großer Irrthum; ja der Clavierspieler ist häufig gerade der alleruntauglichste Beurtheiler des wahren Werthes eines Clavierinstruments. Dagegen ist dieser häufig gerade der rechte Mann zum Kalen im Pianofortebau Sand in die Augen zu streuen und die schreiendsten Mängel des Instrumentes zu heilen. Im Sturmfluge der Passagen strömt ein Strom von Tönen auf den überraschten Hörer, und nimmt der Zuhörer noch überdies das Pedal zur rechten Zeit wahr, so ruft die Dame entzückt aus: „Das ist ein schönes Instrument“, und der Papa supplirt dann: „erstehe zwar nichts von Musik, aber das Instrument spielt einen prächtigen Ton, das sehe ich auch ein!“ Und der einzelne Ton zu seinem Nachbar, dieser zum nächsten, die Oktave zur nächstfolgenden und voran so verhält, das lehren die Finger des Clavierinstruments, ja es giebt sogar z. B. einzelne bedeutende Stellen in einem gewissen Widerstreben der Mechanik des Clavierinstruments, denen der Clavierspieler, wenn er nicht einmal einen Namen zu geben vermag. Man deshalb ein Clavierwirklich untersuchen, so muß man sich bitten, daß der Spieler zu spielen aufhöre. In den mittelmäßigen Claviermachern ist es demnach schwerer Vortheil, wenn er sein Instrument selbst zu vermag; er bringt dadurch manches an den Mann, daß die Aufmerksamkeit des Käufers gewiß nicht gezogen haben würde.

Die richtige Würdigung eines Clavierinstrumentes ist nicht einmal der ganzen Hand, — ein einziger ist vollkommen ausreichend; ja dieser einzige Finger oft manchen Pianofortebauer zur Verzweiflung. Man sieht namentlich kritische Aesthetiker sowohl in den Aeußerungen über den Ton von Instrumenten als in der Wirkung musikalischer Schöpfungen, ja sogar

z. B. über das Wesen wissenschaftlich zu begründender Doctrinen, z. B. unserer Harmonie, gewisser allgemeiner mystischer Phrasen zu bedienen, die oft noch an die Zeit der poetischen Naturphilosophie erinnern, einen tiefen Sinn zu beherbergen scheinen, bei welchen auch der Autor manchmal selbst etwas gedacht zu haben glaubt, in denen man aber bei genauer Analyse keine Spur einer klaren oder gar deutlichen Idee entdecken kann. Mit solchen Phrasen ist indessen gar nichts gethan. Jede Tonnuance, jede Eigenthümlichkeit eines musikalischen Instrumentes hat ihren vollen Grund in Verhältnissen, die durch die physikalischen Eigenschaften der Materialien an sich und ihre Verbindung zu einem Ganzen bedingt sind, ja man wird diese physikalischen Eigenschaften besser und besser kennen lernen, sobald man sich einmal genöthigt sieht, sich bestimmter Ausdrücke für diese Eigenschaften zu bedienen.

Zu der allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung in München lieferte Silber 3 Flügel. Der erste mit sogenanntem weißen Mahagoni furnirt und mit in Feuer vergoldeten Ornamenten garnirt, besaß die stärkste Mechanik und war in Ton den größten Erard'schen und Broadwood'schen Flügeln wenigstens gleich. Die zwei andern Flügel waren mit Palisanderholz furnirt, der eine mit Bronzeverzierungen, der andere ohne dieselben. Der prächtige Flügel aus weißem Mahagoni übertraf alles, was von Clavieren zur Ausstellung geliefert wurde. Es wird dem Schreiber dieses die Stunde unvergeßlich sein, in welcher Moscheles spielend die ausgestellten Instrumente musterte und mit sichtbarem Vergnügen wieder und wieder zu dem Silber'schen Pianoforte zurückkam, sich endlich warm spielte und in seiner schönen, klaren, leuchtenden, jeder Situation geistig sich anschmiegenden Weise mit der Duvertüre zur Zauberflöte schloß.

Im Preisgerichte selbst wurde endlich trotz der vielen, einander durchkreuzenden, patriotischen Interessen der einzelnen Jury-Mitglieder dennoch der einstimmige Beschluß gefaßt, unserm Silber die große erste Denkmünze zuzuerkennen, noch überdies mit dem Anhang: „es möge der Vorsetzende wegen der großen Verdienste, welche sich Silber

durch große Vervollkommenung der Pianofortefabrikation um Bayern erworben, diese Verdienste Biber auf irgend einem Wege im Namen der Commission zur Kenntniß der bayerischen allerhöchsten Stelle bringen.“

Das war zwar für Biber von keinem Nutzen, desto mehr waren es aber seine Glaviere, welche seinen Ruf nach allen Enden Deutschlands trugen.

Vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden häuften sich die Bestellungen so sehr, daß Biber ihnen nicht mehr genügen konnte, — da jedes Clavier, das er verkaufte, auch von seiner Hand vollendet in die Welt ging. Man sandte ihm den Preis im Voraus, und war zufrieden, nach vielen Monaten erst die bestellten Pianofortes erhalten zu können. Er hätte hinreichenden Grund gehabt, seine Fabrikation um's Dreifache zu vergrößern, aber er wäre nicht mehr im Stande gewesen, jedes Instrument mit eigener Hand zu vollenden. Trotz allem Anrathen war er nicht zu diesem Entschluß zu bringen. Er wollte sich erst seinen Sohn herangezogen haben, daß dieser im Stande wäre, in seine Fußstapfen, wie er es wollte, einzutreten. Als sein Sohn endlich 21 Jahre alt geworden, ging er ernstlich an die Realisirung dieses lang durchdachten Planes. Da überfiel ihn der erste Angriff jener Krankheit, die ihn zuletzt dem Tode in die Arme lieferte. Er betrachtete dieses Ereigniß als einen Wink der Vorsehung, von seinem Unternehmen abzustehen. Periodenweise hatte er sich von mehreren erneuten heftigen Anfällen dieser Krankheit wieder erholt, und seine alte Thätigkeit von Neuem begonnen; allein den letzten Anfällen unterlag endlich seine früher so kräftige Natur.

Ruhig einer fröhlichen Urstunde entgegensehend, ergab er sich wie in alle, so auch in diese letzte der Schickungen des Himmels, schloß seine Rechnung mit der Welt, und wünschte nur, daß, während die Kirche für seine Seele bete, vom Chore Mozarts Requiem ertöne. Eine völlige Verstopfung der Nieren, verbunden mit heftigen Secretionen machte nach langen, schweren Leiden seinem thätigen Leben ein Ende. Aus den Todesphantasien, die immer mehr und mehr seinen Geist umhüllten, tauchten sogar

noch hie und da bunte Meen zur weiteren Verbesserung seiner Instrumente auf.

Die Fabrikation geht unter der nämlichen Firma ihren alten Gang fort.

Der Verstorbene war nicht nur ein Künstler ersten Ranges, er war, was noch weit mehr ist, — ein edler Mensch im ganzen Sinne des Wortes.

Sein ganzes inneres Leben war ein Familienleben, und zwar ein Familienleben höherer Art, dessen belebende und bewegende Seele er allein war. Kein Vergnügen, nur Geschäfte entrückten ihn seinem theuren Kreise. Auch seine Arbeiter gehörten in diesen Familienkreis, und gerade dadurch hat er die tiefe Schattenseite des immer mehr und mehr um sich greifenden, entmenslichenden, fabrikmäßigen Geschäfts = Betriebes leichter gemacht und sich um München ein anderes Verdienst erworben, das der laute Markt natürlich nicht zu wägen versteht. Außer einigen, die ihm durch Verlockungen klingender Art entrißen wurden, blieben seine Arbeiter gern für die Dauer ihres Lebens um den frieblichen Herd versammelt. Er weckte in seinen Arbeitern Sinn für die Freuden schulbloßen Familienlebens, — gründete so einen blühenden Verein unter seinen Arbeitern selbst, durch welchen der Erkrankte Verpflegung, und die Familie des Verstorbenen noch eine Summe Geldes erhält.

Sich aufopfernd für alles, was ihm Verwandtschaft näher gerückt hatte, wohlthätig gegen Hilfsbedürftige jeder Art und zwar oft in großartigem Maasstabe, ohne daß es selbst die ahnten, welche am nächsten um ihn standen, lernten ihn von seiner innern Seite nur diejenigen recht eigentlich kennen, welche in nähere, tiefere Verührung mit ihm kamen. Er sprach im Umgange wenig, war eher schüchtern, sich zurückzuziehen als hervorzubringen geneigt, deshalb nie herausfordernd, aber auch von kleinen Angriffen, die dem so rasch sich Emporschwingenden Reiz und Mißgunst aller Art nicht selten bereiteten, schmerzlicher ergriffen, als das bei Menschen gewöhnlichen Schlags der Fall zu sein pflegt. Er besaß einen offenen Sinn für alles Schöne, und seine Clavieralons wurden oft der Versammlungsplatz der musikliebenden, gebildeten Welt Münchens; um einen fremden Künstler oder auch Schöpfungen junger Com-

re in einem engern Kreise zu vernehmen. Am seltsam fand er sich bei einem frugalen Mahle im Kreise guter Freunde; da wurde er heiter, mittheilend, ritzlich, ging gern in die Vergangenheit seines Lebens, und erinnerte da recht oft an manche der Kinder, lebenswürdigen Gestalten, die uns Jean Paul in seinen besten poetischen Stunden mit den lebendigsten so reizend vorgeführt.

Gewissenhaft gegen alle, war er es als Pianofortekünstler oft bis zur Angstlichkeit. Er gab kein Instrum aus seinen Händen, an welchem ihm noch irgend etwas verbessern möglich schien.

Der Verstorbene gehörte zu derjenigen Klasse von Men, deren Zahl leider immer seltener und seltener zu beginnt. Er war ein hochbegabter Künstler und noch weit mehr wiegt, — ein thätkräftiger, edler — Mann. —

Sei ihm die Erde leicht! * Schachantl.

Privilegien.

erbsprivilegien wurden verliehen:

unter'm 17. Juli 1. J8. dem Klempnermeister Carl von von Obell, auf Einführung seiner Erfindung, und in eigenthümlich construirten Gasmessern für Zeitraum von 4 1/2 Jahren.

(Reggbl. Nr. 39 v. 29. Juli 1858.)

unter'm 31. Juli 1. J8. dem Schlossermeister auf erarialgrube Mittelberbach, Johann Durin, auf hrung seiner Erfindung, bestehend in einer neu consen Schmiede-Oeffe, für den Zeitraum von 3 Jahren, dem Benjamin Elgmanna von Philadelphia auf hrung seiner Erfindung, bestehend in einem neuen hren, um fette und Del haltende Körper starr zu n, für den Zeitraum von 2 Jahren, und

unter'm 4. Aug. 1. J8. dem Bildhauer Jos. Kier von München, auf Ausführung seiner Erfindung, und in einer neuen Methode des enkaisischen Farad auf Leinwand für den Zeitraum von 1 Jahre.

(Reggbl. Nr. 42 v. 12. Aug. 1858.)

unter'm 15. Aug. 1. J8. dem Ingenieur E. G. Mann von Stuttgart, auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in einer Vertical-Sägmühl-Einrichtung und den hiezu gehörigen besonders geformten Verticalsägen, für den Zeitraum von 6 Jahren.

(Reggbl. Nr. 45 v. 25. Aug. 1858.)

unter'm 31. August 1. J8. dem Ingenieur D. G. Biegler in Winterthur, auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in selbstwirkenden Schmier-Apparaten, für den Zeitraum von 2 Jahren.

(Reggbl. Nr. 49 v. 14. Sept. 1858.)

unter'm 13. Nov. 1. J8. dem Bijouteriewaaren-Fabrikanten J. J. Huber von Genf, auf Einführung seiner Erfindung, bestehend in Anfertigung von Bijouteriewaaren mit beweglichen Theilen, für den Zeitraum von 3 Jahren, und

unter'm 23. Nov. 1. J8. dem Director des Bahreuther Bohrvereins, Georg Kolb von Leine, auf Ausführung seiner Erfindung, bestehend in einer eigenthümlichen Methode des Bergbohrens mit einem Drahtseile, für den Zeitraum von 4 Jahren.

(Reggbl. Nr. 63 v. 2. Dec. 1858.)

unter'm 29. Nov. 1. J8. den John und Ezra Fartham von Kimberbrud in der Grafschaft Chester, auf Einführung ihrer Erfindung, bestehend in einem Systeme zur Erzielung einer bewegenden Kraft mittelst rotirender Maschinen, die durch Dampf oder comprimirt Luft getrieben werden, für den Zeitraum von 3 Jahren.

(Reggbl. Nr. 66 v. 14. Dec. 1858.)

Gewerbssprivilegien wurden verlängert:

unter'm 31. Juli 1. J8. das dem Mechanikus Georg Lerzer von München unter'm 30. Juni 1853 verliehene, auf Anfertigung einer eigenthümlich construirten Thurmuhre mit nur einem Gewichte, für den Zeitraum von weiteren 2 Jahren.

(Reggbl. Nr. 42 v. 12. Aug. 1858.)

unter'm 15. Aug. 1. J8. das dem Marciß Waltenberger unter'm 29. Juli 1851 verliehene, inzwischen

auf Anton Reischmann von Ringenberg, dann auf Katharina und Anton Reischmann von Deggenborn eigenthümlich übergegangene, auf Bereitung von Schnell- und Thranwische für den Zeitraum von 1 Jahre.

(Rggöbl. Nr. 45 vom 25. Aug. 1858.)

unter'm 7. Oct. 1. Jg. das dem Professor Joseph Schlotthauer unter'm 5. Aug. 1857 verliehene, auf eine eigenthümlich construirte Maschine zur Correction der Flußbette für den Zeitraum von weiteren 2 Jahren.

(Rggöbl. Nr. 53 v. 15. Oct. 1858.)

unter'm 28. Oct. 1. Jg. das dem Heinrich Reiner unter'm 29. Oct. 1851 verliehene, inzwischen durch Kauf an Carl Feuchter, von München eigenthümlich übergegangene, auf ein eigenthümliches Verfahren bei der Färbereitung sowie bei farbiger Bedruckung gefärbter Stoffe, für den Zeitraum von 1 weiteren Jahre.

(Rggöbl. Nr. 58 v. 17. Nov. 1858.)

unter'm 26. Nov. 1. Jg. das dem Hermann Beckmann in . . . unter'm 17. Nov. 1856 verliehene, auf Bereitung einer blauen und violetten Broncefärbung, für den Zeitraum von weiteren 2 Jahren, dann

unter'm 29. Nov. 1. Jg. das der Maasfabrikantensfrau Anna Kraus unter'm 18. Nov. 1848 verliehene, inzwischen durch Kauf an Therese Spiegel von München eigenthümlich übergegangene, auf ein eigenthümliches Verfahren bei Zubereitung und Einmachung von Pflanzengewächsen und Gemüse für den Zeitraum von 1 weiteren Jahre.

(Rggöbl. Nr. 66 v. 14. Dec. 1858.)

Gewerbssprivilegien wurden eingezogen:

das dem Schreinergehilfen Joh. Phil. Streng von Fürth unter'm 3. Jan. 1857 verliehene 3jährige, auf ein eigenthümliches Verfahren bei Verzierung von Arbeitskästchen, Toilettenspiegeln, Chatoullen, Schmuck- und Tabakskästchen mit Perlmutter und Metall, wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindung.

(Rggöbl. Nr. 37 v. 20. Juli 1858.)

das dem Lederfabrikanten Christian Knoderer von Straßburg unter'm 3. August 1857 verliehene 2jährige, auf ein verbessertes Verfahren in der Schnellgerberet, und

das dem Schmiedmeister Lucien Arbel Deslaffleur in . . . unter'm 2. Febr. 1858 verliehene 1jährige, auf Anfertigung eigenthümlich construirter Räder für Eisenbahnwaggons, beide wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen.

(Rggöbl. Nr. 45 v. 25. Aug. 1858.)

das der Baumwollenspinneret und Weberet zu Aalen im Großherzogthum Baden unter'm 11. Aug. 1857 verliehene 4½jährige, auf eine eigenthümliche Zettelspannung mit selbstwirkendem Regulator an mechanischen Webestühlen, und

das dem Schreiner- und Zimmermeister M. Reifenskiel unter'm 7. März 1856 verliehene 5jährige, auf Herstellung von Fußböden ohne Nägel und Schrauben, beide wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen.

(Rggöbl. Nr. 53 v. 15. Oct. 1858.)

das dem Laemlein Reichmann und dem Gerfon Naumburger in . . . unter'm 28. Sept. 1851 verliehene 8jährige, auf Fabrikation von grünem und blauem Ultramarin, wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindung.

(Rggöbl. Nr. 54 v. 20. Oct. 1858.)

das dem Dr. Aug. G. Schferth von Langensalza unter'm 24. Oct. 1857 verliehene 4½jährige, auf Anwendung des gereinigten Schwefelkohlenstoffes zum Betriebe von Dampfmaschinen u., und

das dem Rufus Lapham von New-York unter'm 26. Oct. 1857 verliehene 3jährige, auf eine verbesserte Vorrichtung, um den Wasserstand in den Dampfmaschinen anzuzeigen u., beide wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen.

(Rggöbl. Nr. 58 v. 17. Nov. 1858.)

das dem Jak. Rietter u. Comp. von Winterthur unter'm 19. Nov. 1857 verliehene 5jährige, auf selbstthätige Spinnmaschinen, und

das dem Silberarbeiter Peter Ruffatner von Schwaben unter'm 17. Nov. 1856 verliehene 4jährige, auf eine eigenthümlich construirte Maschine zur Anfertigung von edlen Metallen, beide wegen nicht geleisteten Nachweises der Ausführung dieser Erfindungen.

(Rggöbl. Nr. 63 v. 2. Dec. 1858.)

Nachweis zu den Zeichnungen.

Blatt I.

- 1 — 11. Dachdeckung mit Theerpappe. (S. 65.)
- 12 — 13. Watremez's Vorrichtung zur Verhinderung der Dampfkessel-Explosionen. (S. 78.)
- 14 — 16. Bülter's Habernschapparat. (S. 79.)

Blatt II.

- 1 — 12. Warberot's Eisenbahnschienenhalter. (S. 140.)

Blatt III.

- 1 — 6. Sharp-Furnival's Bohr-, Stoß- und Ruthmaschine. (S. 147.)
- 7 — 15. Bergeat's Rheostat. (S. 153.)

Blatt IV.

- 1 — 8. Sharp-Stewart u. Comp. Verbesserte Locomotive. (S. 226.)

Blatt V.

- 1 — 10. Belleville's horizontaler Dampfzylinder. (S. 251.)

Blatt VI.

- 1 — 9. Mannhardt's neue Thurmuhren. (S. 272.)

Blatt VII.

- 1. Zimmermann's Orgelmanual-Kuppelung. (S. 385.)
- 2 — 6. Rühlmann, über die beste Dampfkessel-Construction. (S. 387.)
- 7 — 8. Picard's hohle Schleifsteine. (S. 416.)
- 9 — 10. Garand's Kuppelung. (S. 543.)
- 11. Gerrott's Pferdegeißel. (S. 559.)

Blatt VIII.

- 1 — 12. Schubarth, Dr., E. G., Vorrichtungen bei der Salzsäurefabrikation. (S. 504.)

Blatt IX.

- 1 — 6. Western's Pressverfahren für Runkelrüben. (S. 539.)

Blatt X.

- Fig. 1 — 19. Meißner's rauchverzehrende Feuerungen. (S. 598.)
Fig. 20 — 21. Schlumberger's Tenoxère (Spiraltrockenmaschine.) (S. 611.)

Blatt XI.

- Fig. 1 — 5. Moore's Nähmaschine. (S. 668.)
Fig. 6 — 7. Knoderer's Schnellgerberei. (S. 663.)

Blatt XII.

- Fig. 8 — 15. Knoderer's Schnellgerberei. (S. 665.)
Fig. 16 — 17. Galy-Cazalat's Apparat zur Fabrikation von Schwefelkohlenstoff. (S. 705.)
-

Nachweis zu den Holzschnitten.

- S. 28 — 32. Vogel's Pinzetten und Instrument zur Beschleunigung des Metallsägens.
S. 114. Lapham's Wasserstandsregulator für Dampfkessel.
S. 542. Siry Lizar's Vervollkommnung der nassen Gaszähler.
S. 545. Wüder's geruchlose Abtritte.
S. 593. Heidner's Sinus-Elektrometer.
S. 621. Nussinger's patentirte Dachziegel.
-

Wattemez. Vorrichtung gegen
Dampfkessel Explosion

Fig. 1

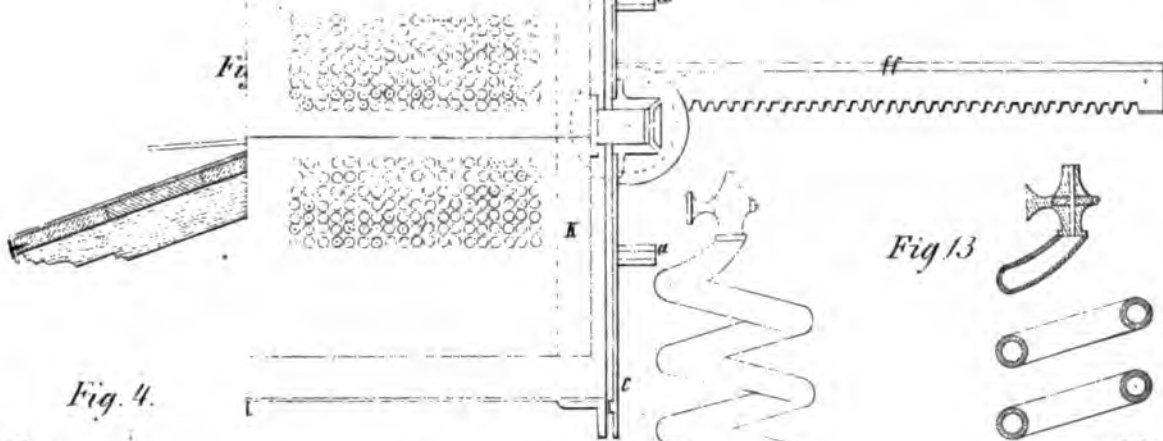


Fig. 4.



Headstock Fig. 12.
aparat.

Fig. 14.

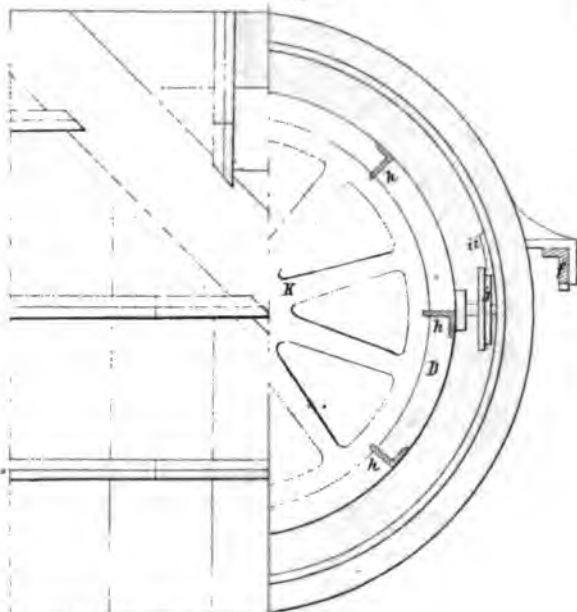


Fig. 16.

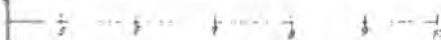
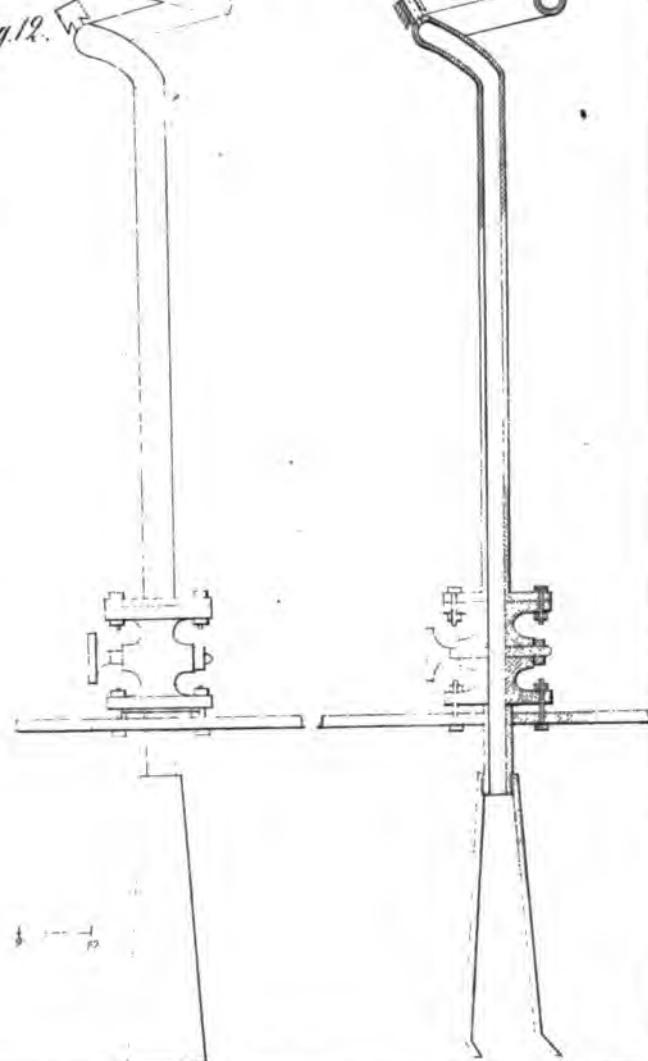
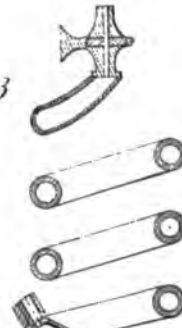


Fig. 13



F
TI

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

Fig. 4.

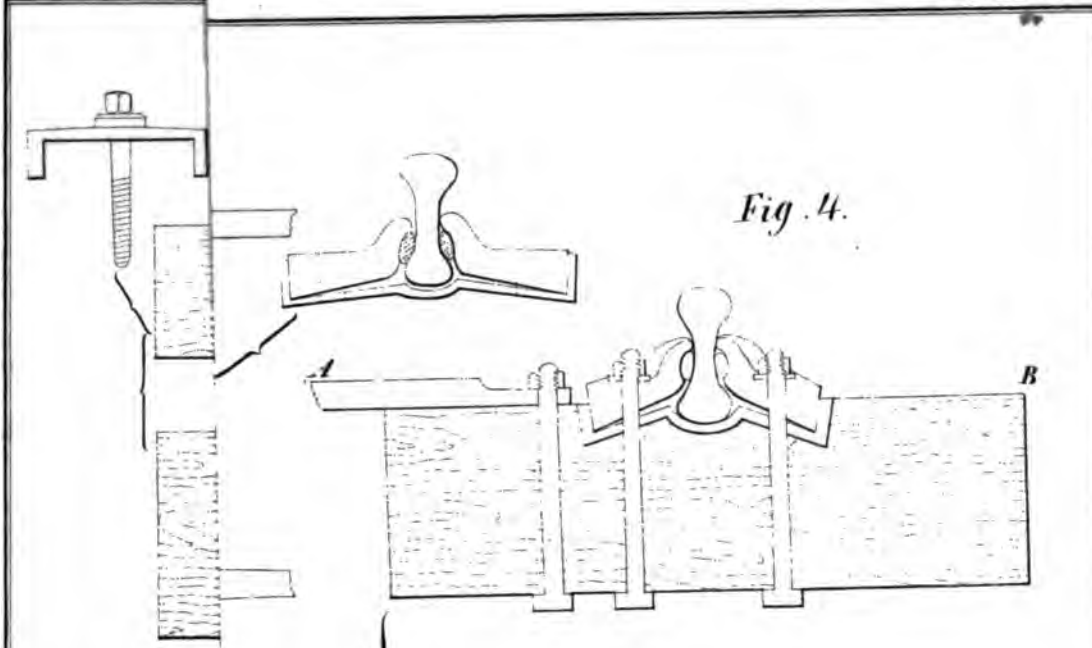


Fig. 12.

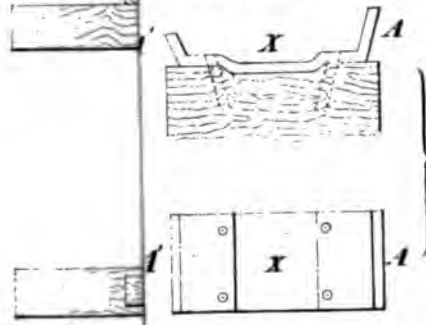
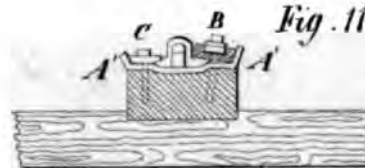


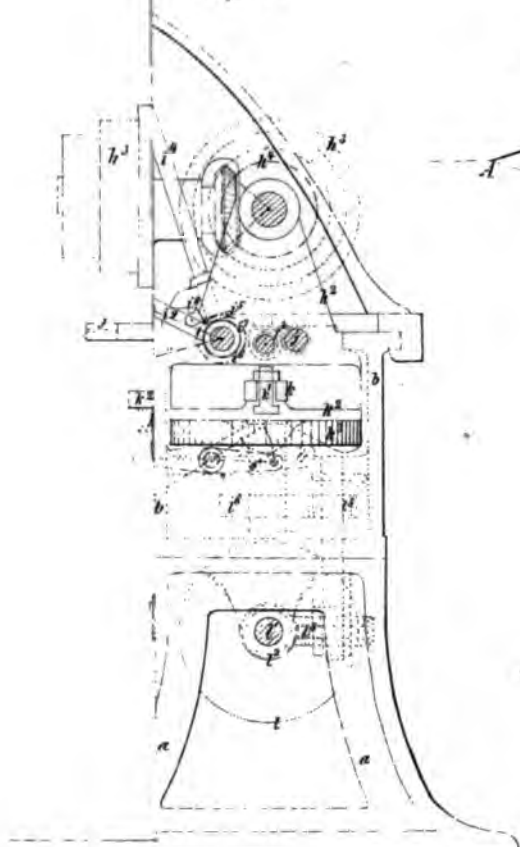
Fig. 11.



P
J
TU

RECTOR LEMBA
ALDEN FOUNDATIONS

Fig. 1.



Bergcat's Rheostat.

Fig. 7.



Fig 8.



Fig. 9.

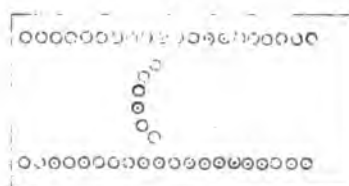


Fig. 13.

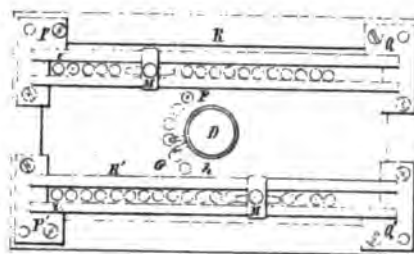



Fig. 10° 

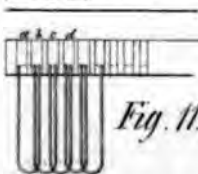


Fig. 11.

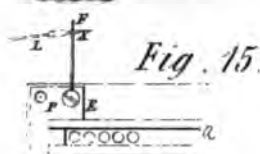


Fig. 15.



Fig. 14.

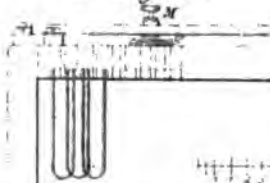
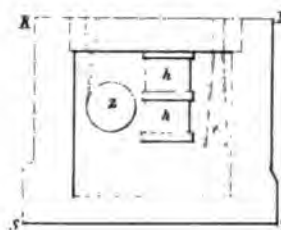
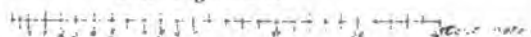


Fig. 12.



Für Fig. 7-15



PI
TI

2021
2021
2021

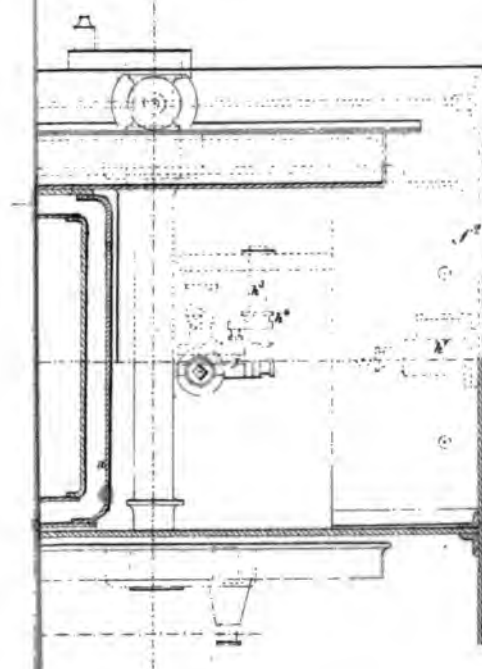
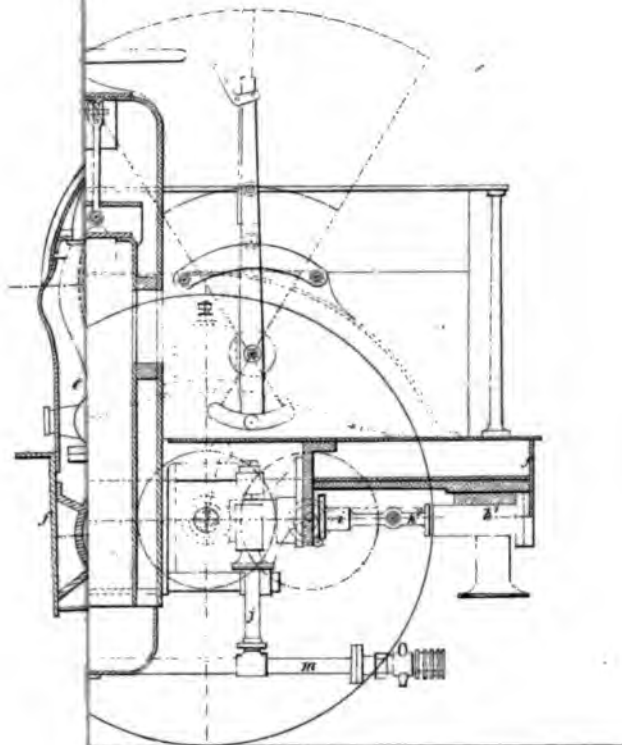


Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.

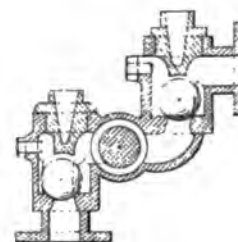
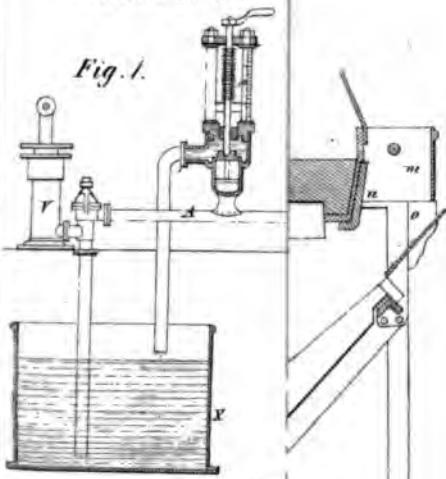


Fig. 8.



Temperatur-Regulator
1/2 natürl. Grösse.

Fig. 1.



Section nach 1.2.

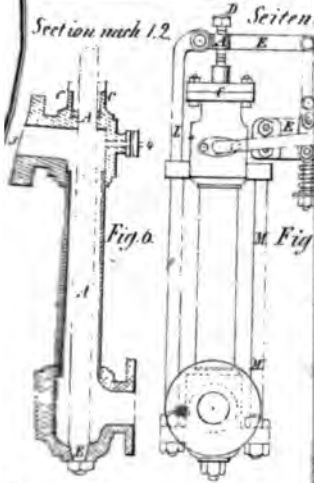


Fig. 6.

M Fig.



Fig. 8.

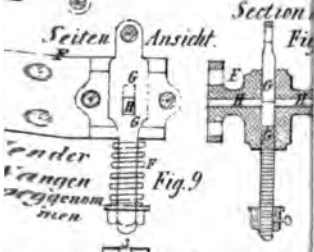


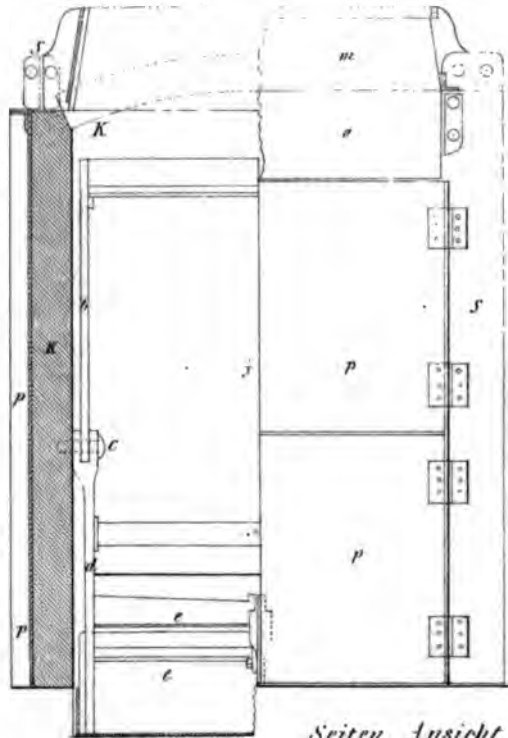
Fig. 9.



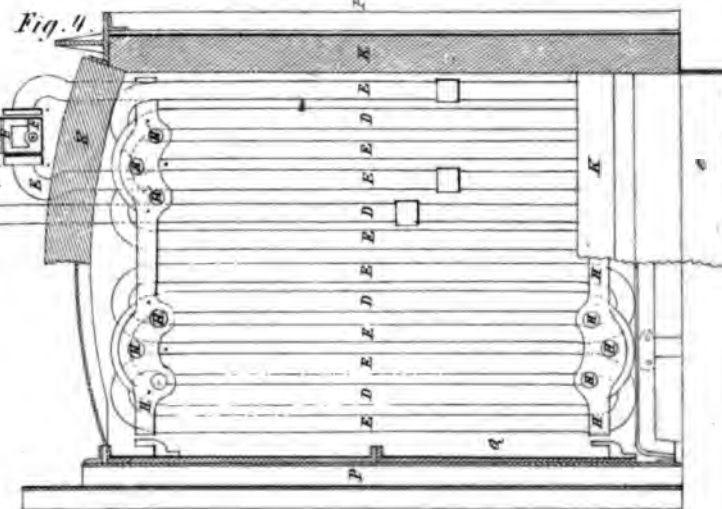
Fig. 11.

Schnitt der Vorder-Ansicht.

Fig. 3.



Seiten-Ansicht.
Durchschnitt nach C. D.



TL

...

Fig. 3.

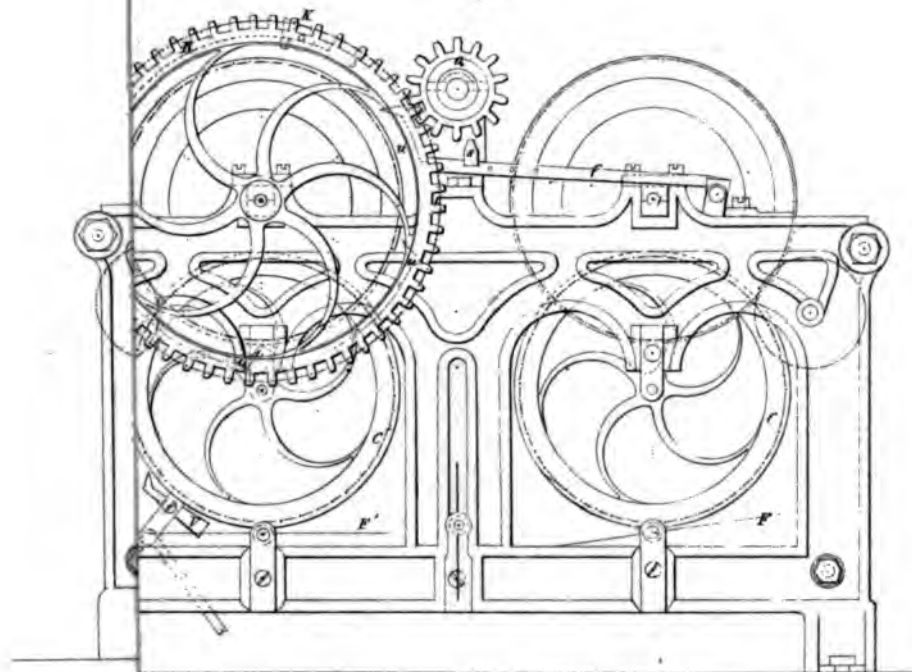
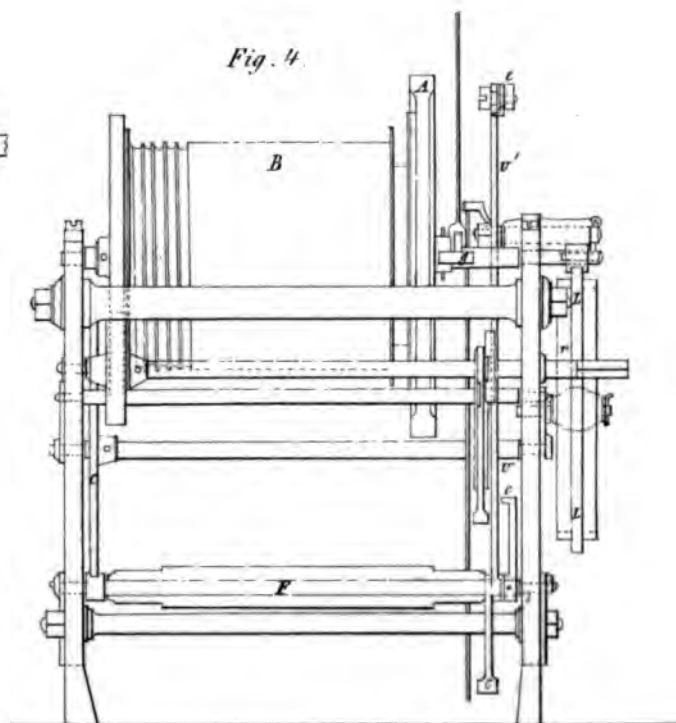


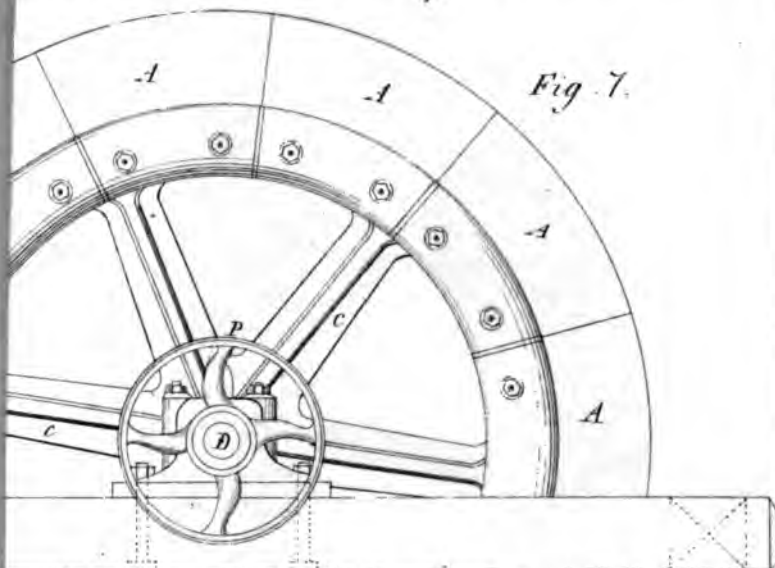
Fig. 4.



ATTN

TII

d's hohle Schleifsteine.



Garand's Kuppelung.

Fig. 9

Fig. 8.

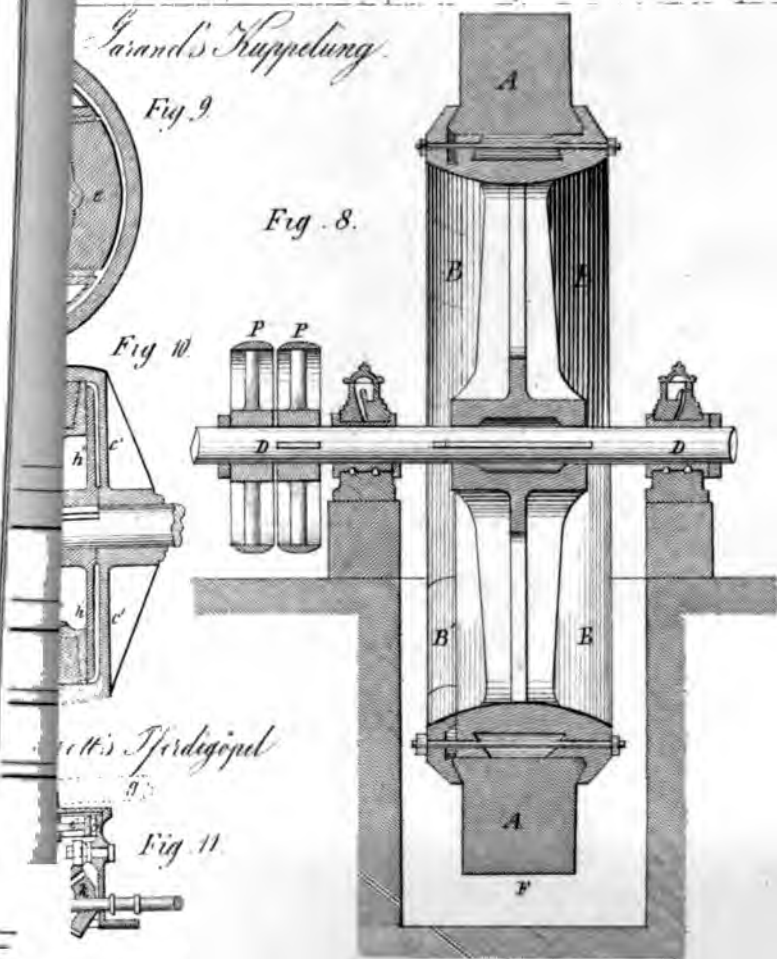
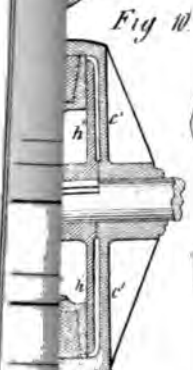


Fig. 10

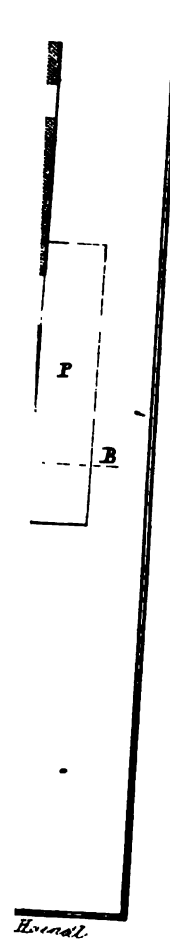


Garand's Pferdewagen

Fig. 11



Blatt V.



P
A
TH

Fig. 4.

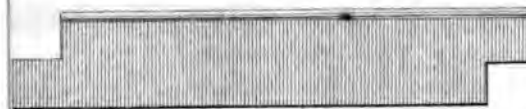


Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.

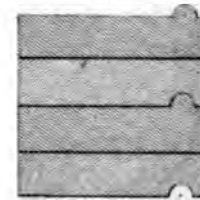


Fig. 8.

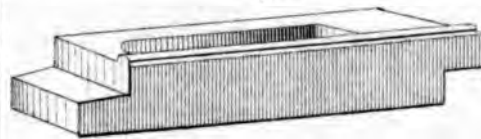
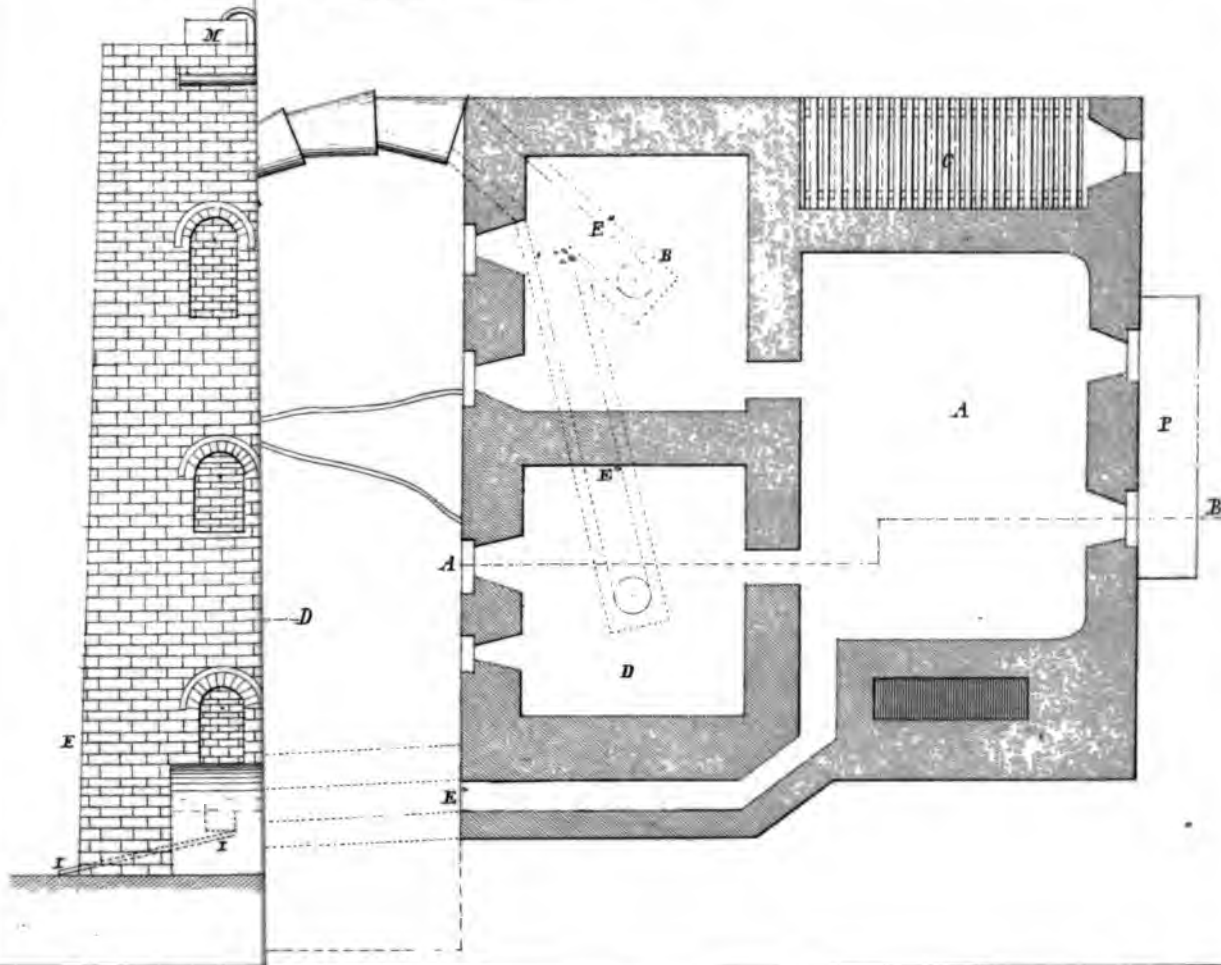


Fig. 9.



1

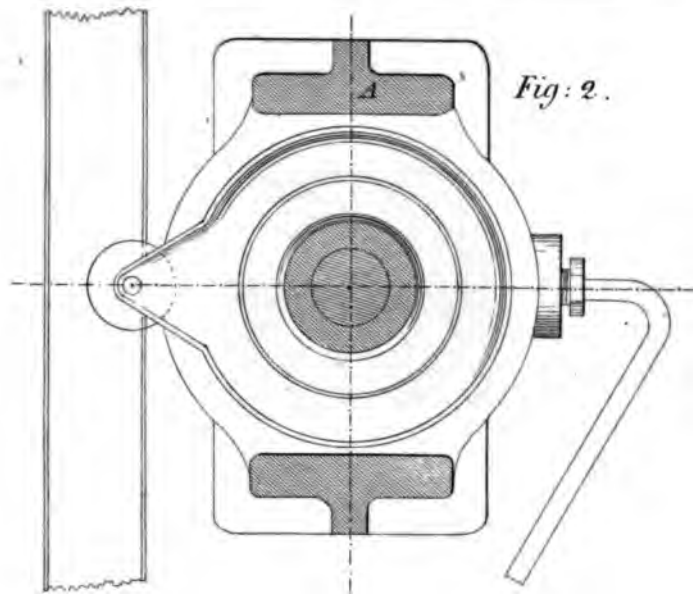


Fig. 2.

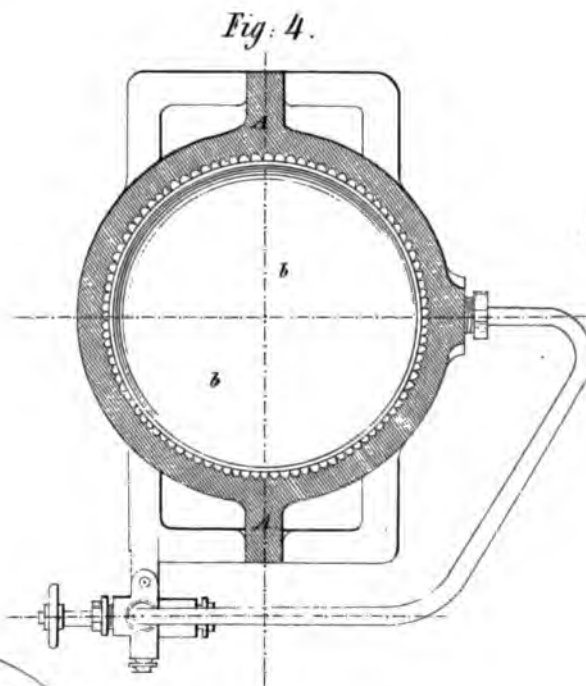


Fig. 4.

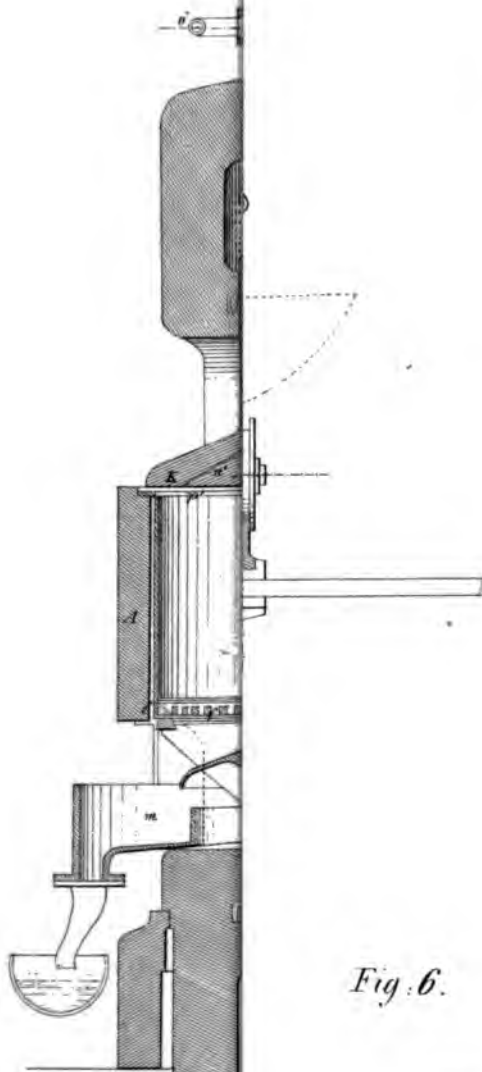
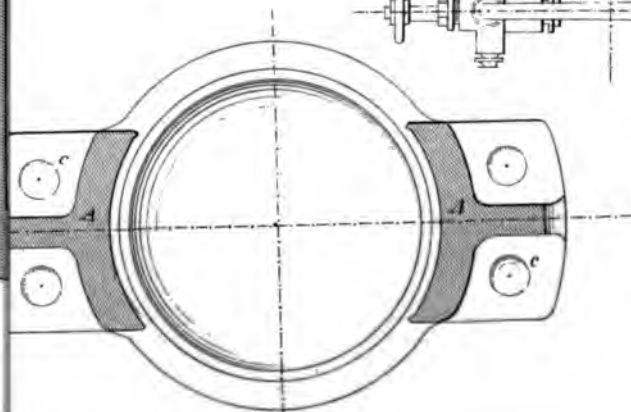


Fig. 6.



*Fenestre oder
Spiraltrockenmaschine*

Fig. 20.

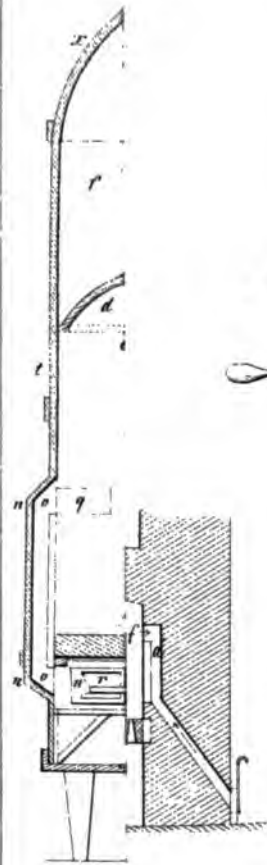
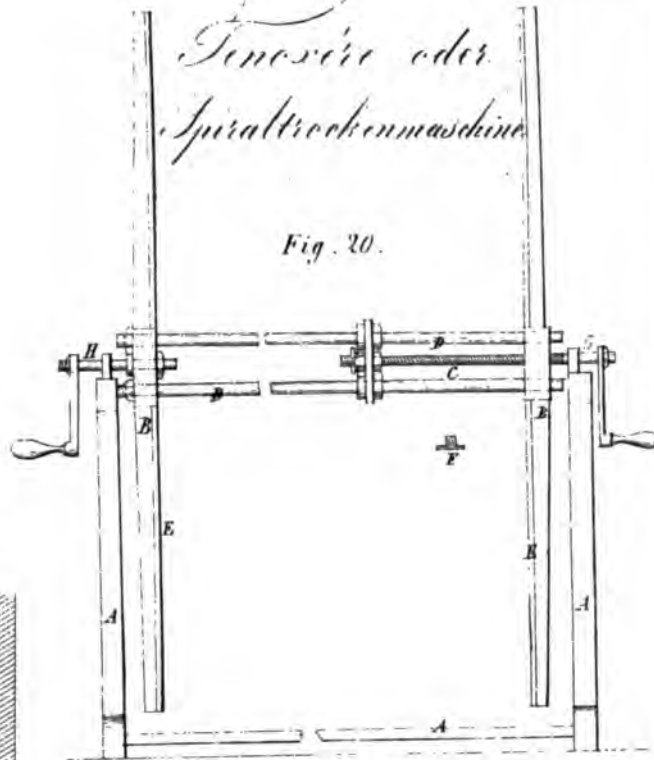
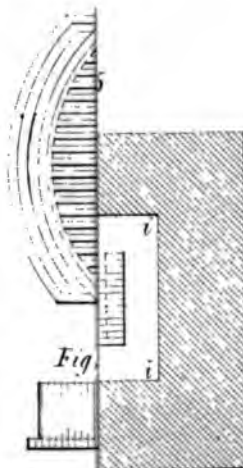
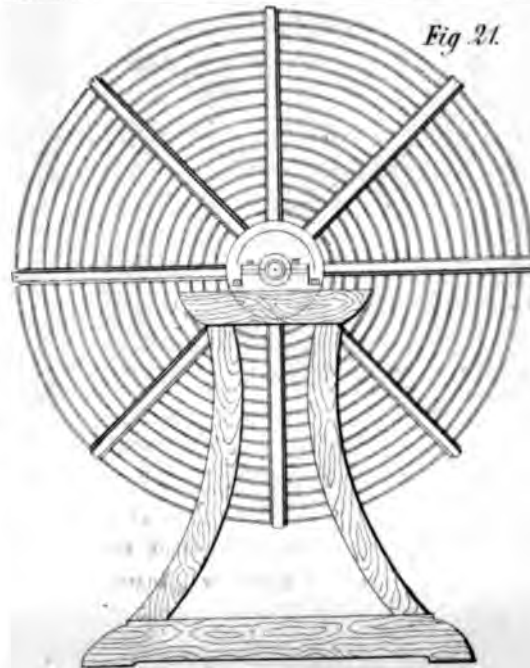


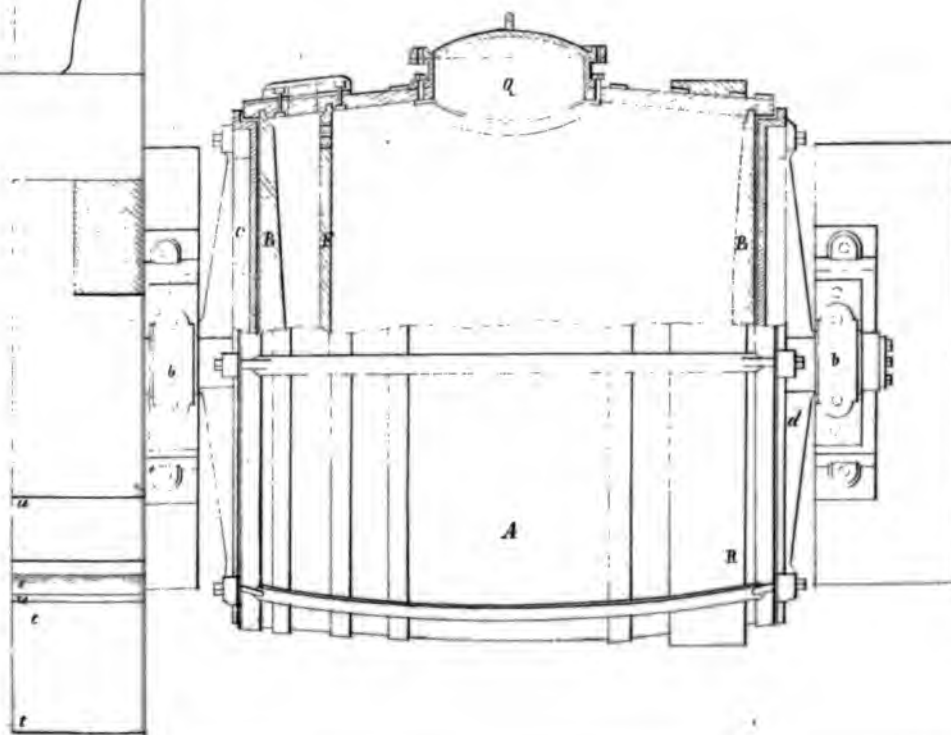
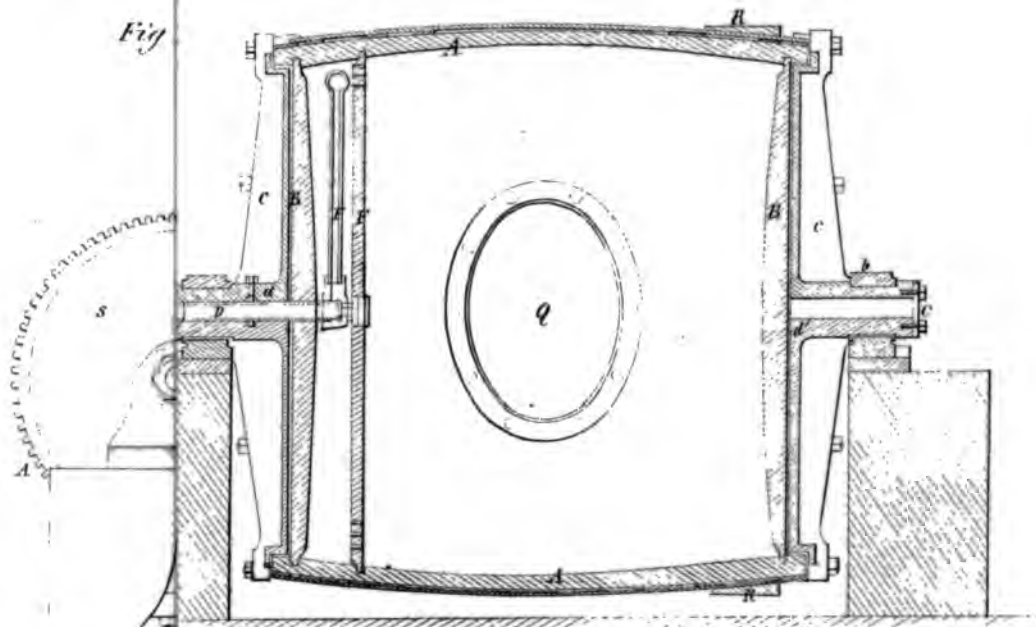
Fig. 21.



2

Schnellgerberei

Fig



T
PU
A
TIL



Fig. 13.

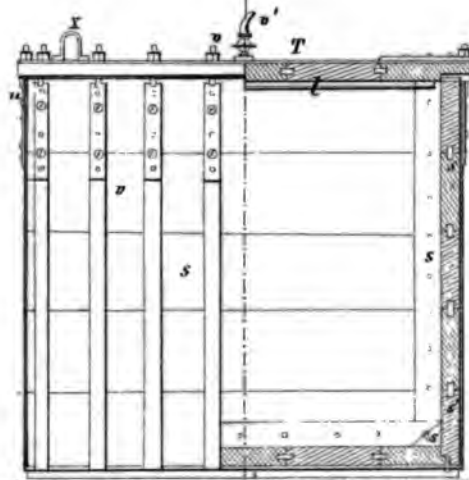


Fig. 15.



Apparat zur Fabrication von Schwefelkohlenstoff.

Fig. 17.

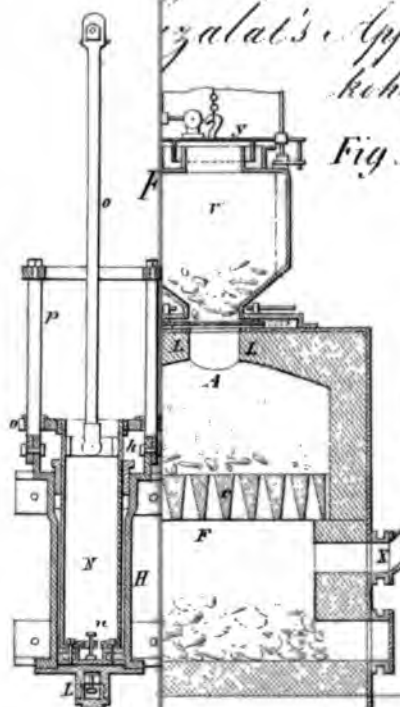
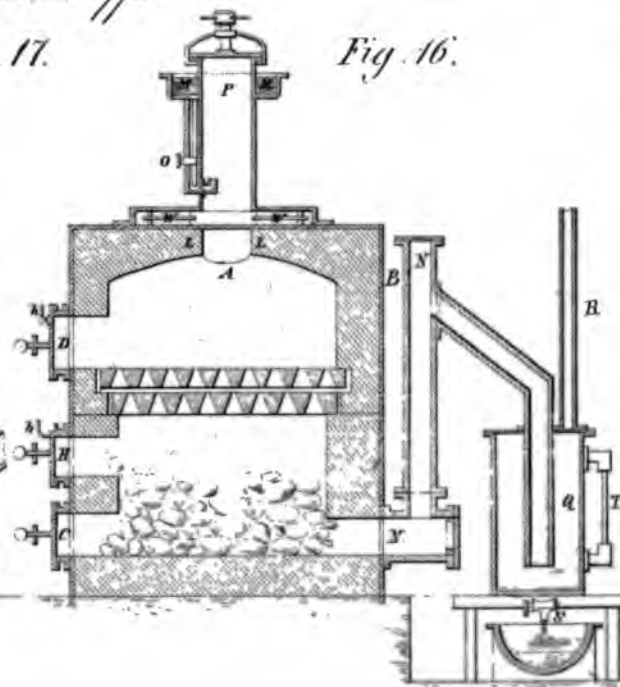


Fig. 16.



1971

3

42



**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]



